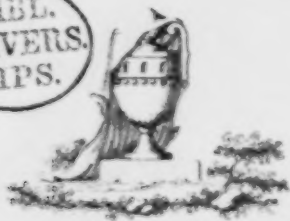


11/11

leaf. : Horse, Pump

Arnen der Frauen.

Dialogen und Fabeln.



Hannover.

in Commission der Kistner'schen Buchhandlung

1799





Vorrede.

In der Hoffnung, durch die Bekanntmachung dieser Blätter einen kleinen Beitrag zur angenehmen und nützlichen Lectüre zu geben, übergab ich sie dem Drucke. Ob diese Hoffnung zu kühn ist, das zu entscheiden überlaß ich gebildeten

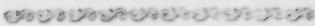
Lesern und Kritikern, welche Kenntnisse
und Geschmack mit Rücksicht verbinden.
Nur bitte ich diese letzteren ihr Urtheil —
was leider nicht selten unterlassen wird —
mit Gründen zu belegen.

J. C. M.

Nennen der Trauer.

- I. Schein und Wahrheit.
- II. Der Gehast.
- III. Neue ohne Trost.
- IV. Grundhaft und Größe.





Erstes Kapitel

Charaktere.

Tief in Gedanken versunken lag Wilhelm von Wangen auf seinem Zimmer. Sein Kopf ruhte in seiner linken Hand, in der rechten hielt er Shakespeares unvergleichliches Trauerspiel: König Lear.

„So vermag mich also nichts mehr zu fesseln?“ sprach er endlich, da er sich aus seinem trübenden Traume weckte, „nicht mehr Ossians Bardenslieder, nicht mehr Shakespeares gigantische Helden? Noch immer verweht es ihr bei

den edlen Sänger mir Ruhe ins Herz zu zaubern, noch immer lieet ihr mich vergessen, was ich vergessen wollte, was raubte euch eure Kraft? — — Und doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wenn mir nun wirklich ein mitleidiger Wein aus einem Tropfen aus Lethe’s Zauberwellen reichte, würde ich ihn trinken? wchte ich sie denn vergessen, ist der Wunsch, sie nie gesehen zu haben, nicht erknft? — Ewige Widersprüche! — Wo find ich meine Ruhe wieder? — — Sollte Thätigkeit, rastlose Thätigkeit sie mir wiedergeben?“

So sprach er, setzte sich an seinen Schreibtisch, und versuchte zu arbeiten, aber es ist leicht einzusehen, daß, da Shakespeare, dieses Genie, dem der Zustand der Könige so bekannt war, als der der Bettler, dem es die Natur mit allzuverschwendrcker Hand verliehen hatte, einen Hamlet, Macbeth, Brutus, und — einen Gallus und Kaliban schildern zu können mit gleicher Vertreflichkeit, vor dem die geheimsten Gaben

ten des menschlichen Herzens gebüet da lagen —
 Wilhelms auf einen Punkt gedrängte Gedanken
 nicht von demselben abzuleiten vermochte, es
 schwerlich den Berufsgeichäften Wilhelms, als
 Aüßer, gelingen konnte.

„Ei, guten Morgen, Wilhelm, guten Mor-
 gen“ — mit diesen Worten trat der Major von
 Wangen, Wilhelms biederer Pädagoge ins
 Zimmer.

Wilhelm. Guten Morgen, mein Vater.

Major. Schon wieder so fleißig? — — nun
 nun, es ist lobenswerth, aber —

Wilhelm. Ich verdiene kein Lob, mein Vater.

Major. (fortfahrend) Aber diesen Morgen
 hättest du doch außer dem Zimmer genießen
 sollen.

Wilhelm. Schon früh um fünf Uhr ging ich
 vor das Thor.

Major. Schön, schön! — Wahrhaftig: es ist auch ein herrlicher Morgen! — Ja, wahrlich, wir Deutschen können zwar über eine zu kleine Anzahl von Gedichten auf den Map, der oft die hyperbolischen Lobeserhebungen keinesweges verdient, keine Klage führen; aber, ob ich gleich zum Dichter verderben bin, dem Himmel sey's geslagt! so könnte ich mich doch wol verleiten lassen, ihre Anzahl mit einem zu vermehren, das sich auf Velinpapier gedruckt, nicht übel ausnehmen würde. Nicht wahr?

Wilhelm. (in Gedanken) Sehr recht, — sehr wahr. —

Major. (lachend) Was sagte ich denn?

Wilhelm. Sie meinten — — daß —

Major. Ich meine nicht, ich weiß, daß die Wände allein meine Zuhörer gewesen sind. (ernst) Wilhelm, du haßt dich seit einiger Zeit verändert, und diese Veränderung mißfällt mir.

Du bist nicht mehr der heitere, scherzende Jüngling. Du bist still, fast immer ernst, suchst die Einsamkeit —

Wilhelm. Lieber Vater — vergeben Sie — vielleicht vorübergehende Grillen.

Major. Knechtchte? — Du hattest sonst keine Grillen, die Dich länger als eine halbe Stunde aufs höchste beschäftigten. Lieber Wilhelm, daß Du Dein Vertrauen nicht leichtsinnig verschenkst, daß Du erst bei dem, der Deine Geheimnisse zu wissen wünscht, prüfst, wie es bei ihm auf der linken Seite beschaffen ist, — ist gut, und der Klugheit gemäß, aber — — mich kennst du ja, mir kannst du trauen.

Wilhelm. O mein Vater, wo wäre der Puls bei Ihnen, der nicht für Tugend und Rechtschaffenheit schlägt, wo wäre die Falte in Ihrem Herzen, in die sich nur ein Gedanke vom Falschen geschlüpfen hätte! — O, Herr Major, Ihnen, und Ihrem Namen verdanke ich ja alles, ich war verz

lassen, verlassen von Allem, und sie retteten mich
Hülfslosen, wurden mir Vater, da ich den, der
mir das Leben gab, nie sah. Ihnen ver-
dank ich nicht allein meinen Unterhalt — das
wäre wenig — auch meine Kenntnisse, meine
Jugend, mein Herz.

Major. Ich bitte Dich höre auf, mir wird
feuerheiß. — Und nun vertraue Dich mir.

Wilhelm. Ja, ich will, ich muß mein Herz
öfnen. — Ich liebe.

Major. (springt auf und fällt ihm um den
Hals) Je, Herzenskunge, das ist ja excellent! —
Thut der Mensch nicht, als hätte er einen Plan
zu einer Verschwörung wider den Staat auf dem
Herzen? und am Ende ist's Liebe.

Wilhelm. Herr Major!

Major. Nun habe ich nicht recht? — schämst
Du Dich Deiner Liebe? (im ernsten Tone)
Wilhelms Wahl ist gewiß auf ein edles Mäd-
chen?

Wilhelm. Ja, bei Gott, das ist sie, o sie ist ein herrliches Mädchen! — Ich will, ich kann sie Ihnen nicht beschreiben, nicht ihre Reize Ihnen zerfließen, ich will den Dichtern keine Beschreibungen abborgen, die doch alle todt bleiben. Ihr Bild ist in ~~meinem Herzen~~, ~~Doch~~ was rede ich von ihren äußeren Reizen, die sie selbst, wie alle, mit denen die Natur sie schmückte, kaum zu kennen scheint; diesen würde ich widerstanden haben, aber mit ihnen verchwistert ist der feinste Verstand, ohne schulgerechte Gelehrsamkeit, ein Talent zum Witz, dessen Züllhern sich nur zum Vergnügen öfnet, dessen Stachel niemand empfindet, weil er nie in Earsasmen ansetzt, und ein Herz, jedem schönen Gefühle, jeder edlen Regung offen, ein Herz — zu gut für diese Welt.

Major. Du schilderst ein Ideal.

Wilhelm. Ein realisirtes Ideal.

Major. Nun das ist ja herrlich, solche Wahl

erwartete ich auch von meinem Wilhelm. —
Aber weher deine Trauer?

Wilhelm. (mit tiefem Seufzer) Ich liebe
hoffnungslos.

Major. Das wäre — — hm — doch das ist
wahrscheinlich nicht wahr — — (schnell) Ihr
Name?

Wilhelm. Julie von Kronen.

Major. Julie von Kronen?

Wilhelm. Ihr Geschicht, mein Vater, laßt mich
Erfahren und Mitleiden lesen!

Major. Wilhelm — Deine Wahl ist schön,
aber — ihr Vater...

Wilhelm. Ich weiß, was Sie sagen wollen; —
Julie ist reich, — ich: arm, ohne Ausichten, ein
Nichts ohne Sie. O ich kenne mein Unglück.
Nie werde ich es wagen, um die Hand eines Mäd-
chens zu werben, um dessen Günst Grafen hup-
fen. Ich bin arm, aber stolz. O, bei Gott,
und liebe mich auch Julie innig — mit eben so

heißem Gefühle, als das, was mich befezt, unsre Herzen würde doch nie des Priesters Segen binden, — denn, wenn ich auch meinen Stolz überwinden, zu Juliens Vater treten, seine Hand fassen, und mit stehendem Blicke sprechen würde: Vater, gib mir deine Tochter, sie ist mir Alles, ohne sie ist mir das Leben ein Nichts, — — würde er nicht mit verzerrtem Lächeln antworten müssen: Dir? — meine Tochter? Der Mann, der sie als Gattin heimführen wird, muß nicht die Feder; — rein den Commandestab, wo nicht den Szepter führen!" — —

Major. Ich höre meinen Wilhelm! — Aber Du weißt, — ich kenne den Baron. Es ist kein Mann von schlechtem Herzen; wie es die Menge, die nach der trüglichen Außenseite die Menschen beurtheilt, wol glauben mag.

Wilhelm. Dafür hielt ich ihn nie, aber ich finde mich nicht in ihm seit den zwei Monaten, das ich ihn durch Sie kenne.

Major. Er ist kalt, verschlossen, und zurückhaltend. — Einem Munde entwindet sich selten ein Lächeln, selten ist die Stirn, auf der der Gram tiefe Furchen gezogen, heiter. Im ganzen großen Gewühle der Menschen ist keiner, der sich rühmen könnte, sein Freund zu sein, keiner, der an seinem Herzen gerührt hätte.

Wilhelm. Das ist schrecklich!

Major. Ich bin einer von den äusserst wenigen, denen er traut. Seit sechs Jahren kenne ich ihn, und es gelang mir, das Vertrauen dieses rechtschaffenen, verkannten Mannes zu erlangen.

Wilhelm. Für mich ist also keine Hoffnung?

Major. Wilhelm, höre mich ruhig an. Du bist nicht arm, längst hatte ich Dich ganz zu meinem Erben eingesetzt. (Wilhelm will reden) Ich weiß was Du sagen willst, Du willst mich an meinem Neffen erinnern, er hat genug Vermögen von meinem guten verstorbenen Bruder. Schon längst kamen wir hierin überein, und ich versichere

Dich, wenn Jemand eine größere Freude darüber haben konnte, als ich, so war erst.

Wilhelm. Sie sind zu edel — — zu großmüthig gegen mich — Sie und Ihr Herr Neffe — ich kann — ich darf von dieser Güte keinen Gebrauch machen.

Major. Laß das — Ich will es, Du mußt. Aber — nun sieh, hiebei wird Dir auch das größte Vermögen keine Dienste thun.... Du kennst den Grafen Wangen?

Wilhelm. Er ist nicht werth, daß sein Name von so einem Biedermann ausgesprochen wird.

Major. Auch mir gefällt er nicht, — — er kann niemanden frei ins Gesicht sehen, und das ist ein böses, böses Zeichen, — — ist Dir seine Bewerbung um Juliens Hand schon bekannt?

Wilhelm. Wangen? um Julien? — Ha, das wäre fürchterlich! der Diamant in der Hand eines Räubers? die Unschuld am Tadel des Lasters?

Major. Mir fiel Agerochos und Glycere in
 Mathiäus's Mitleidigem Märchen ein. — —
 Er ist reich, sehr reich, aber der Baron fragte
 nicht danach, und wies ihn ab.

Wilhelm. Seine Pflicht.

Major. Wahr, aber wie klingt das Urtheil
 über den Baron Banaen? wenige schwache
 Stimmen, worunter die unsrigen gehören, aus-
 genommen, stimmen alle dafür, er sey ein lies-
 kenwürdiger Mann.

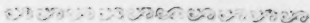
Wilhelm. Die Stimme der unterdrückten Un-
 schuld verhallt in seinen Gemächern, die Stimme
 der Feigen eilt ins Gebiet der Schmeichelei, die
 Stimme der Redlichen schlummert am schweigen-
 den Tüfen der Wahrheit. O es ist schändlich!

Major. (reicht ihm die Hand) Das war
 Wahrheit. — — — Sieh, lieber Wilhelm, das
 Einzige wodurch Du zur Hand seiner Tochter
 gelangst, ist, daß Du ihm gefällst.

Wilhelm. Um ihren Beisitz, o was that ich

da nicht, o ich wollte Alles thun, Alles, was mit Ehre und Tugend in keinem Strelte ist, — muß ich erst glänzende Bedienungen haben, ehe ich zu ihrem Besitze aelange, wohlan, so will ich an der Hand des ausdaurenden Fleißes in das tiefste Mark der Wissenschaften dringen, um dem Staate sie abzutrocken, ist „Gefahr“ die Brücke, die zu ihrem Besitze führt, — mit starkem Arme will ich das tausendköpfige Laster bekämpfen, nichts scheuen, und stellte sich ewiges Grab in meiner Laufbahn mir in den Weg, — für sie ist mir nichts zu schwer.

Major. Wäre Julie meine Tochter, sich, Wilhelm, der schönste Tag meines Lebens sollte der seyn, an dem ich sie Dir zuführen könnte — o dann Wilhelm — — wollt ich glücklich seyn. — Indes — — audaces Fortuna iuvat! — laß den Muth nicht sinken. (sieht nach der Uhr) Wie die Zeit läuft! — Adieu, Wilhelm, ich muß zum Oberrsten. (geht ab)



Zweites Kapitel.

Muth!

In einem Hauch von Empfindungen verließ Wilhelm den Vater. — Das Hinderniß: Armut, welches seine Phantasie zu dem Unglücks-Ideale gebildet hatte, an dem alle seine süßen Träume, alle seine reizenden Hoffnungen in ihr Nichts zerbrechen würden, war wegeräumt — aber mit Aienkraft stellte sich seinem Glücke ein anderes: größtes Ungethüm in den Weg, — der menschenfeindliche Sinn von Julius' Vater, Zwar war Wilhelm's tiefblickendem Auge, ob er gleich, wie wir aus vorigem Dialoge wissen, ihn erst seit wenigen Monaten kannte, keinesweges

jene ewige finstere Verschlossenheit und Kälte in des Barons Charakter, entgangen, zwar hatte er nie gehört, daß dieses Mannes Sprache warm, nie gefühlt, daß seine Empfindungen heissig geworden wären, vielmehr alle seine Handlungen kalte Besorgsamkeit und strenge Verschlossenheit zur Führerin hatten, was Wilhelm, den gerade, offenen, biedern jungen Mann immer von ihm abgezogen hatte; aber nie hatte er geglaubt, daß dies so weit gehe, wol gar Menschenhaß sei.

Es ward ihm zu eng im Zimmer, er nahm Hut, Stock und Degen, und eilte ins Freie, um in dem wohligen Gefühle, in Gottes freier Natur zu wandeln, angenehmen Empfindungen sein Herz zu öffnen. — Welche Wunder wirkt nicht die heitere Frühlingsluft, die der Gedanke, daß vor Kurzem noch Millionen Schneeflocken und prasselnder Hail sie durchstoben, noch milder macht, welche Wunder der Anblick des frohen neubelebten Gewühls der Menschen, die der eisige Winter mit starrem, tyrannischem Zepter zwischen ihre Mauern

de einaekerfert hatte! — Wilhelm's Gedanken blieben zwar dieselben, aber seine Phantasie entfernte alles Finstere von ihnen. Er dachte sich nur Guten, seltsamer ihren Vater, und endlich verhalf ihm auch über diesen, zu bessern Vorstellungen seine Erbildungskraft, diese himmlische Trösterin der Sterblichen in jeder Lage.

„Wer weiß“ sprach er leise zu sich selbst, „welche Menschen das Schicksal dem armen Baron zuführte, die ihm den zu hohen Glauben an Tugend und Rechtschaffenheit verringerten, wer weiß, welchen Stürmen er auf dem Oceane des Lebens ausgesetzt war. Sei diskreter gegen ihn, als die Menge, er haßt vielleicht die Menschen nicht, er fürchtet sie wol nur. — Nur prüfen vielleicht, sehr schwer prüfen will er Dich, und — muß Dir dies nicht willkommen seyn? ist nicht Juhens Hand ein Kleinod, das nur dem Würdigen zu Theile werden muß? — O Gott, Gott, gieb mir Muth und Kraft, daß ich

Ihrer würdig werde! Was zu leisten und zu leiden ist der Liebe unmöglich!"

So hoffte der gute Jüngling, und ging den Weg, den ihm sein Herz zeigte, nach dem Hause des Barons. Zitternd öffnete er die Hausthür, zitternd betrat er den Vorhall. Er hörte Juliens schöne Stimme, vom Wohlklange des Pianoforte begleitet: Lange stand er da, und überließ sich der Wonne, die die melodischen Töne ihm ins Herz zauberten. Endlich öffnete er die Thür.

„Ei, Herr Assessor, willkommen!" — rief ihm Julie entgegen.

Wilhelm. (mit einer Verbeugung — schwächern) Verzeihung mein Fräulein, wenn ich störe.

Julie. Ich sagte Ihnen ein so herzliches Willkommen, klang das wol einem Complimente ähnlich?

Wilhelm. Ich habe von jeher Juliens gütige Offenherzigkeit bewundert, aber —

Julie. Nun?

Wilhelm. O Julie, — — gnädiges Fräulein, Sie wissen nicht, wie sehr — — Ihre Bescheidenheit läßt Sie — —

Julie. Ah, ein Compliment, das ich im Verdien zu empfangen bitte, weil Sie mich sonst im Verleichen sehen, wie ich Gleiches mit Gleichem vergelten soll.

Wilhelm. Es ist traurig, mein Fräulein, daß die Sprache so selten es ausdrückt, was Worte des Herzens, und was leere Complimente sind. Das ist sehr traurig für mich. — — Ich hörte Sie, Fräulein, als —

Julie. Als ich am Pianoforte ein Gedicht von Tasso sang, das vielleicht sich besser auf Gitarren und Lauteu spielt, indessen auch so gefällt. Hören Sie:

*Solo chi segue ciò che piace, e saggio,
E' in sua stagione degli anni il frutto coglie;
Questo grida natura: or dunque voi
Indovinate l'anima ai detti suoi?*

Julie spielte und sang, und in ihre süße sanftschwebende Stimme, sang Wilhelm einen reinen männlich wohlklingenden Tenor.

Julie. Dünkt Sie nicht auch, Herr Wessel, daß die Lehre, die der Vers enthält, Einschränkung bedarf.

Wilhelm. Gewiß —

Julie. (nach einer Pause) Wahrlich, es ist keine Schwärmerei, von der Musik Zaubertönen zu reden — tägliche Erfahrung beweist es, wie wohl ist mir doch gegen vorhin, als ich — — ehe Sie — —

Wilhelm. Was sollte die Heiterkeit eines Engels, wie Sie, diese ewige Begleiterin edler Seelen, gehört haben?

Julie. Mißfreude gab schon so oft mir reine Freuden, eben hatte Mitleid meine Seele mit Tränen gefüllt.

Wilhelm. Mitleid? — darf ich fragen —

Julie. Ist die unglückliche Geschichte Ihnen

noch nicht zu Ohren gekommen? — Sie fens-
 nen doch, wenigstens dem Ansehen nach, den ge-
 heimen Sekretär Falkenau. — Er hegte Liebe
 in seinen Herzen gegen das Fräulein v. L. —
 Er gestand sie der Stolgen und sie schien ihn mit
 Wohlgefallen zu hören. Sie that, als ob sie ihn
 zu beschwichtigen, aber er nahm sie für Ernst. Aus
 einem inseligen Hana zur Eddt rei lud sie
 ihn ein zu einem Festin. Hier sah Falkenau,
 daß seine Verehrte sehr frei mit jungen Officieren
 redete, ihn gar nicht zu bemerken schien, oder
 ihn, wenn sie ihn bemerkte, zum Gegenstande
 ihres bösartigen Wines machte. Lange ertrug er
 es, lange verschloß er seinen Zorn im Innersten
 seines Herzens, bis er endlich, da dieser es zu
 ertragen drohte, aufbrach, sie eine Un-
 zucht nannte, aus seinem Jagdraum
 gab. — Lautes Gelächter erhaschte. „Nicht
 so, mein Herr, auf solchem Fuße haben wir
 nicht zusammen gelebt, daß es Sie zu dem
 „Wahr, von mir geliebt zu werden, berechtigten

„Könnte. Ihres Gleichen hat man in seinen Dörfern
 „zimmern, um sich die Stunden der Langeweile zu
 „vertreiben.“ Mehr hörte der Unglückliche nicht,
 er sprang aus dem Zimmer, rann in Verzweiflung
 umher aus dem Thore, durchwachte eine
 Nacht in der kältesten Jahreszeit unter freiem
 Himmel, und ward endlich von einem mittheidigen
 Landmann, da seine Familie die eifrigsten Nachs-
 forschungen seinerwegen anstellte, nach der Stadt
 zurückgeführt. — Aber ach! mit schwarzen Flü-
 geln deckte seine Seele der schreckliche Wahnsinn!
 — Man stellte alle mögliche Versuche an,
 ihn zu retten, — vergeblich, die Kunst der berühm-
 testen und geschicktesten Aerzte half bei ihm nichts.
 Einsam und verlassen, mit gesenktem Haupte
 ging er umher, ein Gegenstand des allgemeinen
 Bedauerns. — Seit einigen Wochen soll sich sein
 Unglück gemehrt, er oft geraßt und wider sich
 selbst gewüthet haben. Selbstmörderische Gedan-
 ken müssen in seiner Seele gekieimt haben. Heute
 fand man den Unglücklichen im **er Forste. Durch

einen Priesterthum hatte er seinem unglücklichen Leben ein Ende gemacht.

Wilhelm. Der Unglückliche! — O ich sah ihn oft, wie er bleich und geisterähnlich umherlief, und weichte ihm eine heilige Thräne des Mitleids. (mit steigendem Affecte) O Julie, es muß ein fürchterlicher, schrecklicher Zustand seyn, unathemlich zu leben. — Man steht allein um und neben sich, in der ganzen Schöpfung ist keiner, von dem wir Erlösung in unsre Gefühle hoffen könnten. Wenn man das verzehrende Feuer in seinem Busen brennen sieht, und man nichts thun kann, als sich ihm entgegenwerfen — (mit steigendem Affecte drückt er ihr die Hand und läßt eine Thräne darauf fallen, Julie zittert, das Erbeben und Zittern ihres Busens beweist ihre Gefühle, ihre Hand erwidert den Druck) o Julie, diese Thräne in Ihrem Auge! schöner stand Ihnen noch nie ein Lächeln, um das Grauen Sie beneiden würden. — Haben Sie Mitleid mit — — — mir, ich — — o ich —

Julie. (überrasczt, mit zitternder Stimme)
 Herr von Wangen!

Wilhelm. O, zürnen Sie nicht, zürnen Sie
 nicht dem Unglücklichen, der es wagt, Ihnen eine
 Liebe zu gestehen, die das Gefühl seiner Niedrig-
 keit ihm zu unterdrücken befohl. —

Julie. Um Gottes Willen stehen Sie auf,
 wenn — ich bitte Sie — Sie

Wilhelm. (steht auf) Diese Sprache, Julie,
 die verdiene ich nicht, zürnen Sie dem Mäc-
 hten! — — ach nein, zürnen Sie mir nicht! zu
 edel sind Sie, meiner zu spotten, von Ihren Lip-
 pen hoffe ich nicht Verzeihung zu hören, aber von
 Ihrem edlen Herzen, das dem Unglücklichen
 eine Thräne schenkte. (mit matter Stimme)
 Und nun, leben Sie wohl, für mich blüht auf
 dieser Welt kein Glück, leben Sie wohl, sehn Sie
 glücklich (mit Thränen) an der Hand eines Sie
 liebenden Vaters (er will gehen, Julie steht in
 stummer Betäubung da, ihr liebevoller Blick ruht
 thränenschwer auf ihm.)

Wilhelm. (Setzt zurück) Noch einmal, Verzeihung, Engel, wenn ich Sie beleidigt hatte!

Zulie. (Bemert sich über ihn, ihre Lippen zittern, dann drückt sie ihm die Hand und sagt leise, aber mit großer Empfindung) Was verzeiht nicht Liebe! —

Es war eine lange stumme Pause, Wilhelm warf sich nieder vor ihr, und feurige Küsse bebten auf Zulies Hand. Ich bin nicht so kühn, ihre beiderseitigen Empfindungen mahlen zu wollen; ich würde unverständlich werden, wenn ich das, was meine Phantasie mir vorkauft, meiner Zeter anvertrauen wollte.

Aber herch! was raffest da den Gang hinaus? herch Lichte vor der Thür. Die Liebenden, Hören und Amanden gleich, die kein Donnerz kein Stuen aus ihrer Umarmung wecken konnte, — Hörens nicht. Wer hat für irgend etwas anderes dann Empfindung, wenn das Mädchen, das er namenlos liebt, mit bebendem Munde ihm

Gegenliebe versichert, und trunken an seinen Hals sinkt? — — Der Erdball hätte seine Jungen verlassen, Blitze gemischt mit krachendem Donner ihn in sein Nichts schleudern können, und wäre nur das Plätzchen, das sie saßte, von der Flammen-*Wuth* verschont geblieben, die Liebenden hätten es nicht armerkt.

Die Thür öffnete sich und — — Julius Vater trat herein. Starr vor Erstaunen stand er anfangs da, statuenähnlich, ohne die leiseste Bewegung; hefteten Jene ihren Blick auf die Erde. — Der Baron bewegte sich endlich, machte mit langsamen Schritten in dumpfem Schweigen einige Gänge durch das Zimmer, und warf zuweilen einen wütenden Blick auf Wilhelm, dann sahe er ihn lange an, ging auf ihn zu, sagte mit schmerzhaftem Lächeln, indem er seine Hand auf Wilhelms Schulter legte: *Junger Mensch, ich hielt Dich für gut, aber Dein Gesicht log! —* und verließ das Zimmer.



Drittes Kapitel.

Entschliebung.

W, der Freund, den Freund, den das Schicksal jahrelang durch unermessliche Meere und unabsiehbare Weiten trennte, und den nun ein glücklicher Zufall beim ins Vaterland führt, vor seinen thronen Anzen dicht am Hafen durch einen Sturm an die Felsklippen verschlagen, und von den Wellen begraben werden sieht, ihn, den er schon im Monte an seinem Busen Freudenthränen weinen sah, mit dem er schon frohahnend, den Band der Freundschaft erneuernd, den Nest seiner Liebe heiter und ungetrübt in Gedanken durchfleckte — wie dieser da steht, ohne Thränen starr und gefühllos die Stelle betrachtet, wo die

Wegen ach! so grausam die Hälfte, — nein nicht die Hälfte, sein ganzes Ich verschlungen — so, lieber Leser, denke Dir, wenn Du ein Bild von ihnen haben willst, die Liebenden.

„Julie, rief Wilhelm, als die Bestürzung nachgelassen hatte, Julie, ich gebe Ihnen Ihren Vater wieder. Verlassen Sie sich auf mich!“

Schnell eilte er dem Zimmer, rief Julius' Mädchen, befahl ihr, ihre Gebieterin, der nicht wehl geworden sey, auf ihr Zimmer zu bringen, und eilte nach seiner Wohnung. Hier traf er den Major und dessen Neffen, Karl von Wangen.

„Ah sich da, Wilhelm, wo herumgeschwärmst? anten Morgen!“ so eilte ihm Lethrer entgegen.

Wilhelm. Verzeihung, Herr Hauptmann, daß ich Ihren Gruß, der so herzlich war, so kalt erwiedre —

Karl. Was ist, lieber Freund? Sie sind blaß — ich bitte, reden Sie.

Wilhelm. Dank Ihnen für Ihre Theilnahme. Jetzt aber muß ich Sie bitten, uns zu verlassen.

Karl. Sie beruhigen mich, lieber Freund! — Doch Sie wollen es und ich gehe. (zum Major) Onkel, Sie liefern ihn mir nachher aus! — Nicht wahr? (geht)

Major. Nun, Wilhelm, was ist's? warum so erschauert? Vermuthlich kommst du von Julien? habe ich's nicht errathen?

Wilhelm. O Herr Major, ich bin in dieser Zeit der glücklichste Mensch gewesen, aber —

Major. Die Festung hat sich ergeben? — gratulire. — Ein schneller Sieg! — Daß ich's nicht vergeße, ein Bedienter des Grafen Mangen, von dem wir diesen Morgen sieden, war hier und brachte ein Billet an Dich! (er giebt es ihm.)

Wilhelm. (leat es unerbroschen weg) Ein unglückliches Ungefahr führte den Baron ins Zimmer, als — ich —

Major. (lächelnd) Eine verdamnte Ueberraschung, ein deus ex machina, den Du wohl eher nach den Antipoden gewünscht hättest!

Wilhelm. Sie können scherzen? Sie kennen den Varen, und doch —

Major. Ist das? Vergieb Wilhelm. Jetzt erscheint mir die Sache in einem ernstern Lichte.

Wilhelm. Erzählen kann ich Ihnen jetzt nichts. — Er erkennt Julien, mich. Ich kam, Sie zu bitten. — — Denken Sie sich meine Lage.

Major. Ich verstehe. Sey ganz ohne Sorgen. Ich gehe zu ihm. (er geht)

Wilhelm maß mit langsamen Schritten einige Male das Zimmer; in ihm durchkreuzten sich tausend Empfindungen. "Eyes, was es sey, sprach er, wenn nur Julie mit Ihrem Vater „versöhnt wird. Ich will gern Alles ertragen." — Sein Blick fiel auf den Brief von Mangel. Er erbrach ihn und las: "Mein Herr! Ob es mir

„gleich bisher nicht gelungen ist, die Bekanntschaft eines Mannes zu erlangen, den mein Herz schon im Ersten verehrte, so wage ich es doch jetzt, Sie zu bitten, mir den heutigen Abend zu schenken. In Erwartung einer gütlichen Antwort habe ich die Ehre mit aller Höflichkeit und zu nennen“ — — — Was soll das bedeuten? — leere Worte? was kann ihm an meiner Bekanntschaft gelegen sein? will er mich zu sich kommen lassen? — Bei Gott, das soll er nicht, in die Arme eines Menschen will ich mich nicht, und laßt der ganze Erdbreis nur ihn und mich. — Er hat ja auch Bekannte genug, Männer, die mit stehendem Jahre und heißem der Jugend, die Nähe mancher Taubie schon unter haben, Männer, die tief eingehüllt in den Nimbus der Jugend, das schwache Auge der Menge trügen — — mich trüget ihr nicht! —

Er setzte sich und schrieb mit kaltschnitzenden Worten, in welcher aber zuweilen einige Bitterkeit mit einfließen, dem Grafen, daß er nicht die

Ehre haben könne, seinem Verlangen Genüge zu leisten. — Die Gründe, die ihm in der Eile einfielen, mit denen er dieser Fichtabewährung das Unbillliche nehmen wollte, mochten wol eben nicht die triftigsten seyn. — Wir verlassen ihn, da er jetzt vor *Aggobald und Erwartung* im Zimmer umherirrt, und suchen dem Major.

Als dieser, der seinen Schritten geru Schulle des Binde gegeben hätte, im Kronenschen Pallaste ankam, bemerkte er leicht eine gewisse Verwirrung. Bediente liefen verführt ab und zu, und es hieß schwer, ehe er einem von ihnen den Auftrag geben konnte, ihn beim Baron zu melden.

Bediente. *Er. Excellenz* ist nicht wohl, und haben befohlen, Niemanden zu Ihnen zu lassen.

Major. Melde Er mich.

Bediente. Aber der Herr Baron hat ausdrücklich befohlen, —

Major. Thut Er, was ich Ihm sage.

Der Bediente ging, vollzog den Auftrag, kam aber mit der Antwort zurück, Er. Excellenz wären zu seiner Gesellschaft aufgelegt.

„Ich muß ihn sprechen, ich will zu ihm!“ dachte der Vater, und eilte nach dem Zimmer, wo er dachte, daß der Baron sich aufhielt, wenn er timentsche Lannen hatte.

Vater. Wie erkläre ich mir das, Freund, Du willst mich nicht sprechen?

Baron. (mit blankem Gesichte) Nein.

Vater. (kalt) Warum?

Baron. Was brinat Dich zu mir? Sey kurz.

Vater. — Ich kenne Dich nicht mehr. Du bist entstellt.

Baron. (bitter) Und Du läßt nicht vor Freude laut auf bei dem Anblicke? Verstehe Dich nicht, thue Deinem Herzen doch keinen Zwang an. — Das weiß ich aus Erfahrung, daß es unendlich schwer ist, zu lachen, wenn das Herz blutet, und ich vermute auch, daß es nicht leicht

sen, dem Mitleide eine Miene abzugewinnen, wenn Schadenfreude die Regentin des Herzens ist.

Major. (Schmerzhaft, doch nicht aufgebracht)
Darauf habe ich keine Antwort.

Baron. (wie oben) ⁵ Hum! eine Antwort darauf zu geben, das wüßte Dir doch wohl leicht werden. — Sprich von Mißverständen werden, schmerzgendem Verkanntseyn, führe einige Scheinbeweise vor, ich bin leicht zu hintergehen, mich zu betriegen, ist ja nur alltägliche Kleinigkeit.

Major. So sah ich Dich noch nie.

Baron. Noch war auch nicht aller Glaube an menschliche Tugend dahin, noch war —
Geh, verlaß mich, daß ich Dich nicht lächeln sehe — — — o es giebt so ein gewisses feines Lächeln. — Geh.

Major. Und litte mein Herz auch noch so viel bei diesen schrecklich verwundenden Worten, Niemand bringt mich jetzt vom Dir. (sagt trancila

seine Hand und blüht ihn mit wehmüthigem An-
sichte, aber ohne Stern an) Kennst Du mich
nicht mehr?

Baron. (sieht ihn lange an, dann scheint er
aus einem tiefen Traume zu erwachen und reicht
ihm seine matte Hand, die er vorher losgemacht
hatte) Ach, es ist wahr, Du bist Wan-
gen. —

Major. Armer Freund, Du redetest verwirrt,
schienst mich bald für einen andern zu halten,
und doch mischten sich Ideen Deines jetzigen
Kummer's mit ein.

Baron. Feldungen sprach doch so nicht, sol-
che warme Gefühle konnte er doch nicht heucheln.
(erschrocken über das Geiaale) Du mußt mir --
verzeihen -- daß ich zuweilen irrig bin -- -- aber
(er wütht sich mit dem Taschentuche hinter den
Schweif von der Stirn) ich meine es wahrlich
beiglich gut -- nimme mir das nicht übel.

Major. (faßt ihm um den Hals. — Mit ero

(stiller Stimme) O, Freund, Dein Leiden ist groß!

Baron. (macht sich sanft aus seiner Umarmung los) Lassen wir das.

Major. Schon einige Male entfuhr Dir der Name Leidungen, Du wardest dann blaß, schienst betroffen, sahst umher, als ob Du Dich fürchtetest, gehört werden zu seyn.

Baron. Noch einmal, lassen wir das! — Die Absicht Deines Besuchs, lieber Wagnen —

Major. Mein Wilhelm — — —

Baron. (sanft) Ich verstehe, Du willst ihn vertheidigen. Er verdient Entschuldigung; ich sah mit vernunftvollen Augen. Er hat wahrscheinlich dem Mädchen Galanterien gesagt, die sie mißverstanden hat — ja so würde seyn. — Ob er mir nicht vielleicht meine einzige Freude, meine Julie, geraubt hat, ob er — — — doch er ist schuldlos. — Nur die einzige Bedingung

Sie ich hat von hien, mein Haus anständig zu
mieten.

Major. (im hohen Grade des Erstaunens)
Krone! lieber *Krone!* was redest Du? Un-
möglich kann das Dein Einß sein!

Nanon. (der ihn nicht versteht) Vielleicht
ist *Joh* nun fremd gegen mich, — ich habe ihr
Vertrauen verloren. — Wenn es sonst in mein
dem *Joh* blühte, wenn ich die Menschen lieb,
und *Krone* mit ein Phantom schien, dann war
mein erster Weg zu ihr. Sie küßte die Thränen
vom Auge, wo sie sich noch langsam sammelten,
ihre Tränen, ihre ausdauernden herzlichen Lie-
besungen, verwischten die Falten von meiner
Stirn, ich fand Ruhe.... Auch das ist nun
verloren, (mit Hauch) doch auch auf dies letzte
Gut will ich Verzicht thun. — Deinem Will
seien denn meine Verzeihung.

Major. Er bedarf ihrer nicht! *Krone!* kennst
Du *Wilhelm* so wenig, daß Du das von ihm verr

würdest? Glaubst Du, daß dem Jünglinge die Nähe irgend eines Mädchens gleichgültig ist? Und Juliens Nähe, Juliens Blick, und das ihres Vaters könnte es fern. Sieh, Freund, ich kann nicht viele Worte machen; — aber das schwöre ich Dir, hätte Wilhelm nur einmal in seinem ganzen Leben Tugend und Rechtschaffenheit aus den Augen geliebt, — jugendliche Unbesonnenheiten gehören nicht hierher — er wäre längst mein Sohn nicht mehr. Doch wega die Worte?

Baron. Also?

Major. Wilhelm liebt Julien — innig und wahr. Heute hörte er Begegnliche aus ihrem Munde, giebt sie ihm also zur Gattin. Das ist die eigentliche Ursache meines Hierseyns, mach ihn durch ihre Hand glücklich!

Baron. (lacht bitter)

Major. Krenel Du lachst? Wie soll ich dies menschenfeindliche Lachen erklären?

Naron. (Sicht unbeweglich und blaß)

Wazor. (innig) Nimm ihn zu Deinem Sohne auf.

Naron. Nein.

Wazor. (heftig) Wie?

Naron. (heiß und kalt) Nein.

Wazor. (sieht ihn anfangs mit Augen, in denen sich Verdrüß und Erkennen malen, an, dann laßt er sich) Arnef, Du beleidigst mich.

Naron. Das wollte ich nicht. — Wir bleiben Freunde.

Wazor. Was hast Du wider Wilhelm?

Naron. Nichts wider ihn.

Wazor. Nun — also —

Naron. Aber auch nichts für ihn. Niemand bekennet meine Tochter, von dem ich nicht Ueberzeugung und Gewißheit habe, daß er ein edler Mann ist.

Wazor. Ich bürg' für ihn.

Naron. Das kannst Du nicht. Der Mensch kann ja nicht einmal für sich selbst bürgen. O

Freund, wenn Du irrend einen Menschen ganz zu kennen glaubst, so irrst Du. Niemand vermagst Du zu erründen, und des Herzes Eingeweide zu durchschauen — Aber die Menschen, die Menschen! — Lüstliche Buben, eckelhafte Pöbelknaus, prahlende Dummköpfe, Wüthbrühe und — Narren, die Hauptclasse nach jenem französischen Dichter *) — alle im bunten Gewühle durch einander, alle masquirt.

Major. Wilhelms Herz liegt offen vor mir, denn in ihm ist nichts zu verbergen. Jeden mystischen Schleier haßt er, weil gewöhnlich Lüge hinter

*) Er spielt auf folgenden bekannten Vers an:

De tous les animaux, qui s'élèvent
dans l'air

Qui marchent sur la terre, au nagent
dans la mer;

De Paris au Pérou, du Japon jusqu'à
Rome

Le plus sot animal, à mon avis c'est —
l'homme

ter ihm verborgen ist. Sein Kopf ist heiß, sein Herz rein und aut. Laut schlägt es für Ehre, Dank,barkeit und Liebe. Letztere ist groß, aber edel. Vieles würde er sie erlösen, und ginge er selbst darüber zu Grunde, als sie mit Hintansetzung seiner Tugenden befreit wären.

Baron. Wirklich, würde er das? —

Majer. Ich kenne ihn.

Baron. (Liest mit langsamen Schritten das Zimmer, steht lange nach, und scheint einen schweren Kampf mit sehr verärgerten Grundtönen zu kämpfen, dann:) Ich hatte meine Tochter für Niemanden bestimmt, weil ich ihr Unglück in jeder Verheirathung zu sehen glaubte. Bei mir sollte sie bleiben, und mir einst die Augen zuweisen, wenn mein Geist diese Hülle, und mit ihr diese Welt voll losloser Leiden verläßt.

Majer. (ohne Bitterkeit) Eine Chimäre, die ich antheilig nennen würde, wenn sie nicht so ganz mit den ewigen Gesetzen der Natur disharmonirte, und — —

Baron. Alles, was Du mir sagen willst, er-
 rathe ich, und habe es mir längst vorgehalten.
 O, ich kenne die Bestimmung des Weibes, aber
 ehe ich sie durch Erreichung dieses Zwecks unglück-
 lich mache, sie, an der mein Herz mit so warmer,
 inniger Vaterliebe hängt, ehe soll sie ihm nie er-
 reichen. — Aber ich gebe diesen Plan auf, wenn
 Wilhelm das ist, wofür Du ihn ansiehst.

Major. Meine Versicherung hab ich Dir —

Baron. Die ich in jedem Falle achte; nur in
 diesem Falle nicht als lautere Wahrheit anneh-
 men kann, weil Dein Herz, hier bei ihm, den
 feinsten scharfen Blick Deines Verstandes getrübt
 haben kann, Dir wahrscheinlich für seine Ver-
 züge ein Vergrößerungsglas leihet.

Major. Und was ist nun Dein Entschluß?

Baron. Was mir Pflicht als Mensch und
 Vater gebietet: zu prüfen. Leicht geschlossen ist
 die Verbindung, die ihnen anfangs eine Kette
 von Rosen scheinen wird, leicht geknüpft das

Band, das auf ewig sie bindet, und ewige Klagen, tauend Sehner und Thränen nicht zu lösen vermögen. Ich habe höhere Begriffe von der Liebe, höhere von der Ehe, als unser jetziges Jahrzehnd beugt. Für das Glück eines halben Jahrs soll meine Julie nicht, vielleicht die Ruhe ihres ganzen Lebens hingeben. Das hieße, diesen Taumel, aus dem sie vielleicht die Stimme eines warnenden Freundes, eines liebenden Vaters, noch erwecken kann, zu theuer büßen. Ich kenne unser jetziges Zeitalter. Zwei junge Leutchen sehen sich, sie gefallen einander. Man trennt sich ungerath, schläft wol gar in der Nacht unruhig, oder träumt von einander. *Voilà les symptômes de l'amour!* heißt es dann! Man schwört sich bei Luraz reinem, keusem, sanftem Händelscheine ewige Liebe. Das Mädchen liebt den Jüngling wirklich, er glaubt sie nur zu lieben. Die Eltern der Unerfahrenheit, denen der Weibbrauch, den der Knabe ihnen reichlich erferte, den Verstand umnebelte, geben sie ihm mit tausend leeren Wünf-

schen für ihr Wohl, zum Weibe. — Der Nobel zerrinnt; Er, dessen Herz die Grundsätze des großen Lebens vergiftet haben, findet sie bald gleichgültig; oder wol gar sie eckelt ihn an, die Altersschwester der Liebe, die Wollust, seine Herrscherin, ist betriebligt. — Dann hat das unglückliche Mädchen Zeit, ihr Unglück zu beweinen, und ihr Herz zu vereisen, daß ja nicht im Eifel ihrer Mitschwester, ihrem Auge sich einmal eine Thräne entdränge, die dem spähenden Auge einer Schadenfreuden, die vielleicht einst vergeblich um jenen buhlte, bemerkbar werde, und den Mund, der eben die zärtlichste Freundschaftsversicherung auszusprechen, sich Mühe gab, in ein teuflisches Lächeln verzerrte; dann hat sie Zeit, auf ihren Knien Gott zu bitten, daß, wenn ihr Gatte, ihre liebevoll sich öffnenden Arme zurückstößt, wenn er lüchelt, wenn sie ihre Hände in Thränen badet, und sie zu bedenken bittet, daß in der civilisirten Welt kein Elysium zu finden sey, und eine arkadische Welt in *rerum natura* nicht existire! — nie

dann ein unwillkürlicher Fluch über ihre Eltern, die Stütze ihres Unglücks, ihren bebenden Lippen entfähre. — Keine Julie soll mir nicht suchen; nein, Freund, unsre beiderseitige Asche wird sie einst mit Thränen nessen, wenn wir ihr Wilhelm entweder, als Mann im wahren Sinne des Werts, zusüßeln, oder sie von einem Unwürdigen trennen.

Marot. Und welche Eigenschaften muß er besitzen?

Baron. Julius Hand bekommt nur derjenige, der tiefe, wahre, unverfälschte Liebe mit Aufopferung von allem andern besitzt, und dem nur Gott, Ehre, und Dankbarkeit heiliger, als sie, sind.

Marot. Dann ist die Liebe! (er läßt ihm um den Hals) Du hast Recht, Freund, ich billige nun Deinen Plan.



Viertes Kapitel.

Neue Bekanntschaften.

Lange noch berathschlaaten sich die beiden biedern Männer über die Prüfung, die unsre Liebenden bestehen sollten, und ordneten den Plan, der entweder ihr ewiges Glück, oder ihre dänigliche Trennung zur Folge haben sollte. Der Abend brach ein; — sie schieden. Aber ach! ein Augenwimper, unbemerkt und langsam, zu jeder gelegnen Zeit treffend, zieht sich dort über ihrem Haupte zusammen. — Wilhelm erwähnte im Anfang der Geschichte eines gewissen Grafen Mangan. Es ist Zeit, daß ich meine Leser etwas näher mit ihm bekannt mache, und bedaure nur, daß die Bekanntschaft mit ihm eben nicht die angenehmste seyn wird.

Lange schon tritt man über jenes merkwürdige Princip, welches die letzte Hälfte unseers Jahrhunderts wieder vorzüglich auf die Bahn brachte, ob nämlich das Geheiß der Spiegel des Herzens sey, oder nicht. "Dem spähenden Auge der Kenner entachen selbst die scheimenden Weissagungen der Seele nicht," sprachen die, welche die Physiognomik unter ihre schützenden Flügel nahmen, "denn zwar mit leisem, aber doch kennbarem Bruch zeichnete sie die Natur in ihre Gesichtszüge." Man breitete einen heiligen Nimbus über diese neue Lehre, und dieser, der bekanntlich eine magnetische Kraft besitzt, und Mysticismus half den Vertheidigern. Lust sehen, sprachen die unbefangenen Prüfer, ob Eure Kunst nicht trügt, Beispiele mögen uns überzeugen. Hohnlächelnd und mit mitleidigem Achselzucken erwiederten jene: "Ars non habet os suum, nisi ignorantem." Wenn es dann aber nun zur wirklichen Probe kam, so fand man denn gewöhnlich, daß die guten Leute irrten, und in der treuen

Abbildung eines Sejan oder Aulin unfreier Zeit, einen Biederermann, in der Zeichnung einer Laiis, oder Phryne, eine Heilige suchten. — Indes hatte doch diese Sache, wie gottlieb sagt jedes Ding in der Welt, auch ihre gute Seite. Manche Elbesolade: ~~Thee~~ und Kaffeegesellschaft, in der sonst die Langeweile, diese furchtbare Scypete sich einen ewigen Thron errichtet zu haben schien, sah sich nun im Besitze eines Stoffes, der immer, wenn langsam damit hausegehalten wurde, leicht zwei Stunden dauern konnte, *) und da mit Complimentenbeim Kommen und Gehen, billig berechnet, wenigstens doch eine halbe Stunde verlauft, überdem auch von den Damen Europa ins Gleichgewicht gebracht werden muß, so brachten sie doch nicht pour passer le temps ihre hässlichst geliebten abweisenden Freundinnen, Nach-

*) Läßt sich doch ein Gran Goldes so dünn schlagen, daß es eine Größe von mehr als 1400 Quadratjollen erhält. —

variinnen, wirkliche oder vermeinte Anbeter u. s. w. zum Brennpunkte ihres Wixes zu machen. — So hatte doch wenigstens diese Sache ihren negativen Nutzen, da ein positiver ihr völlig mangelte — Auf den Grafen Mangeln aber diese Lehre angewandt, verliert sie wieder von ihrer durchsichtigen Untrieglichskeit. Denn unmöglich hätte ein auch noch so tief Eingeweihter in den Geheimnissen des Grafen — die wirklich regelmäßig schon waren — etwas finden können, was ihm nur zu einer leisen Ahnung des Innern hätte Anlaß geben können. — Jede Handlung war bei diesem Manne abgewogen, seine Mienen schien er planmäßig zu verändern, die leiseste Bewegung seiner Hand berechnet zu seyn. Er schien der Natur treuen zu wollen, und hielt Leidenschaft für ein Wort ohne Bedeutung. Er kannte nicht die Schwärze der Thränen, die, wann sie dem Auge entströmen, des Herzens Last gleichsam wegzuräumen scheinen. Seine Freude äußerte sich nur durch ein feines Lächeln in der

Nähe des Mundes, seine Tränen nur durch ein unbemerkbares leises Knirschen mit den Zähnen. Und kürzte es auch in seinem Innern, wie in den Feuerschlünden des Vesuv, so verbarg er es sich selbst und andern durch ein Gesicht, auf dem die Freude zu thronen schien, er — — doch genug zur Charakterzeichnung dieses Menschen, den meine Leser aus seinen Handlungen hinlänglich kennen lernen.

„Unbegreiflicher Stolz!“ sprach er zu Franzesco, einem seiner Vertrauten, „unbegreifliche Kühnheit von dem Knaben, mir auf mein höfliches Schreiben eine abschlägige Antwort zu geben!“

Franzesco. (durchläuft Wilhelms Billet) Und noch dazu sehr auf Schrauben gestellt!

Graf. Tausende buhlen um meine Gnust und er wagt es, sie zu verachten — verachten? was sagt ich da? — Hm — es ist wahr — nur ich konnte mich so beleidigen.

Frantzesko. Ihr spielt mit Worten, Graf, wezu das? Ihr seyd wirklich ernst.

Graf. Ich bin unzufrieden — ich ennüypire mich.

Frantzesko. Ihr? Langeweile? — Ha! schwelgt an der Veraugenheit, reizende Bilder wird sie Euch vorgankeln. — Sollte es möglich seyn? dieser unbedeutende Wangen könnte Euch erzürnen, Euch? — Laßt den Champagner nicht vertrauchen. (trinkt) Was kann Euch an seiner Bekanntschaft gelegen seyn?

Graf. Ich wollte die Zahl meiner Sklaven vermehren.

Frantzesko. Ihr habt ihrer genug. (trinkt) Was mich betrifft, ich gehöre Euch ganz, und daß Ihr mich für den ersten — auch der erste Sklav zu seyn ist angenehm — rechnet, darf ich doch hoffen.

Graf. (stürzt ein Glas hinunter) Sein Verderben?

Franzefko. (rüßt an) Ich habe schon oft manches unbekannten Mannes Glück und Verderben getrunken, — auch jetzt.

Graf. Unbekannt?

Franzefko. Ich sah ihn wenige Male. Wahrscheinlich ist er ein Schwärmer.

Graf. Ein Glücklicher!

Franzefko. Nach unsern Ideen auch? oder nur nach denen des hohen und niedrigen Pöbels?

Graf. Ich kann mich nicht irren. Julie liebt ihn.

Franzefko. Gewisheit, oder Vermuthung?

Graf. Vermuthung, Wahrscheinlichkeit, die aber so nahe an Gewisheit gränzt, als der Mensch an Gott!

Franzefko. Aber, Graf, bedenkt daß nach des Barons Grundsätzen, die er (lächelnd) so nach und nach erhalten hat, an keine Verheirathung Juliens je zu denken ist.

Graf. (zwischen den Zähnen) Mir schlug sie
der Alte ab — o es ist entsetzlich!

Franzesso. (beziehend) Er kannte Euch ja
nicht.

Graf. (sehr ernst) Sklav, keinen solchen
Ehertz le wieder, oder ich will Dich überzeugen,
daß ich Dginer nicht mehr bedarf.

Franzesso. Kost das Graf? — Zorn könnt
Ihr ja nur gegen Höhere haben, es muß unter
Eurer Würde fern, Eurem unterthänigsten
Knechte, der ich nun einmal avec le plus grand
et profond respect zu seyn die Ehre habe, zu zür-
nen. — Und dann bedenkt nur, Graf, unsre Ears-
lastischen Pfeile fliegen beständig nur auf Andre,
kost sie uns nun einmal, der Veränderung we-
gen, auf uns selbst schleudern.

Graf. Franzesso, ich kenne Dich nicht mehr.
Diele Schlauchheit in Deinem ganzen Wesen —

Franzesso. Ich kann Euch auf meine Ehre
versichern, Graf, daß ich noch eben derselbe bin,

und nichts weniger als eine Metamorphose mit mir vorgegangen ist. Aber was sollte mir ein solches Gesicht, als was ihr da macht und das Ihr der Statue des Laocöon, kläglichem Andenkens, abgesehen zu haben scheint? — Doch die Wellen über Euren Augenbraunen, die schon so oft von den Dichtern mit Apollens Silberbogen, und Gott weiß womit außerdem, verglichen sind, und schon so mancher Donna die nächtliche Ruhe raubten, wirken mir unanädia zu, zu schweigen. — (erust) Soll Wangen noch heute hinübergeben zu den ewigen Freuden?

Graf. Sterben? — Elender! ist das Deine ganze Weisheit? kann Dein Geist nichts anders ersinnen, als einen planlosen Mord? ist Tod ein Unglück? — Kann das Ziel aller Menschen, Unglück seyn? Die Luft in Tesslana's herrlichen Fluren wehte Dich an, als Deine Mutter Dich gebar, und, goß doch nicht so viel Geistesbelle in Deine Seele, als der Nord, den die thüringischen Waldungen, auf mich einbrausten. — Schämte

Dich! Nein, Wangen ist mein Feind, aber ich kann ihn nur hassen, nicht verachten, denn seine Tugend ist nicht Maske, zwar noch ungeprüft, aber doch wahr. Der aber, der ihm nur ein Haar krümmt, ist noch unter meiner Verachtung. — — Die Höllezeit wird es lehren, ob meine Vermuthung wegen seiner und Julien gegründet ist. Ist sie es, dann wehe ihm, wehe ihm, erfahren soll er, wie wenig Tugend vor den Pfeilen des Unglücks schützt, und sie, daß Graf Wangen das was er nicht besitzen soll, keinen Andern gehattet.

Franzisko. (lächelnd ein Glas hinunterstürzend) Euer Lehrer in der Beredsamkeit und Euer Verstand lebe!



Fünftes Kapitel.

Selbstverlängnung.

Laßt uns, liebe Leser, hinwegseilen aus der Gesellschaft dieser Menschen, in welche ich Euch ungern führte, und zurückkehren zu denen meiner Geschichte, denen Ihr Eure Liebe und Theilnahme nicht versagen werdet.

Als der Major Krouel verlassen hatte, warf sich dieser gedankenvoll aufs Lager. — Aber der Schlaf nicht ja nun einmal den Denkenden, und Morpheus war so unbarmherzig aus seiner Schlammerschale, nicht einen einzigen Winkeln auf seine Augenlieder zu streuen. Jeder meiner Leser, den schon einmal in seinem Leben

auf seinem nächtlichen Lager der Schlaf floh — und das glaube ich mit ziemlicher Gewißheit bei einem jeden voraussetzen zu können, denn wo wäre mit der Mensch auf diesem großen Erdenrunde, den Tyche so ganz zu ihrem Lieblinge erkoren hätte, daß ihm nicht je einmal irrend etwas, sei's auch nur eine Chimäre, von der Phantasie abgeschwätzt, den Schlaf geraubt hätte. — Jeder also wird mit mir wissen, daß eine solche Nacht immer mit vielen Reizen verbunden ist. — Alles ist todt um uns her, die Nacht hat jedem Gegenstande die Farbe geraubt, und ihm die ihrige gegeben. Zierliche Stille herrscht rings umher, nur zuweilen durch den melancholisch-dunkeln Ton der Kirchenguhr, und das monotonische Stundenaubrufen des Wächters unterbrochen. Wohlust ist es dann zu schwelgen an dem Gedanken, daß jetzt Millionen Menschen, die alle, am Tage im Gewühle der Welt, die Geißel des Unglücks trafen, unter der sich krampfhaft ihr wundet Herz windete, nun ruhen, ohne Leiden

sind, neue Kräfte sammeln, und mancher wol gar so glücklich ist, daß der süße Traumgott ihm die Zukunft in lieblichen Bildern vorkauft. — — Man fühlt sich so leicht, und so ganz, legt jede Maske von tyrannischer Convenienz und Vorsicht im Umgange mit Menschen aufgezungen, ab, und thut einen freien Blick in sein Herz, das, wie eine Flur, von der der Nebel vertrieben ist, vor uns liegt.

„Vater im Himmel, sprach Kronck leise, Du hast mit in diesem Leben, manche trübe Stunde gegeben, der Weg den Du mich wandeln hießest, war oft rauh und ungebahnt — wie mancher Stachel grub sich nicht in mein Herz! zuweilen — verzeihe Mächtigster mir Schwachen — glaubte ich mich von Dir verlassen. — Vater, Deine Güte läßt mich die Hoffnung fassen, daß Du mich im Glücke meiner Julie die verlorne Ruhe wiederfinden lassen werdest, daß sich wieder aufschließe mein Herz den Menschen und der Freude.“ — Lange noch erfreute der Viedere sein

Hert mit solchen Hoffnungen, deren Erfüllung das Schicksal noch in einen dichten Schleier hüllte, undurchsehbar für das trübe Auge eines Sterblichen.

Als aber die Erigen der jenseitigen Dächer die ersten Strahlen der Morgensonne auffaßen, da stand er vom Lager auf, kleidete sich an, und ging in das Wohnzimmer, wo er einem Bedienten befohl, seine Tochter zu rufen.

Mit leisen furchtsamen Schritten trat die Helbe in den Saal. Ihre Wangen waren etwas blaß, sanfte Schwermuth umschattete ihr großes dunkelblaues Auge, die auf ihrem ganzen Gesichte, so wie eine schöne Flur von leichtem Nebel bedeckt ist, zu lesen war. Sanft und halb ängstend ergriff sie ihres Vaters Hand, drückte sie an ihren Mund, und ihren bebenden Lippen entfuhr die Worte: "Wohlerudt mein Vater?"

Baron. Nicht wohl, liebe Julie, doch wer weiß, ob der Schlaf mich so erquickt hätte, als

meine Gedanken, die mich diese Nacht beschäf-
tigten.

Julie. (froh ahnend) O, mein Vater, —
Sie — sollten Sie —

Baron. Julie, Du zitterst.

Julie. (will zu seinen Füßen fallen, das er
aber verhindert) Verzeihung, besser Vater!

Baron. (ernst, aber sehr sanft) Ich verstehe
Dich, Julie, Du gedenkst der Scene von gestern
Morgen. Du kennst mich ja, gute Julie. Viele-
jährige Erfahrung und der Umgang mit Men-
schen von gar mancherlei Gestalten und Charak-
tern, haben mich misstrauisch gemacht. Es ist
unrecht, aber Du mußt bedenken, daß nun ein-
mal das Alter nie ohne moralische und physische
Gebrechen ist. — Ich habe den guten Jüngling
beleidigt, bitte ihn meiner Hinz wegen um Ver-
zeihung. — Auch Du, Julie (er küßt sie) mußt
Deinem Vater das zu gute halten.

Julie. (in zweifelhaftem Erstaunen) O mein
Vater!

Baron. Einsamkeit und Entfernung von den Menschen, haben mich mit den Sitten der jetzigen Welt unbekannt gemacht. Ich nahm die Gallanterie nicht für das, was sie ist.

Julie. Gott! — — Nein, Vater, Sie irren, bei Gott er liebt mich.... Glauben Sie mir, Wangen kann nicht lügen, ich kann ihn nicht ausdenken diesen Gedanken. — Er schwur mir Liebe. — Er wollte mehr reden, und vermochte es nicht, seine Sprache zitterte, sein Auge schwamm in Thränen.

Baron. Du redest mit vieler Zuversicht!

Julie. Sie spotten der schwachen Beredsamkeit eines Mädchens, das so gern seine Gefühle in Worten ausdrücken möchte, und es nicht vermag.

Baron. Julie, veraiß Dich nicht.

Julie. Nennen Sie das nicht sich vergessen, wenn man Gefühle äußert, die unser Herz füllen. O ich empfinde die Wahrheit der Aeußerung jes

nes Dichters: Sage immer was Du fühlst, so wirst Du nie fühlen, was Du nicht sollst! Vergeblich würde ich mich auch zu verstellen suchen, Liebe, wahre Liebe kann nie ein Herz beselen, das eines verhüllenden Schleiers bedarf. — Als seit der Zeit, daß Wangen unser Haus zum ersten Male betrat, sich meines Herzens eine Stimma bemächtigte, die mir anfangs, und Ihrer gärtlichen Sorgfalt so auffallend war, wenn ich stumm da saß, mein Auge starrend, auf einen Fleck gerichtet war, und ich Ihren Fragen verzehrte Antworten gab, wenn ein sanftes Adagio meinen Augen Thränen entlockte, so war das Liebe. Wenn mein Dank zum Himmel an jedem Morgen feuriger war, so war das Liebe. — Und verdiente er diese Liebe nicht? — hat er nicht die Achtung und Liebe der ganzen Stadt? — Sie selbst —

Baron. Ist es so, dann bedaure ich Dich.

Julie. O Vater! nehmen sie das Wort zurück.

Baron. Ist mir recht, so bemerkte ich, als Du ins Zimmer tratest, ein Billet in Deiner Hand — Ist es von ihm?

Julie. Ja, (sie giebt es ihm) Ihre Tochter hat kein Geheimniß für Sie.

Baron. (nachdem er gelesen) Er schreibt sehr warm. — Er will also selbst hieher kommen? Gut. Auch ich erwarte den Major und den Hauptmann — noch einmal, gutes Kind, ich bedauere Dich, doch hoffe ich, daß die Zeit, die schon größere Wunder gewirkt hat, auch diese Liebe versüßen wird.

Julie. O vergleichen sie nicht das Herz mit einer marmernen Statue. Ihre Inschriften vertilgt der Zahn der Zeit, die Züge, die die Natur ins Herz grub, verwischt sie nie, die Zeit verstärkt sie, den Buchstaben gleich, die ein scharfer Stahl einem Bäumchen einschneidet.

Baron. Du kennst doch den Hauptmann Wangen?

Julie. Es ist Wilhelms Freund, ein edler Mann, aber —

Baron. Du wollest wissen, wie ich auf ihn komme? — Er ist für Dich bestimmt. Du kennst ihn ja, es ist ein sehr edler Mann, ohne Launen, immer sich gleich. Mit Gewissheit kann ich Dir an seiner Seite die frohesten Tage versprechen.

Julie. (will reden, vermag es aber nicht, sondern stottert nur einige unartifulierte Töne)

Baron. Julie!

Julie. Vater, — vergeben Sie. Ich kann Ihnen nicht gehorchen, — O reden Sie — gewiß verstand ich Sie falsch.

Baron. Ich gab ihm mein Ehrenwort.

Julie. Vergeben Sie, mein Vater, wenn der Schmerz mir unabgewogene Worte leiht, verzeihen Sie mir, wenn ich bekenne, daß ich Sie nicht begreife. — Sie, theuerster Vater, dessen Liebe zu besitzen, immer mein angenehmster Gedanke war, Sie, der von jeher den leisesten Wünschen

meines Herzens mit der Erfüllung entgegenkommen, Sie, der Sie mein Herz für Liebe schufen und bildeten, Sie machen es mir jetzt zum Versprechen, daß mein Herz einen Mann liebt, der die allgemeine Hochachtung der Stadt besitzt, den auch Sie lieben? Wie können Sie meinem Herzen, das Sie so ganz kennen, befehlen, daß es aufhören solle für ihn zu schlagen, und nun Liebe gegen einen Mann hegen soll, der nur auf meine Hochachtung Anspruch machen kann, da Liebe untheilbar ist!

Baron. Wozu alle Deklamationen? — Liebe Julie, die Ideale von Glück, die Du bisher von ehelicher Glückseligkeit gemacht hast —

Julie. Werden in seinen Armen mehr, als realisiert werden. — O Gott, wenn ich doch alle meine Empfindungen in Worte eingussenden vermöchte, — aber ich vermag das nicht. Mein Herz ist zu voll, zu bestürzt.

Baron. (kalt) Soll ich Dir wiederholen, daß ich mein Ehrenwort gab?

Julie. (die Hände ringend) Dann — o Gott, dann! — aber — aber — ha Vater! wars nicht Karl Wangen, der so oft mit Entzücken von seiner Geliebten, einer Gräulein Reinfeld sprach?

Baron. — Hm! Geliebte? — Sonderbar! muß ein Mädchen, dessen Schönheit und Tugend ein junger Mann mit einigem Enthusiasmus, der dem guten Karl so ganz eigen ist, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, gerade seine Geliebte sein?

Julie. Also auch das! — Nun dann, so bin ich verloren.

Baron. (faßt ihre Hand) Das scheint Dir nur so. — Liebe Julie, traue meiner Erfahrung, der Mensch kann sich an Alles gewöhnen, und Dein Geschlecht ist stärker als das Unsrige. Der Mann tobt, und wüthet, wenn das Unglück seine Wünsche zerstreut, er verzweifelt, oder das Elend bewirkt bei ihm Erschlaffung. Nicht so bei Euch. Das Weib duldet still, die Natur stattete sie mit

Thränen aus, o dies große Geschenk kennst Du noch nicht in seinem ganzen Werthe! Die Zeit wird Deinen Schmerz anfangs lindern, dann verwischen.

Julie. (kann mit dem Kopfe schütteln) O Vater, Sie möchten mich so gern trösten, aber, mein Herz ist keines Trostes fähig, es ist nur Anforderung zu neuem Schmerz.

Verächtlich bemühte sich der Baron ihr Trost einzusprechen, verächtlich waren alle Gründe zur Verabiauna, Liebe kennt keine, wenn ihr der geliebte Gegenstand genommen ist. Plötzlich öffnete sich die Thür, und hereinstürzte Wilhelm, ihm folgte der Major. Wilhelms Wangen waren blaß, blaß und entsetzt das ganze Gesicht. Seine großen Offenheit lachenden Augen waren trübe und senkten ihren Blick zur Erde, der nur zuweilen, wie der kampfshafte Blick eines Sterbenden, sich emporhob. Er sah war in Reiskleider gehüllt. Es herrschte eine tiefe Stille im Zim-

mer, der Baron schien fast da zu stehen, seine Hand lag in Juliens Hand, und die andere reichte er dem Major zum Willkommen dar, der es nicht zu bemerken schien.

„Ist es wahr, Julie, sprach Wilhelm, ist es wahr? —“ Julie schloß die Lippen, und machte eine bejahende Bewegung mit der Hand.

„Wozu auch die Frage? mir war ja Alles schon klar.“ —

„Liebe muß der Dankbarkeit weichen,“ fuhr er in einem Tone fort, dem er so gern etwas mehr Festigkeit gegeben hätte. Seine Gefühle wurden laut. „Leben Sie wohl, Julie, leben Sie glücklich,“ rief er, und tausend brennende Küsse fielen auf des guten Mädchens matte Hand, — „für mich blühen auf dieser Welt keine Freuden mehr! Gott gebe Ihnen noch manche.“ —

Schnell wandte er sich, um den Jost, den er der Natur brachte, die Thränen, wider die er verächtlich gekämpft hatte, zu verbergen, und eilte fort.



Sechstes Capitel.

— — — — — Aspera multa

Festulit, adversis rerum immerfabilis undis.

Hor. Ep. I., 2. v. 21, 23.

Julie sah ihm lange nach, mit Augen, in denen sich matter Jammer malte. Wie aus einem schrecklichen Traume erwachend, wollte sie aufspringen, ihre Kräfte verlassen sie, chunmächtig sank sie in die Arme ihres Vaters, der sie trauerig den Händen einer treuen Dienerinn übergab, die sie auf ihr Zimmer brachte.

„Ich hoffe, es wird noch Alles gut enden, sprach der Vater.“

Kronek. Fühle an mein Herz, wie es
klopft! Bange Ahnungen beklemmen es.

Major. Nicht so, ich billige Deinen Plan.

Kronek. (nach einer Pause) Wenn es aber
unglücklich endete! — Wachen! Wachen! wenn
wir um unsre Vaterfreunden betrogen würden.

Major. (erarricht seine Hand) Nicht doch.
Der Abend Deines Lebens wird Dich für Deine
Leiden belohnen. Hoffe auf Gott!

Kronek. Er thut keine Eingriffe in den Lauf
der Natur.

Major. Ich glaubte Dich so heiter.

Kronek. Weiß Du mich so münchtest? —
Doch nein, ich war es wirklich. Aber meine Hei-
terkeit gleicht dem hektischen Klatschen mit den
Zügeln eines Vogels, dem die Pfeile grausamer
Joaer die Schwimskraft raubten. (mit Weh-
muth) Ach, Freund, glaube mir, meine Freuden

sind dahin.... Weißt Du, wie Macbeth zu seinem Arzte spricht? *)

Mac. Dr. (beiseit) Sicher! (lächelnd) Macbeth und Du? Hum! Ich würde einen solchen Verrath gleich übel nehmen. (um das Gespräch zu wechseln) Du hättest nur sehen sollen, was für eine ansehnliche Rolle Karl bei der ganzen Sache spielte. Ich hatte Mühe ihn zu dem Plane vorzubereiten. Als ich eben mit ihm alle Gründe pro-

*) Der gute Taron macht es uns oft nöthig, Anmerkungen zu schreiben. Die Stelle ganz eines Shakespeares würdig, ist diese:

Canst thou minister to a mind diseas'd;
Pluck from the memory a rooted
sorrow;

Erase out the written troubles of the
brain,

And, with some sweet, oblivious an-
tidote

Cleanse the stuff'd bosom of that pe-
rilous full

Which weighs upon the heart?

und contra durchging, trat Wilhelm ins Zimmer. Mit trauriger Miene und Stimme machte ich ihm bekannt, daß Karl für Julien bestimmt sei. O Freund; sehen hättest Du müssen, wie der arme Wilhelm da stand. Bei Gott, größeres Entsetzen kann die Einwohner Viersina's nicht erlitten haben, als des Herrn Generalathen ihre Wohnungen vernichteten, wackerer's Entsetzen kann den nicht überfallen, an dessen Seite das treue Weib von einem glühenden Bligstrale getroffen wird. — Welch ein Streit zwischen Liebe und Dankbarkeit! — mir fehlen die Worte, ihn zu schildern. Wie er endete, hast Du gesehen.

Kronck. In solcher Eile.

Major. Er wird jetzt die Stadt verlassen.

Kronck. Du riehst ihm doch dazu?

Major. Ja. Er vermochte nicht hier zu bleiben an dem Orte, wo ihm seine Julie genommen ward. Seinen Dienst mag er aufgeben:

„Gesundheitsumstände“ sey der Veranlaß. Für einen Arzt wie er, findet sich nach dreien Jahren leicht ein besüßter Richter. — Er laßt man er dulden und — abrechnen. Ein Brief von mir an Herrn v. Reinsfeld ging heute früh schon ab, ihm schickst, deinen Brief an mich auf vor. Laß dich schicken und, gebe ich dann Empfindungsberichte an den besten, so werden noch mit.

Kronel. Gut, gut. Nun das hätten wir ja auch gestern Abend schon erwartet.

Mayor. Was also die Botschaft?

Kronel. Kennst Du den Grafen v. Mangen?

Mayor. Wenig — er mißfällt mir.

Kronel. Kennst ihn Wilhelm?

Mayor. Er haßt ihn. — Gestern erhielt er ein Billet von ihm, voll Freundschaftsversicherungen, die höflichkeit von ihm abgewiesen wurden.

Kronel. Ich fürchte für ihn wegen dieses Mannes, dem ich, wie Du weißt, Julien abschnid, weil ich ihn nicht schätze.

Major. Nachstellungen durch Schleichwege werden Wilhelms scharfem Auge nicht entgehen, und vor offenkundiger Gewalt schützt ihn sein Muth.

Kronef. Wirkst Du? Wahrlich, Du kennst die Menschen von einer andern Seite, als ich.

Major. Wohl mir, bester Freund.

Kronef. Dieser Wangen ist schlau, scharf, gewandt in allen Geffährten. Alles muß weggeräumt werden, was meinen Plänen zuwider ist!" ist das nicht die jetzige Medeslenten, deren Vater der Egoismus ist, der — glaube mir — wie so sehr sein Haupt erhub, als jetzt im ersten Jahrhunderte.

Major. Die Bemerkung ist wahr. Aber hilfst Du Wangens Liebe zu Julien für so stark?

Kronef. Liebe? — Liebe heate er wol schwerlich, — aber sein Stolz ward durch die Klüglung gedemüthigt, wie wird er nicht toben über Wilhelms Verzug?

Major. Freilich wohl.

Reones. Er mag ihn also als seinen Feind betrachten.

Major. Furcht für einen Freund ist edel, aber wer wollte immer fürchten? Welchen christlichen Namen hat seine Hand? — — Nein, ich hoffe für meinen Wilhelm noch ichöne Tage, der arme Junge verdient sie. Den rühmte Jugend auf, wie Unschuld seine Begleiterin. Seine Eltern von armen altem Tod, na den früh, er kannte sie nicht, nicht ihren Namen. In einem Waisenhause im London fand ich ihn, da es meine Liebhaberinnen damals war, Hospitäler zu durchkriechen, Krankenhäuser zu besuchen und Waisenhäuser zu durchwandern. Des Knaben edle Physiognomie machte mich aufmerksam auf ihn. Ich ließ ihn einige Male zu mir kommen, und sein unverschämtes Benehmen, offnes Wesen, richtiges gesundes Urtheilen über Alles, was nicht ganz außershalb seiner Sphäre lag, seine Bescheidenheit und seine Achtung gegen alles Gute und Schädliche,

ließen mich immer mehr Interesse für ihn haben, und gewannen ihm endlich völlig mein Herz. — „Es ist doch nicht recht, dachte ich, wenn solche Talente, solche Anlagen so vergraben bleiben sollen. Sein Wirkungskreis muß größer seyn, als der seyn wird, der sich, wenn seine Lage unverändert bleibt, ihm wahrscheinlich darbieten wird.“ — Kurz, ich nahm ihn zu mir, welches mir auch, da der Waisenvater einige Gefälligkeiten von mir erhalten hatte, nicht schwer wurde. Er studirte mit der größten Anstrengung, ohne das Ziel, welches, ach leider, so viele auf einer Universität verkennen, -- aus den Augen zu verlieren. Er that Riesenschritte in den Wissenschaften und Sprachen, denn was vermag nicht der Fleiß mit Ausdauer, wenn sich solche Talente mit ihm verschwistern? — Ich führte ihn hieher, er ward bald bekannt; — von Seiten seiner Kenntnisse geachtet, von Seiten seines Herzens geliebt. Unser Fürst ertheilte ihm eine einträgliche Stelle, und ich ihm meinen Namen. -- Ich Freund,

ren gib ihm Deine Julie, und der Erdkreis hat
keinen Glücklichen, als ihn.

Baron. In London also wars, wo Du Dich
seiner annahmst?

Major. In London.

Baron. (acht mit verchränkten Armen
durchs Zimmer, geht dann zurück, faßt seine
Hand, und sagt, indem er sich eine Thräne vom
Auge wischt:) Ich war einst in London sehr un-
glücklich!

Major. Gott! Gott! muß ich denn immer
Deine Wunden aufreißen!

Baron. (an seinem Halse) O Freund, der
haben, der mich an die Menschheit band, ist
durch Dich wieder anacknüpft. Das Herz, das
ich jetzt an dem meinigen klopfen fühle, ist rein
und mein Eiaenthum. (sich von ihm windend)
O ich fühle, wie schonend Du beständig gegen
mich handeltest, nie in mich zu dringen suchtest,
mich Dir zu entdecken.

Major, Einige Male that ich, aber fruchtlos war mein Bemühen, Dir durch Theilnahme wenigstens einige Mal Einiges Deiner drückenden Last abzunehmen. — Laß mich jetzt diese Bitte wiederholen.

Baron. Es war nie *Misstrauen*, nur ein mir nach und nach eingepflanztes Gefühl, als beleidige man einen Glücklichen durch Erzählung einer Leidengeschichte. Auch das ist bei Dir geschwunden. — Ich will Dir meine Geschichte gedrängt erzählen, — ach! sie ist kurz und doch so schrecklich! — so alltäglich, und doch habe ich Mühe, mein Herz zum Glauben an menschliche Tugend zu bewegen. Wachen, Wachen, glaube mir, ich erzählte sie einst einem Chevalier in Straßburg, der hier eine der ersten Rollen spielte, und Alles was er mir statt des erwarteten Trostes sagte, war: Je Vous plains de tout mon coeur, mais il n'existe ici bas nul solide bonheur! und alle Theilnahme war, daß er mir rieth, die Masqueraden nicht zu versäumen.

Major. Weraißt das!

Baron. In Deiner Freundschaft. — — Ein angenehmes, reizendes Thal am Ufer des Bodensees, wo die Natur mit verschwenderischer Hand ihren Segen hingestreut hatte, und ewiger Frühling zu herrschen schien, war der Ort, wo ich geboren ward. In der Hand eines zärtlichen Vaters und treuleitenden Hofmeisters erreichte ich glücklich das zwanzigste Jahr, als der Tod meinen Vater an einer ansteckenden Krankheit dahintrastete, dem meine gute Mutter, der es unmöglich schien, die Reise durchs Leben ohne ihn zu vollenden, der Nebe gleich, der die schützende Umme geraubt ist, dahinweisend, nach dreien Monaten selate, und mich zum Besitzer eines sehr beträchtlichen Vermögens machte. Reichlich flossen meine Thränen auf den beiderseitigen Grabhügel. Als aber einige Monate verfloßen waren, und die lindernde Zeit auch an mir ihre Wohlthaten bewiesen hatte, fing ich einer Liebe Raum zu geben an, die ich bis jetzt wegen meiner Eltern,

die wegen verjährter Zwistigkeiten Augustens Vater nicht wohl wollten, und die ich durch das Beständniß meiner Liebe zu ihr, würde gekränkt haben, unterdrückt hatte. — O Freund, Ananthe war schön, schön wie ein Engel. Soll ich sagen, sie habe die Stirn einer Pallas, das Haar einer schöngeflochten Latona, die Arme einer Hebe, und Kypria ganzen Liebreiz gehabt? — ach! die Beschreibung bleibt fast, und unzulänglich, denn sie war mehr als schön, sie war — o fasse den ganzen Begriff des Worts — sie war gut, sie war edel. — Mit den schönsten Hoffnungen ritt ich eines Morgens zu Augustens Vater. Der Empfang war äußerst kalt, ich suchte, ich ward untraulich. — Er sagte mir Kälte entgegen, ich ward innig; er lächelte. Endlich machte ich ihm dann die Absicht meines Besuchs, die Hand seiner Tochter mir zu geben, kund, und — ich kann bei diesem fürchterlichen Zeitpunkte nicht verweilen, er ist der Ursprung alles meines folgenden Unglücks — er machte mir bekandt, daß

Auguste mich wirklich liebe; daß sie aber nicht für
 mich, auch für niemand andern, sondern fürs
 Kloster bestimmt sei. Ich bat, ich flehete, und
 der Mann bewies mit ungeheurem Phlegma,
 daß, weil die Feindschaft seines Hauses und des
 meinigen nun schon zwei Jahrhunderte gedauert
 habe, er nicht im Stande sey, ohne die Rache der
 Geister seiner Ahnen fürchten zu müssen, sie mir
 zur Gattin zu geben. Als ich nicht aufhörte, in
 ihn zu dringen, wandte er mir den Rücken zu,
 und verbot mir sein Haus. Unwillkürlich faßte
 meine Hand nach dem Degen, schon war er halb
 aus der Scheide, als der Gedanke: "Es ist Au-
 gustus Vater!" der plötzlich meiner Seele Nacht
 erhellte, mich ihn wieder zurückstößen hieß. "Sie
 sind der Mörder meines Glücks!" rief ich; er
 zuckte die Achseln. Ich rann die Stufen hinab,
 sah Augusten weinend die Alleen des Gartens
 durchirren, und mir ein Lebewohl winken,
 knirschte mit den Zähnen, schwang mich auf mein
 Pferd, und jagte nach meinem Landgute. Hier

warf mich ein heftiges Fieber aufs Lager, von dem am Körper gesund, zerrüttet aber am Herzen, ich nach drei Wochen wieder aufstand, um den Wunsch meines treuen Hofmeisters, der mir zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, und um durch ~~Zerstreuung~~ ~~meine~~ ~~Auguste~~ zu vergessen, eine Reise zu machen, vorgeschlagen hatte, zu erfüllen. Ach! guter Mann, Du kennst das menschliche Herz, das sich an Alles gewöhnen kann. Ich glaubte das nicht, und erfuhr es doch. — Zwei Jahre war ich schon umhergereist, hatte Deutschlands Wälder und Italiens Fluren gesehen, als ich beschloß, nun auch das Land der Briten zu sehen. Mein Hofmeister ward in London krank, und ich blieb gern in dieser Stadt, die allen Sinnen Genuß hat, harrend auf seine Besserung, die sich aber von Tage zu Tage immer mehr hinzog. Ich suchte Zerstreuung. Mein Stand und Vermögen — denn das ist ja nun einmal der einzige Magnet für Menschen! — verschafften mir überall Zutritt. Vors

gütlich fesselte mich das Haus eines kentschen
 Grafen von Schwarzau, der sich hier niederge-
 lassen, eines Mannes ohne Charakter, dem aber
 das Schicksal eine Tochter zugeworfen hatte, die
 meiner Auguste an äußerlichen Reizen völlig
 gleich, sie beinahe übertraf. Ob es eigentliche
 Liebe war, die ich zu ihr empfand, das kann ich
 selbst jetzt noch nicht entscheiden. Siegend heiß
 floß mein Blut durch alle Adern, wenn mein
 Blick dem ihrigen begegnete, Ruhe floß mich,
 wenn ich sie nicht sah. Ich entdeckte es meinem
 Hofmeister. Er rieth mir Vorsicht; wäre ich
 aber mit meinem Herzen in Richtigkeit, so würde
 mir, Amalien zur Gattin zu nehmen, Niemand
 widerrathen können. — Ich gestand Amalien
 meine Liebe, sie erröthete, und sagte: ihr Vater
 habe über ihre Hand zu disponiren. Ich gestehe,
 daß der zu leichte Sieg mein Feuer schwächte.
 Aber eine flackernde Fackel verlißt ein Regens-
 tropfen nicht. Der Vater, dem ich meine Ans-
 werbung declarirte, hat sich Bedenkzeit aus, und

als er, in dieser meinen Stammbaum sehr genau untersucht, und emügte Erkundigungen nach meinem Vermögen eingezeogen hatte, dankte er mir in sehr hyperbolischen Ausdrücken für die Ehre u. s. w. und gab mir sein Ja. Ich fühlte mich glücklich, sitze zu Amalien, und kündigte es ihr an. „O, wie glücklich bin ich nun!“ rief ich aus, indem ich einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — „Ewig,“ antwortete sie in einem Tone, den zwar ihre Sprache scherzhaft zu bilden bemüht war, dessen Ernst aber der Blick, den ihr großes schwarzes Auge auf mich herabsenkte, feierlich bestätigte, „Ewig, wenn Sie meinem Herzen nie Gelegenheit zur Eifersucht geben!“ —

Einige Tage vergingen. Mein guter Hofmeister starb, reichlich beweint von mir, und allen, die den Redlichen kannten. — Hatte ihn mir der Himmel doch gelassen. Doch (bitter) auch schon damals war ich gewohnt, Liebingswünschen zu entsagen!

Der Tag unsrer Verbindung rückte heran, nicht begleitet von meinen heißen Wünschen, denn ich hatte leider an Amalien manches zu bemerken Gelegenheit gehabt, das mit meinen Grundsätzen von Jugend sehr im Streite war. — Eifersucht, die sich auf ihren Stolz gründete, war bei ihr grenzenlos — der Stoff meines neuen Elends! — Eitelkeit, und das Kind dieser Fehler: Höchster Egoismus, das waren die Linien ihres Charakters. — Was mich aber am meisten kränkte, war ihr Umgang mit einem Menschen, wider den ich mit Recht sehr eingenommen war, von Geldungen war sein Name. — Er haßte mich; er war mir verächtlich. Beim Pharae, in das ich mich eintr, ohne ihn zu kennen, mit ihm in einem öffentlichen Hause eingelassen hatte, lernte ich ihn kennen. Ich gewann. Er zischelte von "Grec" und "corriger la Fortune" "Elender! rief ich, erst will ich mir, denn selbst Du mir Genußthnung schaffen! Ich klingelte, und besah dem eintretenden Maroneur alles vor mir lies

gende gewonnene Geld unter die Armen zu vertheilen, wozu ich ausserdem noch sechs Friedrichs d'or hinzulegte. „Jetzt ziehen Sie!“ sprach ich, nachdem ich die Thüren verriegelt. Die übrigen Spieler erboten sich zu Secundanten. Feldungen hatte dem allem fast zugehört, jetzt sah er mit verächtlichem Blicke nach mir, nahm mir meinen Degen aus der Hand, und gab mir den seinigen. „Was soll das?“ — Mit einem Galantgrüß gegen verßehe ich nur zu fechten“ gab er höhnlachend zur Antwort. Die Anwesenden aber befahlen, die Degen wieder auszutauschen, und der Kampf begann. — Gleich bei dem ersten Range sah ich sehr deutlich ein, daß ich mit einem sehr geschickten Fechter zu thun hätte. Keine Kunst ließ ich unversucht, er schien sie alle berechnen zu können, bis endlich eine tiefe Armwunde, die er durch einen fürchterlichen Hieb, dem keine Kunst zu widerstreben vermochte, erhielt, uns trennte. Die Wunde blutete heftig, er verbiß die Schmerzen mit unglaublichem Heroismus, aber

daß er mir in seiner Seele fürchterliche Rache schwur, entsag mir nicht. — Wir mußten uns umarmen, aber es war mehr ein krampfhaftes Zusammenballen, als eine Umarmung.

Dieser Mensch nun war es, mit dem Amalie Hmaana rhea, ich bat — sie widerstrebte höflich, ich beschwor sie zärtlich — sie behauptete, man müsse dem Eiaeninn eines Mannes vor der Hochzeit nicht nachgeben, wenn man sich nicht nach derselben auf die Galcere schmieben lassen wolle. — So war das Verhältniß zwischen uns, als der Tag unsrer Verbindung erschien. — Der Prediger hatte schon seine Rede gehalten, und forderte das Ja, als mein Blick auf einem Frauenzimmer haften blieb, das sich mit Thränen im Auge aus einem vergitterten Kirchenstige erhub. Sie schlug ihren Schleier zurück, und — starres namenloses Entsetzen packte mich mit Gigantenkraft! — es war — Auguste. — Ach! nicht mehr das blühende Mädchen, ihr Gesicht war der Spiegel ihrer Seele, die unter Leiden fast ers

lag. — Nur wenige Sekunden dauerte es, daß sie den Schleier zurückgeschlagen ließ, aber wie das Wetterleuchten in einer schwarzen Nacht so fuhrs in meine Seele — ich erkannte sie gleich. — — *Fatis agimur, cedite satis!* O diese Wahrheit fühl ich immer bestätigt in meinem Leben... (Hier hielt Kronel inne, dann fuhr er fort:) Schon hatte ich durch mein Benehmen allgemeines Aufsehen erregt, und dem Prediger auf die schon zweimal wiederholten Fragen keine Antwort gegeben.* Es erhob sich ein Gemurmel und Geflüster. Hier lächelte Jemand, dort blickte einem andern Aerger über mich aus den weitgeöffneten Augen; mit verzoogen Augenbraunen, auf denen der Unmuth thronte, stierte der alte Schwarzan mich an, die Verwandten zischelten, und Amasliens Freundinnen schienen sich im Stillen zu üben, mit was für Salze und Lauge gemischt, diese Menigheit, der Stadt mitgetheilt, wol den besten Erfolg für ihre Zirkundian haben möchte. — — Amasliens Starr auf mich gehefteter Blick,

riß mich endlich aus diesem höchsten Grade der Verwirrung, bewußtlos stotterte ich das Ja, bewußtlos ging ich an ihrem Arme aus der Kirche, bewußtlos kam ich in Schwarzhans Pallaste an. — Hier gab ich heftige Kopfschmerzen als Ursache meiner Verwirrung vor, womit ich aber, weiß dieses Ungemach gewöhnlich zum Deckmantel eines Ecclenzustandes dienen muß, den man Andern nicht gern mittheilen will, wol wenigen Glauben finden mochte. Ich eilte in ein menschenleeres Zimmer, hier warf ich mich auf meine Knie und betete zu Gott um einen Ausweg aus diesem Labyrinth, aber unerhört stand ich auf, schwarze Nacht lag vor mir. Man holte mich zur Tafel — von meinem Zustande schweige ich.

Einige Tage verfloßen, in denen ich meine zerstreuten Sinne zurückrief. — Als ich eben mit Grübeleien beschäftigt war, brachte mir mein Bedienter ein Billet, das ihm aus der Gasse ein ihm unbekannter Laquai gegeben hätte. Es war Augustus Hand und Wappen. Ich erbrach es

zitternd, und las die Worte, die sich mir unver-
tilgbar in mein Herz gezeichnet haben:

„Herr Baron! In größter Eile und Ver-
wirrung schreibe ich Ihnen, denn in wenigen
Stunden bin ich aus einer Stadt, nach der ich
mit meinem Vater, dem hier eine Erbschaft zu-
gefallen war, auf Anrathen der Aerzte, meiner
schwachen Gesundheit wegen, reiste, wo aber
meiner Ruhe letzte schwache Stützen auf ewig zer-
trümmert sind. O, hätt' ich doch Deutschland
nie verlassen. O daß ich dem Willen der Priorin
nachgab, die mir nach dieser Reise erst Ruhe in
ihren Mätern zu suchen rieth! nehmen sie diese
Worte, die meiner Feder wider meinen Willen
entfloßen, nur als die Sprache eines Herzens an,
das getrost einer bessern Welt entgegenharrt, und
finden Sie nichts zur Störung Ihres Glücks in
ihnen. Sollten Sie glauben, meiner Verzei-
hung zu bedürfen, so wissen Sie, daß ich Ih-
nen völlig verzeihe. Diesseits werden wir uns
nicht wiedersehen, (denn meinen künftigen Auf-

enthalt verschwiege ich Ihnen) aber jenseit des Grabes, an den Thoren der Ewigkeit empfängt Sie Ihre Freundin

Auguste von Thalow."

N. G. "Suchen Sie Ihre Verwirrung in der Kirche gut zu machen, und lassen Sie nie Ihre Gattinn empfinden, daß sie nicht Ihre erste Liebe ist. Dies sey meine letzte Bitte. — Leben Sie ewig wohl!"

Eine halbe Stunde mochte vergangen seyn, als Amalie in mein Zimmer trat, und mich in der Lage eines Träumenden, meine stieren Augen auf den Brief geheftet, antraf. Meine Sinne waren abwesend, ich bemerkte sie nicht.... "O Auguste, Auguste!" rief ich aus, und ein schallendes Hohngelächter weckte mich aus meinem wachenden Traume. Ich blickte auf, und Amalie stand dicht neben mir. — "Nicht wahr? sprach sie, die Ueberraschung war unangenehm?" — Ich stammelte Entschuldigungen; sie forderte den Brief, den ich aber verweigerte. —

„Treulofer, Treulofer!“ rief sie, „ich verachte Sie!“

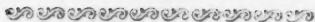
Mein Herz zwingt mich zur Kürze. Ich vermag es nicht, Dir das Ende meines Elends gesondert zu erzählen. — Wir bewohnten von jetzt an, ein jeder einen besondern Flügel eines Schlosses, das meinem Schwiegervater gehörte, und das er uns, weil Amalie der strengen Jahreszeit wegen, die Reise nach Deutschland schenkte, bis zum Frühlinge eingeräumt hatte.

— Oft wollte ich Amalien die Geschichte meiner Liebe zu Augusten gestehen, ward aber, wenn ich mich bei ihr melden ließ, unter mancherlei wichtigem Vorwande abgewiesen; und erhielt, wenn ich meine Vertheidigung durch Briefe bewirken wollte, diese unerbrossen zurück. — Da sah ich die Gesellschaft der Lebenden die mich umgaben, und suchte Trost im Plato, Horaz und Wieland. — So erstarrte denn nach und nach die sanfte Fluth meiner Empfindungen, da der Nordwind sie vereisete, und in dem Herzen, das

koch so warm für alle Menschen schlug, thronte
 jetzt: Leere und selbst einige Unempfindlich-
 keit. — Als der Frühling herannahete, bat mich
 der alte Baron, dem das Verhältniß zwischen mir
 und seiner Tochter gar nicht auffallend war, der
 vielmehr nach seinem *savoir vivre* und *bon ton*
 — zu enge Vertraulichkeit zwischen Ehegatten —
 in den bloßen Worten liegt schon Unsinn — für
 unschicklich hielt, sein Schloß und London, so
 lange er lebe, nicht zu verlassen. Ich willigte ein.
 So verstrich beinahe ein ganzes Jahr. Da hatte
 der Himmel mir noch eine Freude aufbehalten.
 Amalie ward Mutter, sie gebor mir meine Julie.
 Dies verschaffte mir ihre Liebe wieder; — Vier
 Monate lebte ich mit ihr in schöner Eintracht das
 hin. Nur wenn ich jenes Mißverständniß lösen
 wollte, ward sie ernst, und ihr Blick hief mich
 schweigen. — Ich Thor träumte eine goldne Zu-
 kunft. Ich dachte nicht daran, daß es die Sons-
 nenstrahlen seyn könnten, die der scheidende Som-
 mer noch auf die Blumen senkt, um dem langen

Winter Platz zu machen. Dafür, daß ich hoffte, mußte mich ja das Schicksal züchtigen! — Ich vermag kaum weiter — (mit matter Stimme) Ich erhielt bald darauf einen unglücklichen Brief von der Priorin des ***er Klosters im ***schen Ich erbrach ihn in Amaltes's Gegenwart, weil ich seinen Inhalt nicht ahnete. Man meldete mir, daß Auguste, die, wegen ihrer zerrütteten Gesundheit die Rückreise nach Deutschland habe kaum machen können, sich in ihrem Kloster als Nonne habe einkleiden lassen, und nach einem Jahre gestorben sey. Unausprechlich und unaufhaltsam entführzten Thränen meinen Augen, denn ihr letztes Wort war mein Name gewesen. — Amalie riß mir den Brief aus der Hand, las ihn, warf ihn mir vor die Füße, sah mich mit rollenden Augen an, sprach kein Wort, und verließ das Zimmer... Geldungen stellte sich jetzt wieder äußerst häufig bei ihr ein, und (mit zitternder Stimme) nach wenigen Wochen, als sie zum zweiten Male der Hoffnung entgegen sah, Aug

ter zu werden, verließ sie mich nebst Feldun-
gen. — Laß mich schweigen von meinen Em-
pfindungen. Mit einer unverheilbaren Wunde
am Herzen, sagte ich Amaliens jammernden Va-
ter, der jetzt auch schon den sanften Todes-
schlummer schläft, Lebewohl, um in irgend einem
Winkel der Erde meine übrigen Tage zu vertrau-
en. — — Keine Güter verkaufte ich, denn ich
war auf denselben nicht genug vor lästigen Be-
suchen geschützt. Dieses einsam liegende Städt-
chen nahm mich auf, wo ich nun schon seit sechs-
zehn Jahren, stille Grabesruhe im Herzen, le-
be. — O Wangen, hätte ich Julien nicht, ich
hätte vielleicht längst in einem unglücklichen Au-
genblicke meinem fruchtlosen Leben ein Ende ge-
macht, aber sie erinnert mich an meine Pflicht
zu leben, und zu leiden, und ihren gärtlichen Be-
mühungen erlaubt es zuweilen, mir augenblickliche
Freuden zu geben, einen labenden Thautropfen
auf den öden und schauerlich einsamen Boden
meines Herzens zu träufeln.



Siebentes Kapitel.

Enthält eine Zeit von drei Jahren.

Da ich Euch nun, liebe Leser, mit der Geschichte des biedern Barons bekannt gemacht habe, mit der Hoffnung, daß Ihr die Elige, da die Sprache dies so selten vermag, ausmalen werdet, so laßt uns nun zu unserm Wilhelm zurückkehren, dem braven Jünglinge, den wir so tief vom giftigen Pfeile des Unglücks getroffen, verlassen haben.

Angenehme Bilder der Zukunft, von einer glühenden Einbildungskraft ausgemalt, hatten ihn während der Zeit, daß der Major sich bei Justens Vater befand, beschäftigt. Wer würde es

wohl dem Armen nicht vergehen, daß er seiner Phantase freien Flug verstattete? — Ach, man giebt ja so leicht, so willig dieser holden Triegerinn nach, ein lächelnder Genius scheint uns in der Fern' zu winken, wir verlassen die kalte Einöde der Gegenwart, da in lieblichen Auen die Zukunft, die jetzt kein neidischer Vorhang mehr birgt, uns entgegenstrahlt; mit kühnem Fittige überflattern wir der Wirklichkeit Schranken, keine Spur von ihr bleibt in diesen herrlichen Augenblicken zurück, aber ach! daß es nur Augenblicke sind! — der Nebel zerrinnt, und in ihm das Traumbild. Schauernd ward Wilhelm geweckt! — Ungewiß noch, ob Alles nur eine schreckliche Täuschung sey, hoffend noch, daß seine Sinne ihn trösten möchten, kam er in dem vom Majer ihm vorzeigblauen Städtchen B. an. Hier war im Hause des Hrn. von Reinsfeld schon Alles für ihn in Bereitschaft. Man bemühte sich aufs sorgfältigste, durch zu großen Dienstleistungen ihm nicht lästig zu werden; kam aber, ohne,

daß es abſichtlich zu geſchehen ſchien, jedem ſeiner Winke zuvor. Niemand beläſtigte ihn auch nur mit entfernten Fragen wegen ſeines Trübsinns — denn was wäre wol dem Traurigen läſtiger? — keiner äußerte Mißfallen, wenn der ſonſt ſo gutmüthige und ſanfte Wilhelm die unſchuldigen Fragen oft hönisch und beißend beantwortete. Und bat er dann ſanft um Verzeihung, ſo ſchien man ſich zu wundern, wie er wegen ſo angenehm mißiger, Niemand verwundender Laune, Verzeihung bitten könne. Sanft tadelte man zuweiſen ſeine überausgroße Liebe zur Einſamkeit, allzugroße Arbeitsamkeit, (die ſo ganz ohne allen Eigennuß war, da er nur immer bemüht war, die Sache unterdrückter Unſchuld der Armen zu führen, wo ihm zwar kein äußerer, aber deſto größerer innerer Lohn ward,) und einigen Freudenhaß. Jeder bemühte ſich ihm unerwartete, auf Dank anſpruchloſe Freuden zu machen, man lehrte ihn nur gute, unverdorbene Menſchen kennen, und ein inniger Händedruck, oder eine

süße Thräne lobten ihnen für ihre Bemühungen, und Wilhelm war ganz so glücklich, als — eine unglückliche Liebe es sein läßt.

Niemand aber war so glücklich in diesen edlen Bemühungen, einem guten Menschen seine verdiente Ruhe wieder zu geben, als Louise, die Tochter des alten Reinfeld, das einzige Kind das dem Vater der nichts schonende Tod übriggelassen, denn er war auch Vater von dreien Söhnen gewesen, die den süßen Tod fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre, gestorben waren. — Oft wenn Louise ihm vorlas, und sie entweder Wielands Genie, oder Herders Größe bewunderten, wenn Matthißen ihnen eine Thräne entlockte, und Götz, der Nievergeflückte seinen Wilhelm ihnen malte, o dann fühlte selbst un'er Wilhelm sich auf Minuten glücklich. Wenn sie mit süßer Vorsicht ihm ihre Lieblingsplätzchen vor der Stadt zeigte, und ihn lächelnd fragte, ob er sich dann nicht ein wenig über ihren guten Geschmack freuen wolle? wenn sie ihm Blumen und Ges

wächse zum zerlegen brachte, (denn Wilhelm's Lieblingsbeschäftigung in den wenigen Stunden der Muße war Botanik) und dann nach Tische des Abends, wenn der ehrliche Alte sein Pfeifchen im Garten rauchte, scherzend erzählte, welch eine gelehrige Schülerinn sie sey, da sie schon sehr wohl wisse, was *Heliostropium*, *Leucoion*, und *Caryophyllus* sey, worauf sie sich nicht wenig einbilde: dann mußten ja nothwendig die Wolken von seiner Stirn schwinden, wie sie in der Natur schwinden, wenn Sonnenstralen sie durchbrechen haben, und gelang's nicht immer; nagte der Gedanke an seine Julie, die er sich in Karls Armen dachte, zu sehr an seinem wunden Herzen, als daß irgend ein anderer es ergreifen konnte, nun dann lehnte sie ihr guter Wille, der so Manchen trösten muß, wenn er verkannt, oder verschmäht, oder doch wenigstens den Erfolg nicht hat, den man ihm wünschte. — *Et voluisse sat est!*

So tauschten auf schnellen Fittigen drei Jahre dahin, um zu der großen Zahl ihrer ver-

gangenen Brüder zu gehen, und Wilhelm's Schicksal näherte sich seinem Aufschlusse. Louis's edle, unverfälschte Einfalt, ihre wohlwollenden Bemühungen, ihm angenehme Zerstreuung für Kopf, und Herz zu verschaffen, und besonders ihre unablässigen freundlichen Bemühungen für ihn, in einer ziemlich gefährlichen Krankheit, die ihm seine nagende Melancholie zugezogen hatte, alles das mußte auf ein so weiches süßleidendes Herz, wie das unser's Wilhelms den lebhaftesten, bleibendsten Eindruck machen. — Wäre sie arm gewesen, er würde sich zum Bettler gemacht, und ihr Alles gegeben haben, was das Schicksal ihm von diesen Gütern zugeworfen hatte; hätte er sie in Lebensgefahr gewußt, gern würde er der Erhaltung ihres Lebens, das seinige zum Opfer gebracht haben, kurz, er war ganz ihr Freund, ihr innigster wärmster Freund, aber seine Liebe war untheilbar, und die besaß seine Julie.

„Morgen, lieber Wangen,“ sprach eines

Abends, der alte Reinfeld, da er sich mit ihm und Louise allein im Garten befand, wo sie eine Rasenbank unter einem großen Apfelbaume aufgenommen hatte, dessen dickbelaubte Zweige den schon stehenden Sonnenstrahlen des Mai's wehrten, "morgen werden wir eine kleine Reise nach dem Städtchen S — machen, und Sie — nun das versteht sich schon am Rande — Sie begleiten uns."

Wilhelm. Ich? Herr von Reinfeld — ich — werde ein schlechter Gesellschafter seyn. —

Reinf. Sie ein schlechter Gesellschafter? Ich bitte Sie ums Himmelswillen, lügen Sie mir nicht ins Gesicht. Drei Jahre sind es schon, Freundchen; daß Sie in unserm Hause wohnen — und nach dieser Zeit, pflegt man gewöhnlich zu sagen — hat man sich gänzlich ausgesprochen, und das ist bei uns der Fall nicht, wenigstens haben wir das große politische Feld noch gar nicht bebaut, haben selten über die Belagerung von Gibraltar,

und die combinirte Spanisch: Französische Flotte
gesprochen. — Doch das gehört nicht hieher.

Louise. Lassen Sie mich nur machen, lieber
Vater. — Wir müssen Sie es doch nicht ah?

Wilhelm. Liebe Louise — — es ist morgen der
größte Tag, und da — (stehend) eine traurige
Erinnerung — —

Louise. Am vierzehnten — Sie sehen, ich ha-
be das Datum gut bemerkt — lassen Sie in uns-
rer Haus, und da Sie bestimmt diesen Tag un-
ter die glücklichen rechnen werden, so verzeihen
Sie, da beide Tage so dicht an einander ansetzen,
des traurigen, von dem Sie reden, um des
glücklichen willen. (lächelnd) Und — Sie ken-
nen ja das Netze: *le veux, que mon plaisir, soit
le plaisir des autres.*

Wilhelm. Ich begleite Sie — aber ich fürchte,
daß mein düsternes Wesen Ihrer Freude einiaen
Abbruch thun werde — und (heißlich) das sollte
mir sehr leid thun.

Louise. Ei, wie paßt sich dieser Ton (für den Mal! — wer weiß, was morgen Ihnen befallen ist. Wer weiß, ob Sie in E — nicht Manchen treffen, der Ihnen — ob überhaupt —

Wilhelm. (Sich wundern zu sehr zwingend) Aha! führten Sie deswegen seit einiger Zeit eine so starke Correspondenz? Vermuthlich verschieben Sie mir Freunde? Vom Obi, oder Tajo? Noos Zembla, oder Congo?

Louise. Halb errathen. Indes, wegen so weite Reisen? — — Nun, sehen Sie, unser Weg wird uns morgen durch manche herrliche Gegend führen, auf jede Klar verlange ich ein Gedichtchen, auf jeden Hügel zwei, und auf jeden murmelnden Bach wenigstens vier. Auch ein altes verfallenes Raubhloß wird sich uns in den Weg stellen, dann wird sich hoffentlich auch meine Dichterader öffnen, und in eine herrliche Elegie aufbrechen.

Reinsfeld. Leuten, Ihr necht Euch ja, nur in einem andern Tent, als ich anno 90 mit meiner Marie. Und was sich necht, das — (geht lächelnd ab).

Louise (nach einer Pause.) Die Hosen, Tische, Bettstücken, bemerke, mündelthierens Festes, eine u. s. w. sollen eine alarmende Rolle dazu spielen — (ruß.) Warum so stumm, hier Ihr Freund?

Wilhelm. Zeigen Sie mir das, gute Louise, und freuten Sie des Schwärmers nicht. — Das verfallne Schloß erinnerte mich an vergangne, unwiederbringliche Freuden.



Neues Kapitel

Nur die Leser hätten es vermuthen können.

Wilhelm ging und verließ Louisen in der für edle Seelen so reinlichen Vertheilung, Schuld an seiner schiachen Trauer zu sein. — Die Nacht brach an, Wilhelm warf sich auf sein Lager, aber der Schlaf, der alles Nachdenken flieht, fand auch ihn. — Tausend Vorstellungen drängten sich in seiner Seele, keine aber vermochte sie ganz anzudeuten, sie hüpfen alle schnell und leuchtend vorüber, wie die Bilder in einer Magischen Laterne. Eine leise Stimme schien ihm zu rufen:

Der morgende Tag wird einer der wichtigsten
 Deines Lebens seyn! Er konnte nicht länger im
 Bette andauern, sprang auf, zündete ein Licht
 an, kleidete sich an, und eilte in den Garten.
 In Schranken verlieren durchstrich er die Alleen,
 bis die Sonne die oberste Spitze des Thurms,
 nach dem man vom Garten die Aussicht hatte,
 leuchte, und ein Frühlingsliedchen, das in an-
 nehmen Tönen zu seinen Ohren drang, ihn mer-
 ken ließ, daß Louise nicht ihrem Vater schon
 aufgestanden sey. Er eilte hinaus aus dem Gar-
 ten in des Vaters Zimmer, und nach einer Stunde
 in der launige Gesprächs den Thee und das Frühl-
 sölz genossen hatten, meldete ein Bedienter, daß
 der Wagen vor der Thür halte.

Wie man sich immer mehr dem Städtchen,
 das sich mit Kastanienbäumen umkränzt vor ihnen
 ausbreitete, näherte, da schloß Wilhelm, als
 herrschte nicht mehr die eilige Munterkeit unter
 seinen Gefährten, als schloß sich zuweilen ein

Fenster aus Louisens Brust. Der alte Reinfeld drückte ihm einige Male sanft die Hand, und Wichte gen Himmel. So kamen sie gegen Morgen in C — an, wo der Ausfiker vor einem großen, schönen, geschmackvoll prächtigen Hause still hielt. „Wem gehört dieser Palast?“ fragte Wilhelm. „Einem meiner Freunde, dem Herrn v. B. (antwortete Reinfeld). Doch wohnt er gewöhnlich nicht hier; heute aber wird er hierher reisen, und mit mir, seinem alten Jugendfreunde, ein Rendez-Vous zu halten. Ich vergaß Ihnen das gestern zu sagen. — Um zehn Uhr, stand in seinem Dache, wollte er sicher in C — sein, jetzt ist es neun; also eine Stunde sind wir noch allein und überlassen.“

Ein Bedienter führte sie darauf in einen großen geschmackvoll möblirten Saal, trug einige Erfrischungen auf, und entfernte sich dann.

Louise schien sehr ängstlich zu sein, und ging, um, wie sie sagte, noch mehr der frischen Luft

er genießen, nach einem der Nebenbammer, um von da in ein laubbedecktes Wäldchen zu kommen.

„Das alte Mäddchen, sprach der alte Reinfeld, das gute, (mit einem Seufzer) vielleicht unglücklich Mäddchen!“

Wilhelm. Wohlthät! (schüchtern) wie das? Reinfeld. Was Ihnen, lieber Wilhelm, sollte das so ganz entzogen sein? Ihnen?

Wilhelm. Auf Euer, ich begreife Sie nicht. Konnte unglücklich? unglücklich bei dieser ewig heiteren Laune, die in den traumhaften Anstalten, denen Sie immer noch tausend angenehme Seiten entdecken lassen würde, bei dieser stillen Ruhe, sanftmuth, mit der Sie über die meisten Unglücksfälle, die Sie selbst trafen, hinweg würde?

Reinfeld. Wachen, Sie sind doch auch nicht glücklich —

Wilhelm. Reden Sie nicht von mir.

Reinfeld. Wären Sie nicht einß auch heiter, wohnt in Ihrem Herzen nicht auch jene reine

Zufassungseile und Lonne, an der die Geleise
des Unglücks wie schwaches Reid an einem eisern
am Vauzer, perſchmettert, abgrollen!

Wilhelm. Aber, — wie —

Reinfeld. (ſpricht ihn, indem er ſeine Hand
ergreift) Schützen Sie das auch vor Liebe?

Wilhelm. Also Louise liebt?

Reinfeld. Liebt.

Wilhelm. (langſam) Und wen?

Reinfeld. Wilhelm, Sie ſind ein Mann von
lichten erprobten Grundſätzen; — (herzlich) Sie
ſind ein rechtschaffen, gerader und offener junger
Mann, ich kann Ihnen das Geſtändniß thun.
Louise liebt Sie, Wilhelm.

Wilhelm. (äußerſt betroffen) Mich? — Louise
mich?

Reinfeld. Noch einmal, wie iſt möglich, daß
das Ihnen entgangen iſt? — Wer war froher,
als Louise, wenn ſie an Ihrer Hand Pflanzen auf
den ungelächteſten Gegenden aufsuchen konnte,

wer war lieber, als Louise, wenn Sie einem
keinen Gedächtniß von ihr, ein Nücheln des Weisfalls
gönten, wenn rollten die Thränen so reichlich als
ihre, wenn Melancholie an Ihrem Herzen zu ha-
sen schien.

Wilhelm. Gott! also ist es wirklich? — O
Herr von Reinfeld, hätten Sie mich doch nie in
Ihre Haus aufgenommen! — o muß ich Elender
beim eines so guten Mädchens Ruhe untergraben?

Reinfeld. Lieber Wilhelm!

Wilhelm. (mit Thränen) Ich kann Louises
Liebe nicht ersichern.

Reinfeld. Wilhelm, Wilhelm! o daß ich Ihr
den diese Liebe einhändigen könnte! — Wenn
Sie wüßten, wie sie Sie liebt, so innig und
warm, als Ihre Julie Sie liebte, o wenn sie
geleben hätten, mit welcher namenloser Angst,
mit welchem Beben sie mir diese Liebe gestand.
Ich sprach Ihr Rath ein, und zeigte ihr sichere
Gewährung; — oder wenigstens Gewißheit ihres



Schicksals auf heute. Sie ward heiter, scherzte noch so froh am gestrigen Abende; als aber die Zeit immer näher herankam, da bezugte jeder ihrer Züge sichtbare Angst. — Ach Wilhelm, ich hoffe, wenn ich Louise als Ihre Wittinn müßte, nach einer stürmischen Lebensfahrt in den Hafen der Ruhe einzulaufen. (sehr wehmüthig) Das würde ich wohl, daß der Tod der sicherste Hafen sei, aber daß er der einzige ist, erfahre ich jetzt.

Wilhelm. Wollen Sie mich zermalmen mit diesen schrecklichen Worten? O, mein Wohlthäter, zerknirscht stehe ich vor Ihnen! — elend, elender als je! — — (sich sammelnd) Gern, wie gern wüßte ich Sie auch durch Vermandtschaft: Vater, aber unthun Sie mir nicht zu, daß ich Louise unglücklich machen soll. — — Soll der nagende Wurm, der meine Freuden vernichtet, und den mir die Natur schon in den Windeln beschied, auch ihre Freuden vergiften?

wollen Sie die lächelnde Nebe mit der geknickten Ulme vermählen? — Nein, mein Vater, rollen Sie den Vorhang auf, der die Zukunft verbirgt. Denken Sie sich, wenn ich mit Louise die blühenden Ähren durchstriche, wenn sie sich ganz und innig freute, und lähe, daß die meinige mit Wehmuth verschwiebert wäre, wenn ich ihre Liebeskelumae kalt erwiderte, und die Thräae in meinem Auge ihr saate: „Nur Julie könnte sie streuen, und ihre Quelle auf ewig versiegen machen.“ — Vater, bedenken Sie, daß Liebe eine Empfindung ist, die man wahr nur einmal im Leben empfindet, und die meinige gehört Julien. —

Kaum hatte Wilhelm diese letzten Worte ausgesprochen, als die Thür des Nebenzimmers, in das Louise gegangen war, sich öffnete, und diese, nebst — Julien, ihrem Vater, dem Major, und Karlh hereinpürzte. — Ich wage es nicht, dem Pinsel auch nur zur schwachen Aufmalung

einer solchen Scene zu erweisen. Wo nähm' ich die Farben her, um ihre Empfindungen, die, wie eine Welle im lebenden Ocean von de andern verdrungen wird, augenblicklich einer a dem Platz machen, zu malen? und wo f'hr' mir dann auch die Hand, um mich ihrer zu bedienen? Wilhelm lag überschwenalich glücklich, im Arme seiner Julie, deren Herz seit drei langen Jahren nun zum ersten Male wieder an dem seinigen klopfte, und deren Mund den seinigen, wenn er sich zu Fragen öffnen wollte, wie gähenden Kiessen immer wieder verließ. Auf einer andern Seite stand Louise im Arme ihres Karls; der Kaiser wischte sich eine Thräne, die Freude ihm entlockt hatte, von seinen Wimpern. Baron Krenzel blickte mit einem Gesichte, in dem Freude über langen Gram siegte, auf die Gruppe hinab.

Es ist eine herrliche, beglückende Gabe der Mutter Natur, daß ein einziger Augenblick reiner wahrer Freude, lange Leiden vermischt. —

Wer sieht es dem ungetrübten klaren Wasser im Ocean an, daß vor kurzem noch die Bergen sich heraboch thürmten, in denen sich jetzt die Straßen der Sonne spiegeln, die vor wenigen Stunden noch der tobende Orkan hinter schwarze Wolken gereicht hatte? ist die Natur nicht doppelt schön, nach einem Gewitter? blühet nicht die Blume reizender, ist ihr Geruch nicht balsamischer, am Abende nach einem schwülen Tage, als der derselben Pflanze, die beständig des Schattens und der Kühle genoss? versüßt uns nicht selbst die Erinnerung an aufgestandene Leiden, den Becher der Freude tausendfach?

— Forsan et haec olim meminisse iuvabit!*) läßt Virgil, der Menschenkenner, Aeneas, seinen Gefährten zurufen, er wußte wohl, daß diese Worte den tiefsten Eindruck auf die Trostlosen machen würden.

„Jetzt Wilhelm,“ sprach Kroner — als fast eine

*) Aeneid. I, 203.

Stunde unter sprachlosen Umarmungen, oder
 doch nur unartikulirten Ausrufungen verfloßen
 war — indem er ihn fest an sein Herz drückte,
 „Jetzt ist es Zeit, Dir kurzen Aufschluß über mein
 Verfahren zu geben. Du liebest Julien — sie
 ist das Einzige, was mir das Schicksal übrig ließ,
 es meine Freuden wegrastte, und ich war fest
 entschlossen, sie Dir zu verweigern, als Dein
 Pfleger mir eine gute Meinung von Dir ein-
 flößte. Aber die schlimme Tochter der Erfah-
 rung, — Mißtrauen gegen Menschen war zu
 fest eingewurzelt, als daß ich auch dem Zeugnisse
 dieses Wiedermanns, da überdem Vorliebe für
 Dich, ihn falsch sehen lassen konnte, hätte ganz
 trauen können. Ich beschloß also, Dich zu prü-
 fen, und — nahm den Dank in Julien und in
 Deinem eigenen Bewußtsein — männlich bist Du
 bestanden. — Dankbarkeit mußte Dir eine Pflicht
 sein, der Du selbst Juliens Befehl opfern müßtest;
 Du erfährst, daß Karl sie liebte, Du sahst in
 ihm Deinen Wohlthäter, — wichest ihm und dals

doch die Schmerzen mählich, die Dolne eine
 Entlassung Deinem Herzen schlug. Das war
 Deine erste Prüfung. Aber was ist alle mensch-
 liche Zuversicht ohne Dauer? die Sonnenstrahlen am
 einem Tage wecken die Finen noch nicht;
 ein sanfter Wind kühlt ein wogendes Meer
 nicht. Auch diesen Wunsch hab ich bei Dir er-
 füllt: Du bleibst der Zuversicht, Du bleibst Deiner
 Liebe treu. Dieser brave Mann, (auf den
 alten Neu'sch zuwand) unterrichtet von Allem,
 theilte mir an jedem Besuche Nachrichten von
 Dir mit. (sehr herzlich) Wilhelm, Wilhelm, wie
 den verdorrten Baum, zu dessen Ausrottung
 feindselige Menschen die ihn befruchtenden Quel-
 len abgehauen haben, in der Hoffnung, ihm
 hierdurch mehr, als durch die Art zu schaden,
 wie diesen n. ch langer Zeit, wo schon seine Zweige
 abzufallen, seine Blätter zu vertrocknen began-
 nen; — eine neue Quelle, ungesehen vom schadens-
 frohen Auge der Erde neubelebt und erquickt; —
 solche Wirkung thaten die Nachrichten von Dir

auf mein Herz. Nach langer Zeit zum ersten Male schien mir eine heitere Zukunft zu dämmern, nach langer Zeit hoffte ich wieder Ruhe im Leben. Nur ein Einziges beunruhigte mich etwas.“ —

Wilhelm. Welches, mein Vater?

Kronel. Ob Du auch gegen jede Liebe zu einem andern Mädchen gemahnet wärest. Herr von Reinsfeld konnte mich hierüber keine gewisse Auskunft geben. — „Wäre irgend ein Mädchen,“ so ward mir geschrieben, „gegen die er Liebe zu empfinden, fähig wäre, so wärs meine Louise.“

Karl. Wen beunruhigte das wol mehr, als mich, lieber Vater?

Louise. Nicht mehr als billig, Herr Hauptmann!

Kronel. Ich glaube dir, Karl. —

Julie. Denn wiße, lieber Wilhelm, Karl und Louise lieben sich, liebten sich schon damals, als die Prüfung begann.

Wilhelm. Gott! zu viel der Freude! (nach einer kleinen Pause lächelnd zu Karl und Louise) Und in der langen Zeit sahet Ihr Euch nicht, Ihr Lieben?

Louise. O! nicht so vereiselt, ich erlaubte ihm zuweilen mich zu besuchen, denn unser beider beständiger Wohnort liegt ja nur sieben Meilen von einander. Und im Hause eines vertrauten und — nicht wahr ein Pöbzig — verschwiegenem Freundinns, die ich ein wenig, so viel es nöthig war, in meinen Plan einleben ließ, gab ich dem Herrn Kapitain Rendezvous, und erlaubte ihm zuweilen, mir die Hand zu küssen.

Karl. Den Mund freilich selten, Edelmann!

Kronek. (etwas lächelnd zu Karl) Verjagen Sie deswegen nicht, die Küsse werden Ihnen bald erlaubt werden. — (zu Wilhelm) Und diese Ruhe hast Du mir heute und auf immer von meinem Herzen gewälzt. (er legt Julien in seine

Keme) Ihr seid einander werth! — Nur wenige Stunden früher, als Du, erfuhr Julie Wes! —

Ich breche dies Gespräch ab, das noch lange bald in einem scherzhaften, bald in einem ernsten frohen Tone, wie es der Freude eigen ist, geführt wurde. Die Stunden rauschten dahin, wie Minuten, und als der Abend vom Himmel herabsank, bestiegen sie die Kutschken, und kamen, beschienen vom hellglänzenden Monde, der vielleicht in langer Zeit nicht sieben glückliche Menschen auf einem so kleinen Raume angelächelt hatte, glücklich im Städtchen, wo Kronel und der Major wohnten, an.



Neuntes Kapitel.

Sollte es möglich sein.

Gern, liebe Leser, gern ließe ich jetzt den Vorhang fallen, gern würde ich die Feder weg, die so ungern Thaten der Menschen beschreibt, vor denen sie erröthen sollten; aber ich würde dann ein unvollständiges Gemälde liefern, und des Lesers Spannung wegen mehrerer Charaktere vernichten. — „Certam vix habet hora fidem“ sagt Ovid, — der auch durch seine Verbannung nach Tomi an der Thrazischen Küste, den Wechsel des Schicksals erfuhr, — und hat wol nie eine größere Wahrheit gesagt. — — Noch einmal wehte das Laster seinen tausendfach giftigen Dolk, noch

einmal erhob die Hader, das tausendköpfige, auf seine Macht trockende Ungeheuer ihr Haupt zum Anariffe gegen die Euaend! — Hat diese ernste Göttinn, zu der sich gewöhnlich die lächelnde Uns besangenheit mit der immer heit zu Niene gesellt, eine Regide, die stark genug wäre, daß die Pfeife, die Bosheit, vereint mit Klugheit, List, Ränken und dem Scheine für sich, schmieden, daran abprallen sollten? — Die Geschichte giebt uns Beispiele genug von triumphirendem Laster, und unterdrückter Unschuld, ob auch diese — das wird die Folge lehren.

Graf Wangen und Franzesco (lange haben wir sie nicht handeln sehen, jetzt aber treten sie wieder furchtbar auf) hatten unterdeß, während Wilhelms Abwesenheit, — denn der Graf, der Allem trochte, was menschliche Natur heist, hatte doch Amors Kraft weichen müssen, er liebte, liebte Julien fast bis zum Wahnsinne, — außs äußerste sich bemüht, in des Grafen Hause sich

Zutritt zu verschaffen. Wir wissen, daß Kroner gegen ihn eine heftige Abneigung hatte, aber durfte er einem Manne, wie der Graf war, der mit äußerster Feindschaft und Höflichkeit um Zutritt bat, diesen verweigern? Convenienz und Etikette sind ein paar Treanninnen, wogegen alles übrige werden muß. Wahrscheinlich in den Vergimern der Grafen sollte man ihnen eine Statue errichten, mit dem Schwerdte in der einen, mit einem gefalteten, eiwas verdorrtten Kranze in der andern Hand. Das Schwerdt zertheilt die Bande, die das Herz, ohne sie zu befragen, kauft, der Kranz ist für die, die sie zu Freunden und Beschützern. Freilich ist der Kranz verdorrt, aber die Hülle der Schmeichelei verdeckt alles! Ach wie gern saßen manche Große, wenn sie sich an den Busen eines edlen, in der großen Welt unbekanten Menschen wüßten: *Honny soit, qui mal y pense!* aber sie sehen jene gleichsam mit dem Schwerdte winken, und müssen dann denken: *Il n'y a point d'homme, qui soit entiers.*

ment heureux! Alles, was anwendbar ist, um die Gunst eines Menschen zu erhalten, dessen Herz nicht ganz verpanzert ist, ward von ihm angewandt, aber der Zugang zu Kronels Herzen war nicht mehr so leicht, als ehemals. Ein Jahr verging, und noch hatte er es nicht so weit gebracht, daß Kronel ihn nicht ungern gesehen hätte, im zweiten fand ihn der Baron leidlich, im dritten gab es Augenblicke, wo er wünschte, ihn bey sich zu haben, wenn er gerade nicht da war. Und Julie? — Das höchste Lob, das sie ihm in ihrem Herzen gab, war, daß er ein unterhaltender, gefälliger Mann sei. Er suchte ihre Schwächen zu benutzen — vergeblich, denn Julie besaß keine Lannen, und vorzüglich nach jener unglücklichen Katastrophe hatte sie keine Schwäche, durch deren Benutzung man ihr gefallen konnte, als, daß sie gern von Wilhelm redete. Und welche Larve war wohl dem Grafen unersträglicher, als die eines Lobredners von seinem Todfeinde? Der biedere Karl konnte nur auf

Ihre Freundschaft Anspruch machen, hatte sie auch wirklich mit Verthimmung des Barons bald nachher gänzlich mit Anträgen seiner Liebe überschont, wie konnte daher Wangen sich nur entfernt schmeicheln, glücklicher bei ihr zu sein, als dieser? So standen die Sachen, als Wilhelm, als bestimmter Bräutigam Juliens, rückkehrte, und der Graf über alles ein für ihn so fürchterliches Licht erhielt. Er, dessen Beücht nie, auch nur die geringste Spur von dem, was in seiner Seele vorging, ausdrückte, er, dem die Darstellung gleichsam zur Natur geworden war, hatte die ungescheuerste Mühe, keine Wuth nicht laut werden zu lassen. So kämpft des Hells Ortel mit seinen innern Feuerschlunden, Kampfhaft müht er sich, sie zu ersticken; — so kämpft der tödlich verwundete Krieger, der, um seinen Befahrten nicht verächtlich zu werden, durch ein unmeßliches Zahneknirschen seinen Schmerz zu ersticken hofft. — Endlich preßte er die Worte aus;

Darf ich meinen Augen trauen? — Sie? —
Herr von Wangen?

Kronek. Richtig, Herr Graf. — Durch man-
cherlei Umstände bewogen mußte er so lange seine
Waterstadt meiden, und seine Stelle einem an-
dern überlassen. — (zu Wilhelm) Nun, da wird
sich schon eine andere finden.

Wilhelm. Ich wünsche auch herzlich, recht
bald wieder zu nützen.

Graf. Man glaubte hier überall, Sie wür-
den J. nie verlassen.

Kronek. (nachdem er ihm etwas von Wil-
helms letzten Schicksalen erzählt hatte) Sie her-
kennt erkannt?

Graf. Also Julie, die schöne Julie ist Ihre
bestimmte Brant?

Wilhelm. Ich hoffe das Glück bald, sie meine
Gattinn zu nennen.

Kronek. Drei Jahre sind schon vergangen
also nicht der mindeste Verzug mehr, als den die
Formalitäten fordern.

Graf. (mit unterdrücktem Gefühle) Meinen
herzlichen Glückwunsch! (nach der Uhr sehend)
Jetzt muß ich mich beurlauben (mit einer Ver-
beugung ab.)

Franzisko, Franzisko, rief er, als er in sein
Zimmer trat, es ist aus!

Franzisko. Was ist, Graf?

Graf. Wilhelm Wangen ist wieder hier an-
kommen, und bestimmter Brautigam von Julien.

Franzisko. (lächelnd) Est-il possible?

Graf. Ja, es ist entsetzlich!

Franzisko. Es fehlt weiter nichts, als daß
Ihr Euch mit einem: Je n'en puis plus! den
Dolch ins Herz stoßt. — Certainement, c'en trop!

Graf. Cender! (sich fassend). Ich vergeihe
Dir, denn Dein Svett hat mich mir selbst wies
dergeschehen.

Franzisko. Das freuet mich. — Graf, ich
kann es euch nicht bergen, ich finde es lächer-

sich von Euch, daß dieser Wange noch lebt.
 Vous m'êtes un énigme!

Graf. Wahrlich — beinah — — doch (er geht in tiefen Gedanken auf und ab, ein Entschluß kommt bey ihm zur Reife, nach einem minutenlangen Stillschweigen, fest) Nein, er stirbt nicht!

Franzisko (will ab). Meine Lieblingsphilosophie soll in Zukunft auch die Platonische und Aristhenische sein.

Graf. Franzisko, ich schätze Deinen Eifer für mich, aber — mein Plan ist sicherer. (faßt seine Hand). Wenn Kronz sich die Haare wird ausraufen, Julie mein sein, und Wilhelm im Heroismus sich eine Kugel durch den Kopf geschossen haben wird, dann frage weiter! — Aber bald, bald muß das Spiel beginnen, und schnell enden. — — Was macht Amalie?

Franzisko. Seit den acht Tagen, daß sie von ihrem Walddruse hier ist, ließt sie meistens.

Graf. Sie geht doch nicht aus?

Franzisko. Tief verschleiert mußte sie ihr Mädchen heute umherführen.

Graf. Bitte sie zu mir! (Fr. ab.)

Graf. Amalie, Amalie, Du', die Du einmal so treffliche Dienste zum Umsturze des Glücks Eines Menschen thatst, hilf mir jetzt zu der Rache an Julien, und ihm, dem Verhafteten! (er zieht einen veriegelten Brief hervor, bricht ihn auf, und zerreißt ihn dann).

Amalie. Waren Sie bei ihm? (eintretend)

Graf. (mit einem tiefen Seufzer) Ja.

Amalie. Reden Sie ohne alle Umschweife.

Graf. O Amalie! es ist ein schrecklicher Mann! (Ich eine Thräne aus dem Auge wischend) Lassen Sie mich schwätzen.

Amalie. Ich verlange, daß Sie reden.

Graf. Er erzählte mir, den er wegen Länge

der Zeit nie gekannt hat, oft Ihre Geschichte rühmte sich dabei oft, sie nie, sondern nur Augusten geliebt zu haben. Er gedachte Ihrer Flucht mit einem Fluche.

Amalie. Das kann nicht wahr sein, er kann sich des nicht gerühmt haben.

Graf. (eine Thräne vom Auge trocknend) O daß das Schicksal sie mir zuführte, sprach er, nichts sollte mich hindern, die Elende den Gerichten zu überliefern! er nannte Sie eine Ehebrecherinn.

Amalie. (auf deren Weüchte sich schrecklicher Zorn malt) Und Sie ertruaen das, rannten ihm nicht den Dolch ins Herz? — Ist es denn wirklich?

Graf. Es that weh, keinen Muthen zu finden — aber, ich freue mich des, glauben Sie mir nicht — ich muß geträumt haben, noch einmal glauben Sie mir nicht, es würde Sie zu sehr kränken. (will ab)

Amalie. (ihn aufhaltend) Bleiben Sie, ich glaube Ihnen jetzt Alles. — Aber wie nahm er meinen Brief auf?

Graf. (sie wehmüthig ansehend und schweigend)

Amalie. Wie nahm er den Brief auf, worin ich, das Mädchen, vor der sonst Fürsten Ehrfurcht hatten, ihn um Verzeihung meiner Flucht und Erlaubniß im J... kloster meine übrigen Tage hinbringen zu können, und eine Unterredung mit ihm bat? Reden Sie, reden Sie!

Graf. Hätte ich Ihnen die Nachricht zu bringen, daß Ihr Leben unwiderruflich an Dolche verkauft sei, ich würde danken: Amalie ist groß, und wird zu sterben wissen, aber —

Amalie. (mit funkelnden Augen und bebenden Lippen) Mann! Verachtung hast Du mir zu verkünden? — Verachtung!!

Graf. Sehen Sie Amalie, ich wagte Alles, als ichs ihm entdeckte; denn, ob ich gleich bis jetzt von ihm unerkannt war, ob ich gleich ihm die

vermeintliche Nachricht von Ihres Entführers Tode brachte; so wars doch sehr zu fürchten — wenn Männer fürchten können, — daß die Erinnerung an die Vergangenheit ihn dann noch lebhafter ergreifen, und ein zwanzigjähriger Zeitraum es ihm doch erlauben würde, in den Zügen des Grafen Wangen die des Grafen Selbungen anzutreffen; aber Sie wünschten es, und Ihrer Winke leiserer ist mir Befehl! Ich hob meine Beredsamkeit auf, schilderte ihm mit lebhaften Farben; doch ohne Bitterkeit, das Aergertliche seines Betragens gegen Sie, als Dattinn, zeigte ihm, daß Liebe, heiße Liebe gegen ihn, weil ihr mit Kälte gelohnt, die Quelle, aus der Vorsatz und Ausführung ihrer Flucht geflossen, gewesen wäre. Aber wie eine Statue von Eisen stand er da, wie die personifizierte Unempfindlichkeit!

Amalie. (Ihren Kienen verhaltne Wuth ausdrücken) Weiter! — weiter!

Graf. Ich gab ihm den Brief, er nahm, er brach und las ihn, dann schlug er ein höhnisches Gelächter auf, zerriß ihn in Fetzen — hier ist er! und -- lassen Sie den Voratz schrecklicher Rache das Gefühl der Schande erstickten. — „Die Antwort bringen Sie der, die Sie schickte,“ sprach er, indem er mir die Stücke des Briefs reichte, — „Ihnen selbst verzeih ich.“ — Er verließ er mich!

Amalie. (starr vor Entsetzen — nach einer Pause). O, der Faden des Lebens ist stark und undurchdringlich; selbst das Gefühl der Schande vermag ihn nicht zu zerreißen! — Doch wohl, wohl daß ich noch lebe, daß ich den Schimpf nicht ungerächt lassen darf. — Graf, Graf, jetzt lehnen Sie mir für meine Liebe, zeigen Sie mir den Weg zu des Unverzeihlichen Herzen!

Graf. Ich habe schon für Sie gedacht! — Wenn aber der Schlag, der ihn trifft, auch andere treffen muß? — ihre eigne Tochter, die

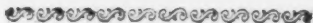
aber auch leider das kindliche Gefühl gegen Sie
erstickt hat, treffen muß?

Amalie. Auch dies — auch Julie?

Graf. Ich habe Ueberzeugung, daß auch sie —

Amalie. Reden Sie nicht weiter, ich glaube
Ihnen alles. Zeigen Sie mir Ihren Plan.

Graf. Folgen Sie mir in mein Kabinett.



Zehntes Kapitel.

Nulla dies adeo est Australibus humida
nimbis,

Non intermissis ut fluat imber aquis.

Ovid. d. pont. lib. IV. Eleg. IV.

Wie schön ist es doch, daß wir Menschen nicht die freilich von Manchem gewünschte Gabe haben, in die Zukunft zu sehen! Wohl uns, daß wir die Gefahr selten schon vorher nach uns schleichen sehen, daß wir sie nur dann erst erblicken, wenn sie neben uns steht. Dann auf und verstreibt sie! — Genieße die Gegenwart! ist der goldne Spruch der Weisen, und es ist nicht leichts

sinnig zu nennen, jener Ausspruch: *Je ne me mets en peine, que du present; car l'avenir, qui est-ce qui le connoit? —*

Wilhelm und Julie lebten indeß die schönen Tage, die Wiedervereinigung nur gewähren kann. Karl, Louise, der Major, Reinsfeld und Kronskorff vermehrten es durch die reinste Mitfreude. Der sehrlich gewünschte Tag, an dem zwei lebende Paare verbunden werden sollten, nahte heran. Ich übergehe die Tage vorher, an denen Karl und Wilhelm und ihre Geliebten ihrer Einbildungskraft freien Flug in die Zukunft erlaubten. Alle genossen das reinste Glück; nur Kronskorffs Stimm war oft umwölkt, in aller Herzen wohnte die Freude, nur in dem seinigen wehrte ihr langer Weg den Zutritt. —

Es war ein heiterer Tag am Ende des Julius, der zur Verbindung, weil der Baron an ihm gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, festgesetzt war. Die erste Morgenröthe, die sich

am östlichen Himmel emporerauch, traf Wilhelm schon ganz angekleidet im Garten. Mit langsamen, erustel, doch frehem Gange durchs wandelte er die sich in einander schlängelnden Alleen, und ließ seine Seele Blicke zurück in die Vergangenheit thun. Er sah sich verlassen, und der Kaiser nahm ihn auf, elend durch Liebe drei lange Jahre hindurch, und sah sich jetzt so selig, Alia ohne Kränzen schon in der Vorempfindung des Glücks, das ihn, als Juliens Gatte, sein ganzes Leben hindurch erwartete. Er streckte seine Hände empor zu dem Geber alles Guten, und eine stumme Thräne des Dankes glänzte in seinen Augen. — Er ging zurück nach dem Saale, wo er alle seine Lieben erwartete und fand sie. In jeder Nieme herrichte die reinste Freude. Die Morgenstunden bis zum Mittagssmale, nach welchem der Pfarrer ihre Verbindung schließen sollte, rauschten bald dahin. Mehrere Gäste, die man als gute, redliche Männer kannte, stellten sich ein, und der Glockenschlag: zwei, kündigte ihnen

an, daß es zum Mittagsmale Zeit sei. Unter
 anaehmen, herzlichen, launigen und witzigen
 Gesprächen, mehr geführt von den Fremden, Louis
 sen, Carl und dem Major, als Wilhelm und
 Julien; denn ihre Freude war stumm, trat auch
 Graf Wangen ins Zimmer. Noch nie hatte
 man ihn so heiter gesehen, unerschöpflich war
 sein Witz, der wie aus einer unverlegharen
 Quelle strömte, Allen angenehme, auch nicht
 einem von der Gesellschaft (wie das doch gewöhn-
 lich der Fall ist, wenn ein Einfall den andern
 laßt, daß wenigstens Einer der leidende Theil ist)
 unangenehme Empfindungen bereitete. Plötzlich
 rauschte die Thür auf, und ein unbekannter Bes-
 denter trat herein, legte mit den Worten: „Von
 „meiner Gebieterinn, die keiner Antwort be-
 darf!“ einen Brief auf den Tisch und entfernte
 sich schnell. Eine solche Erscheinung mußte offen-
 bar Staunen erregen. Wilhelm griff mit etwas
 gitternder Hand nach dem mystischen Briefe, be-
 sah die Adresse, und reichte ihn mit den Wor-

ten: „Es ist an Sie, mein Vater,“ dem Baron Kronel. Dieser nahm ihn, und als er das Siegel zerbrach, da überzog fürchterliche Blässe sein Gesicht. Er suchte sich zu sammeln. „Wilhelm, sprach er leise, sei Mann, vielleicht ist Deine Prüfung noch nicht zu Ende!“

Kronel blühte noch einige Sekunden den Brief an, dann erbrach er ihn ähnennd, las, zitterte, legte ihn etwas nieder, las wieder, zitterte heftiger, seiner Hand entfiel der Brief, er selbst fiel ohnmächtig nieder. — Auf Aller Gesichtern malte sich Angst und Schrecken, nur Wilhelm behielt Fassung, auch der Major sammelte sich bald. Durch stärkenden Geist und andere Mittel wurde der Baron wieder zu sich selbst gebracht. — — „Meine Herrn, sprach Wilhelm zu den fremden Gästen, verzeihen Sie, wenn ich Sie bitten muß, uns einige Augenblicke allein zu lassen. Vielleicht Familienangelegenheiten, die“ — Theilnehmend entfernten sich die Fremden in ein

Nebenzimmer, und einer von ihnen ging, einen Arzt zu holen. — „Wilhelm, sammelte der alte Kronel, ath, eile hinweg, Deine Prüfung war umsonst! o Gott!“ — „Hassen Sie Muth,“ rief Wangen — Julie schlichzte. Wilhelms Augen waren gen Himmel gerichtet, und schienen den Ewigcn um Hossung zu bitten. Dann sprach er: „Hat meine Julie Muth, jetzt den Brief zu hören?“ — „Ja, sprach sie unter heftigen Thränen, besser — als diese schredliche Ungewissheit!“ — Wilhelm nahm jetzt den Brief, in dem ein heil' lauterer Ring am Ende befestigt war, und las:

Unverschulicher! Es sind also alle meine Bitten, alles heiße Flehen vergebens gewesen! — Sie sind also der Eingabe in der weiten Schöpfung, der bei den Kneethränen seines Weibes ungerührt bliebe? — Wehe mir, wehe mir, daß ich dies erleben muß, ich, deren Stolz und Selbstgefühl durch Sie, die Quelle meines Unglücks so tief fallen konnte, Sie um Vergebung zu sehen.

Das Herz blutet mir, aber auch das Hirn muß
 Qualen der Hölle jetzt schon, oder doch bald em-
 pfinden, wenn anders Gewissen keine Chimäre
 ist. Schon jetzt heult mir das Schicksal eine Be-
 legenheit, Sie und Ihre Tochter zeitlich und ewig
 unglücklich zu machen. Sie haßten? Ihr Herz
 einarmte in des Lasters grause Scheinwüste,
 sieht die Keuschheit nicht ein, wie man ein Wils-
 tel, seinen Kind zu verderben, von sich stoßen
 konnte! Doch ich verabsichere es. — Sie sind
 im Begriffe, Wilhelm von Wangen und Ihre
 Tochter zu vermählen. Hören Sie alle: Diese
 beiden sind Geschwister! Als ich Sie verließ,
 trug ich Wilhelm unter meinem Herzen. Ich
 vertraute ihn einer Zeit nach seiner Geburt dem
 Aufseher des Londoner ** Waisenhauses an, dem
 ich dazu durch Erzählung eines Märchens von
 diesem Kinde, und durch Geschenke bewog. —
 In Deutschland erfuhr ich, daß der Major von
 Wangen das Kind lieb gewonnen, und ihm sei-
 nen Namen gegeben habe, welches ich, weil mit

Meines Mannes Rechtthathenheit bekannt war, nicht hindern wollte. Zur Hebung aller Ihnen etwa aufsteigenden Zweifel (ob die Menschen preis sein ja so gern an allem Wahren), als sei dieser Brief nicht von Ihrer ehemaligen Gattinn, diene Ihnen das Siegel, und dieser Ring, den ich beilege, der Ihnen auch noch an den von Ihnen selbst eingetragenen Worten kenntlich sein wird, den Sie mir einige Tage vor unserer Verbindung schenkten. — Ich fluche Ihnen nicht, aber glücklich sein können Sie nicht, wenn ein Gott über den Sternen waltet.

Amalie, geb. v. Schwarzau.

Niemand wird von mir fordern können, den Zustand Aller zu schildern, in den Sie dieser fürchterliche Brief versetzte, ich vermag nicht zu beschreiben ihr namenloses Entsetzen, das ich mir kaum zu denken vermag. Nur so viel sage ich: Alle Schienen zu träumen. Der Baron versuchte den Anfang des Briefes gar nicht zu fassen.

sen, und konnte den Major, der ihn fragte, ob er denn wirklich ihren Bitten um Verzeihung nicht willfährig gewesen sei, auf seine Ehre versichern, daß er seit ihrer Flucht keine Nachricht von ihrer Existenz erhalten habe. Wilhelm raffte alle seine Fassung zusammen, und beschloß sich bald mit Julien, die von Mitleid gegen ihren Vater belehrt an ihren eigenen Zustand nicht zu denken wachte, bald schien, als wolle er sich zu überzeugen suchen, daß Alles nur ein Traum sei, bald haftete sein Blick auf dem Gesichte, und dann schien eine leise Stimme ihm zuzusprechen: „Noch ist Dein Unglück nicht gewiß!“ —

Jetzt traten die Fremden wieder ins Zimmer, entfernten sich aber nebst dem Arzte, der dem Baron wegen des plötzlichen Schreckes einige Verhaltensregeln gegeben hatte, baldigt wieder, da Karl ihnen meldete, daß tramitac das militienangelegenheiten aus diesem Tage für die Freude bestimmt, einen Tag der Trauer gemacht hätten.

Es hatte einige Stunden lang der Kammer mit allen seinen Juriën an dem Herzen Mergnag, und nur in einem wehnte unmerklich, heimliche Freude, als man plötzlich, da eben eine Todtenstille, ähnlich der an dem Sterdebette eines guten Menschen, geherrscht hätte, im Nebenzimmer ein Geräusch hörte, dann die Thür öfnen, und ein vertheilertes Frauenzimmer mit den Worten: „Verzeihung, o Verzeihung Deiner „betrogenen Amalie!“ sich zu des Barons Füßen stürzen sah. — Welch eine Scene! — Lebtes wie ausdrucksvolle Naturen standen sie alle da. — Endlich hob der Baron die jätternde Amalie auf, und warf stürmisch und liebevoll — denn ihre Erscheinung hatte seine Liebe wieder hervorgerufen — sich ihr um den Hals. — „Bist Du es? bist Du es wirklich?“ rief er, „Gott, Gott, welch ein schneller Wechsel!“ — Julie warf sich ihr nebst Wilhelm zu Füßen, und beide lehten um ihren Segen. — „Gott, sprach Amalie, wie habe ich Euch erkannt, wie bin ich betrogen! aber, ich will gleich wieder gut machen: — Mein

rief sie, „Sie sind nicht Geschwister.“ —
 Ein sprachloses Erstaunen. — „Ich verließ Dich,
 theurer Gemal, schwanger, gebur aber wegen
 anhaltenden Kummerd ein todted Kind, Wil-
 helm ist der Sohn einer meiner Freundinnen,
 mit der auch das Haecliche in London bekannt
 machte. — Ihr Vater, Lord Warton, hatte bei
 dem Willen aller seinen Auserwanden zuwider,
 an den armen Eisner, den schönen und sehr
 schaffenen Captain Hargrave verheirathet. Was
 gern zwar hatte der Lord einmuthig, da er
 aber ihrer wechselseitigen heissen Liebe innig
 wurde, abtete er das Wohl seiner Tochter höher,
 als daß er die offenkundige Feindschaft seiner Ver-
 wandten hätte sünden sollen, und gab seinen
 Segen. Vater und Sohn viel bald nach der Ver-
 heimung die Ruf der Ede in den Krieg, denn
 auch der Lord war Obrister, und in einem Com-
 fessen rathen eine spanische Kameenfügel beide
 Unterwanden, die dicht nebeneinander stritten,
 jammern. Ihre ante, unglückliche Mutter, Herr
 von Wagon, war dazumal gerade mit Henry

dem häßlichen Pande ihrer unaußsprechlichen
 Liebe niedergesunken. Es erging die Nachricht
 von jenem Todesfalle, und — laßen Sie mich
 kurz sein, Elisabeths eigene Ausrufwörter hin-
 terbrachten der armen Schwachen die Nachricht
 von dem Tode ihres Vaters und ihres Vaters,
 die sie so gränzenlos liebt. Sie that eine schreck-
 liche Wirkung auf ihre Nerven, sie verfiel aus-
 sungs in eine tiefe Melancholie, die an Wahn-
 sinn gränzte, und nach drei Wochen starb die Arme."

Wilhelm. Armer Vater, arme Mutter! Diese
 Welt haben wir uns nicht, aber es giebt ein Jenseits,
 wo uns nichts trennen wird! —

Amalie. Eben diese Verwandtensagen Sie
 dem "Waisenkunde, da sie selbst gänzlich ihre
 Hand von Ihnen abgezogen. Sie beschämten
 sich so wenig um Sie, daß die Nachricht, daß
 der Vater von Wangen Sie aufgenommen, ihnen
 nichts anthat.

Wilhelm. Der Himmel verfluch mich! (Dem
 geübten Vater in die Arme fallend) Er ließ
 mich in die Hände des lieben Vaters kommen! —

Jetzt wandte Amalie sich um, ihr Blick traf den Grafen. — Ungeheuer, Ungeheuer, rief sie, Du wachst in die Gesellschaft so edler Seelen zu kommen! Doch, was frag ich doch, was wäre Dir umständlich? (näher zu ihm) Dein Plan war schon angelegt, Diner Schlaubeit mißlang nichts. — Und alle Deine Hoffnungen, Menschen eben zu machen, verklogen wie dürres Ereu durch eine einzige Unvorsichtigkeit (einen Schlüssel betreffend). Du vergaßest im Lärm der Freude über den gelungenen Anschlag den Schlüssel zu Deinem Tulse zu verbergen, oder doch wenigstens die Skizze Deines Plans, der im demselben enthalten war, zu verbrennen, wenn anders die Flammen sich nicht geweigert haben würden, ein solches Meisterstück der Hölle zu vernichten. (bei diesen Worten wird der Graf, der, ehe er den Schlüssel in Amaliens Händen sah, noch mit der äußersten Mühe Gleichgültigkeit in seinen Zügen zu affectiren suchte, blaß.) Du bist entlarvt! (zum Baron) Er ist auch

der Urheber Ihres Unglücks und des meinigen,
mein Entführer, — Feldungen!

Alle ergriff ein heftiger Schauer. „Mensch,
Dein Betrug ist unerbört, rief Kroner, und griff
nach seinem Degen. — Vater, mir, o mir
überlassen Sie die Rache! — rief Wilhelm, und
fiel ihm in die Arme.

„Ich kämpfe nicht mit Euch,“ — sprach Feldungen in einem Seelenzustande, von dem ich
mir kaum eine schwache Idee machen kann —
„ich liebte Julien, sie ist für mich verloren.
„Hier harret meiner Belchimpfung und, die er-
trug Feldungen nie!“ Er riß ein Fenster auf,
sprang pfeilschnell in den Garten, und von da
über die Mauer. Um dieses Unheils wenig
mehr zu erwähnen; mache ich meine Leser gleich
mit seinem und seines Genossen Franzisko Ende
bekannt. Dieser letztere hatte, als er sich ent-
deckt gesehen, so wie Feldungen, seine Rettung
in der Flucht gesucht und gefunden. Bald fanden
Sie sich wieder. Beide kamen nach Frankfurt,
als gerade die furchtbare Staatsumwäl-

ganz bezaunt. — Sie wollten auch hier eine glänzende Rolle spielen, aber man drohete mit der Guillotine und sie flohen, schifften sich in Vrest ein, um nach Amerika zu gelangen; fanden aber nebst Weibern, da das Schiff unweit den Kanarischen Inseln Sturm litt, und an einen schroffen Felsen geworfen wurde, ihr Grab in den Wellen.

„Jetzt, theuerster Gatte,“ fuhr Amalie fort — als man sich vom Schrecken über Geldungens Verschönerung und Treue erholt hatte — „bin ich Ihnen noch einige Erklärung schuldig, und dann habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu thun, als Ihre Verzeihung zu erbitten. Ein unglückliches Geschick waltete über unsrer Liebe. Versachlässigte Erziehung und Umanstöß hatten mein Herz, das jedem Eindrucke offen stand, besonders Stolz und Nachsicht lehren gelehrt. Ich ward Ihre Gattin, unglückliche zusammenstößende Zufälle ließen mich Sie verkennen und an Ihrer Liebe zweifeln, Geldungen benutzte meine Schwächen, stante Mißbrauch meiner Eitelkeit, und ich — floh Sie. (Diese kurze Erzählung, Amaliens

ergänzte dann der Baron den Uebrigen, die noch immer in Dunkelheit tappten, durch Wiederholung dessen, was meinen Lesern aus dem sechsten Kapitel bekannt ist.) Lange irrte ich mit ihm in der Welt umher, sah Spanien, Frankreich, England und Italien, aber meine Ruhe war auf immer dahin. — Feldungens Betragen gegen mich war bescheiden. — Endlich führte mich das Geschick in diese Gegend. Ach! welche Empfindungen ergriffen mich, als ich hörte, daß Sie sich hier aufhielten. Die Stimme meines Gewissens sprach jetzt lauter, als jemals. Zwar glaubte ich noch immer in Ihnen den Quell meines Verbrechens suchen zu müssen, aber mein Verstand widerlegte fast alle Gründe. Lange Zeit kesselte mich eine Krankheit im A., wo ich in dem dasigen kleinen Schlosse, welches Feldungen gekauft, reichliche Pflege genoß. Meine Gedanken in dieser langen Zeit waren nur Sie. Ich genas, und es schien mir, als habe der Himmel nur deswegen mein Leben gescriptet, um mich mit Ihnen zu versöhnen. Als ich wieder

hier angekommen war, war mein erstes Geschäft, den Grafen Geldungen, von dem ich selbst erfahren hatte, daß er zur Sicherheit vor einiger Feinde Nachstellungen, hier unter dem Namen: Mäzen, lebte; da ich seine Freundschaft mit Ihnen kannte, zu bitten, die Versöhnung zwischen mir und Ihnen zu bewirken. Er wurde nachdenkend, versprach sein Möglichstes zu thun, und nahm den Brief von mir an, den ich an Sie deshalb schrieb, und in dem ich lebentlich nur um eine einzige Zusammenkunft, und Ihre Erlaubniß, das J... Kloster zu beziehen, gebeten hätte. Eine geraume Zeit verstrich, ehe er Gebrauch von demselben machte, weil er, wie er sagte, Sie noch nie in der dazu gehörigen Laune gefunden. Wahrscheinlich wußte er das mal's selbst noch nicht, was er eigentlich damit bezeichnen wollte. — Jetzt kamen Sie, Wilhelm, zurück, und mit Ihnen war die entfernteste Hoffnung zu Julius' Hand, ihm benommen. Da wagte er das schreckliche Subenstück, brachte mir den Brief. —

Baron. Den ich nie sah —

Amalie. Jetzt bin ich fest davon überzeugt —
 Zerrissen brachte er mir ihn zurück, und fügte
 noch tausend schreckliche Beleidigungen hinzu, die
 Sie gegen mich ausgeschossen hätten. Mein Stolz
 — den der seine Bösewicht nur zu gut kannte,
 und sicher auf ihn bauen konnte — war beleidi-
 gigt, Rache kochte in meinen Adern. Denken
 Sie sich meine Lage: ich sah ein, daß ich, als
 ich Ihnen die Hand zur Versöhnung bot, edel
 gehandelt habe, und mußte nun hören, daß
 der Mann, den ich flehentlich um Verzeihung
 gebeten hatte, mich eine Ehebrecherin nannte,
 und den Berichten zu überliefern drohte; und den
 Brief zerriß, auf den so manche heiße Thräne ge-
 flossen war. — Er sah meinen Zustand, fachte
 das Feuer an, und theilte mir nun den Plan
 mit, den Brief zu schreiben, den Sie so eben
 erhalten haben. — „Der Baron selbst,“ sprach
 er, „ist unverletzlich; nur durch das Unglück seiner
 Tochter kann er selbst unglücklich gemacht wer-
 den.“ Er schilderte mir darauf Sie, gute Ju-

ke, mit schwarzen Karben, erzählte mir, daß Sie viel in Ihres Vaters Verfassung untrer Verlöbte muna beizetragen hätten. — Ich habe Sie gesehen, Julie, und er ist widerlegt.

Julie. (ihre die Hand lösend) Gute Mutter!

Amalie. Ich war schwach, und glaubte Alles, er dictirte das Billet, und in einer Veräufung, die mich kaum die Hälfte davon verstehen ließ, schrieb ich es nach, und gab ihm das Bettichast und neuen Ring. Geldungen verließ mich dann, und das Billet ward fortgeschickt, das ohne Einwirkung Gottes unausbleibliches Elend für Sie zur Gefahr haben mußte. — Eine fürchterliche Unruhe und Angst überfiel mich bald nachher, ich blüfte hinaus ins Freie; aber selbst der Anblick der Natur, der für jedes empfindende Wesen so heilsam ist, hatte für mich keinen Reiz, ich rann vom Zimmer zu Zimmer, kam endlich in Geldungens geheimdes Kabinett, sah den Schlüssel in seinem Hufe, weibliche Neugierde ließ mich ihn öffnen, und — mein Entsetzen und Schrecken ist keiner Beschreibung fähig! — las Briefe an Franziska,

(der oft in seinen Geschäften abwesend seyn mußte) und andere ihm Aehnliche, Földungens Taschensbuch, und fand, daß ich betrogen, unerhört betrogen sey, daß er der Teufel sey, dessen Werk die Zerstörung unseres Glücks war, daß sein liebster Geschäft sey, die Stürme der Freude, die seinen Mißbrüdern blüht, zu zerknicken. — Eine halbe Stunde mochte ich so wol mich beschäftigen haben, als Franzisko hereintrat. — Leichenblau ward sein Gesicht. „Wir sind verloren!“ schrie er, und eilte pfeilschnell fort, und ich — bog hin zu Ihren Füßen, um, was ich vermochte, wieder gut zu machen.

Baron. (mit einem seelenvollen Blicke am Himmel) Gott, deine Wege sind unerforschlich, aber weise! (Amalien umarmend) Amalie, ich vergeihe Dir Alles!

Lange hing Amalie an seinem Halse, und nur mit Thränen konnte sie danken; dann machte sie sich sanft aus seiner Umarmung los, und theilte noch einmal Allen ihren Entschluß mit, das J. A. Kloster hinfort zu ihrem Aufenthalte zu wählen.

Nicht vermögend waren allgemein vereinte Bitten,
sie von ihrem Besatze abgubringen.

„Nein, Ihr Guten, sprach Amalie, ich kann
„bei Euch mein Leben nicht beschließen. Nur ächte
„Tugend findet ihr Glück bei ächter Tugend, ich
„würde mich nicht so rein freuen können, als
„Ihr, und dadurch Eure Freude üben, sehr weh!“
— Sie nahm Abschied von Allen, segnete Karl
und Louise, Wilhelm und Julien, und schied.

Bald darauf lieierten die liebenden Paare das
Zeit ihrer Verbindung, und fanden unaussprech-
liches Glück in wechselseitiger Liebe. — Heter den-
ken sie zurück an die Vergangenheit, die ihnen
nicht mehr fürchterlich erscheint. — Ich lege die
Feder nieder, und füge nur noch folgende Worte
Horazens hinzu:

— *Non si male nunc, et olim
Sic erit. Quondam cithara tacentem
Subiit Musam, neque semper arcum
Tendit Apollo.*

II.

Der Geßte.

Eine dialogisirte Erzählung.

Auch für die Bühne brauchbar.

— — — Sua cuique exorsa laborum
Fortunamque ferent: — — —
Fata viam inveniunt.

Virg. Aen. X. 311.

Personen:

Graf von Guarda.

Olivig, seine Tochter.

Franzisko, sein Nefe.

Gianetta, seine weitläufige Verwandtinn.

Don Lorenzo von Valdez.

Don Vithop.

Don Pedro.

Ginellin, sein Freund.

Antonio.

Bürger.

Bediente.

Die Handlung ist in und bei Tortona, einer
Stadt in der spanischen Provinz Katalu-
nien.



I.

(Ein Wäldchen in der Gegend von Tortona.
Man hört fernes Rauschen des Adro.)

Pedro. (windet sich durch das Gesträuch, geht
einigemal umher, dann wickelt er sich tief in
seinen Mantel) Wie der Sturm heult! wie
schrecklich der Orkan wüthet — Fichten und Eichen
fallen, wie Helden in der Feldschlacht — mir ist
wohl bei dir, furchtbarer Nord! Du bist gerech-
ter, als das Schicksal; Du entwurzelst nur die
Bäume, die ihre Wipfel stolz in die Wolken er-
heben, aber unerbittlich schont das Geschick auch
nicht des Mannes, der, anspruchslos, nie nach
Herrschaft strebt! (Pause) Der Pflicht folgen wollen
und nicht können, männlich resigniren, und in
einer solchen Laufbahn aufgehalten werden, — —
Räthsel, ewige Räthsel! — — (mit ausbrechendem

dem Gefühle) Vater, Vater, zu viel! (wieder laut) Doch, du weißt am besten, wie weit die Kräfte eines Menschen reichen. (er versinkt in ein nachdenkendes Stillstehigen.)

Gmelin. (kommt durchs Gebüsch) Ich habe mich wieder getrennt — es ist alles wieder auf Land geschafft, und auf dem Wege nach Tortona.

Pedro. Ich danke Dir.

Gmelin. Der Himmel hat meine Parthei genommen, auch er hat an Deinem chimärischen Plane keinen Gefallen.

Pedro. Chimärisch?

Gmelin. Ich kann ihn nicht anders nennen. (lächelnd) Wer weiß, ob der Sturm das Schiff zurückgetrieben hätte, wenn wir uns nicht auf denselben begeben hätten. — (schüttelt sich) Der Wind vom Meere her, ist frostig.

Pedro. Mir ist heiß.

Gmelin. Mir nicht. — — Hu, es muß doch ein erbärmlicher Tod in den Wellen seyn. — Dafür auf dem Felde der Schlacht, wenn die Kno

geln sausen, die Schwerdter zischen, und der Donner des Geschüßes, das Schmettern der Trommeten und das Röcheln der Sterbenden das Gefühl betäubt, und das Blut hüpfend durch alle Adern peitscht. Bei Gott, millionenmal herrlicher ist es, als wenn die Seegelslangen knarren, der Wind die Klagen zerläßt, und die Wellen mit tobendem Ungestüme eindringen.

Pedro. (acht schweigend umher)

Gmelin. Und dann das Geheul der Weiber, das Schwimmer der Kinder. Ha rñni! — — Pedro, ich gehe nicht wieder zu Schiffe.

Pedro. — Der Unselige ist immer allein.

Gmelin. (sieht ihn starr an) Pedro!

Pedro. Gmelin. —

Gmelin. Meinte ich es so?

Pedro. (drückt ihm die Hand) Nein, nein, vergieb mir, ich sprach ohne Bitterkeit.

Gmelin. Bitterkeit ist nie in Dir, außer Pedro. — Aber, gäbe mir doch der Himmel jetzt nur die Beredsamkeit eines Ignatius von Loyola,

um Dir zu beweißen, daß Du hier tausendmal
besser aufgehoben bist, als im fernen Vera Cruz.

Pedro. Wo Wahrheit fehlt, hilft selten Be-
rathsamkeit.

Gmelin. Oft, oft sehr viel. Hier aber wäre
beides vereinigt.

Pedro. Hier? wollte Gott — Dein Rath
wäre gut — o wollte Gott.

Gmelin. Ich begreife Dich nicht. . . . Pedro,
wenn Du Tortosa verlässest und das unmaechtere
Meer Dich von Spanien trennte und von Oliviens
— o ich fürchte, ich fürchte, dumpfer, unthätis-
ger Gram würde Dich bald entmannen, in me-
lanchoischen Träumen Deine Thatkraft verraus-
chen, und die Verzweiflung Dich in die Arme des
Todes liefern.

Pedro. Wahr, wahr! — o Vater, Vater,
daß ich Dinerweegen so viel leiden muß!

Gmelin. Gottlob, daß Du Dir wenigstens
Luft machst!

Pedro. Nein, Gmelin, es war nicht recht!

— Verzeih, Vater, ich mache Dir keine Ver-
würfe. — Ruhe sey mit Deiner Asche!

Smelin. (gerührt) Pedro, Du bist ein gu-
ter, ein sehr edler Mensch — ich bin Dir auch in
der Seele gut.

Pedro. Das weiß ich — Du bist ja mein
einziger Freund.

Smelin. (verweisend) Lieber Pedro!

Pedro. Wer liebt mich? (bitter) mich?

Smelin. Nicht mehr in diesem Tone, der
Dich so wenig heidet. — Gewiß, Olivia wird
Dich widerlegen.

Pedro. Olivia? Olivia? — Ach, ich vergesse
mein Unglück.

Smelin. Blicke reden, und wahrlich, ihre
Blicke waren sehr redend. Aber jetzt kennt sie nur
die Außenseite meines Pedro, wenn sie aber —

Pedro. O still, still. „Entsagen müssen“
ist hart, erschlafe mich nicht durch Träume.

Smelin. Warum mußt Du entsagen?

Pedro. Frage mich nicht?

Emelin. (drinacnd) Warum mußt Du? —
 Ich sehe Hindernisse, große Felsenwände, die Du
 zu übersteigen haßt, um zu ihrem Besitze zu ge-
 langen, aber unübersteiglich sind sie nicht — und
 auch vor solchen sah ich Dich bis jetzt noch nicht
 zurückbleiben.

Pedro. Frage mich nicht.

Emelin. Pedro!

Pedro. Ich wuß, ich muß!

Emelin. Des Wort hatte sonst keinen Sinn
 für Dich.

Pedro. O hier, hier, habe ich es kennen ge-
 lernt.

Emelin. Erkläre Dich.

Pedro. Laß mich — nur jetzt nicht —

Emelin. Nicht? nicht? (mit sanftem Schmer-
 ze) Pedro, hatte ich, so lange wir Freunde sind,
 je ein Geheimniß vor Dir? Lag nicht mein Herz
 vor Deinem Bilde, wie ein entlegener Brief? —
 und Du verhüllst das Deinige vor mir mit schwarz-
 tem Flore? verbirgst den Skorpion, der an Dei-

dem Inneren naht, wie der Zahn der Hyäne
am blutenden Rande?

Pedro. Noch einmal, frage mich jetzt nicht.

(Pausen) Hörtest Du nicht Stimmen im Walde?

Gmelin. Du weichst mir aus — wahrlich,
ich glaube auch zu hören. — —

Pedro. — — Was ist das? . .

Gmelin. Mich dünkt . . . wahrlich, es ist
hier nicht, wie es seyn sollte. Als ich zu Dir eilte,
erblickte ich zwei Männer am Ufer des Ebro —
Der eine schien, wenn mich die Morgendämme-
rung nicht täuschte, Onardas Neffe zu seyn.

Pedro. Er, er? (man hört das Geschrei ver-
nehmlicher) Fort, fort! (beide schnell ab)

(Sogleich darauf kommt Antonio in einem Pilgers-
gewande mit eiligen furchtsamen Schritten)

Verdammt! — — ein Verbrechen begangen,
und ohne Vertheil — ha! (er hört Schritte und
sieht mit flüchtigem Blicke dahin, woher sie kom-
men) Bei Gott, es ist ihnen gelungen. (sieht
schnell ab)

Pedro und Gmelin, Franzesko am Arme.

Franzesko. Dank Ihnen, herzlichen Dank!

Pedro. Ihre Kleider triefen. (reißt Franzeskos Mantel ab und hält ihn in den seinigen)

Franzesko. Unnöthige Sorgfalt, meine Natur ist befeuchtet, eine Erkältung fürchte ich nicht.
— (Pedro lachend) Noch einmal, indes, herzlichen Dank.

Pedro. Ich verdiene ihn nicht — Ihre Rettung war leicht.

Franzesko. Das mindert meinen Dank nicht — Beim Himmel, schwerlich hätte ich noch eine halbe Minute aufgehalten. — Das Schwimmen in Alibon ist beschwerlich.

Gmelin. Aber Jener, wie kam es?

Franzesko. Das erlassen Sie mir jetzt zu erzählen.

Pedro. Sehr recht, Sie werden sich nach Ruhe sehnen. (nach einem Kampfe mit sich) Lassen Sie wohl, Herr Graf.

Francesko. Höre ich recht? Sie wollen mich verlassen?

Pedro. (kauft) Den Weg aus dem Walde zu finden, wird Ihnen ja leicht seyn.

Francesko. (ärgertlich) Freilich, werde ich doch dies Bäldehen durch und durch kennen, das meiner Vaterstadt so nahe liegt. (heerlich) Ich bin Ihnen so innig aut, möchte Sie tausendmal an mein Herz drücken, und Sie reden vom Wege gehen. Sie wohnen ja auch in Tortona.

Pedro. Ich werde es bald verlassen.

Francesko. Nimmermehr. . . Ich sah Sie schon mehreremal —

Pedro. (mit Feuer) Auch ich. . .

Francesko. (zu Amelia) In Ihrer Gesellschaft, Sennor. (beiden die Hände drückend) Wahrlich, von unzähligen Menschen ist mir noch Niemand so sehr zum Vortheile aufgefallen, als Sie und Sie.

Pedro. Sie scherzen.

Francesko. Beim Himmel nicht. . . Ich scherze

eist, aber niemals, wenn ich Jemanden wovon
reißere. — — (zu Pedro) Ihr Name, Senner?

Pedro. — — Pedro von — Cambados.

Franzesko. Spanier?

Pedro. — Valencier.

Franzesko. (zu Gmelin) Und Sie, Senner?

Gmelin. Gmelin, Portugall mein Vaterland.

Franzesko. (reicht ihm die Hand) Wir wol-
len den Tag widerlegen, daß Spanier und Por-
tugiesen keiner wechselseitigen Feindschaft fähig
waren.

Gmelin. (warm) Ich hoffe, Graf.

Franzesko. Mein Name ist Franzesko — so
laß ich mich lieber nennen. — Helfen Sie mir
nun (auf Pedro zeigend, dessen Nicken während
dieser ganzen Unterredung Unruhe und Unents-
schlossenheit ausdrückte) diesen Unempfindlichen
erhitzen.

Pedro. (nach einer Pause, in der ihn Gme-
lin durch Bitten aufforderte, Franzeskos Bitte
zu erfüllen) Sie suchen einen unterhaltenden Ge-

sellhafter, Graf, und werden einen Einsamkeitsliebenden, finstern Menschen finden.

Franchesko. Das freut mich. Sie sollen mir von Ihren Eigenschaften, die von den meinigen die Gegensüßler sind, etwas mittheilen, und ich will suchen, Ihnen dafür etwas von meinem Fricksinne und Gesellschaftsliebe mitzutheilen. — Kurz, Connor, haben Sie mich gleich vom Wassertode gerettet, so messen wir uns doch so gleich mit der Klinge, wenn Sie nicht meinen Willen thun.

Pedro. Sie sind bei Laune, Graf.

Franchesko. (unwillig) Wollen Sie mich verjagen, so fahren Sie in dem Tone fort.

Emelin. (bedeutend) Pedro!

Franchesko. Wenn Sie auch meinen Dank verschmähen, so verschmähen Sie doch wenigstens nicht den meines Oheims, meiner Cousine, Olivia —

Pedro. (umhergehend — für sich) Gott, Gott — Olivia — Vater — Schwur — wohin soll ich?

Granzesko. Ich begreife nicht.

Gmelin. Ich tha auch nicht.

Granzesko. Sonderbar!

Gmelin. Sehr, sehr!

Pedro. (zu ihnen zurückkehrend) Ich sollte Ihnen nicht sagen, Graf; (sehr bedeutend) ich sollte nicht, aber — ich kann nicht widerstehen.

Granzesko. Das erstere beargreife ich nicht, für das letztere nehmen Sie meinen innigsten Dank. Kommen Sie. (geht mit Pedro und Gmelin ab)

2.

(Zimmer in Guardas Pallaste zu Tortona.)

Olivia und Gianette,

beide im leichten Morgengewande.

Olivia. Hat Dich der nächtliche Sturm auch so erschreckt, wie auch, liebe Gianetta?

Gianetta. Er raubte mir fast die ganze nächtliche Ruhe.

Olivia. Es war ein fürchterliches Wetter, Sturm und Wind, Regen und Hagel schienen sich

vereinigt zu haben, um wider die Erde zu wüthen.
Als ich durch das Klappern der Fenster erweckt
wurde, träumte ich so süß — (erröthet und bricht
schnell ab) Und — bebaue mich — der schöne
Reifenstock, der so hoch rankte, so herrlich duf-
tete, den wir so eifrig begossen, ist —

Gianetta. (schnell) Doch nicht etwa —

Olivie. Vom Winde in der Mitte gebrochen.

Gianetta. — Das ist traurig.

Olivie. Es schmerzt mich sehr.

Gianetta. Auch mich — indeß —

Olivie. Man kann sich selbst an etwas Lebs-
loses so gewöhnen, daß der Verlust, das Gefühl
des Entbehrenmüssens auf des Herzens Saiten
Nistöne hervorlockt, die oft lange nachhallen. —
Ach, dachte ich, als ich den Unfall sah, schon
Manches blühte am Abende, was am Morgen
geknickt da lag.

Gianetta. An dem schwärmerischen Zuge er-
kenne ich meine Olivie.

Olivie. Glaube mir, Wehmuth ist Freude.

Gianetta. Sehr wahr, aber zarte Saiten
leiden nur eine seltne Berührung.

Olivia. Aber —

Gianetta. Laß uns abbrechen. — Du sagtest
von einem süßen Traume, aus dem Dich der
Sturm aweckt habe.

Olivia. (verlegen) Gianetta — liebe Gianetta, ich weiß nicht — Du würdest — laß mich
ich — wissen.

Gianetta. Olivia —

Olivia. (steht vor sich nieder)

Gianetta. Ich errathe das Bild Deines
Traums.

Olivia. Ach Gianetta!

Gianetta. Jener Unbekannte im Parke —
Du erörthest? — Ach Olivia!

Olivia. Bedauere mich.

Gianetta. Ich hoffe, Du wirst vergessen.
Noch ist Deine Seele einer Tafel gleich, und die
Namen, die eine leichte Hand auf dieselbe hin-
zeichnete, lassen sich leicht verwischen.

Olivie. O, daß Dein Gleichniß paßte! aber ach! es ist anders, ich fühle. Werden nicht die Züge, die ein scharfgeschliffner Stahl in eine junge Birke schnitt, mit jedem Tage kenntlicher und dauerhafter? wachsen sie nicht mit ihr?

Gianetta. Zerstöre Dich. Schon oft goß Zerstreuung den Trank der Vergessenheit in ein leidendes Herz.

Olivie. Möglich, doch die Leiden, die sie heilt, sind nicht — — (bricht ab) — O, erinnerst Du Dich noch jenes Abends, wo ich an Deiner Hand Lortonas Mauern enteilt, um in der sich von neuem verjüngenden Natur sanfte Freude zu trinken. Mit unaussprechlicher Feier sank der Abend herab auf die Fluren, in deren sanft rauschenden Bächen die Strahlen der untergehenden Sonne sich badeten. Sanft lispelten Zephyre die schweigende Gegend an, und spielten tändelnd mit den duftenden Blüthen der prägnenden Bäume, auf deren Aesten das Chor der Vögel in forasosem, süßem Schlummer lag. Wir waren unbeschreib-

lich heiter, unfre Seelen glichen dem spiegelhellen See, auf dessen plätschernde Wellen der Vollmond, der in heiterer Majestät am wolkenleeren Himmel schwebte, sein ruhiges Bild warf. Wir eilten in das Waldchen . . . da trat Er daher, schwebend und allein wandelte er, sanfte Hebe und tiefe Bescheidenheit, Kraft und Schwermuth, Greisenruß und Jünglingsfeuer auf seiner Stirn tragend. Nahe Blicke trafen sich . . . (an Gianettens Bufen hin) O Gianetta, Gianetta!

Gianetta. Gute, liebe Olive, erbele Dich, fasse Dich.

Olive. Nun wohl, es muß ja seyn. Hilf ihn mir verarznen.

Gianetta. Hoffe auf die Zeit, sie that schon oft Wunder. (Paus.)

Graf von Guarda. (kommt in Gedanken verfunft.) Wer er seyn maa? . . . wer? . . . wer hat mit Valdez Freundschaft, ohne daß ich es weiß? — Sonderbar! (sieht auf und bemerkt Oliven und Gianetten) Ihr hier?

Olivie. } Guten Morgen, lieber Vater
 } (ihm entgegen)

Gianetta. } Guten Morgen, gnädigster Oheim

Graf. Dank Euch!

Olivie. Wohl geschlafen, lieber Vater?

Graf. Nein. (wirft sich in einen Sessel.)

Olivie. Beunruhigt Sie etwas?

Graf. Nichts. (rauh) Du sollst nicht fragen.

Olivie. (traurig) Verzeihen Sie.

Graf. Ich wollte nicht hart seyn, nur Dir
 verweisen.

Olivie. Könnt' ich Sie doch froh sehen!

Graf. Hm! — Schon frühstückt?

Olivie. Nein. Befehlen Sie jetzt? (Graf
 bejaht es, Olivie kniet, ein Bedienter tritt
 herein.) Das Frühstück. (Bd. ab.)

Graf. Wo ist Franzisko?

Olivie. Vor Tagesanbruche ging er aus —
 Es war noch nicht halb vier Uhr.

Graf. Ein wilder verrückter Junge! — Da
mit ihm verläßt ich Walter!

Elvire. Lassen Sie Ihre Tochter die Krone
thun, werden Sie jem. von ihm beunruhigt?

Graf. Nicht für Dich!

Elvire. O der unauslöschlichen Feindschaft!
Ja Walter —

Graf. (mit wildem Feuer) Schweig, nenne
niemanden nicht, antworte mir nichts, wenn
ich von ihm sehe, verrück keine Miene, äußere
weder Unwillen noch Beschall, gleich nichts, was
nur entfernt Bezug auf ihn hat, es verpestet die
Luft!

Bedienter. (bringt Chokolade.)

Graf. Erhalt Dem Kavalier zu rückkommt,
reich ihn zu mir gleich. (taub) Geht! (Bst. ab)

Elvire. (bringt ihrem Vater Chokolade) —
(Pant.)

Graf. — Bianetta, laß mir vor.

Bianetta. Mit Veranügen . . Aus Cervan-
tes, Lope de Vega, oder —

Graf. Nein, laß nur . . Othrie, hebe Deine
Suntaric. (man hört Geräusch) Was ist das?

Sranzesko, Pedro und Smelin treten herein

Sranzesko. Guten Morgen, lieber Oheim?
(umarmt ihn)

Graf. So frühmüth?

Sranzesko. Ja — wohl — beinah hätte ich
Sie nie wiederzusehen.

Graf. Wie?

Sranzesko. (Pedro verführend, dessen Witz
kann auf Othrien gerichtet sind, deren sprachloses
Erstaunen sichtbar ist) Hier dieser Mann rettete
mich aus den Klauen des Eids und dieser (auf
Smelin zeigend) verfolgte meinen Gegner, dem
aber die Furcht Hirschgeschnelle war, so daß der
Feind, der auch schon einen armen Vortrager
hatte, entkommen ist. (Maomettes Erstaunen
der Hörer zu.)

Graf. (Pedro warm die Hand drückend) Sie
haben sich mich auf ewig verpflichtet, lieber

Wann, auch (zu Gmelin) Ihnen, Senner, dank ich verglich.

Pedro. (dessen Blicke noch immer auf Olivien ruhen.) Ich setze nur dem Gebote meiner Pflicht.

Gmelin. Ich verdiene keinen Dank.

Olivie. (zu Pedro) Lassen Sie auch meinen Dank mit dem meines Theims sich mischen, daß Sie meinen guten Vetter gerettet haben.

Pedro. (verwirrt sich stumm — er vermag nicht zu antworten.)

Franzesko. (lacht) Ach, bekomme ich ein gutes Heim von Dir, Cousinchen? — sonst hieß ich nur der wilde Vetter.

Olaf. Meine Neugierde ist auf Höchste gespannt, Neß! — Du sprichst von einem Weaner.

Franzesko. „Weaner!“ — hm beim Teufel! Der Ausdruck ist zu edel.

Olaf. Erzähle.

Franzesko. Es war noch sehr früh am Tage, als ich diesen Morgen mein Bett verließ. Es

künfte mich eng in Ihrem weitläufigen Pallaste,
 Obelisk, eilte ins Freie, und nahm den Weg, den
 ich so gern nehme, den Weg zum Waldchen, kaum
 eine halbe Stunde von hier. Es war ein himm-
 lischs Wetter, aber es harmennte mit meinen
 Empfindungen, die wie ein dichter Nebel meine
 Seele umflaarten, ich dachte an den ichersichen
 Wald. (Ein Blick seines Orients heftt ihm hier
 von ihmweisen, Pedro und Gaudin erschrecken.)
 Nach einigen Minuten sah ich einen Hügel auf
 mich zukommen. Wir grüßten einander, und da
 mich die Lanza weile zu räumen anging, so glaubte
 ich sie durch ein Gespräch mit ihm am besten ver-
 stehen zu können. Er komme, sagte er, von
 Verceto, wohin er, eines Gelübdes wegen, eine
 Wallfahrt unternommen habe, und wolle sich
 nun nach Cadix, seinem Geburtsorte, zurück-
 kehren lassen. Am Ufer des Flusses, wohin wir
 während dieses Gesprächs, das er mit lebhafter Pas-
 siontheiligkeit und Dialekte führte, gekommen
 waren waren, sahen wir Sie, edle Freunde von

dem Fische, das der nördliche Sturm zurückge-
trieben hat, nach dem Walde zu eilen. In mei-
nem Felsen bemerkte ich sichtbare Untzue, als er
Sie erlosche, die wir tief nicht sehr aufsch.
Obwohl ließ er die Nüchternheit fallen, und da
das Fischen ihm sehr schwerlich zu fern schien, so
versuchte ich mich, um sie aufzuheben, als der
Echse, der sehr vorher noch über Schätze ge-
kamt, mit heftiger Kraft mich, in dieser ge-
höfsten Etzuna, von hinten in die Furchen des
schäumenden Ebre stürzte. Kann ich er, daß
sein Verhaben gescheit war, als er mit der
Echse einer Italanta davon eilte. Die Tode-
kraft gab mir Mäandernkräfte, denn trotz meiner
Nichter vermochte ich doch mich auf des Wassers
Oberfläche durch ein lebendes Schwimmen zu er-
halten. Mein unaufrichtiges starkes Schreien
erreichte endlich Ihre Ohren, Sie kamen und ver-
setzten mich, wir eilten, nach langem Kampfe mit
diesem hartnäckigen Raube (auf Petre jagend)
sicher, in zwei Minuten war ich umgefliehet und

schade mich nach meinem kalten Tode ganz vortheilhaft, da ich überdem dadurch zwei Freunde (Pedro und Omelin umarmend) zu gewinnen lese.

Graf. Der Vorfall beunruhigt mich — ongleiter Plan — offenbar! — (flüsternd) Ganz natürlich — der Betrug ist klar. — Zeuflisch!

Granzosko. Vater!

Graf. Der Fremde bei Valdez — — alles —
alles —

Granzosko. Wer?

Graf. Aber fühlen sollen sie, wer Quarto ist! (schreit heftig ab.)

Granzosko. (nach einer Pause, in der Pedro auf Omelin sehr bedeutende Blicke warf.) Er hörte mich nicht —

Pedro. Der gerechten Zorn.

Granzosko. Evidenter — er redete von einem Feinde — hm! Nun es wird sich alles entwickeln.

Pedro. *Alto — alto! — ah ich verzah —*
(er thut als wenn er schlief) Ihr Herr Vater
 thut Sie sehr zu lieben, *thut*.

Franzisco. *Geht — wohl mit.*

Pedro. Ja wohl Ihnen, wohl Ihnen! — o
 wie stilllich made Vaterliche!

Olivie. Sie scheinen das tief zu empfinden,
 Conner.

Pedro. *Es ist so.*

Franzisco. Sie sind nicht better, Freunde.
 Kennt' ich Sie doch sehr leben!

Pedro. Sie empfinden schlecht meines Herzens
 Empfindungen. Mir ist wohl — sehr wohl!

Guelin. *(unterhält Gnanetten)*

Pedro. Nicht wahr, der Herr Graf hat nur
 seine Liebe unter diesem selbigen Hochblatte *(auf*
Olivien, Gnanetten und Franzisco deutend) zu
 theilen!

Olivie. Sie verrathen, Conner, daß Sie den
 Einfluß erwehnt haben, der seiner Liebe gewiß ist.

Pedro. (läßt ihre Hand) Wie konnten Sie, mein Francisco, Vaterliebe mir? — ich wollte Sie hassen, die ich so lange entb — (er flucht.)

Olivie. Wie Sennet?

Franzisko. Vaterliche hätte Sie nie bedrückt?

Pedro. (schlägt mit der Hand über die Stirn) Was sagte ich? nicht geliebt? — hm! Der Name: „Schwärmer“ trübt mich doch wohl mit Recht — gehabt hat er mich nicht, nein, gehabt hat er mich über mich. — — Ueberdies, der alte Vater ist tot, schon seit drei Jahren — der Brum sel in die Hände der Inquisition.

Franzisko. Entsetzlich! vor drei Jahren...

Olivie. Vor drei Jahren war auch hier ein Anstößlicher. (Franzisko äußert pantomimisch seinen Unwillen über diesen Ausdruck; sie wendet sich zu ihm) War er nicht anstößlich?

Franzisko. Der Ciente hatte mehr verdient, als den Tod.

Olivie. (unterdrückt eine Antwort.)

Der Graf. (Komm zurück.) Ich habe mich zu
bedenken nicht, das erste Feuer ist gedämpft.

Stangjels. Die Sache ist ja so glücklich ab-
gelaufen.

Der Graf. Herzlieb! (umarmt seinen Neffen)
Was willst du von Dir!

Stangjels. Oheim!

Graf. Ich sagte mir, daß ich Dir sage: Ich
wills! Dich sey und Männer. (an Pedro)
Graf von Mantua wünscht Ihr Freund zu seyn —
(zu Stangjels) auch der Thrac.

Pedro. O daß ich sie zu besitzen ahnen
könnte!

Stangjels. (verschütet sich kumm.)

Graf. Ich kam vorher in Hitze; als ich —
es lieber lauter Entschuldig.

Pedro. Fahren nicht. — Wer vermag Iste
zu seyn, wo man das V-ster ahnet.

Graf. Wo man Vertheidigung ahnet — rich-

tig. — Ich muß Ihnen unverständlich gewesen
seyn — ich will mich erklären — —

Pedro. Sie ehren mich.

Graf. Ich muß mich erklären, denn ich will
Sie zum Freunde haben, ich will, ich kenne Sie
zwar noch nicht, aber, "Männer wie Sie, sind
selten" behaupte ich.

Pedro. Herr Graf —

Graf. Hören Sie also in kurzen Worten,
denn ich bin kein Freund vom vielen: Seit einem
halben Jahrhunderte schon herrschte Feindschaft
zwischen dem Hause Guarda und Valdez, Feindschaft
im eigentlichen Sinne des Wortes. Es
würde mich zu weit führen, den Ursprung derselben
genau zu erzählen, ich habe ihn selbst nicht
erlebt, nur so viel sag ich, ein Valdez stürzte
meinen Vater beim Kämpfe. Hoch schon loderte
die Rache gegen ihn, dieser That wegen, in meis-
nem Vatern, aber er selbst lachte sie noch mehr,
gab ihr Dauer, gab ihr Ewigkeit, Unerlöschtheit:

schleift. Ich liebte ein Mädchen, o ein Mädchen,
ich weckte zum flammenden Jüngling, denk ich
an sie — sie war Fraucius' Stolz, — sie liebte
mich, sie hatte mir die Erde zum Eden gesäubert,
und (langsam mit erstickter Stimme) der Bube
raubte sie mir, schlürfte sie bei den Haaren zum
Altare, und erröthete das furchtbare Ja, das
sie an den Elenden fesselte, ihren bebenden
Lippen. — — Ich rastete, tobte, aber es war
eine furchtbare Wuth, des Adrias Uranade hatte
meine Vater eingegeben, ich war arm, verachtet,
halb Bettler. Da kniete ich nieder am Hochalt-
tare, und schwur Feindschaft, ewige Feindschaft
gegen Walden und sein ganzes Haus. (kalt) Der
Jüngling schwur, der Mann hat es gehalten
und wird es halten. (Pausen)

Olivia und Giansetta (wenden sich ab)

Pedro. (Winkt Gmelin Hart an)

Graf. Nicht lange einging Laura ihre Qual
an der Hand dieses Menschen, sie starb, als sie
ihm einen Sohn gebären. Ich war indeß nicht

müßig. Durch Hülfe meines alten Jugendfreunds des des Grafen von Chares gelang es mir, seine Verläumdungen beim König zu widerlegen. Sein Betrug war klar, Karl gerecht, der Versöhner mußte meine Güter, die ihm zu gefallen zurückgeben — und sein Ansehen und Macht stieg, wie nun wieder das meinige stieg. Um dies noch mehr zu erhöhen, vermählte ich mich mit Chares' liebenswürdiger Tochter. Ich liebte sie nicht, wie Lauren, aber ich fühlte Achtung und Wohlwollen gegen sie, und noch im Grabe muß ich der Götter nachsagen: Sie erfüllte jede ihrer Pflichten. — (wehmüthig.) Noch ist ihr Grabhügel frisch. — Keine nicht Olive. (Pause) Jetzt schien Valdez gedemüthigt, aber er war's nicht, er glich der Vernaischen Hode, sein Bruder Lorenzo, ein Mann, ihm ähnlich, nur nicht ein so kalter Fresser, als er, stand ihm treulich bei. Viele Jahre vergingen, Valdez's Sohn, vermuthlich ihm ganz ähnlich, denn er trägt ja den Namen: Valdez, folgte dem Paniere, das wider

England ergriffen ward. Man hat nie etwas wieder von ihm gehört. Sein Vater, dessen Name vielleicht schon reisten, wurde plötzlich auf eine furchtbare Art in denselben auf ewig unterbrochen. Als ein Verächter der Religion hatte er sich von jeher gezeigt, jetzt aber wagte er es sogar, die Heiligkeit zu verstreuen. — Man hatte ihn bei der Inanition des Arbeitsmuths an, er ward heimlich nach Toledo geführt, woselbst er in den Kerkern dieses Verichts gestorben seyn soll.

Pedro. Soll — ?

Graf. Es herrscht einige Dunkelheit über sein Schicksal. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die Welt von ihm befreit ist. — — Sein Tod hat mir nicht geholfen, — Sarpedon konnte fallen, und Zion stand noch, aber Hektor schlugte Pergamus, und das Haus des Priam. Lorenzo lebt, wo find ich einen Peliden?

Franzesko. Ich, mein Oheim — ich!

Graf. Ich kenne Deinen Muth, aber Du verstandst mich falsch.

Franzesko. Es ist wahr, ich kenne Ihre Grundsätze.

Graf. Wäre ich Statthalter an Isidoro Páez, dann Doch ich komme vom Wege ab . . . Man hat im Lorenzo's Palaste einen besetzten Mann, hohen und erhabenen Anblick bemerkt. Henrique sah ihn, bis ans Gesicht in einen Mantel gehüllt unter den dichten Kastanienbäumen mit Lorenzo spazieren gehen. Beide waren in tiefstem Gespräche, der Fremde sah oft mit schönem Blicke über die Heide, und immer bedeckte er mit seinem schwarzleinen Mantel das Gesicht und fer tief in die Augen gedrückt Hut und die schweifenden Federn beschatteten das Uebrige des Gesichts, so daß Henrique's scharfblickendes Auge weiter nichts sah als eine hagere ältliche Figur.

Franzesko. Sonderbar!

Pedro. Unbegreiflich!

Smelin. Hat man ihn nie gesehen außer diesem Male?

Graf. Nie . . . Der Mensch beunruhigt mich . .

Pedro. Sie? ein Abentheurer?

Graf. Das scheint er mir nicht. Henrique kannte mir nicht genug die Majestät seines Ganges, das Bedeutende seines Kopfnickens und Schüttelns, (denn er redete wenig und sehr leise,) das Erhabene seines ganzen Auftretens zu rühmen. "Er scheint sehr kalt zu sein" fuhr dieser treue Diener fort "eine Stunde lang sah ich ihn unbemerkt unter dem Dunkel eines Orangebaums, sein ganzes Wesen scheint ewig dasselbe zu sein, Lorenzo lachte oft, sein ganzes Wesen schien Frohsein, jener aber lächelte nie, war ewig ernst, und winkte sein Mißfallen, wenn jener seine Freude äußerte, und Lorenzo gehorchte ehrerbietig." — Es ist mir unbezweifelhaft — Lorenzo, der felsenharte Lorenzo, von dem keine Hölle marter ein Wesen

herden erzähle — geherchte ihm. (wirft sich in einen Sessel) Es ist bezeichnend.

Olivie. Lieber Vater — wenn ich Sie doch beruhigen könnte! —

Graf. Hum hum — jawohl Ruhe, Ruhe! ein Wort für mich ohne Sinn!

Olivie. (hingewiesen vom Gefühle) Nur Freundschaft giebt Ruhe.

Graf. (aufstehend) Olivie! (sich lassend) bringe die Geleise der Flut und Ebbe, den Lauf des Mondes, reiß Spanien von den Pyrenäen, suche in der Unendlichkeiten Tiefe das Unmögliche. Du hast es nicht gefunden, wenn es nicht heißt: Quardest Freundschaft gegen Vols bez in Freundschaft vermandeln. (sehr kalt) Kein Wort der Art mehr.

Olivie. (traurig) Verzeihen Sie, gnädigster Vater, es entblüßte mir nur.

Pedro. (für sich) Herrliches Geschöpf! (laut) Schwerlich bedürfen Sie Verzeihung, mein

Freudein, der Herr Graf weiß laute Gefühle zu thun.

Graf. Du — laust? — „weiblich“ Eens nur, wäre passender.

Pedro. (unterdrückt eine Antwort, nach einer Pause) Und wie verhält sich Baldez jetzt gegen Sie?

Graf. Einige Sährungen im Lande, und ein rechtlich entstandener Anlauf in mehreren Dörfern haben ihm Gelegenheit mich beim Statthalter Jüder als den Aufhüter und Beförderer dieser Unruhen, zu schildern. Jüder ist schwach, Baldez Anführer sind gewandt, meine Hoffnung, diese Verläumdungen zu vernichten, beruht allein auf Chaves, der sich jetzt am Hofe Jüders befindet. . Aber auch mich soll er kennen lernen, erfahren er und seine ganze Brut, wer Lorenzo sei.

Granzesko. Meinen Damascener kennen ihre Anhänger schon!

Graf. Leider! Du warst unbefonnen.

Ein Bedienter. (eintretend) Ein reitender
Bote von Barcellona.

Graf. Ich — verzeihen Sie, Senner. (mit
Francesco ab.) (Pause)

Gianetta. (zu Smelin) Wäre Ihnen nicht
unangenehm, wenn ich Ihnen unter Büschen
näher spräche, dessen Jubel, wie Sie vorher sag-
ten, für Sie so reizend war?

Smelin. Wer ließe sich bitten, glücklich zu
sein? (reicht ihr den Arm — beide ab)

(Eine lange Pause.)

Olivia. Sie schweigen, Senner? — meines
Vaters Erzählung hat vielleicht — —

Pedro. Was glauben Sie, ^aSennera?

Olivia. Ich fürchte, mein Vater steht —
(lächelnd) nicht gut bei Ihnen.

Pedro. (warm) O, wolle Gott, ich stände
gut bei ihm, eria gut bei ihm!

Olivia. Können Sie daran zweifeln?

Pedro. Ich, mein Fräulein, Gegenwart und

Zukunft sind oft so verschieden, wie ein lachendes Eden, und ein unfruchtbares todtes Thal im eisaen Norden, wie ein Traum von kühner Phantasie abheben von der Wirklichkeit.

Olivia. Ich beargewe Sie nicht. (nach einer Pause — mitleidig) Haben Sie Kummer?

Pedro. Nicht mehr, o nun nicht mehr, Olivia bedauert mich ja!

Olivia. Sennar!

Pedro. Theilnahme eines Freundes, sein Rath, sein Trost reißt des Schmerzens und des Kummers Felsenlasten vom Herzen, und wenn es auch abreißt von diesen furchtbaren Giganten schon zu eilenden Brochte.

Olivia. Das könnte mir Hoffnung machen. —

Pedro. Wozu Sennara?

Olivia. Daß Sie mir verzeihen, wenn ich, mit Berücksichtigung der Etouette, schon jetzt frage, ob ich, als — — verzeihen Sie — — ich sehe Sie so gern heiter — — meine innigste Theilnahme. —

Pedro. Verlangen Sie keine Antwort, mein Fräulein. . Ihre Güte ist ohne Grenzen (in Feuer) Ihre Theilnahme hat den trüben Blick vom Auge, wie Zephyr des Haies den Frost, vertrieben. O, Sennora, Ihre Theilnahme könnte den Armen, über dem schon das Schwert seines Todfeindes schwebte, zum beidenswerthen Sterblichen machen, — Ihre Theilnahme dem Sklaven, dessen Nacken der Fuß des Tyrannen tritt — und er ist glücklicher, unendlich glücklicher als jener, und beugen auch vor ihm ihre Arme alle Völker vom Tajo bis zur Weichsel, und wären Petou's Feldschlunde und Melfonda's Diamantgruben sein, und ginge auch in seinen Ländern die Sonne nie unter, — dieser ist glücklicher!

Olivie. (mit gesenktem Blicke) Sie lassen mich da den schmeichelnden Freund sehen, das sollten Sie nicht, Sennor.

Pedro. Verzeihung, mein Fräulein, ich

fehlte. Der Unglückliche muß ja seine Gefühle einkerkern in seiner Brust, wie der Aetna seine Feuerschlünde, aber, (innig) Schmeichelei war es nicht — Schmeichelei ist mir so fremd, als dem vom Orme Gebeugten ein frohes Lächeln, so fremd als dem Gebakten das Mitleid : : : (fährt über die Stirn) wie kam ich doch zu dem fonderbaren Gleichnisse! — —

Olivie. (aufsteht währenddes pantomimisch ihre Theilnahme — jetzt, sich ein Lächeln erzwingend:) Sinnen Sie darüber nicht nach, Sennar, mir gehts auch oft so, daß ich nicht weiß, wie mir ein solches Wort auf die Lippen kam.

Pedro. Ach, und doch bewirkt ein Wort oft so viel Unglück — ein Wort stürzte schon oft manches feste Gebäude von Glück, ein Wort entschlupft so leicht und ist doch ewig entflohen, ein einziges Wort beweint Tausender in tausend Nächten ohne Schlaf, — o, um ein einziges Wort aus der uneröffneten Hölle der Vergan-

genheit zurückzuholen, gäbe Mancher den ganzen Frühling seines Lebens, in dem ja doch so wenige Rosen zur Reife blühen!

Olivie. Sehn — sehr wahr — aber Sennor, so jung noch, und schon so traurige Erfahrungen gemacht?

Pedro. Ach, mein Fräulein, das Unglück erwähnt seine Lieblingskinder sich früh. (Sein Freund) Jene traurige Erfahrung, von der ich sprach, fand ich noch auf meinem Wege hieher bestätigt — Es sind wenige Monate.

Olivie. Wie so?

Pedro. Ein Freund von mir, den ich vor langen Jahren heiter und froh verlassen hatte, war einige Zeit mein Gastfreund. Diese Schwermuth mit all ihrem tausendfachen Gefolge lag fest in jedem seiner Züge; — sein Mund, der sonst so gern lächelte, war stumm, sein Auge, aus dem sonst die reinste Freude strahlte, war umschattet; sonst füllte es so oft die himmlische Thräne der Freude, jetzt entauollen ihm nur

Thänen des Kummer's, der als tyrannischer
 Beherr'scher seines aervackten Herzens jeder Freude
 den Zutritt wehrte . . . Mich dauerte der Arme,
 er sah meine Theilnahme, und öffnete mir das
 dunkle Todtenthal seines Herzens . . . Die Ur-
 sache seines Kummer's war: ein übereiltes
 Wort — doch nein, es ist ja nicht einerlei —
 ein übereilter, ihm entlockter Schwur.

Olivie, Der Unastückliche!

Pedro. Ja wohl — Sennora, das ist er.
 Er brach diesen Schwur.

Olivie. Er brach ihn?

Pedro. Und genießt jetzt das Gut, was
 ihm die Erfüllung seines Schwur's arwehrt
 hätte; doch nein, er besitzt nur, er genießt
 nicht. Ihm bieten des Frühlings Reize kein
 Glück, denn im sanften Sausen der Weste
 hört er "Weineid," ihm süngen die Säger des
 Haines "Weineid", Weineid brüllt ihm der
 Donner, Weineid heulen die wogenden Fluthen,
 Weineid hallen die Thäler nach. Und doch

war der Eid nur erzwungen, aber das beruhigt ihn nicht!

Olivie. Leider geben die feinsten Empfindungen die tiefsten Leiden.

Pedro. Jawohl, jawohl. Ach die Natur war nicht stiefmütterlich gegen die, deren Herz sie mit Saiten bezog, deren Festigkeit sie nicht von leichter Berührung nachhallen läßt. . . Wäre doch mein Freund einer dieser Glücklichen, doch ach! nur zu schnell, zu tief empfindet er. Ich versuchte ihn zu trösten, verschwendete alle Trostgründe, — — versuchte jede Wendung der Kunst zu überzeugen. Sein Herz, herrschend über seinen Verstand, war für Alles taub, er sah ein, sein Fehltritt fordere nicht ewige Trauer, das unbegreifliche Wesen über den Sternen verzeihe den Reuenden, schließe keinen Sterblichen aus, vom Becher der Freude zu trinken — aber ach! — sein Herz konnte das Alles nicht fassen, es war ein Tropfen Wasser der durstenden, von siedendem der Hitze lechzenden Zunge, ein Strohhalm, an

dem der Schiffbrüchige sich nicht zu retten ver-
ma. — Ach, mein Fräulein, wüßten Sie keinen
Tropf für den Unglücklichen?

Olivie. Ich? das Unglück des Armen muß
groß sein, aber :

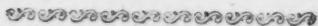
Pedro. Jawohl, jawohl. Vor ihm geht vor-
über der Reich der irdischen Freuden, die diese
Erde schenkt, und ewig, ewig schlürft er lang-
sam vom Schicksal gezwungen, an der unversie-
gbar rinneuden Quelle der Leiden. Vor ihm her-
geht der Kummer und hinter ihm schleicht der
Gram, sie greifen ihn hohländig an, und schlies-
sen ihn, waat er zu fliehen, mit herkulischer
Kraft in ihre eiskalten Arme. (dringend) Und
kein Tropf, kein Linderungsmittel für den Un-
glücklichen?

Olivie. Fragen Sie mich nicht, Senor —
Ich würde keine.

Pedro. (langsam) Keine? keine? — o
wahr, wahr, mein Fräulein — kein Tropf für

mich, keiner, keiner — — Sie sprachen mein Urtheil! — (unterdrückt eine Thräne, und geht mit einer stummen Verbeugung schnell ab.)

Olivie. (sieht ihm lange nach, dann mit tiefer Empfindung) Unglücklicher, unbegreiflicher Jüngling! (ab)



II.

(Zimmer in Baldejs Hause in Tortona)

Dom Lorenzo, Dom Philipp.

Lorenzo. Ich bewundere Deine Kälte bey dem Vorfalle.

Philipp. Hum, dadurch ist wenig verloren.

Lorenzo. Wenig? nun wahrlich, wenn hier wenig verloren ist, so —

Philipp. Höre mich an. Wenn Franzeske, Deinem Plane gemäß, sein Grab im Ebro gefunden hätte, was glaubst Du, würden die Folgen gewesen sein?

Lorenzo. Die Frage ist leicht zu beantworten, dünkte ich.

Philipp. Beantworte Du sie mir.

Lorenzo. Wir hätten Guarda seine einzige Stütze geraubt, hätten ihm den Zufluch seiner Lebenskraft genommen, ihm eine reichhaltige, nie verfliegende Quelle des Kummers geöffnet, dessen Gift seine Adern wahrlich trefflicher vergiften sollten, als es der tödtlichste Schierlingsstrank vermöchte.

Philipp. Hältst Du den Faden des Lebens für so schwach und dünn, daß ihn der Wurm des Grammes so leicht zu zernagen vermöchte.

Lorenzo. Ein leichter Stoß, ein gutgewählter Schreck hätten dann vollendet.

Philipp. Schwach!

Lorenzo. Nun wirklich, Du machst der menschlichen Natur verbindliche Complimente.

Philipp. Deiner Menschenkenntniß kann ich sie nicht machen. Glaube mir, in unsrem entvödeten Jahrhunderte tödtet keine Leidenschaft,

vielmehr die kindliche Liebe eines Oheims
zu seinem Neffen — —

Lorenzo. (einfallend) Durch dessen Tod er
allein da steht?

Philipp. Hm, Fräulein Olivia :

Lorenzo. (heftig) Nenne sie nicht!

Philipp. Immer aufbrauend? — Ein kal-
ter, ewiger und unerlöschlicher Haß ziemt
dem Manne, und den glaube ich zu besitzen.

Lorenzo. Ich bewundere Dich.

Philipp. O pfui, Bewunderung ist ein Kind
der Unwissenheit. Wer die Menschen kennt,
wird sie nicht bewundern, ich kenne sie, habe
gesehen, wie ihre Trägheit, Feiheit und Ver-
drossenheit so oft den Zufall herführten, woran
ihre Riesenpläne wie ein schwaches Fahrzeug am
schroffen Felsen zersplitterten, habe gesehen : :
Doch wir kommen vom Hauptpunkte. — —
Und nun bedenke auch die Nachtheile, die dies-
ser rasche Plan, ausgeführt oder gemißglückt,
für uns haben könnte.

Lorenzo. Das ist mir nicht denkbar.

Philipp. Wann gebir nicht der Haß den Gramwohn?

Lorenzo. Verdammst!

Philipp. Und der Vortheil? — Du weißt, ein Pfeil von schwacher Hand gegen einen Röhren leeren Harnisch geschleudert — zerbricht. Ueberhaupt, glaube mir, der ich alle Klassen des menschlichen Gleihs im furchtbaren Gange durchwandert bin: Gram und Kummer sind nur Hyänen beim Beginnen ihrer Herrschaft, nachher wird man gewissermaßen vertraulich mit ihnen, Gewohnheit verschwifert sich damit, und am Ende schlummert man sorglos in ihrer Graubefumarmung, man wird kalt gegen den Schmerz und dieser Harnie schwarzer Flügel, hat zuletzt nichts Schreckliches mehr für uns.

Lorenzo. Armer Philipp! Du scheinst vertraut geworden zu sein mit diesen Gespenstern.

Philipp. Du bedauerst mich? ich verlange niemandes Mitleiden, niemand aber mache auch

auf das meinige Rechnung; — auch bin ich nicht unglücklich, da ich das Unglück bis in sein Innerstes kenne. Ich fürchte nichts mehr, und hoffe nur das Einzige: Rache, aber dieser Trieb ist nicht der, welcher die Brust eines Flammenkrühenden Jünglings durchstößt, — sondern er geht seinen langsamen aber sicheren Gigantenschritt.

Lorenzo. Ich würde Dich anstarren, wenn ich nicht fürchten müßte, daß Du auch dies mißbilligtest.

Philipp. Nil admirari! sagt schon der Liebessing Mäcens und Auguste, und hat sehr recht. Niemand verdient es, Tugend und Laster, — zwei Worte und nicht mehr! denn ihre Quellen sind in undurchdringlichen Nebel, ihre Motive in mythischen Nimbus gehüllt. Doch ich bin auf dem Wege zu schwachen.

Lorenzo. Ich sehe Alles ein — beraub mir, ich handelte unweise — hinfert unternehme ich nichts mehr ohne Dich. O daß ich Dich wieder habe!

Philipp. Auch ich. (kalt) Nur um Rache zu nehmen. — Gottlob, daß Isidor ein schwarzer Mann ist, — nur daß ich gar nicht selbst handeln kann, mich immer verstecken muß vor jedem Auge, o das —

Lorenzo. Du lebst ja Alles. . . O Zukunft, Zukunft, wie lächelst du so süß! Ha, wenn Guarda fällt, — vernichtet wird — O Vater, Jüder, Deine Schwäche ist himmlisch!

Philipp. (lächelnd) Die Freude läßt Dich sehr verstimmt reden. Aber sehr recht hast Du — Eheren finds, die so oft mit den Skorpionen ihrer Satire schwache Fürsten verfolgen. Die Natur ist weise, daß sie das Diadem gewöhnlich Schwachköpfen giebt, der Mann von Geist bedarf ihrer nicht. Kronen und Diademe giebt der Kopf.

Lorenzo. Schwärmer sauen: Das Herz.

Philipp. Jawohl, wir leben nicht im Eldorado. (zieht einen Brief empor) Von Marquis Camarasa,

Lorenzo. (schnell) Mit dem Franzesko den Duell hatte?

Philipp. Eben der. Er ist völlig mein eigen, und weiß um mich.

Lorenzo. O gieb, gieb.

Philipp. (gibt ihn ihm)

Lorenzo. (liest flüchtig:) „Mein Theurer! — Als Franzesko — — ich war au comble de desespoir — Rache — mein Genie verließ mich nicht — —“ Du trauest einem Schwäger?

Philipp. Er schwagt, handelt aber auch. (lächelt) Ueber die Menschenragen! — — Noch eins: Duelle sind doch jetzt wirklich scharf verboten, wie Camarasa schreibt?

Lorenzo. Armer Philipp, man hört, daß Du lange einen unterirdischen Aufenthalt gehabt hast, sonst hättest Du Dir diese Frage ersparen können. Wir haben ein neues Duellmandat von Isidor. (liest weiter, und abgebrochen wie oben:) „Isidor gab mir Audienz, „und nachdem — — berührte ich den neuligen

„Aufstand Tertenas und der umfliegenden Ge-
 „renten — — Ich redete warm — Weibraub
 „der Schmeichelei — dann die Geschichtserzählung
 „Luna, die zwar nicht völlig den Stempel der
 „Wahrheit, aber doch den Schein derselben
 „hatte — Nun das Spiel ist gewonnen — Frau
 „Liska ist nicht nahe Major — der Befehl liegt
 „im Kabinette.“ (Lorenzo fällt Philipp um den
 Hals) Herrlich, herrlich!

Philipp. Was weiter — Alles steht oder fällt
 noch heute!

Lorenzo. Heute noch?

Philipp. Ja, Du bist heute ein Mann dazu.
 Auch ich fühle Muth und Kraft, wie ich sie nie
 fühlte.

Lorenzo. O Dank, Dank Dir, daß Du
 meinen Wünschen Hülfe gabst!

Philipp. Keine Ausrufungen! Handle —
 jetzt lies.

Lorenzo. (liest:) „Der geringste Schein
 „noch zu diesem Allen und Guardas fallen.

„Mehrere unruhige Köpfe von Tortona sind
 „glücklich gewonnen, wie ich erfahre — Herzlic-
 „hen Dank für Ihre Bemühungen. Noch Hun-
 „derte schick ich Ihnen von Barcellona — alles
 „schlaue Köpfe — von Isidor schon für die Ba-
 „leeren bestimmt, auf meine Bitten aber nur
 „nach Tortona verbannt. Suchen Sie diese mit
 „jenen Rebellen von Tortona zu vereinigen,
 „dann nur einen Schein wider Guardia, daß er
 „sie begünstige, und meine Sorge ist, daß es
 „bald von ihnen heißt: *Fuimus Troes, sumus*
Ilion! —“ Nachschrift. „Jene Verworfene lan-
 „gen am achtzehnten Junius in Tortona an.“ —
 Himmel, das ist ja heute!

Philipp. Heute... Lies das Ende des Briefs:

Lorenzo. (liest — ungern:) „Der Einzige,
 den ich fürchte, ist Chaves“ — Er muß fortges-
 chafft werden.

Philipp. Davon ein anderes Mal — (kleine
 Pause)

Lorenzo. Und nun Dein Plan?

Philipp. (ihn starr ansehend und seine Hand ergreifend) Hast Du Muth?

Lorenzo. Philipp!

Philipp. (wie oben) Hast Du Muth?

Lorenzo. Wehe dem, der außer Dir, mich das fragte! Muth! — Ha Philipp, das kannst Du fragen, Du? wer wars, der Dich rettete aus den scheußlichen Schlünden der Inquisition, wer wars, der so sein Leben wagte, wenn es die furchtbare Hader: die Kirche entbedete, wer — doch verzeihe meine Aufwallung. (ruhig) Ich habe Muth.

Philipp. — Auch ein gewagtes, verzweiflungsvolles Unternehmen zu wagen?

Lorenzo. Auch das — wenn Du mir es vorschreibst.

Philipp. Umarne mich!

Lorenzo. (umarmt ihn) Du bist so feierlich —

Philipp. Es steht alles auf dem Spiele . .
Unsere Rache feiert den schönsten Triumph, oder
(langsam) wir sterben. Ich habe keinen andern

Man erinnern können — gerungen hab' ich in manchen Nächten, wo kein Rohrkorn meine Schläfe berührte — sie sind verschanz't, diese Guardas, furchtbar verschanz't. (Pausen) Kannst Du Antonio trauen?

Lorenzo. Ja, er allein weiß ja Deine Existenz, er allein hat Zutritt in dies Zimmer, das für jeden andern verboten ist —

Philipp. Du trauest ihm also ganz?

Lorenzo. Ganz.

Philipp. Wohl — rufe ihn.

(Lorenzo geht)

Philipp. (allein) Noch einmal muß ich das Ganze überdenken . . . Wenns mißlänge? . . . So ganz gewagt — so abentheuerlich. — Sonst verbar, ich bin doch sonst so geschickt, Pläne zu erfinden, — freilich waren sie nie so wichtig. Nebeldecke ruht auf meiner Seele — (Pausen) Es sei so — der Knoten schürze sich — der Würfel werde geworfen — Siegen als Mann, oder Sterben als Mann!

Lorenzo mit Antonio tritt ein.

Philipp. Ich erblicke Trauer auf Ihrem Gesichte, Antonio.

Antonio. Hab ich nicht Ursache? Es mitlang ja. Was müssen Sie von mir denken?

Philipp. Antonio, Sie jürnen mit dem Zufalle. Hier Antonio, wie oft scheitern die Entwürfe an diesem stunden Angefährte. Das Fatum ist unerbittlich, unabwendbar — hier haben Sie mein Glaubenssystem — — Gabe es nicht den Zufall, was wäre dann dem Weisen und Tapfern umballisch?

Antonio. Herzlichen Dank für Ihre Schonung.

Philipp. Lieblingswünschen mit weitem Egoismus entlassen können, ist Mannestugend . . . Wenden Sie auf mich. Ich hatte einen Sohn, Gott mag wissen, welche Luft er atmet — ich muß wissen. Auch ich muß tragen, viel tragen. Der Sage nach ist er todt!

Lorenzo. Er ist gefallen unter den Mauern

Schraffard, des seligen Albion's Ruhm zu vermehren. —

Philipp. Es ist nun einmal des Schicksals einzige Wonne, Hoffnungen zu zernichten und Wünsche zu zerstreuen.

Lorenzo. Leider.

Philipp. Aber, geschworen seid, ich will mich dir entgegenstellen, Schicksal, niederstürzen Dich, Kelch, der Du meinen freien Nacken heugen wißt.

Lorenzo. Aber .. ha, was für ein Gedanke blüht da in meiner Seele! — wenn er nun noch lebte, würde er für uns handeln, — oder — wol gar? — — —

Philipp. Wem?

Lorenzo. Er war Idealist, Schwärmer für Tugend, und — — was ließe sich erwarten? Rechtschaffenheit, Offenheit, Verlässlichkeit — führte er nicht diese Worte so oft im Munde?

Philipp. Ja wohl: "Worte!"

Lorenzo. Schwerlich also — —

Philipp. O der Gedanke an diese Möglichkeit führt zum Wahnsinne! — (bestig) Es ist mein Wunsch, daß er todt ist! (ruhig) Doch nein, es wäre keine Möglichkeit, er ist gebunden.

Lorenzo. Wie so?

Philipp. Ich hatte — doch laß uns abbrechen, und diese Saite nie wieder berühren. (er laßt sich, und wendet sich dann zu Antonio, der nachdenkend da steht) Sennor, wünschen Sie Ihren Fehltritt ant zu machen?

Antonio. Mein heißester Wunsch.

Philipp. Auch mit Aufopferung? — Durch eine gewagte That? wollen Sie die Waffe nehmen von der Hand der Verzweiflung?

Antonio. Gern — (rasch) Alles, alles!

Philipp. Wohl! — Jetzt einige Fragen. Zeigen Sich Guardas oft in Tortona?

Lorenzo. Fast nie. Franzefco schwärmt im Winter in Madrid, und der alte Graf und Onkel hatten sich die meiste Zeit auf der entferntesten Villa Garco auf.

Philipp. Schön, schön! (nachdenkend) —
ein Mantel — Kasse — gut —

Lorenzo. Ich verstehe Dich nicht.

Philipp. Weißt Du mit Gewißheit, daß
Suardas Untertanen glauben, er habe an dem
Zustande Theil genommen, — oder doch wenig-
stens ihn mit Berathungen gesehen?

Lorenzo. Das letztere verbürge ich.

Philipp. Wohl — so folgt mir in meine
Wohnung.

Lorenzo. Die Höle unter den Rossanien?

Philipp. Ja, in dieser Grotte belaußt uns
Niemand.

Lorenzo. Das hast Du auch hier nicht zu
befürchten.

Philipp. Nein — ich sehe in jeder Wand,
jedem Gemälde, jeder Säule einen Verräther.
(Sie wollen ab)

Philipp. (umkehrend) Halt — noch etwas
Alltägliches zu meiner Beruhigung.

Lorenzo. Was — was Du verlangst.

Philipp. Laßt uns Hamlets Beispiele folgen.
(er hebt den Degen) Legt Eure Degen auf den
meinen. (Sie thun es, dann spricht er feier-
lich:) Ehedial, siehe hier drei Männer verei-
nigt wider ihre Feinde, gieb ihrem Haffe Glück,
ihrer Rache Gelingen! Wir schwören Eins zu
seyn, und nie, nie zu verlassen.

Lorenzo. Ich schwöre.

Antonio. (Der einige Augenblicke zeigt, die
Jenen indeß anhemmt bleibt) Ich schwöre.

Philipp. Gung! (Hebt seinen Degen ein,
die Andern thun ein Gleiches) Wir sind Brä-
der! (umarmt beide, dann) Zeigt mir. (Alle ab)

2.

In Suardas Garten.

Pedro allein.

(Sitzt unter einem dunkelschatteten Ahorn-
baume in Gedanken versenkt, und thut einige
Stiche auf einer Laute) Du tönst verstimmt,
so verstimmt wie die Töne meines Herzens. (er

steht auf) Welche Empfindungen ergreifen mich,
 wenn ich dies Plätzchen betrachte. Dort die
 heil'ge Kuppel des Pallastes des heil'gen Erlikers —
 wie oft entzückte es mich, wenn ich als Knabe
 sie von den Strahlen der untergehenden Sonne
 vergoldet erblickte, — dort prangenden mit Obst
 beladenen Bäume, oh wie oft schlich ich hierher,
 ohne Wissen des Vaters, sah die kleine Olive
 spielen unter ihrem Schatten, und fragte mich,
 so innig, wenn sie die aufgesuchtensten Kerne,
 Orangen und Melonen heimlich mir zukehrte,
 die ich, als ein Heiligthum, nie zu genießen,
 nur anzublicken mochte — dort jener Hügel, wo
 ich so oft harmlos spielte, und so heiter der
 lächelnd lachenden Sonne nachsah — (Hörst)
 O ihr Tage der Vergangenheit, ihr stillen Tage,
 ihr seht nie wieder! — Vergangenheit, Ver-
 gangenheit, laß mich schwelgen in der wehmüthi-
 gen Wonne, die alle Sterblichen an Deinem
 lebenden Busen trinken; schwarz befeet im Ge-
 wand der Trauer (schwebt die Zukunft vor mir

dem Auer, laß Du sie mich nicht sehen, verhandle
mit mir. (er steht lange nachdenkend)

Emelin. (kommt, Pedro bemerkt ihn nicht,
jetzt berührt leise seine Schulter) Pedro:

Pedro. Ja, Emelin —

Emelin. Ich suche Dich auf.

Pedro. (an seinem Hute) Hier liegt Dein
armer Freund.

Emelin. So weich Pedro? — Du beharst
Eis.

Pedro. Ich lebe in Deinem Auge — Du
wirfst mir von Mässigkeit erzehlen. Habe Ge-
duld mit mir — sich nur, ich dachte an die Ver-
gangenheit.

Emelin. Ohne Reue — und die ist ja
immer anwesend, — denkt wohl Niemand an
sie — viel weniger Du.

Pedro. Es ist wahr — ich bin schwach —
gewissen sehr schwach.

Emelin. Du hast Festigkeit und Schwäche —
wunderbar gewißt sind sie in Dir.

Pedro. Das ist wahr — Du kennst mich ganz.

Emelin. (sehr erath) O nicht doch!

Pedro. Wie?

Emelin. Erinnerst Du Dich nicht mehr an meine Fragen heute, früh im Walde?

Pedro. Es ist wahr — Ich versah meine Antwort; Du vergißst mir gewiß, wenn Du mich gehört hast.

Emelin. Ruhe also, ich bitte, höre Dich mir.

Pedro. Ach Emelin, Deinet Antwort weiß ich — sie heißt Unglück. Ich kenne Dich. Ich bin gesammelt. (zieht ihn nahe zu sich) Höre also: — Als mein Vater noch lebte, als ich noch bei ihm, mein trauriges Leben mit engem Hergang, das seine Wattersche, seine Freundschaft beglückte, beschloßte, sah mein Vater leicht, daß er meiner Seele vergeblich seinen furchtbaren Haß gegen Quarta einzuflößen strebte — (sieh umstehend) Es kann uns doch hier Niemand belauschen!

Emelin. Niemand — niemand — (besorgt)
Iede leidet nicht, wenn es Dir Kummer macht.

Pedro. Nein, nein, ich muß — es zersprengt
mir sonst die Brust, auf der schon so viel ruht . .
Als er nun des inneren wurde, und doch diesen
Haß festhalten wollte, ersann er einen Plan,
dessen Ausführung ihm denn auch mit mir sehr
leicht wurde. Rauh und unfreundlich hatte er
hüben immer meinen oft gedankerten Wunsch,
meinen Waisenhütern wider Englands stolzes
Erdbeben Hülfe leisten zu dürfen, abgewiesen. —
Eines Tages sah ich ihn sehr heiter und freundlich
sich gegen mich. O da schmelz das einge Zembia
meines Herzens, und ich fühlte zum erstenmale
die Blumenblätter der Sympathie. Die Worte:
Lieber Pedro, die ich nie von ihm gehört, und
der verlagte Auf auf seine Hand, den er mir
vergleich auf meine Stirn drückte — alles das
machte mir Noth, mein Anliegen zu erneuern.
Ich that es mit zitternder Stimme. „Deine
Bitte sey Dir gewährt, mein Pedro, sprach er,

aber Du versagst mir wol dafür auch eine andere an Dich, nicht?" — „Keine, keine," mein Vater, rief ich mit kochendem Blute, und drückte tausend heiße Küsse auf seine Rechte, die mir sanft von der heißen Stirn die überhängenden Locken wischte. — „So folge mir denn," fuhr er fort, und führte mich in seine Sommerwohnung, eine dunkle, einsame Grotte. — Laß mich kurz sehn, mein Omelin, und verzeihe meine verwirrte Sprache. — Er schilderte mir mit den stärksten Zügen seine Feindschaft gegen Guarba, und erzählte mir, wie dieser Mann jeden Frieden in seiner Familie gestört habe, Wahres mischte er mit Falschem. Du kennst seine Beredsamkeit — aber die Macht der Beredsamkeit eines Vaters auf seinen Sohn gemandt, kennst Du nicht. Ich war erhit, der Kranz der Ehre lächelte mir, meines Vaters erkünstelte Thränen hielt ich für Thränen der Wahrheit, und — — ich erfüllte seinen Wunsch, — Omelin, Omelin, rathe, hilf, tröste! — ich schwur einen furchtbaren

ren Eid, daß mein Haß gegen Guarba dauern sollte, bis ich in den Armen des Todes meinen letzten Athemzug aushauchen würde, daß ich ihn, seine Familie, alles, was den Namen Guarba führe, jeden Freund desselben hasse, fürchtbar und ewig hasse wolle, daß ich zerreißen wolle das Band, was Menschen an Menschen knüpft, daß ich erlöschte wolle jeden Gedanken an eine freundschaftliche Verbindung mit ihm, daß ich eher sterben, als eine Wohlthat, ein Gut von ihm annehmen wolle, daß ich — o Smelin, Smelin!

Smelin. Pedro, armer Pedro!

Pedro. (fürchterlich kalt) Sieh, das schwur ich, schwur es mit einem Eide, dessen Worte schaudervoll, ewig und unauflöslich waren.

Smelin. (ringt nach Worten vergeblich)

Pedro. Tröste mich nicht, rathe mir nicht — Deine Todesklöße würde Alles widerlegen.

Smelin. Ich ahnete das nicht. Ich wußte nur um die Feindschaft — nicht um den Schwur.

Pedro. Meineid — Meineid — nein, nein, Pedro wird keinen Meineid begehren. Olivia ist für mich verloren — — Ha wie ein jedes dieser Worte an meinem blutenden Herzen saugt!

Emelin. Pedro — Pedro —

Pedro. Emelin — Ach Olivia!

Emelin. O wollte Gott, das weite Meer hätte Dich von ihr getrennt. O Vater im Himmel, nur einen Tropfen Deiner Allwissenheit, dies Unglück zu verhüten!

Pedro. Ich fühle mich an diesem Morgen noch so stark, — das ist vorbei — hochgespannte Saiten erschlaffen, wenn sie nicht zerreißen — Emelin, wie sie da stand, allen Reiz in sich vereinend, mit dem der Himmel tausend ihrer Schwestern beglücken könnte. — Dieser Blick voll himmlischer Milde, dies Auge, lächelnd wie Morias Auge, als der Erlöser an ihrem Busen hing, und voll sanfter Behmuth, wie die Flur, vom Lenze mild geküßelt. . Du sahst sie nicht, wie ich, Emelin — allein. Ihr Weist legte da die

Erde ab, die ihr kindlicher Gehorsam aufzwang.
 Ihr Herz entfaltete sich, wie die Frühlingsrose,
 deren Blätter die sanften Strahlen der Sonne
 öffnen. — Mäthiger Vergleich! o ich Vermessener,
 der ich eine Schilderung wage! — Nein, Smelin,
 ich kann nicht fliehen von hier, ich muß sie
 beüben, und sollte ich um ihren Beiz den Erdball
 aus seinen Angeln reißen, und den ewigen
 Lauf der Planeten hemmen. — Smelin, ist denn
 ein Meineid unverschämlich? selbst der Bruch eines
 solchen unmoralischen Eides keiner Vergebung
 fähig? *)

Smelin. (wendet sich ab)

Pedro. Keine Vergebung?

Smelin. — Sei Mann, Mann im eigent-
 lichen Sinne des Wortes — sei ganz tugend-
 haft — such! —

*) Wenn diese Frauen sonderbar und leicht
 aufzulösen scheinen sollten, den bitte ich zu
 bedenken, daß die Scene in Spanien ist,
 wo nicht unsere geläuterten Grundsätze herr-
 schen.

Pedro. (nach einer Pause — schrecklich langsam) Ja, ich sehe es ein, Olivie kann nie die meinige werden. Ich will fliehen.

Gmelin. Pedro (lüstigh) Gott ist über den Sternen.

Pedro. Keinen Trost, Gmelin, nein. Du beleidigst mich, wenn Du mir zutraust, daß dieser Mund je wieder lächeln — je wieder das starre Eis meines Herzens von einem Strale der Freude belebt werden würde! — Verlaß mich — ordne unsre Abreise — Gott lohne Dir, was Du an mir thust!

Gmelin. Pedro lasse Dich. (geht ab)

Pedro. (allein) Er geht — und wann er wieder kommt, dann — ja dann — Olivie, Olivie, Dich soll ich verlassen? Die Erinnerung an Dich wird mein Herz umlagern, pressen und erdrücken. Bis hieher reichte mein Leben — bis hieher — die übrige Zeit, wo ich noch hier wandeln muß, werde ich nur fortdauern. — Muth und Stärke, mein Vater, in diesem Riesenkampfe! (setzt sich unter

den Bassin und greift einige fliegende Töne auf der Laute.

Olivia. (tritt unbemerkt von ihm ein) Sennor.

Pedro. Wendet sich um, erschrickt, macht eine verwirrte Gebenung, — (für sich:) Gott, Gott, ich hab dich um Muth, und Kraft und du —

Olivia. Sie entzuden Sich uns, Sennor.

Pedro. Verzeihung, mein Fräulein, — —

Olivia. Ich kann Ihren Geschmach nicht missbilligen, auch mir ist dies Hüle Gartchen, mit seinen kleinen Aileen, fruchttrogenden Bäumen und laub-laden Blumenbeeten unendlich lieber, als jene weiten Gemächer und gothischen Säle mit all ihren Statuen, Gemälden und Verzierungen.

Pedro. Ja wohl. Hier athmet das Herz frei, — — wenn es nur sonst nicht gequäst ist.

Olivia. Wie — —

Pedro. Ach, wo hier sein Leben verbringen könnte, dem Glücklichen würde die Zeit mit Alersflügeln dahin zu eilen scheinen, für ihn hätte

die Welt keine Leiden, kein ganzes Leben würde einem holden Raimachtstraume gleich seyn. (stolz sich überwindend) Ich aber, mein Fräulein, ich — verzeihen Sie mir, daß ich zittere — ich — muß — von Ihnen Abschied nehmen.

Olivie. (erschrocken) Ab — schied?

Pedro. Ich kann das Wort nicht wiederholen.
Ja.

Olivie. Ist es möglich?

Pedro. Ich — was ist in dieser Welt nicht möglich?

Olivie. Jetzt wollen Sie uns verlassen? — jetzt? ach, welchen Grund setze ich Ihnen zuerst entgegen? — Ich, — sehen Sie, Tortona ist in Bewegung — einige Rebellen — ein Aufruhr — mein Vater will sich still verhalten und hat Franzisko streng verboten, sich blicken zu lassen, weil er es mit seiner Parthai verderben will — wenn uns Gefahr drohte — Ich, Sennar verlassen Sie uns nicht.

Pedro. O, o, daß ich Ihnen diese Bitte abschlagen muß! — ich muß. Mit wundenm gerissenen Herzen da ich: Ich muß.

Elvira. (mit unterdrücktem Gefühle) Das ist sehr traurig.

Pedro. O Emma, wenn Sie wüßten — — wenn Sie wüßten — alles, alles —

Elvira. (mit gütlich empfindendem Tone) Sind Sie unglücklich?

Pedro. Ja, o Gott ja, sehr unglücklich, daß ich sterben muß —

Elvira. Was meint Sie?

Pedro. (dummes) Schicksal.

Elvira. (leucht)

Pedro. Schweres, allermächtigest Schicksal. — (Pause, dann ergreift er ihre Hand) Man hat eine alte Fabelung vom Tantalus, dem die Götter, weil sie von ihm beleidigt waren, eine große harte Strafe erdachten. Einmal hing er im Tartarus, wüthender Hunger umält ihn; ambrosische Früchte bieten sich ihm dar, seine Hand greift das

nach — und eine heimliche Nacht entriß sie ihm süßlich; brennender Durst dörrt seine Augen weide; selts P. sale, gefüllt mit schäumendem Nestlar Wühlen ihm an, schnell will er die Nahrung schlürfen, aber noch schneller verfliehet der Göttertrauf. . . Seine Qualen sind schrecklich — ich kenne sie jetzt.

Olivie. (mit kaum zurückgehaltenen Thränen)
Das begreife ich nicht — wie Sie —

Pedro. Ich! auch ich begreife so Vieles von meinem Schicksale nicht.

Olivie. (nach einer Pause) Wo gedenken Sie denn hin?

Pedro. Nach Vera Cruz.

Olivie. Ja Mexico.

Pedro. Ja.

Olivie. Ach, es ist wohl sehr weit von hier, dieß Vera Cruz?

Pedro. Sehr weit.

Olivie. Haben Sie Freunde dort?

Pedro. Keine.

Olivia. Und doch?

Pedro. (mit Wehmuth) Der Unglückliche ist immer ohne Freunde.

Olivia. (schnell) Dann sind Sie es nicht.

Pedro. (mit Melancholie, aber ohne Bitterkeit) Noch haben Sie mich nicht verlassen.

Olivia. Das war nicht recht, Senner — gewiß nicht.

Pedro. Es ist wahr — ich that Unrecht —
 Kein Ocelot verläßt mich nicht. Er wählte *Tes-
 ra Cruz*; mir ist es einerlei, ob mein Wohnort
 im schönen Norden, oder unter der brennenden
 Mittagslinie sein wird, gleichgültig, ob die Fluren,
 die hinfest mein matter Fuß durchwandern wird,
 der Amazonenfluß oder der Don bespült, — er
 wählte diesen Ort, weil er daselbst weitläufige
 Auerwälder hat.

Olivia. Ach! Sie haben hier ja nähere.

Pedro. O Gott, Gott! (Eine wechselseitige
 Pause.)

Olivie. Werden Sie dann wohl Spaniens, meines Vaters, Franzeskos und — (mit zitternder Stimme) — meiner vergessen?

Pedro. Vergessen? verachtet? o Olivie, würde wohl der Unatüchliche, der einiae Stunden in Erens seligen Gefilden wandelte, und den dann plötzlich eine unsichtbare Gigantenfaust auf einen schroffen Felsen schleuderte, würde er wohl jenes Einsams vergessen? . . Es schlummert sich wohl laut am beschränkten Abhange des Vesuv, aber ach! wer fürchtet nicht den Ausbruch von der Lava Blutstrome? — — Ach, Olivie, ich bin sehr unglücklich, denn für mich sind die Freuden, die Hoffnung und Erinnerung jedem Sterblichen gewähren, verloren. Hoffen kann ich nicht, denn kann der hoffen, der seinem Glücke stehen muß? — Und Erinnerung, ich kann nur Gift trinken aus ihrem Kelche; neben mir wird sie stehen, wie eine Eumenide, wütend meine Seele anfallen und mich zurückstoßen in die todte Haide der Gegenwart . . . (sich sammelnd) Verzeihen Sie,

mein Fräulein, meine Aufwallung, verzeihen Sie, daß es Augenblicke giebt, wo es mir Unmöglichkeit ist, mein Gefühl zurückzurufen.

Olivie. Eder, unglücklicher Jüngling.

Pedro. (bestig ihre Hand ergreifend und sie küßend) Olivie, Olivie!

Olivie. (sieht ihn mit Thränen im Auge an und spricht mit rührender Stimme:) Bleiben Sie bei uns, o versagen Sie mir die Bitte nicht?

Pedro. (mit überströmendem Gefühle) Olivie, Olivie, ich halte mich nicht mehr — Olivie, ich liebe Sie, ich bete Sie an.

Olivie. (sehr überrascht — zitternd) Pedro.

Pedro. Gott, Gott, was that ich? (will ab)

Olivie. (hält sich nicht mehr) Bleib, bleib, ich liebe Dich. (Sie sinken einander sprachlos in die Arme — lange Pause)

Pedro. Olivie!

Olivie. Nein Pedro!

Pedro. Ich will Dich erringen, ich fühle Obervorteil durch alle meine Wern strömen.

Olivia. (macht sich aus seiner Umarmung los, sieht ihn härtlich an und eilt dann schnell ab.)

Pedro. (allein) War das Wirklichkeit? war es mehr, als ein Traum? Bin ich noch Pedro, derselbe Pedro, der ich vor einer Stunde war? o ich fühle mich wie ein Gott.

Emelin. (eilig) Alles ist bereit zur Abreise, wir müssen nicht zögern, — der Wind ist günstig, — ein glückliches Ungefähr — die Schiffe wollen abfahren, hört ich durch meinen Bedienten, der so eben daher kam.

Pedro. Abreisen? — ah — o nichts davon, nichts davon?

Emelin. Pedro — versteh ich Dich recht?

Pedro. (stürzt sich in seine Arme) Emelin, Emelin, kannst Du das namenlose Glück fassen? sie liebt mich!

Emelin. Wie?

Pedro. Laß mich, laß mich — ich muß ins Freie. Leb wohl. (schnell ab)

Gmelin. (Steht lange im sprachlosen Staunen, dann spricht er mit tiefer Röthung) Armer Jüngling, Du stankst im Hafen zu seyn, und bist viel zu leicht der furchtbarsten Klippe nah, von der Deine Barke ach! kein Freund mehr abtreiben kann! (geht ab)



III.

(Abenddämmerung. — Das Wäldchen, wie in der ersten Scene)

1.

Pedro. (kommt mit langsamen Schritten, — nachdenkend) Erringen, sagt ich, erringen wollte ich sie? .. O des süßen Ausdrucks! kann man auch Elnium erringen und verdienen? und wie wollte ich mir die Brücke schlagen, die mich zu ihrem Besitze führen sollte? (Pause) Ich sehe nur einen Weg — es ist nur einer — o er ist schauerhaft, dunkel und unwegsam, lohnt mit ewigem Mühseligkeitsstraume, oder — ewiger Verzweif.

luna. (langsam) Welches wird mein Loos seyn? . . .
 Wer ihn lüften könnte, den schwarzen Schleier der
 Zukunft! — weht hinter ihm der lauste Odem
 der Freude, oder lauschen Schmerz und Kummer,
 bereit ihre Bente zu empfangen? . . . Ich muß!
 Lorenzo, zerrissen sey das Band, das mich an Dich
 knüpft! Dein Laster zerriß es. Zerschellen wer-
 den Deine Entwürfe an meiner Liebe. . . Ja, Ne-
 bell, meine Pflicht heißt es! . . . Pflicht? Pedro,
 verberg Dich nicht vor Dir selbst . . . Aber was
 kann der Strom dafür, wenn er, die Fluren zu be-
 wässern, auch einen Besenwicht mit hinunter in
 seinen Wirbel schlingt? (sieht umher) Ha, wie ich
 vermuthete — sie kommen. (geht ins Gebüsch.)

Antonio und mehrere Bürger von Tortona.

Antonio. Habt nur Vertrauen zu mir, meine
 Freunde!

Erster Bürger. Wir kennen Euch zu wenig.

Antonio. (sieht umher) Bin ich keinem von
 Euch bekannt?

Ein Bürger. (tritt hervor) Ich kenne Euch — Ihr rettetet meinen Sohn von den Galeeren. Es mochte Euch wohl manchen Pfister kosten, den Diener der Könige Gerechtigkeit zu bestechen. (rauh) Ich danke Euch nicht — es war Eure Pflicht.

Antonio. Das war es. — Hört mich an: Mit dem Unwillen des Schwachen, der helfen möchte und nicht helfen kann, hörte ich immer von Euren Bedrückungen, die ihr unter Jüden leiden mußtet. Ich bat, redete laut zu Lorenzo von Baldez, wandte all mein bißchen Beredsamkeit an, aber eine verächtliche Antwort ward mir immer, und ich konnte nichts als knirschen, und vor Unwillen meine Lippen zernagen.

Bürger. Wo Baldez ist durchaus wider uns?

Antonio. Ganz, meine Freunde. Jsidors treuester Diener, Euer größter Widersacher zu seyn, ist sein Stolz.

Bürger. Schändlich!

Ein andrer. Rache an ihm!

Antonio. Es war mir nicht möglich, länger mit ihm unter einem Dache zu haufen. (heutig) Lieber dem Hunger zur Beute werden, als schwelgen bei einem Manne, der Freiheit haßt! — So dachte ich, und beschloß den letzten Sturm auf Vol. des eiziges Herz. „Wist, sprach ich zu ihm, Graf Gnarda ist ganz auf des Volkes Seite.“ Graf Gnarda? spöttelte er, ich freue mich, daß dieser Elende immer meiner Maximen Begrüßter ist.

Einige Bürger. Rache an ihm? Heil dem edlen Grafen Gnarda!

Antonio. (für sich) Beides zu verhindern, sey unsre Sorge. (laut) Wohl dann, Sennot, fuhr ich fort, da alle meine Versuche, ihn umzulen, mislungen, wohl dann, ich verlasse Sie, da Ihr guter Genius Sie verlassen hat? „Und wohin? fragte er spöttisch. „Zum Grafen Gnarda! dem Freiheitsvertbeidiger!“ erwiderte ich — So geh, Elender und bring ihm meine Verachtung! — — Ich mußte meine Wuth verbeißen, und meine Rache durch Hoffnung sättigen, und

ging. — Ich eilte zum Grafen Guarda. Mit dem ganzen Horet, das die gerechte Sache giebt, redete ich zu ihm, und seinem ersten Neffen Franzesko — eine Thräne funkelt in ihren Augen, sie versprachen mir Hülfe — seht hier die Gewissheit. (er giebt ihnen ein Papier)

Letzter Bürger. (liest) „Meine Freunde! Die Stunde der Rache ist da — habt Muth und vertrauet mir. Um zehn Uhr, wenn die Tyrannen den Schlaf auf ihren Wäulen von Eiterdauern suchen, indeß der arme Kettliche auf hartem Stroh vergeblich seine Augenslieder schließt, weil der Hunger, in seinen Eingeweiden wüthend, jeden Schlummer verjagt — dann erwartet mich in einzelnen Haufen — denn Verflucht ist die Tochter der Bosheit, und ohne sie strengt ihr eure Betten nicht. Ich und Franzesko sind von nun an Eure Brüder. Zum Sammelplatze schlage ich das von Eichen umzäunte Plätzchen am Ebro vor. Um uns her wimmelt es von Verräthern — darum erscheinen wir verlarvt, aber der Händedruck des

redlichen Mannes, den kein Schurke nachzuahmen fähig ist, und unser Freund Antonio wird uns Euch kenntlich machen.

Karlos und Franzisko von Guarda.

Bürger. Trefflich! aber was schrieb er da von Verräthern?

Antonio. Leider nur zu wahr — sein ganzes Schloß wimmelt von Verräthern. — Doch wir werden Alles besiegen.

Bürger. Es lebe Graf Guarda!

Antonio. Halt — nicht laut. Es lauert die Verräthercy — wir sind noch nicht am Ziele. Den Brief behaltet, aber zeigt ihn Niemanden weiter, bis der Lohn unsrer Arbeit unser ist. — Nur so viel noch über unsre Unternehmungen. Zuerst stürmen wir Balbez Pallast — dann rütteln wir noch andre Granden von Tortona aus ihrem wolthätigen Schlummer, und dann fort zu Isibor, und unsre gegen sein kaltes Herz gezuckten Dolche sollen bei Gott den starren Kreislauf seines Bluts

dem tosenden Waldstrome gleich machen, und dankbar wird er noch seine Hände gegen Euch anstrecken, wenn er durch Bestätigung aller Freiheiten, die Ihr nur wünscht, sein elendes Pflanzleben erhalten kann — Lebt, und verhaltet Euch jetzt ruhig.

Bürger. Lebt wohl. Als Brüder sehen wir uns wieder.

Antonio. (drückt ihnen die Hände) Als Brüder.

(Die Bürger ab.)

Antonio. Es ist geglückt — erwünscht gingen sie in die Netze, die ich für sie strickte. (er geht umher) Sonderbar! lehnt mir mein geglückter Plan mit dieser Unruhe? Ein siedendheißer Feuerhauch strömt durch alle meine Adern. . . Freilich sind wir noch bei weitem nicht am Ziele — — (Pause) oder sollte es wohl gar Bewußtseyn des Unrechts meiner Handlung seyn? Ist Bewußtsein keine Chimäre? (rasch) Antonio, Antonio, Dein ganzes Ich sagt laut: Nein, nein, es ist kein

Phantom! (Pause; dann mit Behmuth) Vater und Mutter, wenn Ihr wüßtet, wie Euer Antonio. . . (schnell) o ich danke dem Himmel, daß Euch die Erde deckt. O Armuth, Armuth, wozu vermaast Du den Mann nicht zu lenken! . . (er will gehen)

Pedro. (verrennt ihm den Weg) Zu keiner Schandthat den Mann? wohl aber den Schwächling!

Antonio. (steht ihn starr an)

Pedro. Steh, keinen Schritt weiter?

Antonio. (mit gehobenem Ruthe) Wer besiegt mich?

Pedro. Ich, Rebbe!

Antonio. Ha! . . . Rache!

Pedro. Nimm sie! (Sie sechten — nach einigen Hängen wird Antonio entwaſſet) Sieh, Elender, seht biß Du in meiner Gewalt.

Antonio. Weh mir!

Pedro. Geseh!

Antonio. Werden Sie mich nicht!

Pedro. Ich morde nicht. (er wirft den Degen weg)

Antonio. (jümt nach)

Pedro. Jetzt, beichte Deine Schandthat!

Antonio. Alles sollen Sie hören — Alles — nur lassen Sie erst meinen Dank.

Pedro. Schweig — o wer weiß ob ich Dank verdiene, daß ich die Giftpflanze nicht vernichtete!

Antonio. So grausam bei aller Güte (er wirft sich ihm um den Hals, und zieht einen Dolch)

Pedro. (beugt sich und entwindet ihn ihm) Schurke!

Antonio. Ha, wer tödtet mich!

Pedro. Ich verachte Dich.

Antonio. Wehe, wehe!

Pedro. Ich morde Dich nicht. Erd und Meer zeugt und ernährt nach ewigen Gesetzen der Ungeheuer so viele, und keins vernichtet die Natur — darf ich anders handeln? . . . Aber (mit gehobener Stimme) ausdrücken will ich der Schlange das Gift, die sich um mich waud. Darum rede!

Antonio. Es ist schrecklich — o es ist entsetzliche Strafe, von dem Edeln verachtet zu werden. Ich verdiene es nicht, Fremdling !

Pedro. Nun so lehre mich dann, wie ich Neuschelmörder achten soll.

Antonio. Nur auf Mitleid wage ich Anspruch zu machen.

Pedro. Es giebt der leidenden Guten so viele — ihnen mein Mitleid.

Antonio. Auch die Gefallenen, Verführten haben ein Recht darauf.

Pedro. So erhebe Dich denn zu ihnen !

Antonio. Es gab eine Zeit, wo mein Herz rein war, wie das Krystall des klaren Baches, in dem der Mond seinen sanften Widerschein wirft, es gab eine Zeit, wo... o die Menschen, die Menschen — sie tränkeltten das Gift in mein Herz.

Pedro. Du bist auf dem Wege zu meinem Gelanern. Rede also — gesieh Alles !

Antonio. (in heher Angst) Ich schwur einen Eid — —

Pedro. Einen Eid? (er tritt zurück)

Antonio. O ein Eid, schauderhaft und schrecklich, bindet mich und lähmt meine Zunge.

Pedro. Hätt' ich dann auch wohl das Recht, Dir Dein Geheimniß abzutreten? (Pauze, dann mit lauter Stimme) Nein, nein — ich muß — Rede, brich einen Eid, der der Welt zum Verderben, geschworen ist. (zwischen den Zähnen) O es müssen mehrere Eide gebrochen werden!

Antonio. Wehe, wehe mir!

Pedro. Zum letzten Male, rede, oder (mit gehobenem Dolche) Dein letzter Athemzug ist nahe!

Antonio. (langsam und entschlossen) Wohl — es sei. Wer kann wider das gigantische Schicksal? . . o ich fühlte ja auch schon so schrecklich den Ekstasen des Gewissens . . Hören Sie also: Lorenzo Baldez und die Grafen Guarda sind Todts Feinde . . .

Pedro. Weiter, weiter — das Lied krächzten schon lange die Ulken bei nächtlicher Stille, und die Raben am einsamen Hochgerichte!

Antonio. (steht ihn an) Wer sind Sie, Senner?

Pedro. (lacht spöttisch) Weiter, weiter!

Antonio. Fast alle Maschinerien, die sie wechselseitig gegen einander anwenden, schlugen fehl, waren wenigstens immer nur palliative Mittel zum Verderben des Feindes. Alle Pfeile, alles Gift, daß nur der Haß giebt, wurden angewandt, aber die ersten zerknickten und das letztere war wirkungslos. Da sprudelte Lorenzo hoch auf, und die Verurtheilung hauchte ihm den Entwurf ein, sich an die Spitze dieser wenigen Rebellen zu stellen, um Guardas Verderben, wenn auch mit seinem eignen zu bezwecken. Schon griff er nach Schwert und Rüstung, als plötzlich ein fremder Mann sich durch mich in sein geheimes Zimmer führen ließ. Ich sah wie sie sich in die Arme schlossen, wie jener Fremdling leise ihm Vorsticht befohl, und nur mir sich entdeckte. Zwei Stunden schlossen sie sich ein, und nach Verlaufe dieser Zeit, war jener Plan Lorenzo's, den er so fest beschlossen hatte, daß gewiß tausend gegen ihn ger-

zuletzt Schwächter ihn nicht rückgängig zu machen, im Stande gewesen wären — verworfen, durch diesen einzigen Mann, und Lorenzo freute sich, daß ich bis jetzt nur der einzige Mitwisser dieses Entschlusses gewesen war.

Pedro. Wer ist dieser Fremde?

Antonio. Ein Mann, wie ich noch keinen sah. Sechzig Jahre haben seine Haare gebleicht, aber noch ist Kraft in seinen Armen, wie bei einem aufblühenden Jünglinge. In seinen Entwürfen ist er eifrig, unerschrocken, und voll kühner Vorsicht. Immer sich gleich, vermag seine Freude ihm ein Löcheln auf die Wangen zu zaubern, kein Unstet ihm einen Anruf des Schmerzes zu erpressen, oder auch nur eine halbe Thräne seinem Auge zu entlocken, das in hoher Klarheit nichts zu sehen, Alles zu verachten scheint, und Alles durchskaut. Keine Leidenschaften geben seiner Seele Flügel, *) aber er kennt sie, und weiß sie

*) Plato nennt die Leidenschaften Flügel der Seele.

bei andern zu berechnen. Er haßt die Menschen nicht, er fürchtet sie nicht, aber sie scheinen ihm verächtlich. Er ist groß, aber fürchterlich groß. . .

Pedro. Sonderbar — doch die Natur gebietet zuweilen Wunder — — und sein Name ?

Antonio. Sennor — erlassen Sie mir das ?

Pedro. Warum ?

Antonio. Einen Eid bin ich im Begriffe zu brechen, lassen Sie mich den Schwur, mit dem ich ihm ewige Verschwiegenheit gelobte, als Mann halten.

Pedro. Wunderbar — es giebt doch viele Menschen, denen an ihrem Nimbus und Dunkel, die sie umbüllen, so viel gelegen ist !

Antonio. Außer Lorenzo und mir weiß Niemand, daß er noch existire . . ha ! was sagt ich ?

Pedro. (höchst erstaunt) Seine Existenz ? Schwärmsst Du ?

Antonio. Vergessen Sie, was ich sagte — Sie kennen ihn vermuthlich nicht.

Pedro. Weißt Du mich nicht kennst — — (ohne starke Bekräftigung, doch auch nicht ganz leicht hinzugeben) Wer hört mir dafür, daß ich ihn nicht kenne — das Menschengeschlecht hängt an einander, wie die Räder in einer Maschine — sie greifen oft wunderbar in einander . . . Doch stehe ich davon ab, seinen Namen zu wissen. — Weiter — fahre fort.

Antonio. Dieser Fremde entschloß sich heute zu einem neuen Entwurfe, der Alles entscheiden muß. — Guada ist im Verdachte der Brautschlagung jenes Aufstandes, wovon indeß der Fremde leicht einlich, daß er zu schwach, als daß man mit Mühe seine Parthei ergreifen könne, da er meistens nur von Menschen ohne Grundlage, ohne Kraft, die überdem in ihrer Verblendung nicht wahr werden, daß kann ein Drittel der Erweiterten Testen auf ihrer Seite sei, — angegriffen und erhalten sei. Er beschloß also, daß ich die Rolle spielen sollte . . .

Pedro. Ich höre sie.

Antonio. Es ist nun alle der Verdacht auf Guarba zur Gewissheit geworden, und Lorenzo als Freund der Tyrannen, hat sich den Wea zu Förders Gnuß gebahnt.

Pedro. Die Früchte seines Plans werden vertrotten, als wären sie vom Cirokko angeweht. . . Aber der Brief von Guarba, den Du. . .

Antonio. „Alltäglicher Betrug hilft bei dieser Klasse von Leuten weit mehr, als ein haarfeingewebter Irrath der Fremde und ahnte Guarba das Hund rath.

Pedro. In dem Ranne glängen der Belkommenheiten viele . . . Nun ?

Antonio. Durch die Dunkelheit des Abends, durch ein Guarbas Kleidung genau ähnliches Gewand, und angenommene Larven, begünstigt, werden Lorenzo und sein Freund über den Volkshäufen täuschen, und für die Grafen Guarbas gehalten werden, da diese überdem nur wenig genau bekannt sind, weil sie sich wenig zeigen, und man im Tumulte schwerlich Lorenzo's Stimme,

(da er auch bis zu seiner zweiten Kasse nur wenig zu geben nöthig hat) von der seines Todfeindes unterscheiden können wird. Indem sie nun den Weissbäusen anführen, hat ein Vertrauter Lorenz als den Auftrag von ihm, die Nachricht zu bringen, daß Baldez Guardas Schloß, welches weit vom Orte entfernt ist, von wenigen besetzt, erschlichen habe. Jene sprächen natürlich Feuer und Flamme, und, weil sie die Baldez im Zweikampfe tödten wollen, beidlen sie dem Telle sich vor dem Schlosse zu lagern, und nicht eher, als auf einem Wink zu erscheinen. Guardas wollen sich, nach allen Anstalten zufolge, ruhig verhalten, dann würde dann wahrscheinlich kein Zweikampf, sondern nur ein Mordmord nöthig und leicht anzuführen sein.

Pedro. Huchhö! — wie aber, wenn Guardas nicht allein wären? —

Antonio. Auch dafür ist Sorge getragen. Wären jetzt nicht alle Entwürfe getheilt, so wäre schon, unkenntlich gemacht, als Diener in

Guardas Schloße aufgenommen, von dem ich weiß, daß er noch einige zu haben wünscht. Durch mich wären dann entweder die Diener durch Wein, Märchen erzählen, oder andre Mittel von Guardas Zimmer abgehalten, oder ich hätte, wäre mir dies mißglückt, Lorenzo'n den ersten Sturm abzuhalten treulich geholfen, bis einer vom Triffe zu Hülfe gekommen, *) oder Lorenzo selbst seinen eigenen Leuten, die auf ein Zeichen warteten, gewinkt hätte. Doch war das Letztere höchst unwahrscheinlich, da ich überdem dafür sehe, daß Lorenzo's und des Fremden Niesenarmen und Flammenschwertern, nur eine große Anzahl von Dienern widerstanden haben würden, und der Werk wäre ohne Zweifel geglückt. Dann wollte Wals bei seinen Leuten, welche von Niemandem diesem nichts wissen, von Guardas Schloße betrad das Jau

*) Die dann freilich nicht gewinkt haben würden, welche Guardas die wirklichen wären, insofern ist es natürlich, daß bei dergleichen Entzürwürfen immer etwas geirrt werden muß.

den gehen, den Verschauften anfallen, Sie selbst dann und ihrer Freunde, nachdem Sie Ihre Vertarvung abacken, als wirkliche Baldez erscheinen, sich mit ihren Tenten verräumen, und nun die Ketten, die ohne Anführer ein Nichts sind, vertreiben, und zu ihrer Pflicht zurückführen. Und der Führer dieses Plans? — Ihre Leibknechte müßten auch Sie erschaffen, und noch im Tode mit Ehre und Ansehen, ihre Güter wären an Sie zur Belohnung des größten Aufwandes gegeben, ihr Ansehen wäre geblieben, und sicher nach kurzer Zeit Judeo, der Schmeichele, gekürzt, und Lorenzo Herrscher von Katalonien.

Pedro. Weshalb, wer brachte Euch diesen Plan ein?

Antonio. Die Verpöthung. O Frenet, welchen Eifer diese Elemente erst andert, dem — es nicht zu gewagt, dem ist nicht nöthig. . . . Der seltsame Plan für Lorenzo, würde ich doch — wie er selbst sagt — Quinten Eifer gemessen sein.

Vedro. *Offici?* (nach dem Degen greifend)
 O der Ehre! — In Officiens Busen sollte sein
 ein kaltes hartes Herz erwacht werden? seine
 Pulse, die nie von einer solchen Empfindung über-
 her schlugen, sollten die übrigen für Tugend schlä-
 gen hören? er, auf den der Fack der Men-
 schheit ruht, der jede Sekunde mit einem Leben,
 durch Handeln oder durch Denken bezeichnet, er
 an ihrer Seite, der man Mitleid erwischen würde,
 wenn sie nicht schon mit Harter in Jachymanns
 Herzen durch ihre himmlische Güte sich Tempel
 errichtet hätte! *) — doch halt! — Tyrann und
 Gottes Entscherte waren auch tollkühn — ihr Leben
 war Vernichtung. (Pause) Hast Du, Antonio,
 was sollte der Sohn Deiner Bemühungen sein?

Antonio. (mit grünktem Munde) Hundstunde
 Puffet.

*) Ein Hauptzug von Fichtes Charakter ist
 Habschamtheit, und vieler Schwächen.
 Man mache mir also hierüber keinen Vor-
 wurf.

Pedro. Wahlich?

Antonio. Ich, Senner, ich bin arm — vaterlos und waisenhaft. Von der Winge an war das Unglück mein treuer Begleiter. (wehmüthig.) Ich war einst gut — alle Menschen waren meine Freunde, aber — sie wollten mich nicht zum Bruder. Oft saß ich mit ungefühltem Hunger mein Stroh lagern, aber noch immer brannte die Lampe der Hoffnung am hellen Tage, doch ach! die Erliebe ward immer schwächer. Man spottete meiner Bescheidenheit — ich hatte keinen Strohhaufen, woran ich mich hätte halten können — da warf mich die Vergewaltigung in die Wogen des Lasterd.

Pedro. Ich kenne Dich, armer Jüngling. Sieh, Du stehst am Meerande — sei Mann, und setz zurück . . . Du weinst? . . . o laß Wehe. Du bist kein Tölpel — ein Lasterhafter hat seine Tränen! (er bliebt ihn in seine Arme) und hier indem er eine Taschentuche hervorzieht und Antonio einen Wuchel aufträgt) laß und laß

bestich stehen, nimm diese tadeln's Plaster und
habe den Rath ein guter Mensch zu werden.

Antonio. Zu viel — zu viel der Güte. O
wer den Schallenen erhebt, sein Selbstschloß
wuchtet, und ihm einen Insieg aus dem Loh
rinde des Feuers zeigt, — der ist der halb ver
sünden Heil die Hine an der He, neugeblich
nicht ergriffen! — Vater im Himmel! Sey
mit Wohlgefallen betad auf den Armen, der
grüßlichen will zu Dir und der Tugend.

Isidra. (Reicht ihm warm die Hand) Jetzt
setzt mir, und hilf, den Feind vernichten. Komm
mit mir zu Anachas. Ich lürge für Dein Leben,
Freiheit, für Alles, wenn Du Deinen edeln Gei
st durch die That freibst.

Antonio. Alles, alles, meinem Wohlthäter.
(Geht gehen ab.)

2.

Caal in Anachas's Pothale.

Alvise, (allein) Es beschlossen war ich noch
ni; — es ist auch so late in diesem Caale, und

die Töchter der Muen scheinen mich so starr anzusehen. — — Alles ist so ernst, so schweigend, so dunkel — wie die Zukunft. Ach! sonst sah ich lächelnd die ins Glück, und fürchtete nicht, daß hinter ihrem Scherz ein Abgrund sich öffnen könnte! Ich erwartete keine Schelte und lächelnde Pläne und schloß mich selten . . . Pedro, Pedro, was ich kenne, ist das andere. Wo er nur sein mag.

Emelin. (ruft aus) Ach, mein Fräulein — —

Elvira. Haben Sie Ihren Freund, Senner? Seit vier Stunden schon ist er nicht mehr auf dem Schloß. (leiser) Er ist doch der Segen kundig?

Emelin. Vollkommen, gnädigste Gräfin. Er ist so eben mit noch Jemand, den ich nicht kenne, zurückgekommen.

Elvira. (erwartend) Ist er?

Emelin. Sennera — Sie scheinen viel Theil an meinem Freunde zu nehmen.

Ein Bedienter. (bringt zwei Queridons mit brennenden Lichtern und geht ab)

Olivie. (ist verlegen)

Emelin. (ergreift ihre Hand) Er verdient Ihre Theilnahme, mein Fräulein, bei Gott, er verdient sie? —

Olivie. Wie sollte sie auch nicht der Mann verdienen, dem unser ganzes Haus schon so viel dankt?

Emelin. Wollte Gott, er könnte bald auch dankbar gegen sie seyn!

Olivie. Wie — das?

Emelin. O, daß doch endlich einmal ein freundlicher Sonnenstrahl die Nacht seines Unschicksels durchstralte, und die Morgenröthe seines Glückes sich erhebe und ihm einen frohen Ausgang verkündete. Er verdiente es, o Fräulein, er ist so gut, so innig gut, und doch so sehr unglücklich. — O es ist bei Gott wahr: „Die besten Menschen, die mit dem reinsten Gefühle, dem theilnehmendsten Herzen, sind fast immer die unglücklichsten.“

Olivie. (bargisch) Wahr — in dieser Welt oft, aber es giebt eine Zukunft, jenseit des Gra-

des, wo die Thronen der wahren Empfindung heller glänzen werden, als der Diamant in der Krone Portugals, wo der Edle, dessen Handlungen hier verkannt, und mit dem Gifte der Verläumdung befeuert wurden, wo des hiedern Seelenleiden, -- ach! schrecklicher est, und langsamer schleichend, als Aqua tossana, -- vergeltet werden. Doch, auch hier schon -- zwar nicht immer, aber doch auch nicht selten -- sproßt aus edeln Handlungen ein Elirium.

Amelin. Wahr, sehr wahr: -- auch die Duldung selbst giebt der Freuden viele und göttliche. O, ein Mann, dessen Duldung bei keinem Leiden endet, der nie die Fassung verliert, und während auch das Unalück mächtig auf ihn ein, wie berauchte sich thürmende Wogen auf ein Fahrzeug auf einem Meer; -- o, der besitzt die schätzbare Eigenschaft der Bithyralen des Schicksals: -- er ist der Gerechtigkeit sehr nahe!

Olivie. Und Ihr Freund?

Smelin. (nach einer kleinen Pause) Wird
muthig dulden bis — auf einen Punkt. — Ah,
ich höre ihn kommen.

Pedro. (tritt ein — diese und folgende Scen-
en hindurch mit in sich selbst vertieftem Anstande
und halb unterdrückter Ahnung — mit einer ehr-
erbietigen Verbeugung) Verzeihung, mein Fräulein. —

Olivie. (lächelnd) Ich muß wohl —

Pedro. Denn der Sanftmuth zu widerstehen,
ist für Olivie eine Unmöglichkeit. (er erblickt
Smelin) Ah, Smelin — (umarmt ihn) — Mein
guter biedrer Smelin.

Smelin. Wie geht Dir's, Lieber?

Pedro. unerklärbar .. Das Schicksal ist ernst
und feierlich .. (schnell) Wie weit ist die Zeit?

Smelin. (nach der Uhr sehend) Ueber halb
zehn Uhr.

Pedro. Wahrlich? .. Wir haben heute einen
sehr dunkeln Abend. — Willst Du die Gefälligkeit
haben, Lieber, beide Grafen hieher zu bitten?

Emelin. Hern. (er geht)

Olivie. Pedro!

Pedro. Olivie!

Olivie. So ernst — Frenner?

Pedro. O des kalten Merts! bin ich nicht mehr Ihr Pedro!

Olivie. Mein Pedro!

Pedro. Keine Olivie! (Umarmung)

Pedro. Ihr liebsten Minuten, noch einmal kühle ich Eurer Seligsten Zügel! — Ha, ich fühle einen Strom Feuerkraft durch alle meine Adern gleiten; jeder meiner Pulse bürst; Aderndärse nimmt mein Herz ein, und mit freier Seiten tret ich jeder Gefahr entgegen.

Olivie. Gibt es Gefahren für Sie?

Pedro. Nichts davon, meine Theure, nichts davon.

Olivie. Doch, mein Geliebter, — —

Pedro. (Wendet sich zu einem minder ernstern Tone) Es giebt vielleicht noch manche Gefahren — mancher Kampf kann wol noch zu bestehen seyn,

aber, — wenn man ihnen ins Auge sieht, mühsam sich entgegen stemmt, werden sie klein; — ein Poamäe auf einem Hügel kann groß scheinen von einem Thale hinauf betrachtet. Es ist wahr, im dunkeln Spiegel der Abouze, mit unflüchtigem Auge erblinnte ich diese Gefahren wie Riesenhügel, — ich sah in das Geröll der Augen meiner Miere, und sie sind beinahe ganz verschwunden . . . Und . . . Die Gefahr ist nahe . . . Deßhalb besser!

Olivie. Pedro, Pedro — sieh meine Angst —

Pedro. Wer so ganz reines Herzens ist, wie Du — was hat der zu fürchten? — Darum laß die Muth, Geliebte?

Olivie. Ich höre meinen Vater.

Graf Guarda und Franzisko kommen.

Graf. Sie verlangten uns zu sprechen, Ew. Hoch.

Pedro. Ich freue mich, Sie vor Gefahren warnen zu können, da es noch Zeit ist.

Graf und Franzisko. Gefahren?

Pedro. Ich fürchtete für Sie — wegen
Torturas Bewegung. . . Was war Ihr Plan da-
bei, Herr Graf?

Graf. Mich völlig leidend dabei zu verhalten,
mein Schloß nicht zu verlassen, um es mit sei-
ner Parthei zu verderben.

Pedro. Dieses Verhaben, so weiß es ich,
hätte Ihnen Verderben bringen können — es ist
verrathen. Erlaßen Sie mir eine umständliche
Erzählung. . . Zur glücklichen Stunde ging ich
auf, um die Todesgefahr abzuwenden, die Ih-
nen drohte. . .

Graf. Todesgefahr?

Pedro. Sehn Sie ruhig — kein Dolch ist ge-
fährlich mehr, wenn man ihn über seinem Haupte
hängen sieht — noch einmal, sehn Sie ruhig und
lassen Sie mich die Aegide sehn, an der das
Schwert Ihrer Feinde zerflittert.

Graf. Feinde? — — Ha! fließt denn alles
Eist aus einer Quelle?

Pedro. Sie irren nicht.

Franzisko. (umarmt ihn befrigt) Ha! kann um so viel tausendfachen Dank! (er bemerkt, daß Pedro geharnischt ist) Geharnischt?

Pedro. Wer ist vor Mordelmördern sicher? (öffnet ein Fenster und sieht hinaus) Diese Finsterniß — ach! dort wanken einige Laternen — Straßen, vielleicht habe der Zeiger nur noch wenige Stunden und Walley's Dolch hätte Ihr Blut gestunken.

Graf. Wann? was danken wir Ihnen?

Pedro. Dank! . . (zu Franzisko) Lassen Sie schnell alle ihre Leute wachen, und in den Nebenzimmern sich sammeln. Lassen Sie Niemanden hinaus, und beschulen Sie ihnen die größte Ruhe und Stille.

Franzisko. (geht)

Graf. Stunor — ich will, ich kann Ihr Schutzherr nicht länger sein

Pedro. Graf — ich setze auf meine Handlung wenig Werth — o wollte Gott — Sie wären wirklich mein großer Schutzherr —

Graf. Ich bin — bei Gott — ich bin! — Können Sie — verlangen — befehlen Sie —

Pedro. Kann der Bettler ein Königreich verlangen, wenn das Ungefähr ihm einen Wanderer retten ließ? ... Still, still, daß ich nicht selbst das mühsell errichtete Gebäude widerreißt. — Sie, Graf, Sie können mich zum Seeligen dieser Erde machen, als Graf Guarba, Sie können meine Leiden, die bisher einer rauhen Felsklippe gleich, zu einem Eden machen — in Ihrer Gewalt steht es, dem armen Unglücklichen, der bisher keine Thräne kannte, als die Schmerz und Dorn ihm sanfter erpochte, dessen Herz nie das Glück, nie die Ruhe mit lautem Jubel umschattete, in dessen Arm nie die Freude das Blut wallend trieb, der einsam da steht, wie der entlaubte Baum auf einer eiden Halde — — —

Graf. Hören Sie auf — es wäre Ihrer nicht würdig, Schmerz, mein Mitleiden regt machen zu wollen —

Pedro. Wahr — — doch nur treue Schilderung meines Zustandes gab ich Ihnen.

Graf. Sie sind mir unverständlich — noch einmal, was kann ich für Sie thun? (dringend)
Sagen Sie.

Pedro. Wohlten — das erste entscheidende Wort . . und dann das zweite . .

Graf. Nun? das erste!

Pedro. Ich liebe Ihre Tochter — vier Worte, und doch so unendlich viel — sie enthalten mein ganzes Herz.

Graf. (überrascht) Ferner —

Pedro. Ich weiß es — o, es kann Niemand besser wissen, daß meine Bitte köhn, unendlich köhn ist. — Ein Mädchen, schön wie Correggios Maria und edel wie diese, mächtig Spaniens Kroner, — und — um die Bitte ich.

Graf. Es ist wahr — es ist der köstlichste Schatz, den ich besitze, ich gebe sie nicht für Petros's Geldstände, nicht für Gessenda's Diamantgruben, nicht für Karls Straßendiamen, — aber Sie bitte

ten darum — sie seyen die Ihrige. Wem könnte ich sie eher achten, als den Ketter Franzisko, und meinem Ketter, als dem Feinde aller die den Namen, Valdez tragen — —

Pedro. (ist in heftigster Bewegung, er beugt sein Gesicht nieder, und die schwankenden über sein Gesicht sich neigenden Federn seines Hutes verbergen dem Grafen seine Unruhe) Erlassen Sie mir jetzt meinen Dank .. vergeblich ringe ich nach Worten. (Stimme bedeutende Pause.)

Graf. Hören Sie nicht Geräusch? noch fern — —

Pedro. (schneilt den Degen aus der Scheide und stemmt ihn gegen den Fußboden) Ich bin bereit ... Ein Wort noch — in meinem Zimmer befindet sich ein Ihnen unbekannter Mensch — lassen Sie ihn ungehindert seine Straße ziehn.

Graf. Mein Wort darauf.

Franzisko, mit Antonio, und Gmelin.

Franzisko. Alle Bediente und Schloßbewohner haben bereit im Nebenzimmer — (auf Antonio

zeigend) diesen Menschen fand ich auf Ihrem Zimmer, Sennor —

Franzefko. Ich kenne ihn. (Drückt Antonio warm die Hand) Dann auch mein Freund.

Antonio. Wer ich war, sollen Sie nie erfahren, was ich seyn werde, dank ich jenem Bieder-
manne (auf Pedro zeigend)

Emelin. Pedro, welcher Mann bist Du!

Pedro. Wenn ich nur werth bin, Dein Freund zu seyn!

Graf. (umarmt ihn) Mein Sohn! (zu Franzefko) bald der Gatte meiner Elise.

Franzefko. (umarmt Bräute) Wie dank ich Ihnen, Oheim.

Pedro. Gott, Gott! (in diesem Augenblicke hört man Geräusch hinter der Mittelthür, alle ziehen die Degen) (Erwartungsvolle Pause)

(Lorenzo und Philipp begleitet von zwei Dienern dringen durch die Mittelthür. Im Hineintreten nehmen sie die Larven ab, sehen die

Verfammlen, rufen die Deacn und rufen
in Verwundung: Verräthercy!

Ped. o. Verräther klagen über Verrath! —
Heran Keuchelmörder! (Sie rücken näher)

Lorenzo. Wer bist du, Abentheurer!

Lorenzo u. Pedro sechten, Philipp mit Franzesko.

Pedro. Erweh dich, Knecht!

Franzesko. Greises Haar und Jugendkraft —

Philipp. Schwärmer — ha, daß ich mit diesem
Hut alles zuwichten könnte, was je den Namen
Quanda ohne einen Hieb ansprechen.

Pedro. (im Zechen) Laß ab, Franzesko, nimm
Deine Leute, zerstreue die Knechten, aber schone
der Besessenen — raffe die Getreuen Tortonas
zusammen.

Franzesko. Wohl — zwar wider Willen, aber
Noth weinat. (er geht)

Philipp. (aufmerksam auf Pedros Stimme)
Welche Stimme! (Quanda nimmt Franzeskos
Platz, Philipp wird entwaſſnet — während des
hat Antonio die Bedienten entwaſſnet.)

Graf. (zu Lorenzo) Sieh Dich, Nebel. (er stellt sich neben Pedro, muß aber Lorenzo's hieben weichen.)

(Neuer hitziger Kampf zwischen Pedro und Lorenzo; — letzte, er wird in den Arm verwundet, der Degen entfällt ihm.)

Lorenzo. Fluch Dir, Fluch Gnarda! (er wird fortgeführt)

Graf. (zu Philipp) Wer bist Du?

Philipp. (schweigt und schaut mit den Zähnen.)

Emelin. Rede, Graukopf, wer bist Du?

Philipp. Ich verachte Euch — ich bin nicht in Eurer Gewalt. . Wäre ich es, so wäre mir ja etwas Leichtes, den Dolch mir in die Brust zu stoßen; — — aber es ist mir noch ein Geschäft übrig. (geht zu Pedro und sieht ihn mit hartem Blicke an) Kennst Du mich?

Pedro. (verwirrt — betrachtet ihn genau, wird noch mehr verwirrt) Wie — — kannst Du — mir bekannt seyn?

Philipp. Wude Dich nicht gegen meine Frage!

Graf. Schweig, Elender!

Philipp. O nicht doch . . . Treue Dich, Graf Guarba, alle Baldez sind in Deiner Gewalt. Lorenzo ist in Deinen Fesseln, was soll mir ein halbes Unglück; also alles entdeckt, um Dich (auf Pedro zeigend) zu erschmettern. Nicht wahr, Graf Guarba, ihm dankst Du alles?

Graf. Ja alles; aber ich bin müde, einen Wahnsinnigen zu hören, und ihm zu antworten. Fort!

Philipp. (zu Omelia, der ihn wegführen will) Halt, Deinen Arm spürt ich schon, habe Geduld nur noch, und Du (zu Antonio, den er bis jetzt noch keines Blickes gewürdigt, sehr kalt) Du verräthst uns — wir wollen aufheben, wenn Du ruhig bist. Nur wenige Sekunden, dann sola ich Euch. (er geht Guarba zu sich) Wisse also, ich bin Philipp Baldez, durch eigene Kraft den Hölen der Inquisition entflohen *) (alle staunen, Pedro zittert)

*) Um das Schicksal Lorenzo's nicht zu ver schlimmern, verschweigt er, daß dieser ihn

und dieser (auf Pedro zeigend) Pedro, einst mein
Feind, er ist meinidig an mir — Guarda, er
wird es auch an Dir seyn! (er geht ab, lange
starre Pause)

Graf. (zu Smelin und Antonio) Verlassen
Sie uns.

Antonio. (geht)

Smelin. (lindert)

Graf. Ich bitte.

Smelin. (sieht Pedro fragend an, der bisher
den Blick zur Erde gesenkt hat, und ihn jetzt wech-
müthig erhebt)

Pedro. Verlass uns — ich bitte Dich.

Smelin. (stark zum Grafen) Herr Graf,
Pedro ist mein Freund — und diese Freundschaft
kann keine Welt aufheben. (er geht)

(Pause, in der Beide sich wechselseitig ansehen)

Pedro. Nun, Herr Graf —

Graf. Sie ein Baldez? —

accretet — wie wir aus der ersten Scene
der zweiten Abtheilung wissen.

Pedro. Ja.

Graf. (dringend) Ein Baldez — der Sohn
Philips?

Pedro. Das sagt ich.

Graf. Wissen Sie wer ich bin?

Pedro. Der Feind meines Vaters.

Graf. (im Zorn) Nicht Ihres Vaters allein;
— jedes Geschöpfes Feind bin ich, das den Na-
men Baldez trägt. Wo es sey, athme es im hei-
ßen Süden, oder im eiqgen Norden — das Kind,
noch ehe es geboren ist, ist mein Feind — wenn
es je ein Freund dieser Familie ist, die den Erbs-
boden verpestet.

Pedro. (unterdrückt eine Antwort.)

Graf. (gemäßigter) Es ist wahr, ich danke Ih-
nen vieles, — fordern Sie Gold, meine Schatz-
kammer sey Ihr Eigenthum!

Pedro. (wendet sich verächtlich von ihm)

Graf. Nezt Sie Muth, schnell: Thron-
recht nach Größe Ihren Tufen, verlorren Sie, —
ersticken will ich auf Minuten den Haß gegen den

Namen Valdez, hinziehen zu Jüder, und für Sie Ehrenstellen erlangen.

Pedro. (stolz) Pedro erringt Ehrenstellen!

Graf. Reizt Sie denn nichts, wollen Sie die Hälfte meiner Grafschaft? Wohl ich gebe Sie Ihnen.

Pedro. (mit unterdrückten Unwillen) Sie sehen, ich vergesse nicht, daß Sie Oliviers Vater sind.

Graf. Noch einmal fordern Sie Alles; aber (stark) Olivien erhalten Sie nicht!

Pedro. Ist Graf Guarda ein Wortbrüchiger?

Graf. (heftig) Dem Conbados*) versprach ich meine Tochter, nicht Ihnen. Ha — war es nicht unedel, unter fremdem Namen zu werden.

Pedro. (will reden, der Graf fällt ihm ins Wort)

Graf. Verantworten Sie sich nicht. Sie haben mein Wort erschlichen.

*) Diesen Namen gab sich Pedro, als er von Franzisko um den seintigen befragt wurde.

Pedro. (faßt an den Degen, stößt ihn aber in die Scheide zurück) Ha, wer redet so zu mir?

Graf. (wieder gemüthigt) Wenn mir meine Hitze unabsehbare Worte leidet, so verzeihen Sie — ich wollte Sie nicht beleidigen; ich fühle leider nur zu sehr, daß ich Ihnen verpflichtet bin.

Pedro. Hören Sie mich an, Graf. . Meine frühern Geschicke wissen Sie. Mein Vater liebte mich nicht, denn verächtlich suchte er mir seinen Haß auszuweisen gegen Guarda. Ich nahm Kriegsdienste mit Emelin, meinem Freunde, wir kochten mit einander vor Gibraltar. Ich ward schwer verwundet, das Gerücht sagte mich todt; aber ich lebte. (bitter) Das Schicksal hatte mich zu neuen Quälen bestimmt, zu Quälen, die nicht an meinem Körper; — an meinem Herzen, wie Harnpfeilen wüthen sollten. Ich kam hieher, hörte, daß mein Vater der Inquisition in die Hände gefallen sei. Ich selbst ward nicht erkannt; mein Emelin jagt diese Erkundigung ein. Zu Lorenzo gehen wollte ich nicht, denn ich verachte ihn. So lebte

ich einige Wochen unbemerkt in Tortona; — auf einem meiner Spaziergänge sah ich Orloten, ihre Tochter. — — Graf Guarba, haben Sie je geliebt? — wenn Sie je geliebt haben, so werden Sie wissen, was es heiße, Liebe zu bekämpfen, auszrotten zu wollen ihre Wurzeln, die sich schon so tief in das Innerste des Herzens verschlungen haben, daß man sie ohne Verlust an Lebenskraft nicht herauszureißen wagen darf. — Und — Graf — mit ~~edelm~~ Selbstgeföhle kann ich sagen: Ich war Sieger in dem furchtbaren Kampfe, ich erdrückte meine Geföhle, erdrückte die Leidenschaften meines Herzens, und achtete nicht dessen Blüthen. Fort von hier wollt ich, mein geliebtes Vaterland auf ewig verlassen, und im fernen Mexiko meine Tage vertrauen — — aber das Schicksal zerschmetterte meinen Plan, der Sturm trieb das Schiff, auf dem Omelin und ich mich befanden, — zurück. Ein Zufall erwarb mir heute früh Franziskus Liebe . . . Das Uebrige wissen Sie — ich wollte mir auch Ihre Liebe erwerben.

Graf. Sie martern mich schrecklich — ich kann nicht. Wären Sie der gewachsen, ärmsten Menschen einer, hätte Sie ehemals Ihr Schicksal dazu verdammt, den Gefallenen das Gold zu entwenden, oder den Wollen ihre Perlen zu entreißen, oder an die Galeere geschmiedet das Meer zu durchfurchen — — heraufreißen wollte ich Sie an mein Herz, und in Ihnen meinen Lohn umarmen; — aber — Sie sind ein Walde; — ich kann nicht. Geschworen hab ich, hingeworfen am Fuße des Altars schwur ich in nächstlich feierlicher Stille den schrecklichen, ewig dauernden Eid, Feind zu sein aller derer, die den Namen Walde; tragen — ich schwur, und der Mann hält seinen Eid.

Pedro. Graf — Graf — Sie werden mich nicht allein, Sie werden Olivien.

Graf. (höchst erstaunt) Olivien? — Olivie kennt Sie kaum.

Pedro. Olivie liebt mich.

Graf. Ha! das also? . . (er schellt heftig)

Ein Bedienter. (kommt)

Graf. Meine Tochter — schnell! (Bedienter ab, eine stumme Pause)

Olivie. (kommt) Mein Vater —

Graf. (schnell) Liebst Du diesen Mann?

Olivie. Er rettete Sie von Todesgefahren, sagt mir Franzesco — warum sollte ich nicht geschehen, — ja, Vater, (mit etwas niedergeschlagenem Blicke) ich liebe ihn!

Graf. Er ist ein Valdez — hörst Du wohl, Valdez? Liebst Du ihn noch?

Olivie. Valdez? Valdez? Pedro! (sie sieht ihn an — schnell) Ich liebe ihn noch! —

Graf. (in heftiger Bewegung) Ist es möglich — Ungerathne!

Pedro. Gott, Gott — o dieser große, unansprechliche Güte verflucht ein Meer, wogend von den Stürmen des Unglücks. (er reißt Olivien heftig an sich) Sie ist mein, Graf, mein sag ich, und kein Gott nimmt sie mir!

Graf. Rasender! (er reißt den Draen aus der Erde, und legt die Spitze auf Olivien's Busen ach, tritt) Waa, einen Schritt sie fortzuführen, und ihr Blut köhlet den Boden!

Pedro. (mit Entsetzen) Mann! Dein Kind?

Graf. So wahr mir Gott helfe, in der Stunde des Todes, ich werde sie, wenn Sie einen Schritt wagen! Hahaha! Ein Baldez meine Tochter?!

Pedro. (tritt zurück) Es ist aus! — Wenn die Natur ihre Bahn verläßt, und Menschen zu Teufeln werden — (in sich zurückgedrängt) wer vermag dann etwas. (er streckt seine Arme gegen Olivien aus) Leb wohl, Olivie — keine Gefahr, die mir drohte, sollte mir das göttliche Recht, was ich auf Dich habe, rauben, aber — Dir droht Gefahr — ich bin entwaffnet — meine Wuth kann nur in meinem Herzen wüthen. (sanfter, doch heftig) Guarda, ich fluche Dir nicht — wohl Dir, wenn Du Dir einst selbst nicht fluchst! (er geht ab)

Olivie. Pedro!

Graf. (läßt Olivien noch immer nicht von sich
nur wirft er den Degen weg, er sieht fuster nach
der Seite, wo Pedro abgegangen ist.)

Franzesko. (Stürzt herein) Triumph! Die Auf-
rührer sind theils zerstreut, theils gefangen, theils
in ihrer Pflicht zurückgebracht. — — Was ist
hier vorgegangen? — Oheim, reden Sie!

Olivie. Pedro (schmerzlich) — fort — er ist
verloren, wie ich!

Franzesko. Oheim, was haben Sie gethan?

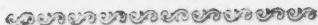
Graf. Laß mich.

Franzesko. Oheim — (stark) Sind Sie so
dankebar?

Graf. O schweig, — Du weißt nicht. (er
geht)

Franzesko. (folgt ihm) Oheim, hören Sie
mich!

Olivie. (wirft sich erschöpft, mit stummen
Harne in einen Sessel.)



IV.

I.

(Zimmer in Guardas Pallaste.)

Graf. (acht unruhig auf und ab) Will denn der Morgen noch immer nicht erscheinen? (er läßt eine Ketteuhr schlagen) Halb vier Uhr schon? die Sonne zögert — diese Nacht ist schrecklich lang — (am Fenster) Ha! dort verachtet sich auch schon der Saum der Wolken am östlichen Himmel! (wirft das Fenster zu) Der Anblick freut mich nicht!

(Lorenzo und Philipp werden von mehreren Bewaffneten hereingeführt.)

Graf. Gut, daß ihr kommt. (zu dem Anführer der Bewaffneten) Henrique! —

Henrico. Gnädigster Herr.

Graf. (gibt ihm einen Brief) Diesen Brief, und diesen Mann (auf Philipp zeigend) überlies

ferst Du dem Statthalter Jäddor. — Ein Fahrzeug liegt bereit — Ihr fahrt sogleich ab.

Henriko. Sehr gut, Senner.

Graf. (Streng) Bewache ihn wohl — Du bürgst mir für ihn mit Deinem Kopfe.

Henriko. Verlassen Sie sich auf mich, Herr Graf.

Graf. Wohl! — (zu Philipp) Dankt es meinen Güte, daß ich Euch zu Wasser und nicht zu Lande nach Barcellona schicke, es wäre sonst nicht unmöglich, daß Ihr vom erhitzten Pöbel, wenn er Euch erkennen sollte, gesteinigt würdet.

Philipp. (Stolz) Ein Blick von mir würde sie entwaffnen!

Graf. Troht nicht zu sehr auf :

Philipp. (fällt ihm in die Rede — bitter) Männer sind stolz; nur Weiber und Halb Männer tragen.

Graf. Ihr werdet bald alles dieses den nassen Kerkerwänden erzählen können.

Philipp. Besser ihnen, als Euch — sie verstehen mich vielleicht besser, als Ihr.

Graf. Ihr glaubt vermuthlich, daß der Kerker sich schon an den Anblick eines Lasterhaften gewöhnt habe.

Philipp. Nicht das; ich dachte nur darüber nach, ob wol der Schwächling den Anblick eines Mannes ertragen könnte, und — wahrhaftig er kann es auf Augenblicke.

Graf. Ach, was verschwende ich meine Zeit mit Euch —

Philipp. (mit halbem Lächeln) Die beste Wendung, die Ihr nehmen konntet.

Graf. (verheißt seinen Unwillen) Henrico, thue deine Pflicht.

Philipp. (küßt Lorenzo'n, der bisher seinen Blick starr auf die Erde geheftet hat, um den Hals) Leb wohl, Lorenzo.

Lorenzo. Leb wohl!

Philipp. (etwas leise) Ich schwöre dir Rache, an dem Urheber unsers Verderbens — meinem

Sehne. — Unser Weg geht durch das Wäldchen, dort find ich ihn, ich sah ihn dort hinstellen, Smelin trug ihm Fackeln nach.

Lorenzo. Wohl, wohl! — das allein stärkt mich zu leben.

Philipp. Noch einmal, leb wohl. Sey Mann! (mit Henrico und einigen Dienern ab.)

Graf. (gibt den übrigen einen Wink zu gehen — Sie nehmen Lorenzo'n in die Mitte und gehen.)

Graf. (sieht ihnen nach) Entsetzliche Menschen! e, wie verschieden von Pedro! (er geht nachdenkend umher) Umsonst, umsonst! die Gespenster meiner Ruhe lassen sich nicht vertreiben.

Stanzesko. (tritt ein) Herr Graf!

Graf. — Graf? siehst du Erscheinungen? ich bin dein Oheim!

Stanzesko. (hinker) Hm!

Graf. Was ist dir?

Stanzesko. (mit steigendem Unwissen) Ein Undankbarer, ein Wortbrüchiger ist nicht mein Oheim.

Graf. Nefc! — kein Wort mehr, wie biefest?

Frangello. (kalt) Bärnt doch mit dem Echo,
daß es keine andere Worte wiederhallt, als die
man anrufen hat.

Graf. Dies Betragen — (abbrechend) Was
macht Dir?

Frangello. Sie hat keine Thränen mehr.

Graf. (bekümmert) Ist Biancetta nicht bey
Dir?

Frangello. Doch — Sie fucht Sie zu drücken.
(bitter) Man gebe den Unglücklichen nur den
Schierlingsstrank, und laße ihn dann tröhnen; —
das Weiffen ist dann rein. (lacht böniß)

Graf. Nefc! — (hart) Nefc, haßt du ver-
geffen, was ich dir Angeklommen zurief: Pedro ist
ein Valtre, der Sohn Philipps!

Frangello. Es ist wahr, ich fhaudrete an
fann; aber bald ward ich unwillig über den
Schaner, der meine Äbern durchfchüttelt hat-
te. Mein Verftand und mein Herz zerfieben die
Wallung. „Hat nicht Pedro,“ fo fprach ich zu

mir, „planmäßig für uns, und wider seinen
 Oheim gehandelt, war er nicht, der mich den
 Wellen des Ehrs entriß, war er nicht so edel, der
 so lange mit sich kämpfte, ehe er meine Bitte mit
 mir zu gehen, und meinen Dank zu nehmen, ge-
 währte, kostete es ihm nicht so viele Mühe, ehe
 er sich entschloß, unter einem fremden Namen zu
 erscheinen, da er wußte, daß sein eigener Name
 ihn hindern würde, uns zu helfen? Würde er
 nicht selbst *noch*her *gleich* seinen Namen selbst
 entdeckt haben.

Graf. (gedankenvoll — halb für sich) Wahr,
 wahr, darum sagte er: Keine erste Bitte; dann
 würde er *gewiß* —

Granzefko. Wem verdanken Sie Ihr jetziges
 Daseyn, wem danken Sie es, daß Sie jetzt über
 Ihre Feinde triumphiren, deren Deth für Sie
 so sicher bestimmt war?

Graf. (unruhig) Alles wahr — aber —

Granzefko. Ich bin kein Aechter, ich sage,
 was mir mein Herz in den Mund legt; aber wenn

Wohheit nicht mehr Ihr Herz trifft: — weh,
 so viele kann eris stehen die Edelmuth, die
 schon jetzt zwischen Ihnen und mir Ihre Denkart
 errichtet hat; so sind Sie mir fremd, fremder als
 der Bettler, der auch für eine kleine Wohlthat
 doch immer einen Dank übrig hat. . Doch wehn
 die Blätter, sehen Sie den Jammer Ihrer Tochter!
 —

Grav. Ich will hin zu ihr! (zuckt ab)

Alceste, (Wendich) Ihr Wohlthat trifft —
 ich will ihm folgen, und so lause sein Herz rüh-
 ren, bis sein Entschluß nicht mehr wankt. (er
 geht)

2.

(Das Wüthchen bei Testona.)

Pedro. (geht langsam umher, mit gekrümmtem
 Rücken, mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes;
 sein Haar flattert mit dem Wind um Stirn und Nasen)
 Wer kann sagen, wo die Gränze der menschlichen
 Kraft sei, wer kann bestimmen: „So viel vermag

ich zu tragen, und nicht mehr!" — ? Dann wer kann die graue Tiefe menschlicher Leiden messen? — — O, die Natur, grausamlich, hat für ein diamantenes Band des Lebens acterat. Tausend schredliche Erinnen, tausend furchtbare Harten werfen sich auf das Herz des Unglücklichen, aber unter ihrem fürchterlichbedrückenden Raasen löst sich nur langsam der harse Jaden. Hingeworfen dort an tausend Klippen auf dem Oceane des Lebens, wo ihn bald das Gehent der Eharüde schredt, bald die selige Ecclia ihm droht, vermündet jede Thräne die Stunde der Gelnert; jede Minute trüffelt Gift auf das Herz des Leidenden; vergebens mündet er den Tod, er löstet seine Jaf, sel nur am Lager des Blüdliden, aber dem Unglücklichen kommt er spät, wenn das Mark die Vergewöhnung vergeht hat und unter ihrem Odem die Lebenskraft verrauht ist. Tragen muß er, traagen die schredliche Laß des anmaßvollsten Lebens; seine Thränen verfliegen, nur die Quelle eines Gramms ist unversieghar. — (Fanie) Und

was nun beginnen? — (langsam) Sterben? —
 Einmal! — ist das Schatzquell so bald aus? —
 darf ich den Werthung lassen Leben, wenn ich
 will? — Warum nicht? — wer steht denn den
 von diesen Jernsalzen auf der Bühne des Le-
 bens wandeln? — Ein Anblick gibt mir den
 Gedachten im Genusse! — kann mir je wieder
 eine Stimme der Gerechtigkeit sprechen? verheißt nicht
 ich unter meiner Hand, wenn ich sie phänom
 will? — ist nicht die Lampe meiner Hoffnung
 erloschen? — kann ich je erwarten, daß ein Gern
 nachmal des Glücks sie wieder anzünden werde? —
 — (Haut) Nein, nein, — Pedro, Deine Ge-
 gessen bringen nicht zum Herzen. Ich will le-
 ben. — Zeit will ich; bin zu dem Schlaftrichter!
 — Aber meinen Vater muß ich sprechen, erst von
 ihm, den ich so sehr belästigte, den Gegen sich
 thut! — Vater, Vater! warum kann ich nicht
 mit diesem Worte an Dich denken. Du wirst
 wachst Dir den Unglück — Du selbst fürst
 Dich; ich mußte nichts Deinem Dasein. — —

Aber wo ist Emilia? — wenn die Nacht ihn nur nicht irre geleitet hat! — Keine Verwirrung — Emilia, Emilia, stell ich auch Dich noch verlieren, — ich, der ich Alles verliere? den einzigen Juwel, den ich je errang! — Nein, nein, Du bist mir treu, Du suchst Dich ja mir, und mich ich im Innern der Erde verbergen. — — Woher kommt da?

Philipp. (mit den Bedrängten, kommt.)

Pedro. Gott, mein Vater! (von Seite)

Philipp. (zu Gentile:) Seid so gut, mein Freund, und laßt mich mit diesen Kanne da, allein.

Gentile. (unentdeckt) Dieser Betrug —

Philipp. Nicht lange. (er drückt ihm ein paar Goldstücke in die Hand.) Ich bin ja ganz in Eurer Gewalt. Bleibt ganz in der Nähe.

Gentile. Nun wohl! (er entfernt sich mit den übrigen Bedrängten)

(Kleine Pause — Philipp nähert sich langsam Schrittes Pedro's)

Philipp. (laut und lichterlich) Sieh mich an!

Pedro. (hält ihn fest — ohne Erfolg und ohne
Vergangenheit an)

Philipp. (wie eben und so die ganze Scene
hindurch — ohne Pfort, laut aber leise) Du
kannst mich ansehen!

Pedro. (immer wie beständig und bestend)
Sich' ich nicht können!

Philipp. Das sagst Du?

Pedro. Nein Vater!

Philipp. Hier' ich nicht! — Du nandest mich
Vater! Mensch! laß ich das. Wirst nie wieder
hier!

Pedro. Solltest ich das?

Philipp. Hier ist der Mensch da, — er steht
zum Bestehen!

Pedro. Ich bitte Sie — ohne Vaterszeit. (noch
mehr:) Vater, bestanden Sie, Sie sehen ja dem
Hauptmann, der vielleicht in der Scene leu-
ten sah.

Philipp. Nachlich? bestanden?

Pedro. Ist Ihnen des Lächels über das Unglück ihres Sohnes nicht Noth genug? — Lassen Sie mich meine Verbrechen wissen.

Philipp. Wer gereiß die Tante der Natur, das Band zwischen Vater und Sohn; Verwandten und Verwandsen? Du! Wer ward der die Lebe seine seiner Familie rettete und seine Naturverwandte hörte? Du! -- Wer ward, der den Puch des Himmels auf sich lud? Du! Wer ward der seinen Vater zum Ehesknecht bräut? Du!

Pedro. Halt! halt um Gotteswillen!

Philipp. Ha! wie die Schuld im Leben selbst liegt verurtheilt!

Pedro. (Verstört — seinen eignen Gedanken nicht traunend) Nein, Vater, nein! Ihr Pedro ist; aber ein Verbrecher ist er nicht. Gott ist mein Zeuge, meine Absicht war gut — wer ist Feinde? Mein Verwandsler der Absicht nach; aber seine Verbrechen schreien himmelan, und eines Verbrechens Freund war ich nie; aber ich wollte sein Verbrechen nicht; — nur die Fluch

seiner Treue vernichten — Und führte nicht die
 Werbung mir selbst Antonien als Verräther
 zu? — Daß ich einen Eid brach, den ich in Flam-
 men der Jugend bei gereizter Phantasie, bei dals-
 dem Schwur schwur, ewig Feind zu sein von
 Menich, daß ich einen solchen Eid brach — daß,
 mein Vater, das kann kein Verbrechen sein.
 Und doch, glauben Sie mir, nur nach langem
 Kampf landete ich so. Verwegen habe ich mit
 mir selbst, genommen meine Hände in Todesangst
 als mein Entschluß zur Reife gedieh. Aber ich
 schäme Ihnen zu bei allem, was Ihnen und mir
 bestraft, daß ich nimmer, nimmer so gehandelt
 haben würde, hätte ich gewußt, daß ich zugleich
 auch wider Sie handeln müsse. Aber Ihr Unglück
 ist nicht bekannt, nein mein Vater, Ihr Unglück
 ist abzuwenden, ich eile hin zu Guardas: er
 ist nur Tausch schuldig, er soll ihn mir abtragen
 durch die D-fernen. (er will gehen)

Philipp. Halt, Räuber, keinen Schritt! —
 Warte! Du, ich würde in brennender Fieberhitze

wenn brennender Durst mich verzebrte, und schlammiges Pfützenwasser mir Labfal sein würde, aus Guardas Hand den köstlichen Nektar nehmen, wenn er ihn mir reichte. (lacht bitter) Das Wort Haß ist für Dich ein Wort ohne Sinn.

Pedro. (ringt die Hände) Kann ich denn nichts für Sie thun?

Philipp. Nichts!

Pedro. (nähert sich ihm) Mein Vater!

Philipp. Fort, fort, ich haße dich, ich fluche dir!

Pedro. Entsetzlich! — — O mein Vater, mein Vater, schlägt keiner Ihrer Pulse mehr für mich? ist keine Fasse in Ihrem Herzen mehr, die ich berühren könnte, daß sie tönte den Nachhall der Liebe.

Philipp. (wendet sich verächtlich von ihm)

Pedro. (schmerzlich) Keine?

Philipp. Knabe, deine glatten Worte täuschen Männer nicht!

Pedro. Ich täusche, jetzt in dieser Stunde,

wo so schrecklich der jäh'ge Blitzstrahl die schwarze Nacht erhellte, die sich um mein Herz schlaert hatte: was, wo ich zwischen namenlosen Tiefen schwebte? jetzt, ich ü. täuschen? ... Bei dieser Angst, die in furchtbarer Eile, mein Herz umflammt, bei diesen Qua'en, die wie ein glühend der Vandalen alle meine Adern durchwallen .. beschwert ich E e — — Ihren Pözen.

Philipp. (lalt) Mein Fluch hatte schwer und ewig auf Dir.

Pedro. (zurückschauend) Vater! .. doch meine Sinne täuschten mich .. ich hörte falsch.

Philipp. Das Wort war Fluch.

Pedro, (steht sprachlos, einer Statue gleich da)

Philipp. Soll ich das wiederholen?

Pedro. Nein — nein — Dieser Mann ist mein Vater nicht — Ihn kann der Himmel, so furchtbar und unbegreiflich er auch ist, mir nicht zum Vater gegeben haben.

Philipp. (lächelt)

Pedro. (wieder in sich selbst zurückkehrend)
Verachten Sie den unwillkürlichen Ausbruch mei-
nes Schmerzes.

Philipp. (wendet sich wieder von ihm)

Pedro. Nein, mein Vater (er hält ihn sanft
an!) So gehen Sie nicht von mir; so nicht! —
Sie sind aufgebracht, im Wahn — Sie wissen:
unsre Empfindungen sind wechselnder, als der Ae-
ther im lauen Vorfrühling. — Und wenn nun
diese Empfindungen dahinschwinden, wie der Or-
kan, wenn sanfte Zephyre sich verabschieden, und
kalte Ueberlegung zurückkehrt . . .

Philipp. Ich habe nie Wahnungen, kalte Ue-
berlegung ist die ewige Regentin meines Ver-
standes.

Pedro. (mit Entsetzen) Und mit kalter Ue-
berlegung suchen Sie mir?!

Philipp. Ich habe geredet.

Pedro. Wollen Sie mich vernichten?

Philipp. Ich soll dich wohl glücklich machen, den Heider meines Glück, und den Verderber Verengos?

Pedro. Sein Sie billig, Vater, nicht Ihren Sturz auf meine Rechnung — ich kann, — ich wollte Sie ja so gern retten, aber Sie befehlen mir ja, es zu unterlassen. (Mit sanftem Schmerz und stiller Hingebung) Glücklich machen, mein Vater, können Sie mich nicht — das Glück hat auf ewig Abschied angenommen. Trauen Sie mir, mein Vater, durch Ihren Veracien setzen Sie mich nicht unter die Zahl der Glücklichen; der Traum ist vortheil, er war lieblich und sanft, aber solche Träume schwinden ja am leichtesten. Nur wehren Sie der Verzweiflung, die im blutigen Gewande sich langsam naht, und den Dold mit Tent. Auf Ihre Liebe mache ich keinen Anspruch, nur auf Ihr Mitleid — bin ich auch dessen nicht werth? Sie wollen mich nicht glücklich, mein Vater, und ich fürchte Ihnen zu, ich will es nie werden; — ich fühle mich rein von Schuld an

Ihrem Unglücke, aber ich will Sie doch an mir selbst rächen. Ich will mich absondern von der großen Reihe der Sterblichen, damit kein Trost von ihnen mich erwidert, — ich will selbst von mir stoßen die Schale der Freude, und schmerzvoll soll mein harter Blick noch lange ihr nachsehen, in den Armen des Graus will ich entblümmern, und am frühen Morgen, wenn noch die Nacht mit der Dämmerung flirrt, soll mich die glühende Hand des Schmerzes wecken. — Hin will ich dann ins Gemüth der Schlacht, und eine mitleidige Kugel wird meinem freudenlosen Leben ein Ende machen. (er stürzt sich zu Philipp's Füßen). Vater, bin ich so ihres Vergens würdig?

Philipp. (Nicht einige Zeit unbeweglich; nach einer kurzen Nöhrung verbreitet sich auf seinem Gesichte wieder harte Unbeweglichkeit, dann preßt er die Worte aus:) Ich haße Dich! (er geht langsam ab und Hentrifen und den übrigen Bewaffneten entgegen, die ihn in einiger Ferne, doch

er, daß er noch leben werden kann, im Empfang nehmen: eine lange, schreckliche Pause)

Pedro. (erwacht aus seiner Betäubung, worin er durch Pöhlings letzte Worte verlornt wurde, er steht anfangs einem Träumenden, dann fährt er laut über die Stirn, und scheint sich etwas zu sammeln: dann blickt er schmerzhaft gen Himmel und spricht:) Gott, Gott! auf alle Weisen hoch lobet der Herr Deiner Erbarmung, nur meine Tugenden berührt dein Trösten mit labender Kühlung! . . . O, ich! (eine Pause, in der er nachdenkt, und ein Entschluß in ihm zur Reife zu kommen scheint) Ha! Luft, Licht! (er setzt sich empor) — Gmelin! ihn rufende Stimme erweckt ihn aus seinem tiefen Nachdenken) Kein Gmelin!

Gmelin. Kein Pedro!

Pedro. Kein Gmelin. (heftige Ausrufung)

Gmelin. O, daß ich Dich wieder habe!

Pedro. Vater im Himmel! nimm meinen letzten Dank für dies freudige Wiedersehen!

Gmelin. (tritt zurück) Deinen letzten Dank!

Pedro. (erschrocken — dann guthüthlich) Sieh
bei einem Unglücklichen nicht auf seine Worte!

Emelin. Armer Unglücklicher!

Pedro. Ja wohl, ja wohl. — Heil Dir,
Emelin, daß Du nicht wenige Zeit vorher kamst!

Emelin. Wie das? .. was ist Dir begegnet?

Pedro. Du weißt .. daß mein Vater .. lebt?

Emelin. Ja.

Pedro. Er war so eben hier ...

Emelin. (bestürzt) Hier? und?

Pedro. (karr blühdend) Ich hat ihn um hi-
ren Segen — ich bat, ich flehte — und — er gab
mir seinen Fluch!

Emelin. (seht sprachlos)

Pedro. Du verfluchst mich doch? Er gab mir
seinen Fluch!

Emelin. (faßt seine Hand) Pedro, um Gots
tzuwillen nicht diesen harren Fluch!

Pedro. Wie ist sehr heiß und wüthet ich (er
wicht sich die flatternden Haare von der Stirn
und legt den Hut ab — er betrachtet die Lebern

auf demselben) Sieh, wie sie sich schwenken —
 roth, weiß und blau — welche Farben für mich?
 Ich schneide sie. (er thut es)

Emelin. Bei Deinem namenlosen Leiden bes-
 chmer ich Dich hör auf im viclen Tone. Klage
 —

Pedro. (schmerzlich) Die Klage des Beschäftigten,
 des Schmerzes auf dem der Juch ruht —

Emelin. Weine —

Pedro. Ich habe keine Thränen mehr.

Emelin. (hält in seine Arme)

Pedro. Ach, mein Emelin, das waren göttliche
 Zeiten, wo ich noch weinen konnte. Aber
 mein Unalück ist jetzt zu groß: (er weint) Wahres
 sich? doch eine Thräne? — ich danke dir Ewig-
 keit für diese letzte Wohlthat —

Emelin. Letzte Wohlthat? - Pedro um Gottes
 willen!

Pedro. Es ahnet mir, als würde ich bald ster-
 ben, — des Caudillos Sichel müßte meine Kraw-
 den alle — dann folgt man bald nach. —

Emelin. Pedro! — Verzweifle nicht, Du kannst noch glücklich werden!

Pedro. (schüttelt laust mit dem Kopfe) Nun liebt Emelin, wenn wir also bald scheiden sollten — Du weisest mir doch eine Thron? — ach! außer Dir wohl niemand!

Emelin. (vermag nicht zu antworten)

Pedro. Ich habe Dich wohl manchen Mal ver-
leidet — Unglückliche sind nicht ohne Lachen,
— ach! Freude hab ich Dir wohl selten gemacht —
aber Du wolltest mich ja nie lassen, und ich konnte
Dich nicht lassen — Ohne mich wärest Du gewiß
weit glücklicher gewesen — ohne mich wäre Dein
Leben laust dahin geflossen — mirst Du mir das
alles vergeben? willst Du?

Emelin. Ich kann nicht antworten — schone
Deiner, schone meiner.

Pedro. Du vergibst mir also — Gib mir
Deine Hand darauf! — Auch ich vergebe meinen
Verlehdigern.

Emelin. (reicht sie ihm mit zurückgehalteneu Thränen)

Pedro. Wohl — wohl! Der Tod in Arcuns Besarmen muß schön, beugendswürdig seyn. . . Mein Leben war bitter — (er zieht einen Dolch hervor und stößt ihn sich ins Herz) mein Tod — ist süß! (er fällt stehend in Emelins Arme)

Emelin. Gott, Gott!

Pedro. Leb — wohl — Freund! (er stirbt.)

Emelin. (hält noch immer seinen Freund hart und empfindungslos in seinen Armen, dann trägt er ihn faust auf die nahe Rajenbank; und blickt verzweiflungsvoll aen Himmel. Bald darauf hört man Geräusch, besonders Franzeskos Stimme und nach einer kurzen Pause kommen eilig: Der Graf, Franzesko, an dessen Arme Olivie. (Staates allgemeines Entsetzen, als sie Pedros Leiche erblickten, Olivie sinkt bewußtlos neben denselben nieder)

Franzesko. Zu spät!

Graf. (verhüllt das Gesicht)

Emelin. (zum Grafen) Da sieh her, bleicher Greiser! Das ist Dein Werk! Dein und seines Vaters Werk! Ihr haßtet den Edeln. Da sieh her! Sieh, wie saust die Kieme des Tülders ich sieh dies Auge geschlossen durch Dich, dies Auge, das für jedes fremde Unglück eine Thräne hatte, und das sich schäute, für eignes eine zu vergießen; dieser Mund, aus dem so manchem Leidenden Trost zuströmte, den er zu einem Lächeln zwang, es mochte ihm noch so viel Mühe kosten, wenn er nur dadurch das Glück eines Menschen vermehren konnte. Von Dir suchte er Rache, aber (fürchterlich) er hatte vergessen, daß Undankbarkeit Dein fürchterlichstes Laster sei! (er faßt schnell an den Degen, dann beñimmt er sich, und schleudert ihn von sich) Ich muß ihn festwerfen, damit ich nicht wider Willen ihm der Allen verziehn, ungehorsam werde! (er wirft sich über die Leiche; — Françoise faßt Pedros herabhängende Hand, der Graf steht betäubt da)

Olivia. (erwacht aus ihrer Bewußtlosigkeit)
Pedro, mein Pedro!

Emelin. Zu spät, unglückliches Geschick, zu
spät!

Olivia. (die Hände ringend) Verloren, ver-
loren!

III.

Neue ohne Trost.

Elavenketten sind der Erde Peiden,
Dessers, ach! verbricht sie nur der Tod.
Blumenkränzen gleichen ihre Kreulen,
Die ein Weidhauch zu entblättern trodt.

Matthison.



Colitis satia.

Karl hatte jetzt den letzten rauhen Felsen erstiegen und sah in das gedehnte Thal hinab. — „Das also seine Wohnung? “sprach er, indem er mit der Hand auf die von Strauch erbaute Hütte zeigte, welche von den weitreichenden Armen und dickbelaubten Aesten einer hohen Eiche geschützt wurde. — „So einsam, so entlegen hiedelte er sich an, er, dessen prächtige Wohnung vormals oft des Fürsten Palast überglänzte? — Doch der Schuldige schenket ja den Anblick der Menschen; sein Unglück ist leichter, wenn er sich an einem Orte befindet, den, schauernd, nie eines Wandrers Fuß betrat; ihm edelt der Anblick lachender Fluren, nur die Felsen, todte Thäler, und wüste Haiden vermögen ein sparsames Lächeln auf seine kalten Wangen zu zaubern.“

Unter diesem Selbstgespräche hatte er die Hölle erreicht. Er suchte sich zu sammeln, blickte einige Male gen Himmel, und klopfte mit zitternder Hand an die Thür, die noch nie die Hand eines Glücklichen geöffnet hatte. Sie ward aufgethan, und eine hagere Frau, der schon bey ihrer Geburt eine Erinnerung das salzige Unglück auf die gebrochene Stirn gezeichnet zu haben schien, deren Wangen der Kummer gebleicht hatte, deren Auge nur schüchtern um Sich zu blicken wagte, rief mit schwankender Leichenstimme: „Wer klopft?“

Ein Verirrter „sagte Karl und sah ihn lange an. Die Vergangenheit flatterte mit schwarzem Flügel vor seiner Seele vorüber, sein Auge rollte, aber als es wieder auf der Grabsgehalt des Mannes haften blieb, — war das Feuer gedämpft. „Ein Verirrter?“ tönte ihm dumpf entgegen „hat sich doch hier noch Niemand verirrt. — Tritt ein, Fremdling, wenn Du Dich bücken gelernt hast, wenn Du Dein Haupt nicht zu stolz trägst.“

Karl. Ich bin nicht stolz.

Der Fremde. Deßo willkommner mir.

Karl. Ich bin ein Reisender. Mein Weg führte mich durch Thüringen, die Gegend umher reizte mich, . . .

D. Fremde. Weile hier, bis der Abend anbricht.

Karl. Ich möchte mich noch weiter verirren, wolkein ist es düster und schaurig, ich finde Dein Hüttchen nicht wieder.

D. Fremde. Befällt es Dir darin? gut, ich will Dich führen, daß Du es wiederfindest.

Karl. Ich werde Dir es Dank wissen. — Du wehst eng.

D. Fremde. Für zwei genügsame Menschen weit genug.

Karl. Zwei Menschen? Ja wohl genügsam, wenn Ihr zufrieden seid.

Kaum hatte er ausgesprochen, als ein Mann in die Thür trat, der, wie der erste, Karls ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Sein Bart hing lang über die Brust, auf seinem Oriechenhaupte glänz-

te das saftlose Haar, das wie dünne Silberfaden
herabhing.

Wie? hier ein Fremdling? sprach er.

D. Fremde. Ein Verirrter, ich habe ihn auf-
genommen.

Karl. Verstatte mir eine Nacht bei Euch zu
übernachten.

D. Greis. Wenn Du Dich zu fügen weisst.

Karl. Ich habe mich wol oft fügen müssen.

D. Greis. Bestimmung des Menschen — Dür-
fen wir wissen, wo Du herkommst, wo Du hingee-
henst?

Karl. Ein Gelübde der Verschwiegenheit bin-
det mich.

D. Fremde. Wohl — wir forschen nicht weiter.
Ernst bereite das Lager. — Der Greis ging.

D. Fremde fuhr fort: Ach, uns sollten darum
unsre Schwämme nicht minder schmecken, wenn
es sonst keinen Vermuth gäbe. Aber, sieh, wie
sich der Himmel trübt, sich, wie sich die Wetter-
wolken thürmen, sie hängen dicht über den Eichen-

wipfeln, und ruhen sich auf der Felsenspitze gegenüber, Du wirst wol heute Abend daheim in der Hütte bleiben müssen. Ueberdem liegt unsre Wohnung weit von Menschen, wir haben keine Gesährten, als unsern Kummer, Gram und die Ennenide der Verzeßlung.

Karl. Armer Mann!

D. Fremde. Du scheinst ein Biedermann, aber bedaure mich nicht, mich nicht, denn s s (er bricht ab) — Auch die Gegend kannst Du vor dem Wetter nicht sehen, den Himmel nicht, nicht einmal vom Felsen ins Thal hinab, der Nebel blendet.

Karl. Du bist unglücklich.

D. Fremde. Laß das und setze Dich auf das Laub, wenn Du ermüdet bist, — wir haben keine weichere Polster.

Karl. Wohl dem Manne, dem ein solcher Sitz nicht zu hart ist. (er setzt sich)

D. Fremde. Wen das Gewissen nicht weckt, beschagt auch der Stein. Ich habe den Polster gesehen s s ich habe s s Himmel, was hab ich nicht?

... Die Sonne ist hinab, ruß dem Schlafe, Fremdling.

Karl. Er kommt mir ungerufen.

Die Nacht breitete ihren grauen Flor über die halbe Erde, und der Schlaf drückte bald Ernst und auch unserm Karl nach kurzem Nachdenken die Augen zu, nur den Fremden fand die Winternacht noch senkend.

„Es scheint ein guter Mensch zu seyn, dieser Fremdling, sagte er, sein Anblick ruft Erinnerungen hervor, o, oh! : So hätte ich doch einen guten Menschen, dem ich mein Schicksal vertrauen könnte. — Es würde meinem Herzen ein Labertropfen seyn. Ja, ich habe einen schweren Kampf gekämpft, öffnen will ich das lang verschlossene dumpfe Grab meiner Seele — Er soll entscheiden, ob ich hoffen darf, je vom Ewigen Verzeihung zu erhalten, o graute der Morgen nur erst!“

Der Morgen graute, aber er fand ihn noch schlafend, denn wer die Winternacht durchwacht, verschläft die erste Frühe leicht.

Karl erwachte und fand Ernst nicht mehr in der Hütte. Die Morgensonne senkte ihre Strahlen durch das kleine Fenster auf die Augen des Fremden, und der Bruder des Todes entfloß von ihm.

„Wo ist der Greis?“ fragte Karl.

D. Fremde. Er ist hingegangen, zu beten.

Karl. Heißt mich gehen, wenn ich Euch störe.

D. Fremde. Im Gebete stört uns nichts.

Karl. Dein Witbruder betet gewiß dort in der schönen Grotte.

D. Fremde. In derselben am Denkmale.

Karl. Wessen?

D. Fremde. Seiner Gattin, die er mordete.

Karl. Gott! und Du behst — Du schauerst nicht zurück?

D. Fremde. So viel Gefühl ließ mir mein eigenes Unglück nicht übrig — Höre in kurzen Worten sein Schicksal: Einige Banqueroute mehrerer Kaufleute brachten ihn, einen sonst reichen Mann in die tiefste brüderliche Armuth. Als er eben mit

seiner Gattin, deren Schönheit zu verführen der Gram vergeblich sich mühte, an der letzten Rinde Brodtes nagte, indeß die Verzweiflung desto gefräßiger sein Herz verschlang, und das Gewimmer seiner hunnenden Kleinen, schrecklicher als Donnerschauer in seiner Seele wiedertönte, ritt der junge Fürst, ein Mann, dessen unumschränkte Beherrscherin Wollust war, vor dem Fenster vorbei, in dessen zerbrochene Ruthen furchbar der Nord einströmte. Er sah sie, und hoch lobete Leidenschaft gegen die Heldin in seiner Seele. Er bot alles auf — sie widerstrebte, Ernstschweig; — der Hunger wüthete immer mehr, das jüngste Kind raffte der hohlhängige Mörder hinweg. . . Da ergriß jenen die Wuth, laut drang er in seine Gattin, den Fürsten zu erhören, — sie widerstrebte, mit gezücktem Dolche eilte er auf sie zu, um ihr so das Versprechen, Mätresse zu werden, zu entlocken, aber ach! sie entriß ihm den Dolch, und dem Boden besteckte das Blut der edeln Selbstmörderinn.

Karl. Schrecklich! schreckliche Erzählung!

D. Fremde. Wahr, aber ich kenne eine fürchterlichere.

Karl. Und die ist?

D. Fremde. Die meinige.

Karl. Besitzt ich Dein Zutrauen?

D. Fremde. Kannst Du schweigen, Fremdling?

Karl. Hier meine Hand — ich kann es.

D. Fremde. Wohl Dir, wenn diese große Kunst Dein ist: — Komm mit mir auf die Felsenspitze dort, und dann, wenn Du gehört hast, sollst Du mir sagen, ob Dir mehr vor der schrecklichen Tiefe des Abgrunds schwindelt, als vor meiner Erzählung. — Komm, folge mir.

So sprach er und ging voran. . Wenige Augenblicke stand Karl noch, leise zu sich selbst sprach er: Erst sein Bekenntniß, und dann. . .

Nun folgte er ihm schauernd auf die Erise, wo von der andern Seite ihm der graue Schiefer entgegenstürzte, und von oben herab, wo sie Beide standen, der jähe Zackenfels bis unten in einen

schäumenden Strom hinabstieg. Die Natur ist oft schön, weil sie fürchterlich ist.

„Freiwillig, sprach der Unglückliche, lerne, daß es ohne Ursach keine Einsiedler giebt, (denn mit-
ten unter Menschen trifft man ja auch Einsiedler an) selten fliehen sie ihre Mitbrüder, weil sie beleidigt sind, fast immer, weil sie beleidigt haben, weil sie wissen: „Du handeltest so, daß du keines Menschen Wohlthat, keines Menschen Liebe mehr würdig bist.“ Forderst Du ein Beispiel, so höre mich an!

Es gab eine Zeit, wo ich im Schooße meiner Familie gewiegt von den süßesten Freuden dieses Lebens, glücklich war; aber leider flossen nur meine Jünglingsjahre auf diesem rothigen Pfade dahin, denn schon mein neunzehntes Jahr fand mich tief in die Dornen hinabgesunken, die unser Leben verbittern, denen wir uns nicht entwicken können, weil wir uns meistentheils freiwillig und nur trunken von jugendlicher Hitze hineinstürzen. Ich ich hatte nie gelernt, mich selbst zu bekäm-

pfen, mit tyrannischem Scepter beherrschten mich wild dahersahrende Leidenschaften, von keinen edlen Grundsätzen in die Bahn zurückgeführt. O diese, diese Leidenschaften waren es, die mich jetzt auf des Unglücks höchste Staffel gebracht haben, daß die ganze Natur für mich keine Freuden mehr hat, — mich reizt sie nicht im Feierleide des Frühlings, nicht im ernstn Greisengewande des Winters. — Ich bin ein Gift tragender Baum, meine Gegenwart verpestet die Luft auf Gottes schöner Erde.

Karl. (warm) Hoffe auf Gott — er ist allgütig.

D. Fremde. Für mich hat er keine Verzeihung, für mich nicht! (sich sammelnd) Doch wieder zu meiner Geschichte: Ich hatte einen Freund, o einen guten biedern Jüngling, aber es waltete ein ehernes Geschick über ihn, es mußte ihn sehr hassen, sonst hätte es ihm mich nicht zum Freunde gegeben! O mein Karnfeld, mein biederer Karnfeld!

Karl. (schnell und zurechtlich) Wenn Du ihn beleidigt hast, so vergiß nicht: Auch Menschen können vergeben.

D. Fremde. (wild lachend) Er? mir? . . . Laß alle Unmöglichkeitcn möglich werden, — diese wird's nicht! — Mir vergeben? und von meinem Hauche vertrocknete die Blume seiner Freude, wie beim Sturme des furchtbaren Eirodo! o Schweig, Schweig (fortfahrend) Es war ein Tag, wie man einen schönen Frühlingstag nur verachtlich zu schilttern sucht, ein Tag, an dem sich Streitende gern versöhnen und Liebende ihre Liebe versüßeln, als er mir seine Liebe zu einem Mädchen entdeckte, auf deren Eltern — damals beide schon todt — tödtlicher Haß seines Vaters, eines zügellosen, rauhen Mannes, geruht hatte, der jetzt auf die gute und schuldige Tochter gefallen war. Ich sah das Mädchen, — o Gott! sah's, und in meiner Brust loderte eine Flamme, stärker als die gewöhnliche Liebesflamme, eine Flamme der Leidenschaft hoch auf. Meine Jugend (so wie die Jugend immer)

sah wenig Schwierigkeiten, und die sie sah, schienen ihr leicht übersteiglich. In Warnfelds Abwesenheit fand ich Gelegenheit zu seiner Unterredung mit Louise — so hieß das Mädchen. — Alles, was an Witz und Laune mir zu Gebote stand, suchte ich auf, um mich ihr interessant zu machen. Der gute, brave Karl mußte durch nichts, als offene Liebe einzunehmen, aber hatte Louise so einzunehmen gewußt, daß es mir schwer wurde, meinen Witz, meine Laune bei ihr geltend zu machen. Noch hatte ich keine Hoffnung, von ihr erhört zu werden, so sehr ich auch meine Schmeicheleien in das Kleid der Natur zu hüllen wußte, und das Band der Liebe zwischen ihr und Karl, durch einen Schwur ewiger Treue so festgeknüpft, schien lange unanflößlich. Warnfeld war vertriebt. Ich versuchte zum letztenmale alles, sie für mich einzunehmen, und da auch nicht eine schwache Stunde meinem heißen Wunsche das Feuer dämpfte, war Rache, fürchterliche Rache an ihr und ihm zu nehmen, mein einziger

Bekante. Doch hatte das edle Mädchen, deren Seele den Gedanken, Zwietracht zwischen Freunden ankisset zu haben, nicht ertragen konnte, nur strenge Verschwiegenheit geliebt.

Jetzt kam Karl zurück. Er entdeckte seinem Vater, dessen Hauptcharakterzüge ich Dir vorher mit wenigen Strichen geschildert habe, seine heisse Liebe zu Louise, und suchte um seinen Segen. Schreckliche Wuth mahnte sich in den Zügen des ärmlichen Vaters, und seine rollenden Augen verkündeten laut: Ich haße Louise. Heftig stieß er den Bittenden fort und rief: „Keinen Segen verberst du zu Louise's Liebe? meinen Fluch nimm, nimm ihn, er folge dir überall! Noch ein Wort hiervon, und du bist mein Feind nicht mehr!“ — Karl kannte den unerbittlichen Starrsinn seines Vaters zu gut, als daß er noch eine eintretende Bitte hätte wagen sollen. „Himmel, was ich meinem Vater setzen kann ich nicht, denn meine Liebe ist ewig.“ — Er floh zu mir, um seinen Harm an meinem treuloſen Busen auszumühen.

Eine Thräne, wo ich sie weinen wollte, fand mir sonst immer zu Schote, aber hier suchte ich sie vergeblich in mein Auge zu saubern, kaum fand ich einige leere Worte, ihn zu bedauern; da die schändlichste der Freuden, Freude über eines Andre's Unglück, in meinem Busen herrschte. Karl eilte zu kommen, klagte ihr sein Leid, auch Beider Thränen mischten sich. Doch der Entschluß Karls, in den nach langsam, schwerem Kampfe ~~endlich~~ auch Louise einstimmt, der Entschluß, sich heimlich zu vermählen, war der erste Labetrophen für das Herz der Leidenden. Auch des Geheimniß leute er mit freundschaftlicher Zuvorrichtung bei mir nieder. Vergeblich würde ich Dir meine Empfindungen zu malen suchen. Ein siedend heißer Feuersturm strömte durch alle meine Adern, doch hielt ich an mich, aber nur Karls excentrische Freude konnte bewirken, daß er nicht meine Kusseln alle frampfhaft gehoben und den regellos tobenden Sturz meines Herzens hörte. Er vorlieb mich, seierte nach kurz

ger Hülfe keine Verbindung, und ich bißte mir
leider einen Plan auf, den nur ein Herr, so
Gottlich wißt, wie das meinige, erfunden konnte.

Wenige Wochen erst hatte Karl in Louisens
Armen das Glück der Liebe geschmeckt, als ihn
der Ruf der Ehre — er diente nämlich als Frem-
tenant — ins Feld rief. Ich hatte einen meiner
so eben so schwarzen Freunde, als ich war, mit
in meinen Plan gezogen. Er hatte sich unter der
Färberei des Bescheidenheit Louisens Achtung erwor-
ben und er wurde bei ihr als Hausfreund angese-
hen.

Karl's Abwesenheit sollte ihn durch manche
Geistlichkeit, durch manchen Rath bei ihr wichtig,
ja fast unentbehrlich machen. Sein bleibendes
Ziel schmeichelte Louisen oft, aber sie dachte nicht,
daß noch Leib ihr Verderben werden würde. In
einer verabredeten Stunde kam ich mit Karl's
Vater, dem ich verheiß — sich noch nicht an,
Fremdling! — Alles entlockt hatte, so Louisens
Wesung. Meine Schloßherren hatte dem Vater

das edle Mädchen, als eine niedrige Bühlerin gezeichnet. Mit fiebernder Wuth war mir der rauhe Krieger in das einsam gelegene Haus der Unschuldigen gefolgt. Mein Helfersteller — denn den edlen Namen Freund darf ich nicht be-
 reiben — hörte das Geräusch, wir öfneten die
 Thür und pfeilschnell hing er an Lourens wider-
 stehendem Busen. „Sehen Sie da, sprach ich
 mit kaltblütigem Lächeln, die Kreatur, um die
 Ihr Sohn das Vaterthum verachtete!“ Der erste
 Augenblick ließ den Vater ohne Bedenken,
 kampfhaft schlenderte seine zuckende Hand den
 Degen aus der Scheide, und der mörderische
 Stahl traf Lourens schuldloses Herz. — Ich
 und jene Kreatur entlohen. . . Laß mich kurz
 fern und den Rest der Geschichte in wenige Worte
 zusammenfassen. Das Vergnügen, mich ge-
 rächt zu haben, verschwand bald, das lang schlaf-
 sende Gewissen erwachte, und verwundete mit
 Hohnenwuth mein treuloßes Herz. O was litt
 ich! wie oft begriff ich den Dolk, um meinem

schrecklichen Leben ein Ende zu machen, aber die
Fugabit schickte mit ihm wieder aus der Stadt.

Durch des Fürsten Gnade ward der alte Vo-
ter, der in so vielen Schlachten sein Leben für
ihn gewagt hatte, gerettet; seine ganze Streich-
war ein immerwährendes leidliches Belohnung.

Karl setzte sich; mit gewissem Herz-
grüßte er mir nach, aber vergesslich, ihren aus-
büten mich viele lichten Klüfte und viele fast
unzugängliche Hülsen. Er verließ Deutsch-
land, . . . welche Hegen der Unglücklichen jetzt
aufgenommen hat, weiß ich nicht.

Sieh, Fremdling, das ist die Geschichte mei-
ner Leben. — Zwanzig Jahre hab über dem
Allem verleben, aber mein Schmerz ist ewig.
Wie, wie wird die Verzweiflung aufstehen, an
meinem treuesten Herzen zu haften. — —

Geh, laß mich, und geh mich nicht wieder.
Der Verzweifelte wollte gehen, aber Karl
hielt ihn. „Nicht“ rief er und sah ihn mit he-
rem Blick an.

D. Fremde. Willst Du mich verlassen,
Friedrich?

Karl. Sieh mich an, lach an! .. Entdeckst
Du nichts in meinen Zügen?

D. Fremde. Gott! .. Gott! .. tragen mich
meine Sinne nicht! ..

Karl. Ich kenne Dich, kannte Dich schon,
Du bist Philipp, und ich ... ich ... sieh mich an,
und hier an dieser Hand erkennst den Robin
von Frankfurt, ich bin Karl Wernfeld.

Ich bin nicht so vermessend, den Eindrücken,
den diese Worte auf jenen Hagelbüchsen mach-
ten, widerstehen zu wollen. Es war eine kurze
gräßliche Pause. Mit Adressirten radte die
Verzweiflung das gefüllte Herz des Schuld-
igen, Karl stand vor ihm, wie der Richter des
zum Tode verurtheilten Missethäters. Seine
Sinne vergingen ihm, seine Füße manften,
der Lebensschlund schien ihm zu winken.

„Sieh hier Deine Noth!“ flammte er dann,
hürte sich hinab, und — das Blut des Jern

thätigsten bestreite die in der Tiefe hervorzu-
gerathen Jenseitigen.

„Wehe, wehe! rief Karl. — Verheißenes
Schicksal! gesteht Du die ewigen Hölle-
narr der Ewiglichen? — Ich wollte ihm verzei-
hen, ihm, der mit jedem Tag seine Schuld
abgeschüttet hatte; in meinen Armen hätte ihn
gemartertes Herz wieder Ruhe haben sollen;
und brachen endlich, vom Tode bevrungen, an
der Brust eines Freundes, der ihm jedes Ver-
gnügen versprochen hatte. O Schicksal, Schicksal!“

Er sagte Karl und dumpf hallte das Echo
seine Worte zurück.

IV.

Freundschaft und Größe.

Wird von großen Dingen bewohnt,

Heißt sie von Compagnie.

Sei von Göttern nicht so,

Die hat Bekanntschaft gesucht.

Goethe.

100

100

I.

(Julius von Wardenau und Karl Hochfeld am Abhange eines Berges gelagert. In einiger Ferne ein Bedienter, welcher ihre Pferde grasen läßt.)

Julius. Gönn' Dir und unsern Pferden nur noch einige Ruhe.

Karl. Es wird mir schwer.

Julius. Ich theile Deine Echnsucht.

Karl. Nein, Julius, das kannst Du nicht. Du findest im *** keine Sophie.

Julius. (mit einem Seufzer) Keine Geliebte? — und — keinen Vater mehr — doch Deine Freunde sind auch die meinigen.

Karl. Ich kenne Dich, Lieber, weiß, daß ich in Dir einen Freund besitze, wie ihn das Schicksal nur Wenigen giebt — daß Du mit liebendem Herzen jede meiner Sorgen, jede meiner Freuden theilst — aber hier —

Julius. Hier, glaubst Du, sey die Ordnung des Mitgefühls?

Karl. Das nicht, aber —

Julius. Laß uns das nicht kalt unterlassen. — Die Gefühle des Herzens sind zu hart, um eine Zergliederung ertragen zu können.

Karl. Du hast Recht. — — O Julius, Julius, wie glücklich werde ich seyn! — Du weißt, daß Niemand in Erlangen mit solcher Freude den reichsten Wechsel empfangen konnte, als ich eine Zeile von ihrer Hand, und — nun sie wiedersehen, wiedersehen nach einer dreijährigen Trennung!

Julius. Nach drei so durchlebten Jahren — wer könnte sie Dir nun auch abschlagen?

Karl. Ihr Vater ist gut und weiß nun unsere Liebe, ob er gleich an seine starke Gefühllosigkeit glauben scheint.

Julius. Eine traurige Folge der Erfahrung.

Karl. Meine Liebe zu ihr und ihm soll er nicht bloß glauben, ich will sie beweisen.

Julius. Als er mir vor drei Monaten den Tod meines guten Vaters meldete, schrieb er mir in dem gutmüthigsten, freundschaftlichsten Tone. Vielleicht also, daß auch ich Dir zu Eozziens Erreichung nützlich seyn kann.

Karl. Vater Julius, was thatest Du nicht für mich!

Julius. (lächelnd) Wer weiß, ob so viel als Du für mich. — Du machst schon wieder Miene unsere armen Thiere in ihrer kurzen Ruhe zu stören. (nimmt einen Brief aus seiner Schreibtafel) Da — vielleicht fesselt Dich der Brief, von dem ich so eben redete.

Karl. (lesend) Sehr freundschaftlich — Julius, so schreibt er mir nicht!

Julius. Der Tod meines Vaters, eines
einzigen alten Freundes hatte ihn noch so
macht.

Karl. (weiter lesend — nach einer Pause)
Julius!

Julius. Jäh! Dir etwas auf?

Karl. Sich bisher — lies diese Stelle!

Julius. (liest) „Bei Ihrer Zurückkunft er-
wartet Sie eine Neuigkeit, die mir, (ob sie
gleich einem alten Plan unweicht) und bezeichnend
auch Ihnen nicht anders als erfreulich sein
kann. Es war der Wunsch Ihres Sterbenden
Vaters und diesen mag ich keinem Zweifel an-
vertrauen. — Ganz der Ihrige Wilmsen.“ —
Nun mir sei diese Stelle sehr auf.

Karl. (lacht) Wahrscheinlich ja sie ist bedeutend.

Julius. Vielleicht geheime Verbindungen mei-
nes Vaters, die ich fortansehen von dem großen
hat den, — vielleicht auch wohl eine Verbesserung
für mich mit einem passenden Wirkungslicht.

Karl. (heftig) Ja gewiß, das wird es sein — aber — (langsam) „ob sie gleich einen alten Plan umwirft.“ — Wie erklärst Du das?

Julius. Hier scheitert meine Analogie. Doch das wird sich ja finden, und — Lucif will ja, daß man über Dinge, die die Zeit erklären wird, nicht nachdenken solle. Meinst Du nicht auch?

Karl. (aus tiefem Nachdenken gerissen) Etwas verst Du etwas.

Julius. Geschwätz.

Karl. Versuche -- ich war zerstreut.

Julius. Du warst schon bei Sophien.

Karl. Ich dachte an die Erklärung der Zeilen.

Julius. Kann Dich das so sehr fesseln? jetzt fesseln?

Karl. Das Wort „Geheimniß“ hatte einmal für mich etwas Banges, Heugstliches — und wer weiß, was für eines unter diesen Worten schimmert.

Julius. Seher diese Befehle?

Karl. Noch einmal, das Wort Geheimnis hat für mich etwas Schreckendes. Noch nie verkündete mir eine geheimnißvolle Mene etwas Gutes.

Julius. Hier schreibt man mir aber aufdrücklich von einer frohen Neugier.

Karl. Ob sie jedem Freude machen wird?

Julius. Karl, wie kommst Du zu dieser Selbstanklage?

Karl. Ich begreife mich selbst nicht.

Julius. Laß uns aufbrechen. Die Sonne ist dem Finstern nahe — übergieß Deine umhagigen Fackel den Winden.

Karl. (aufstehend) Ja — fort, fort! In Pferde, in Pferde!

2.

Mit verhängtem Saad trach Beide davon. Jeder schweigt; Julius, weil er seines Freundes Echnucht nach seiner geliebten Vaterstadt nicht



unterbrechen wollte, Karl, weil seine Seele von einer unerklärbaren Ahnung beunruhigt wurde. Ludwig, der Bediente des Julius sang ein frohes Lied. Endlich eröffnete sich ihnen die Aussicht nach dem geliebten Städtchen, das in freundlicher Ruhe zwischen fruchtbaren Bergen hing. — Schon schwebten dämmernd wogende Lüfte vor ihren Augen, weidlich, ihnen die Blicke nach der väterlichen Heimath zu wehren. Fernher strahlten aus den klinkenden Fenstern freundliche Lichter, bei deren munterem Scheine die fleißigen Einwohner noch ihr Tagewerk vollbrachten.

Karl, sagte Julius sanft gerührt, das ist unsere Vaterstadt.

Karl. O mein Blick schweift weit umher, aber ich erwünsche meine Augen, die die Dämmerung nicht zu durchdringen vermögen.

Julius. Tausend Bilder der Vergangenheit flattern in buntem Gewühle um mich her.

Karl. So mächtig stürmt die Erinnerung

auf mich ein, als daß ich meiner Thantafie gewissten könnte, über Dillet zu ordnen.

Julius. Hier waren wir so glücklich.

Karl. Unserer Wünsche so wenig.

Julius. Ihre Befriedigung so leicht.

Karl. Dort am Bache war unser Spielplatz.

Julius. Ja, wie lag dann der Ball in die Lüste!

Karl. Wie pflühten die Schwärmer!

Julius. Wie hoben sich martialisch die Feuchtsapeln.

Karl. Dort muß auch noch die Laube sein.

Julius. Wo wir zusammen unsere Schularbeiten verrichten.

Karl. Wie oft haßt Du mir bei einer schönen Stelle im Herze, oder einer Note um zu rufen.

Julius. Wie oft verheißest Du meine Exzellenzen.

Karl. Hier tritten wir uns freundschaftlich über Handel und Eris.

Julius. Du bistest Hannibal für arder,
 Jammerst bei der Erzählung im Vord von den
 Schlachtern bei Cannä und dem Tetrantmenschen
 En, ich — —

Karl. O, ein Plutarch würde sich über unsre
 Parallelen gefreut haben!

Julius. Hier laßst Du mir vor aus dem Ho-
 mer, von Andromachä, wie sie mit weinendem
 Auge sanft über Hekand lag.

Karl. Wie jsterten wir für Hektor, wenn er
 mit Achillend lecht.

Julius. Und hatten Mäße die Hekand zu aus-
 terbrücken, als er unterlag.

Karl. Es waren doch glückliche Zeiten!

Julius. Leicht und ungetrübt liegen sie dahin!

Karl. Des Großmanns jarte Blame spricste
 frei und hoch empor —

Julius. Ja und war noch alles so ungetrübt,
 unsre Menschenliebe in glücklicher Unerschöpflichkeit
 allgemein.

Karl. Ach Julius, welche Quelle des Glückes
ist so reich als die Jugend!

Julius. — Und Freundschaft?

Karl. Und Freundschaft — o das setze auch ich
mit der ganzen Fülle meines Gefühls hinzu.

Julius. Wie wenige Menschen kennen das
Glück an einem Freundesbusen zu ruhen, an dem
Pochen seines Herzens, an seines Auges sanftem
Theilen es zu wissen, es liebe uns.

Karl. (mit heftigem Gefühle) Julius!

Julius. Karl!

Beide flogen von ihren Pferden, stürzten sich
in die Arme und ruhten einige selige Augenblicke
an Freundesherzen.

„Karl, sagte Julius, und trenne keine
Macht.“

Karl. Keine.

Julius. Keinem Verbängniß weiche unser
Freundschaft.

Karl. Freunde bis in den Tod!

Julius. Bis in den Tod —

„Bis in den Tod“ setzte er noch einmal hinzu, indem er ganz das Auge in diesen von so manchem Schwärmer und Narren gemißbrauchten Worten fühlte.

„Arm in Arm, sagte Julius, verließen wir vor drei Jahren unser geliebtes * * *; Arm in Arm wollen wir es jetzt wieder betreten.“

3.

— Julius war allein nach seinem Hause gegangen, während daß Karl nach dem Hause des alten Wilson eilte, um in den Blicken seiner Sophie seines Stüches Behärigung zu lesen. Es war ihm nicht möglich gewesen, seiner heißen Sehnsucht auch nur bis zum folgenden Morgen Schranken zu setzen.

Julius ward mit der ganzen herzlichsten Freundschaft von allen seinen Hausgenossen und Dienern aufgenommen, mit der ganzen offenen, ungekünstelten Freude, die unverdorbenen Menschen, deren Gefühle noch nicht unter der Schere der

Kunst gelitten, so eigen ist, und ein treuer, wenn auch etwas derber Händedruck war ihm unendlich lieber, als ihm der prunkende Galimatrias, und gekränkte Pathos eines Geübte lügenden Hofmanns gewesen fern würde. Mit tiefer Nührung betrat er das Zimmer seines ach! schon hinübergegangenen Vaters, mit wehmüthiger Freude sein ehemaliges Stübchen, in dem er so manche frohe Stunde mit sich und seinem Freunde zugebracht hatte. Jeder Tisch, jeder Stuhl war ihm theuer. Er öffnete das Schreibpult, um ganz in der Erinnerung an seine vorigen Gedanken und Lieblingsideen zu schwelgen. Da lagen seine Papiere zerstreut umher. Er griff nach einem und las:

„Ach es reist hienieden keine Freude,
Heßnung spielt mit uns ihr Kinderübel;
Wie wird Wirklichkeit des Müdes Abwands,
Täuschungen sind alles was wir haben,
Nur haben wir im Leben nie.“

— „Sonderbar,“ rief Julius aus, daß ich auch grade diese Aufwallung einer schwarzblütigen

Stunde jetzt in die Hände bekommen muß! —
 Jetzt, da ich in meine Jugendjahre zurück sehen
 will, um mich durch ihre freundlichen Blicke zu
 den ersten Geschäften des Mannes zu erheitern,
 jetzt finde ich statt eines Sonnenblickes Nebel,
 konnte sich an den lachenden Himmel dieser Jahre
 eine Welle drängen, wie werden sie nicht jetzt
 schaarenweis sich um mich her schwärzen?

Er durchblätterte, um sich dieser unangenehmen
 Gedanken zu ent schlagen, die übrigen zerstreuten
 Papiere. Da flatterte die ganze Reihe seiner Jus-
 gendjahre vor seinem Blicke im lachenden Länzen
 vorüber. Es waren theils abgerissene Gedanken
 über den Menschen, alle von der guten Seite be-
 trachtet, denen also freilich nichts fehlte, als empis-
 rische Psychologie, theils kleine Gedichte, meistens
 in dithyrambischem Metrum, welche die Fluth der
 Empfindungen, mit der sie geschrieben wurden,
 nur zu deutlich anzeigten. — Doch nichts ver-
 mochte den unangenehmen Eindruck, den jene

schwerblütigen langsam einherschreitenden Spenn-
dägen auf ihn bewirkt hatten, zu vertilgen.

Lanae lag er nachdenkend da, und in seiner Seele war nicht jene hohe selige Klarheit, die ihm sonst so eigen war; unruhige Gedanken rührten seine Seele an und quälten ihn über seine und seines Freundes Zukunft. Jene Stelle in dem Briefe des alten Winnow schien jetzt auch ihm bedeutend, ob er gleich jede traurige Auslegung für abentheuerlich hielt.

Da hörte er Jemanden die Treppe hinaufstürmen; die Thür ward aufgerissen und athemlos stürzte Karl herein. Todtenblaß war sein Gesicht, um das wild sich seine flatternden Haare schlangen, sein Auge irrte unthätig umher, seine Hand zitterte, sein Knie wankte. Er war ganz das Bild des Mannes, der, nachdem er lange wider den Schmerz gekämpft hat, erschöpft, als Opfer, grasbesaßt zu ringen aufhört und sich der ruhigen Verzweiflung hingiebt.

Julius eilte erdbeckelt hinzu, hob ihn in seine Arme und fragte besorgt nach der Ursache seines Leidens. Karl sah ihn mit einem kraftlosen Blick lange an, reichte ihm seine Hand und sagte: Julius, unsre Träume, meine Ahnungen: er fluchte. Dann fuhr er gesammelter fort: Das Gewebe des Schicksals konnten wir nicht durchschauen, wir gingen sorglos über die lachende Aue, wo das Verhängniß seine Gruben für uns bereitet hat.

Julius. Ich verstehe Dich nicht, rede, theurer, einziger Freund, rede!

Karl schwieg einige Augenblicke, und sah starr den Boden an, dann hob er den Blick und sagte: Vergieb mir, daß ich Dich verkannte, Dich verkennen konnte, wenn auch nur auf einige Augenblicke. Du nennst mich Deinen Freund und Dein Mund hat nie gelogen.

Julius. Ich beschwöre Dich bei dieser Freundschaft, rede!

Karl. Ich fühle mich jetzt wieder Karl. Der Mensch, dem man alle Hoffnung geraubt hat, der mit dem ganz zerdrückten Herzen nichts mehr wünschen, nichts mehr fürchten kann, ist auch groß. — Ach Julius, daß eine einzige Minute so viel Gist in unser Herz sprützen kann! — Ich habe Dir nur wenige Worte zu sagen, aber sie enthalten Viel — sehr Viel: „Sophie ist für mich verloren.“

Julius. (sehr erschrocken) Verloren?

Karl. Verloren.

Julius. Karl!

Karl. Verloren! o, es macht mir Freude, das Wort so lange zu wiederholen, bis ich darüber absterbe.

Julius. Karl, ermanne dich, — Nichts ist ohne Hoffnung.

Karl. Sieh, ich bin ein Mann, denn ich habe noch die Kraft, zu enden: — Man hat sie — Dir bestimmt.

Julius. Mir?

Karl. Dir.

Julius. (nach einigem Stillstehen) Karl,
Du mußt sie besitzen.

Karl. Das Schicksal giebt sie Dir. — Freilich
lebt sie mich, daß sagten ihre Thränen, aber die
trocknen leicht, freilich bin ich unglücklich, aber, —
der Schmerz stumpft sich ab — und meine Seuf-
zer bringen nicht an Dein Ohr. — — — O ver-
gieb mir, ich habe Dich von neuem beleidigt. —
Vergieb mir, dem Armen, mit dem zerrütteten
Verstande, mit dem zertretenen Herzen.

Julius. Karl, wenn eine Rettung möglich ist,
so erwarte sie von mir, und — hier meine Hand —
ich schätze, achte und liebe Sophien — aber sie
wird meine Gattin nicht.

Karl. Und Du verzeihst mir?

Julius. (umarmt ihn) Du kannst fragen?
(nach einer Pause) Kannst Du mir jetzt erzählen?

Karl. Es wird mir Linderung geben, und
mich mit meinem Schmerze vertrauter machen. —
Ich eilte zu Willnow. — Ich sage Dir nichts von

meiner Stimmung, ich hatte durch unser letztes Gespräch ganz meine frohe Laune wieder erhalten. Die Zukunft lachte mich an, aber ich dachte nicht, daß das Schicksal hönisch dazwischen lachte. — Meine Sophie ließ mir entgegen, und streckte ihre Arme nach mir aus, als ich die Thür öffnete, aber, wie durch einen feindlichen Zauber gelähmt, ließ sie sie mit Mühe wieder zurückrücken; doch die Thräne in ihrem Auge konnte, kein strenges, eisernes Pflichtgebot zurückzuberren. Ich stand erschrocken da; ihr Vater — Du weißt, mein Herz, fühlte sich ihm wie *angezogen*. — *ging mit ruhiger Miene mir entgegen und bot mir ein Willkommen.* Ich hörte ihn nicht und ging zu Eszthien. — „Und meine Sophie, sagte ich zitternd, giebt mir kein Willkommen nach einer dreijährigen Abwesenheit?“ — Ich wünsche Ihnen alles Glück in Ihrer Vaterstadt, antwortete sie mit einem Seufzer, den sie nicht, wie eine neue Thräne, die sie mit ihren langen Augenwimpern zerdrückte, unbemerktbar machen konnte. — Ihr

Vater winkte ihr, und sie gieng langsam aus dem Zimmer. Ich stand erschüttert da. Wilsons Gesicht erheiterte sich, er drückte mir mehrere Male die Hand und zog mich auf einen Cessel. Wie ein Mensch, der in zitternder Erwartung auf ein Orakel horcht, blickte ich mit gespannter Aufmerksamkeit nach ihm hin, um keines seiner Worte zu verhören.

„Ich habe Sie immer als einen Mann gekannt, als einen Mann in des Wortes weitester Bedeutung, geschätzt. Sie werden mir auch jetzt diese Meinung nicht rauben wollen.“

Er schien eine Antwort zu erwarten, aber ich befestete noch immer meinen Blick starr auf ihn, ohne durch Erwidern die Quaal der Ungewissheit verlängern zu wollen. Er fuhr fort:

„Wir sind nicht die Beherrscher des Schicksals, alle müssen wir seiner Leitung folgen; — Der Thor laut schreiend, der Schwächling die Hände ringend, der Schwärmer verzweifeln, der Weise kalt, ruhig, geduldig.“

Er schwieg wieder, um meine Höllenangst zu vermehren.

Julius. Karl, Du thust ihm Unrecht.

Karl. Ach das Schicksal that mir noch mehr! — Endlich fuhr er nach diesem fürchterlichen Eingangsworten, wovon ich jedes gern mit einem Blutstropfen abgelaufen hätte, so fort:

Woblan, so will ich dann soaleich den Schleier lüften, der Ihnen die Zukunft verhüllt.

Er öffnete seine Schreibtisch, und reichte mir diesen Brief Deines Vaters an ihn. — — Lies, lies es! Ich könnte es nicht noch einmal lesen das schreckliche Wort, das mir meine ganze Seligkeit raubt!

Er sank erschöpft auf das Sopha, und mit krampfhaft zitternden in einander geschlungenen Fingern bestete er den Blick starr auf den Boden. Julius nahm den Brief und las ihn leise für sich:

„**Letzte Bitte an meinen Freund Wilnow.**

„Ich fühle mit Ruhe meinen Tod herannahen, denn
 „ich hinterlasse meinen Julius als einen Jüngling
 „von reinem Herzen, hellem Geiste und festen
 „Grundsätzen. Doch weiß ich, daß auch dies kei-
 „ne ganz ungetrübte Glückseligkeit auf dieser Erde
 „verleihen kann. Dieser eine dauerhafte Stütze
 „zu geben, hab ich ihm ein Mädchen ausgesucht,
 „dessen Herz mir dafür bürgt, daß sie gern und
 „willig seine Freuden ihm würzen, seine Leiden
 „ihm tragen helfen wird. Gib ihm Deine gute
 „Tochter Sophie zur Gattin. Mannichfaltige Er-
 „fahrungen haben mich gelehrt, daß keine heftige
 „Leidenenschaften, sondern wechselseitige Achtung
 „das Glück einer Ehe ausmache. Darum wird
 „mein Julius mit Sophien, und sie mit ihm glück-
 „lich seyn. — Nur einer Geprüften kann ich
 „trauen, und Sophie ist geprüft von mir. —
 „Auf meines Sohnes Einwilligung darf ich rech-
 „nen, denn ihm war von jeher jeder meiner Wün-
 „sche heilig, und von Deiner Freundschaft bin ich

„durch zu viele Proben überzeuget, als daß ich an
„Deiner Bereitwilligkeit zweifeln sollte, den
„Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen.“

Theodor v. Hochfeld.

Julius. O daß Du ihm doch kein Geheimniß
aus Deiner Liebe gemacht hättest! — Erzähle
weiter, wenn Du kannst, armer, unglücklicher
Freund.

Carl. Er hatte aufgehört und sah mich an.
Ich stand ohne Bewegung. Alles schien mir in
dem Augenblicke kalt und todt, gar nicht mein
ganzes Leben. Mein Inneres schien sich mit Ent-
setzen vor dem schrecklichen Gedanken zu vertrie-
ben, der meine Seele mit seinem todtbringenden
Hauche getroffen hatte. — Dann kam mir wie-
der der ganze Vorfall wie ein eises, abgeschmadz-
tes Pöbelspiel vor, mit dem das Schicksal mich
neden wollte. Bald hätte ich laut anschauen, bald
laut aufweinen mögen, aber es fehlte mir zu Wei-
dem die Kraft. — Endlich raffte ich mich zusam-
men, riß ihm das Papier aus der Hand, um mein

Todesurtheil selbst zu lesen, und fragte ihn dann mit bebenden Lippen, was er thun wolle.

„Was ich thun muß, antwortete er, danken Sie mir, Sie haben mein ganzes Mitleid, aber der Wille eines Sterbenden einzigen Freundes ist mir heilig.“

Heiliger? fragte ich, heiliger als das ganze Glück eines Menschen, das Sie mit diesem Worte vernichten, — mehr werth als das Herz eines Jünglings, das Sie mit diesem Schlage zertreten?

Er erinnerte mich an Zeit und Gewohnheit — das schien mir in diesem Momente der bitterste Spott. Ich knirschte mit den Zähnen, stieß ein hallendes Gelächter aus, und sah ihn wild an. Er verließ mich. —

Da stand ich nun einsam, verlassen von Allem. Meine Wünsche zertrümmert, meine Hoffnungen in ihr Nichts zurückgedrückt, mein Herz vergiftet. Mühe kostete es mich noch immer, mich selbst von der Gewisheit meines Elendes zu übers

zeugen; leben schrak meine Seele vor den ungeheuern Abgründe zurück, in den sich jene lächelnde Flur verwandelt, die noch vor kurzem mit meiner Phantasie vorgelaufelt hatte. Ich war in dieser Stunde Jahre alt geworden. Endlich verließ ich das Haus; schon war es später Abend, aber mir war die Nacht nicht schwarz genug. Ich begegnete einen Menschen neben mir weinen, ich fiel ihm stürmisch um den Hals und rief: „Nieh mir deine Thränen, Mensch, ich habe keine und bedarf sie mehr als du!“ — Er entsetzte sich vor meiner wilden Miene und eilte furchtsam hinweg. — Da hörte ich ein frohes Lied von einer heitern Gesellschaft aus einem hellerleuchteten Zimmer schallen, und ich hätte hinaufstürmen und sie alle gewinnen wollen, in meine Klagen einzustimmen. — So gelangte ich zu Dir.

Karl legte seine bleiche Wange an seines Freundes Herz, und fühlte mit Wehmuth, wie hartliches Mitgefühl es klingen machte. Beide Freunde schwiegen, Karl verlor sich in Träumereien, Ju-

luis war sehr ernst und tief nachdenkend. Eine große Ahnung flog durch seine Seele, die magisch ihn seine Arme um seinen Karl schlingen ließ. Er drückte ihn lange fest, doch ohne Leidenschaft an sein Herz. Endlich sagte er gelassen:

„Sei ruhig, Karl, wenn Du es seyn kannst — Entscheidung soll Dir bald werden.“

O, ich bin sehr ruhig, sagte Karl, ganz ruhig? und eine heiße Thräne brannte in seinem Auge.

„Morgen mit dem Fröhsten gehe ich zu Wilnow. Ist es möglich, daß sein Entschluß geändert werde, so — — und — hier noch einmal meine Hand — meine Gattin wird Sophie nie.“

Karl. Ich fühle das Große dieser Aufopferung, aber — wenn auch das vergeblich ist — — —

Julius. Dann giebt es noch ein Mittel (nach einer langen Pause) noch eins — zwar schwer, aber (indem er ihm um den Hals fälle) ich will es wagen.

Karl. Ich verstehe Dich nicht, mein Vater.

Julius. Die Zeit wird alles eröffnen. Noch einmal sei ruhig — bleib bei mir und, wenn Du kannst, schlafe, Du bedarfst der Ruhe.

Karl mußte, auf sein Bitten sich zur Ruhe begeben; Reise und Schmerz hatten ihn erschöpft, mittheilig drückte der Schlaf seine Schläfe.

Julius ging noch lange nachdenkend im Zimmer auf und ab, dann entschlief auch er und erwachte, als der junge Morgen mit frischem Roth die östlichen thauigen Wollen farbte.

Dann eilte er schnell zu Wilnom, um seinem harrenden Freunde Entscheidung seines Schicksals zu bringen. Julius fand Corbien allein im Zimmer. Eine sanfte Blässe war über ihr Gesicht verbreitet, ihr Auge beschattete der Schleier einer Schwermuth, wie sie nur edlen Menschen eigen ist, die nicht nurrt, nicht hadert mit dem Schicksale, sondern mit erkämpfter Ruhe sanft mit dem Unglücke vertraut geworden ist, und um nichts mehr wünscht, nichts mehr heßt, als Kraft zum

Duften. Vor ihr lag ein Buch, das sie bei seinem Anblicke weglegte.

Julius trat bescheiden näher und küßte ihre Hand. Er war so gefaßt gewesen als er hereintrat, jetzt bemächtigte sich keiner wirkliche Verlegenheit. So reizend hatte er sich Sophien nicht gedacht — so sehr hatten sich in den drei Jahren seiner Abwesenheit alle damals noch im Keime verborgen liegende Schönheiten entfaltet. Doch nur augenblicklich war seine Verwirrung, dann stellte sich der Gedanke: „Dies Mädchen gehört deinem Freunde“ lebhaft vor seine Seele und seine ganze Fassung kehrte zurück, und er betrachtete sie ruhig. Jetzt überfiel eine Röthe Sophiens Wangen, und sie fragte ihn, ob sie ihren Vater rufen solle.

„Auch mit ihm habe ich zu reden,“ antwortete Julius, aber ich darf diese ersuchte Gelegenheit mit Ihnen allein zu reden, nicht fahren lassen.“

Sophie. Reden Sie ganz offen.

Julius. Offen und künftlos. — — Erbitte,
Sie kennen die Veränderung unsers Schicksals.

Sophie. Ich kenne es.

Julius. (ihre Hand ergreifend) Darf ich ei-
ne Frage thun, die, vielleicht unbedeuten, von
der Wichtigkeit der Sache nur entschuldigt wer-
den kann?

Sophie. Fragen Sie?

Julius. Nennen Sie meinen Freund Karl
Hochstet?

Sophie. Herr von Wardenau — —

Julius. Noch einmal, Verzeihung, aber ich
muß sie wiederholen.

Sophie. (nach einer Pause) Ich werde mei-
nem Vater gehorchen.

Julius. Noch habe ich mich freilich Ihres Ver-
trauens nicht würdig gemacht — —

Sophie. (mit Wahrheit) Ich liebe Sie.

Julius. Ich will diese Liebe verdienen, ich
will Sie verdienen, indem ich Ihr
eigenes Verhängniß entsage.

Sophie. (Im zweifelhaften Erkennen)

Julius. Ich kenne das Glück, dem ich entsage,
aber ich resignire doch.

Sophie. Sie verdienen ein besseres Mädchen
als mich.

Julius. Nein, ich will nur Ihre Achtung
verdienen — und meinem Freunde Grund sein —
nichts weiter. Wenn ich mir einst schmeicheln
durf, Ihr und sein Glück erlangt zu haben,
dann — — läßt es sich laust denken.

Sophie. Eder Mann! — Aber ich fürchte
— —

Julius. Hoffen Sie.

Sophie. Hoffen? Ach hier ist kein Ausweg.
Mein Vater ist gut, aber er hält Liebe für ein
Phantom. Und dieser Chimäre wird er — unge-
achtet Ihrer Entsagung — seines Freundes-leb-
ten Wunsch nicht opfern.

Julius. Sonderbar, wie kann ein Mann
mit so feinem Geblüte für Freundschaft, so ganz
ohne Sinn für Liebe sein?

Sophie. — Ich sehe auch noch andere unabweisliche Hindernisse. Er schätzt Sie unaussprechlich; nur gegen Karl ist er nicht so gerecht.

Julius. (mit Jener) Er wird ihn lieben müssen! meinen edlen Freund! — O daß er ihn kannte! — zwar sind rauhend und wild noch seine Leidenschaften, aber nie klappte sein Herz als für die Tugend. Sein Verstand sieht schnell, warum sind seine Handlungen rash, aber immer von einem edlen Herzen geleitet. — O dieses Herz! — Nur Sie, meine Freundin, nur Sie verdienen ein solches Herz!

Sophie. (innig) O wie schätz ich Sie wegen dieses schönen Catharineums!

Julius. Seine Liebe zu Ihnen gab seinem Herzen Stärke — und dieses Herz sollte ich vor Gram undummer absterben sehen! — —

Sophie. (mit Thränen) Trösten Sie ihn, edler Mann, ich habe nichts als diese Thränen.

Julius. O ich hätte Muth, um diese Thä-
ren zu trocknen, den Kampf mit dem Schicksal
zu wagen.

Sophie. Sagen Sie ihm, er möge ringen
mit sich, wie ich mit mir gerungen habe, ihn zu
verlassen. Wenn auch das Herz unter dem schars-
fen Dolche der Pflicht verblutet; ein edles Selbst-
gefühl macht selbst den Tod uns minder bitter.

Julius. Sie und er müssen glücklich seyn. —
(langsam und bedeutend) In Ihnen ist es nicht,
diese Erfahrung zu machen. — Vielleicht an ei-
nem Andern.

Sophie. Ich verheirathe Sie nicht.

Julius. (nach einer Pause) Es war — ohne
Bedeutung. — Also — noch einmal — heißen Sie.

Sophie. Ich hab' meine Hoffnungen alle zu
Grabe getragen. — (nach einer Pause in der sie
Julius mit tiefem Gefühle betrachtet) Es hat mir
Nüthe gekostet, wahrlich ich hatte unerblicklichen
Kampf, ehe mein Verstand jede Hoffnung aus
meinem Herzen tilgen konnte. Die Phantasie

schafft ja nicht auf dem Todtenbette unserer Wün-
sche neue Hoffnungen. Nur ein gezeichnetes
Herk kann sie ganz zum Schwercen bringen. (mit
matter Stimme) Dann ist man ruhig, sehr ruhig.

Julius. Um Gottes Willen, nicht diese kalte
Reignation.

Sophie. Was bleibt mir übrig? — Mir das
das Schicksal alles anvertraut — alles, nur mein
Erdbehold nicht. (mit heiserer Stimme) Ich
hatte ihn sehr geliebt — was sollte Verstellung,
ich sage es ja keinem einzigen Freunde — es war
mein höchster Wunsch, meines Karls Weg, wenn
auch nur mit einigen weichen Kissen zu schmöl-
len. Wovon Karls lag ich? Ach, mein treuer
Herr hätte sein Elend, seine Noth von dem besten
trennen sollen, — das konnte nur der Tod
meines Vaters. — Von bin ich es gewiss, wenn
ne Liebe zu erlösen, wenn ich auch nicht dabei zu
Grunde gehe. Sein Alles hängt an diesem Be-
heime und — dann — muß ich, — aber es

wird mir doch schwer, wesentlich schwer. (Sie haßt erschöpft, weinend auf seine Schulter)

Julius. (mit Festigkeit) Nein, noch ist Hoffnung da, noch ist nicht alles dahin. Nein, there are Mädchen, die kann das Schicksal nicht zu ewigem Leiden bestimmt haben, das traut ich dem Verhängnisse nicht zu. Muth, Muth, ich will handeln für Sie!

Er sah sie mit leuchtenden Augen an, und sein Blick schien ihr Muth ins Herz zu haalen, denn auf ihrem zarten bleichen Wangen malte sich wieder eine seine Röthe. — „Ich will Ihnen meinen Vater rufen“ sagte sie und ging.

Julius maß mit langsamem Schritten das Zimmer. — „Bedurfte es denn so viel, sprach er leise, um einen Entschluß in mir zur Reife zu bringen? Meines Freundes Verwerfung, eines edlen Mädchens verlorne Gütlichkeit? — Zwei alte Menschen auf ewig unglücklich — auf ewig, denn da ist keine Er schöpfung des Schmerzes möglich, weil jeder Tag ihm neuen Zuwachs giebt. —

«*Ich! Ich! wer bin ich? Einmal habe ich ja. —
 O Dank Dir, Högötter, ich verfühle deinen
 Will!*»

Der heimtretende Willen unterdrückte seine
 Schwärmerie. Er sollte Julius schnell entgegen-
 treten wie ein mit vielem Feuer, nannte ihn ja
 verwundeten Kolen seinen Erben. und ließ sich
 nicht vor machen, als Julius eine Annäherung
 sehr sehr erwischte.

Ich möchte meine Leser ja erwidern möchten
 wissen, wenn ich ihr ganzes Gespräch hier mit-
 theilte, wieviel bekannt auf Julius Charakter
 das glanzvolle Licht ansetzen würde. Vergebens
 vergebens: er ist eine ganze Verblüffung, vergebens
 heißt er ihm das Angeld seiner Verdienste
 vor, daß sein Werk sein werde, vergebens bewies
 er ihm, daß sein eigener Vater sicher nicht jene
 letzte Bitte geben haben würde, wenn er mit
 dem Verhältnisse zwischen Karl und Corbinien ver-
 faßt gewesen wäre, vergebens war selbst seine
 heilige Verheißung, daß er nie Corbinien Gatte

worben würde. Wilam blieb ruhig, nach einiger
 Weile: „Doch er ihm selbst sicherlich nicht zuzugeben
 konnte, seinem Vater zu gehorchen, daß ihm
 aber die Pflichten eines Freundes zu heilig wären,
 um sie einer Liebe zu opfern, die mit der Zeit ver-
 raschen werde.

Um ganz verständlich zu werden, muß ich hier
 einige Worte über Wilams Charakter einholen
 da. Sein Herz war durchaus nicht schlecht, nur
 hatten einige seiner Neigungen und Triebe eine
 solche Richtung genommen. Letzte Erscheinun-
 gen und eine Unzufriedenheit, die nur von ei-
 nigen Jochschmerzen abgesehen war, hatten sein
 Herz irre geleitet, und verblüfften gemacht. Vor
 einem einzigen Menschen kannte er ganz, näm-
 lich seinem einzigen Freunde Theodor v. Hoffmann,
 denn dieses Mannes edles Herz hatte sich zu eben-
 der gezeigt, um daran zuweifeln zu können. Die-
 sesen Freund hatte Wilam sein Leben gegessen,
 aber fast alle andere Menschen waren ihm ver-
 ächtlich. Von Liebe und ihrer Macht und Größe

hatten er sich nie einen Begriff gemacht, so wie er überhaupt das weibliche Geschlecht, von dem er sehr verachtete Begriffe hatte, keiner dauernden Verwahnung fähig und es unter der Würde eines Mannes hielt, seine erste Zeit mit ihnen zu vertheilen. — *Chengy* war ein anderer Fehler seines ungeschulten, und bei dieser Gelegenheit nur zu sehen Charakters, und aus dieser Sucht nach Wissen sich ein neues Mittel, die Verbindung seiner Tugenden mit *Julius* zu wünschen, von dessen Geburt, Kenntnissen und Talenten er mit Recht erwarten durfte, daß sie ihm den Weg zu den glanzvollsten Ehrenstellen bahnen würden. Zwar bewachte er Nach diese beiden letzten Eigenschaften nicht abirrend, allein Karl war noch, bei dem edeln Herzen, nicht ganz von allem brausenden Jüngsthum frei, so sehr Mühe er sich auch ab zu geben zu sehen, da er wußte, daß *Wilhelm* nur entschlossene Charaktere achtete.

Julius sah bald ein, daß hier jede neue Ver-
ordnung vergeblich sein müsse, und sagte: „Ich

also soll die Urfach von meines Freundes Unglücke seyn? "

Wilnow zuckte die Achseln.

Julius. Sie würden ihm also Ihre Sophie gegeben haben, wenn nicht dieser unglückliche Zusammenstoß von Umständen mich an seine Stelle führte?

Wilnow. Ich schätze Ihren Freund und würde ihn gern meinen Sohn genannt haben. — (halb lächelnd) Sie sehen indeß, daß so lange Sie leben, er nicht dessen darf.

Julius. Ihre Hand darauf, daß nur ich seinem Stütze im Wege stehe.

Wilnow. (befremdet) Ich sehe nicht ein —

Julius. (dringend) Es liegt mir alles daran — Ihre Hand.

Wilnow. Ob ich gleich nicht begreife — hier ist sie.

Julius. Wohlan, ich habe Ihr Ehrenwort, und das bricht kein ehrlicher Mann. (nach einer Pause) Wenn Sie es brägen! — Wahrlich, Sie

Könnten selbst von der ewigen Güte keine Vergeltung ersehen? — — — Doch das werden Sie nicht — ich kenne Sie. Leben Sie wohl.

Er ging langsam und mit etwas schwankenden Schritten aus dem Zimmer. Wilhelm sah ihm stumm nach, wiederholte sich alle seine geheimnißvollen Worte und erschrak vor der Negativität seiner Anslegung, doch bald halfen ihm seine einstigen Erfahrungen über seine Gefürchtungen weichen und beruhigt ging er auf sein Zimmer.

Furcht und Hoffnung im Gesichte sah Karl Julius entgegen, und indem er traulich an sein Herz faß, wo er die Freude und den Schmerz am besten zu befehlen hoffte, rief er: „Ende, ende meine analocke Ungewißheit.“

„Wart“ sagte Julius und ließ seine vielversprechenden Blicke auf ihn ruhen.

Karl. Was verkündet mir dieser Blick?

Julius. — Es ist entschieden. — — Ewig ist Dein.

Karl. Mein? Sophie mein? — Großer, einziger Freund, ich danke sie Dir! o sprich, eile, nicht diese Ruhe bei meinem Glücke, bei meiner Seligkeit, die Du mir errangst?

Julius. Ja, ich will sie Dir erringen.

Karl. Du willst?

Julius. Höre nicht auf meine Worte. — Genuß sie ist Dein.

Karl. Ach! und ich habe keine Worte! — Was ist im Himmel keinen Dank für Dich, einziger Freund, keine Thräne für Dich?

Julius. (nach einer Pause) Ich habe eine Bitte an Dich.

Karl. Fordere mein Leben. Nur ein Jahr in Sophies Armen, und ich darf nicht murren, wenn das Schicksal mich weidet und straft.

Julius. Meine Bitte ist so groß nicht. — Du darfst nicht zu Wilhoms — vor diesem Abend nicht.

Karl. Nicht?

Julius. Es kann nicht sein. Bringe der Nothwendigkeit dies Opfer. Noch muß Dir das

Worum verheeren bleiben. Meine Zeit ist beschränkt. -- Doch den heutigen Abend genießen wir noch miteinander. Um sechs Uhr erwarte ich Dich, dann schenkt Du mir noch ein paar Stunden, und Du gehst zu Wilsons -- aus meinen in Seybarts Arme.

Karl beachtete ihn nicht, doch, da er im Besichte seines Freundes lag, daß wichtige Gründe diese Entschlossenheit forderten, so willigte er ein, drückte ihm mit Wärme die Hand und ging schweigend.

Julius schöpfte tief Athem, als er sich allein sah. Er lehnte sich an einen Fenserrahmen und sah hinaus in die blühende Natur. Frühlingslüfte wehten um ihn her, Melodie der gelängsten Sänger tönte um sein Ohr. Alles war in ruhiger Heiterkeit. Da dränate sich eine sanfte Wehmuth an sein Herz, die seiner Thätigkeit gefährlich zu werden schien.

„Kann es nicht anders seyn? sprach er, ist kein anderer Weg möglich, als dieser, vor dem das bangte Herz zurückscheut?

Er versank in ein langes Nachdenken.

„Es ist nicht anders!“ sprach er ruhig. —
 „Kann die Schlangenberechsamkeit des Egoismus
 die Gefühle der Freundschaft besiegen, kalter, grüß-
 beluder Eigennutz den männlichen Entschluß mit
 dem Namen: „Schwärmerei“ brandmarken?
 „Schwärmerei!“ — Kann man für einen Freund
 schwärmen? — Zwei Menschen unwiederbringlich
 verloren und ich zaudere? — Soll ich mich vom
 Zufalle besiegen lassen, den ~~Wort~~ ^{Wort} der Verlobung
 missverstehen? — und ich wauke noch? — Karl,
 Jüngling mit dem edlen Geiste, der für die Welt
 verloren wäre, halte mir meinen Schwur der
 Freundschaft vor! — Sophie, Mädchen mit dem
 gebrochenen Herzen — Ihr Beide solltet nicht
 mehr als ein mäßiges Mitleiden in mir erweck-
 ten? — Ich sollte euch dahinsiechen sehen können
 und ruhigst zusehen? — Und verdient Karl
 nicht, was ich für ihn thue? — Was wäre ihm
 für mich zu thun unmöglich? — und ich ...? —
 Ich bin entschieden.“

Er trankte den ganzen übrigen Theil des Tages endlich an seinem Tische zu, schrieb, rauchte, erbucte und verbrannte Variete, und stand erst gegen Abend auf. Jetzt, als sein Freund kam, bedeckte er den zuletzt geschriebenen Brief, der ihm die weiße Kiste aufsetzt, in seine Schreibtisch und beauftragte ihn dergleichen. Karl erzählte, daß er verächtlich sich zu zerstreuen gesucht, daß weder Chastitee, noch Sterne, weder Rousseau noch Montesquieu, weder Schiller noch Lessing ihn heute hätten anleben können, weil seine zerstreuten Gedanken dem süßen, mächtigen Juss der Harmonie nicht zu folgen vermöchten, daß ihm die Stunden zu Jahren geworden wären und seine Freude nun grenzenlos sei, da mit dem heran nahenden Abende ihm Aufschluß werden solle.

Johann bat ihn, da der Abend so schön sei, um ihn auf dem Zimmer zu vertheuern, einen Spaziergang mit ihm vor das Thor zu machen. — Ihr Weg ging in ein kleines malerisches Thal, von kleinen Hügeln umgeben, voll stiller Bäume

über Ruhe. Julius sprach viel von ernsten erhabenen Gegenständen, über Got, Unsterblichkeit und Willensfreiheit. Beide Freunde waren von jeder eifrige Vertheidiger und Kenner der freisinnigen Philosophie und ganz der von allem Eudämonismus gereinigten Moral zugesthan. Doch nie fühlte Julius so sehr als heute die Unmöglichkeit eines Glückseligkeitsprincips.

Julius ward mit jedem Augenblicke, der sie dem Scheiden näher brachte, ernster und feierlicher. — Es schlug acht Uhr, und noch nie hatte ihm der ruhige Schlag der Abendglocke so traurig geklungen.

„Wir müssen bald scheiden, mein Karl,“ sprach er endlich — „Ich kann Dir den Schmerz nicht ersetzen — ein wenig Vermuth in den Restars becher darf ihn Dir nicht verwürzen. Ich muß Dich ... auf lange Zeit verlassen.“

Karl. Verlassen? auf lange Zeit?

Julius. Nicht auf immer! (sehr feierlich)
Dein allgütigen Gotte nicht auf immer!

Karl. — Und wohin willst Du?

Julius. Ich kann, ich darf Dir diese Frage nicht beantworten. — Ich muß weit von hier, mein Vater.

Karl. Du hast Geheimnisse vor mir? (wacht mählich) Geheimnisse vor Deinem Freunde, der Dich so innig liebt, Dich nie genug lieben kann?

Julius. Es ist das Einzige — vergieh mir.

Karl. Und Du willst nicht Zeuge meines Stillsitzens sein?

Julius. Ich werde Jünger sein.

Karl. Freilich wirst Du mich immer noch glücklich sich sehen, und sehest Du auch erst dann zurück, wenn schon das Alter meinen Körper drückt. Wenn mir das Schicksal meine Sehne nicht nimmt, so werde ich immer glücklich sein. (schnell) Meine Sehne und Dich nicht!

Julius. Das schmerzt mich tief, Dich jetzt von mir lassen zu müssen. Es ist hart!

Karl. Du weinst?

Julius. (an seinem Bufen) Laß mich weinen,
in diesen weißen Thränen löst sich meine heisse
Herk.

Karl. Ob daß auch ich weinen könnte, aber mir
ist so eng, so getreht!

Julius. Deine Thränen werden bald rinnen!

Karl. (Pauk) Ist denn kein Aufschub Dein
der Reife möglich?

Julius. Keiner, keiner!

Karl. Ach, Julius, Du bekümmerst mich, Dein
ne Schatzthätig sind nicht ruhig.

Julius. Ich bin ruhig. (gesteht) Karl, ich ha-
be eine große Bitte an Dich.

Karl. Jede, bei unserer Freundschaft, jede sey
Dir gemüthet.

Julius. Du kennst des Menschen Bestim-
mung, o, vergiß sie nie. Sey immer gut —
Karl, das Wort hat eine große Bedeutung. Laß
keinen Schanden, vor dem Du auch nur schwach
erröthen müßtest, Deines Herzens Heiligkeit ent-
weihen. Lebe die Menschen! der gütige Gott

des Misstrauens müsse wie auf dem Spiegel Deines Herzens haften. Noch einmal, liebe die Menschen, nütze ihnen bis zum letzten Pulsstöße Deines Lebens, nütze ihnen selbst mit Deinem Leben.

Karl. Julius, Du bist so feierlich, Verklärung herrscht in Deinen Zügen.

Julius. — Versprichst Du mir, meine Bitte heilsam zu halten?

Karl. Beim göttigen Gott, ich will!

Julius. Schwört mir nie von der Tugend zu weichen!

Karl. Ich schwöre es in Deine Hand. Die Erinnerung an diese feierliche Stunde sey mein Talisman.

Julius. Laß nie des Schicksals Stürme über Deinen Rath liegen, des Schreckens Donner Dich nie zu Boden stürzen. — Geliebte, Freunde können Dir sterben, verzweifle nicht, meine und — lebe! — Versprichst Du mir auch das?

Karl. Julius, Julius!

Julius. O, um Gotteswillen, versprich mir zu leben? auch bei dem größten Unglücke dem Schicksale nie als Feiger zu entweichen.

Karl. Alles, alles verspreche ich Dir.

Julius. So leb wohl. Geh zu Wilnow und gib ihm diesen Brief — er enthält — — Dein Glück. Ich bleibe hier noch. Die Diokuren *) leuchten Dir. (er küßt ihn) Sei glücklich.

Karl ging mit schwerem Herzen und langsamen Schritten den Weg nach Wilnows Hause. Vergeblich suchte sein Verstand sein Herz zu überzeugen, daß Glück seiner harre — trübe Ahnungen beklemmten sein Herz und verschonchten, Harpyen gleich, jede Hoffnung. Endlich kam er zu Wilnow. Rasch stürzte er die Treppe hinauf, fiel der erschrockenen Sophie um den Hals, und indem er seines Freundes Brief Wilnow hinreichte, rief er: „Sie ist mein, sie ist mein.“ — Wil-

*) Das bekannte Gefirn: Casor und Pollux

now eröffnete dem Karl verheerenden Brief, sah, ward blaß, und gab ihm Karl mit einem Ausrufe des Entsetzens. — Kaum hatte dieser die ersten Zeilen gelesen, als er seinen bebenden Händen entfiel. — Karls Knie wankten, sein Auge ward dunkel, krampfhaft waren alle seine Muskeln gespannt, er schien von unsichtbarer Hand den Todesstoß zu erwarten. Dann raffte er sich mit wüthender Kraft auf, riß Wilnow zu sich, und stürzte mit dem bebenden Ausrufe: „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ in tobender Eile aus dem Hause. Wilnow folgte ihm, und ein Bedienter trug ihm auf seinen Befehl eine brennende Laterne und eine unangezündete Fackel nach.

Julius Brief an Wilnow lautete so:

„Wenn Sie dieses lesen, bin ich schon nicht mehr. Ich stand meinem Freunde in seinem Glück entgegen, mein Tod hat den Knoten zerhaueu. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Sie konnten nicht anders handeln. Jetzt verzögern Sie meines Karls Glück nicht länger. Er wird

ein treuer Sohn und seiner Versprechungen eingedenk seyn. — Wehe Ihnen, wenn Sie Ihr Ehrenwort brächen, . . doch nein . . Sie sind ein Mann von Ehre. — Mein Vermögen und übrigen Angelegenheiten sind in Ordnung. Sie und Karl sind meine Erben. Leben Sie glücklich! Sophie, seyn Sie meines Freundes treue Gefährtin.“

Julius.

Man sah es an den Buchstaben, daß eine feste, nicht zitternde Hand sie geschrieben hatte.

Athemlos kamen Karl und Wilhem in das dunkle Thal, leuchtend der Bediente ihnen nach. Man zündete die Fackel an, die Flamme knisterte vom Nebel, der sie zu verlöschen suchte. — Karl ergriff sie und durchleuchtete die wogende Dunkelheit. — Tief in einem Gebüsch fand man Julius Leiche. Karl hatte sich mit blutigen Händen einen Weg durch die verschlungenen Dornen gebahnt . .

„O!“ rief er, und drückte heiße Küsse auf Julius kalten Mund — „o warum schlug Deine Freundschaft diese Wunde? Um mich glücklich zu machen, opferst Du Dein großes Leben. O Julius, Julius und hätt' ich tausend Leben, ich könnte Dich nicht der Welt ersparen! — Einziger! Geliebter! warum thatest Du mir das?“

Außer sich ergriff er die Pistole, die noch in Julius Hand ruhte, und würde seinem Leben ein Ende gemacht haben, wenn sie nicht Winem ihm schnell entzissen hätte.

„Du hast recht, guter Mann, sprach Karl, ich will nicht weineidig werden an ihm — ich habe ihm gelebt, zu leben, und zu leiden. — Er kannte mich, darum forderte er den Schwur.“

Die Fackel entfiel seiner Hand. Er sah, wie sie auf dem feuchten Boden verlöschte. — Ja, ich bin Dein Todesengel“ fuhr er fort „ich lösche die Fackel.“

Ein Schmerz wurde Rethmuth; weinend
 sank er auf die Leiche. Auch in Wilno's Auge
 schwamm eine Thräne.

Trübe, wie ein verweintes Auge, blickte der
 Mond auf die traur'ge Scene.

Wilno's Herz war tief gerührt durch Julius
 große Aufopferung. Nach einem Jahre ward
 Karl Sophiens Gatte. Er zog mit ihr auf das
 Land. Ein kleiner Hügel in seinem Garten deckt
 seines Julius Leiche. Eine einfache Marmertas-
 tel dacht daneben, umschlungen von Eichen, hat
 die Inschrift: Freundesopfer.



Einige Worte
über die
Schauspiele
der
Franzosen

von
Franz Horn.

1802.

Yoc 1334

[See page 1]

V o r r e d e.

Diesen kleinen Aufsatz noch mit einer Vorrede zu begleiten, dürfte vielleicht manchem Leser seltsam erscheinen; da ich indeß noch Manches zu sagen wünschte, was ich dem Aufsätze selbst nicht einverleiben konnte, so ist sie mir deshalb

nothwendig geworden. — Erstlich bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich mich nur auf „einige Worte“ beschränkt habe, weshalb ich denn auch bei den gegebenen Resultaten auf die Prämissen nur hindeuten konnte, deren weitere Auseinandersetzung ich mir bis auf eine andere Gelegenheit vorbehalte, — zweitens wünsche ich recht sehr, daß, wenn dieser Aufsatz Widerspruch erleben sollte, man nicht so ins Blaue hinein versichern wolle, er bestehe nur aus wunderlichen Paradoxien, welche Wendung überhaupt schon

veraltet ist. Besser würde man in jeder Hinsicht thun, wenn man fein ruhig dem Gange zu folgen sich entschliessen könnte, und dann erst einige Zeit nachher zusehen wollte, was sich dagegen einwenden liefse. — Drittens versichere ich, daß mir kein Lob so erfreulich sein würde, als der Vorwurf, längst anerkannte Wahrheiten, von Neuem vorgebracht zu haben, welche Anregung indeß nicht eben sanft geschehen und auch wohl nicht vomöthen gewesen sei. — Ich würde dann nur das Letztere bezweifeln und mit Ver-

gnügen meinen Vorsatz eingestehen,
eine recht kräftige Anregung zu
bewirken.

Leipzig,
den 7. September
1891.

Franz Horn.

Einige Worte
über die
Schauspiele
der
Franzosen.



Als Lessing vor mehr als dreißig Jahren mit seiner Dramaturgie auftrat, staunte man gar sehr über den kühnen Mann, der es gewagt hatte, die Tragödien eines Voltaire, Racine und Corneille zu recensiren. Man hatte sich schon allgemach daran gewöhnt; die theatralischen Arbeiten unserer Nachbarn und besonders die, vor denen der Name jener Männer stand, vortrefflich, meisterhaft und unerreichbar zu finden, einer sagte es dem andern nach, und man war gutmüthig genug, keinen Zweifel dagegen vorzubringen, besonders da das Zweifeln überhaupt mit

einigen Unbequemlichkeiten verbunden zu sein pflegt. Wie sehr mußte man sich daher wundern, als jenes Werk erschien, das diese Heerführer der tragischen Bühne der Franzosen — wie Schüler behandelte, das Voltaire'n bewies, wie wenig er Ursache habe, über Shakspear zu spötteln, da es ihm nicht einmal gelungen sei, ein mittelmäßiger Nachahmer desselben zu werden, und in welchem Corneille'n gezeigt wurde, daß er nur höchst verworrene Begriffe von der Poetik des Aristoteles gehabt habe, ob er gleich einen weitläufigen Kommentar über die Werke dieses Philosophen geschrieben hatte. — Für Frankreich war freilich Lessings Schrift ein verschlossenes Buch, weil er es in deutscher Sprache abgefaßt hatte — (auch möchte es wohl für den größten Theil dieser Nation zu gründlich sein, und zu

viel ächten Witz haben) — für Deutschland war es indess eine ganz neue, in jeder Hinsicht merkwürdige Erscheinung, und die Wirkung davon liegt noch zu deutlich vor unsern Augen, als daß es nöthig wäre, weitläufig davon zu reden. Die meisten deutschen Dichter haben aufgehört, die Nachahmer eines Volks zu sein, das sich selbst nicht versteht, wenn es von Poesie redet, das konvulsivisches Ringen und leere Deklamation für die tragische Energie, und schlaaffe Frivolität für den gediegenen Witz des ächten Lustspiels ausgab: Deutschland erkennt keinen fremden Richter mehr über seine dichterischen Werke: es ist mündig geworden und hat seine Freiheit durch Eigenkraft bewahrt. Es dürfte daher vielleicht Manchem unnöthig erscheinen, noch jetzt von den Dingen einer Nation zu reden, die

nicht mehr besonders geachtet werden. Allein theils würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese Ansicht der französischen Bühne allgemein sei, wie sie es doch billig sein sollte, theils scheint mir auch über diesen Punkt noch Manches unerschöpft zu sein. Es ist noch nicht alles gesagt worden, was sich sagen ließe und gesagt werden muß, und ich will es sagen, ohne Rücksicht auf die Gefahr, von gewissen moderirten Menschen für excentrisch gehalten zu werden, Ich bin nämlich — nicht etwa der Meinung, sondern der vollendetsten Uezeugung, daß Frankreich bis auf diese Stunde noch keinen einzigen tragischen und auch noch keinen einzigen komischen — Dichter gehabt habe. — Ich darf nicht hoffen, das bis aufs Äußerste gemißbrauchte Wort: Poesie, in diesem

Augenblicke wieder zu seiner ganzen Heiligkeit zu erheben, denn sowohl Lydische Weichlichkeit, als Böotischer Stumpf Sinn und flacher Mysticismus reden von einer Dichtkunst und glauben daran, aber der Rede fehlt der Geist, und dem Glauben der tiefe Sinn, dem sie sich allein offenbart. — Poesie ist die Menschheit in ihrer höchsten Blüthe, die Ahnung des Unendlichen im Endlichen, das harmonische Spiel der mit Freiheit bestimmten Begrenzung, sie verschmäheth es, zu irgend einer ~~Einzelheit im Menschen~~ zu reden, und kann daher aus keiner Einzelheit in ihm entspringen, sie spricht zu der gesamten Menschheit, und will daher auch mit gesamtem Gemüthe aufgefaßt werden.

Nicht dieser Maafstab war es, welchen Lessing in jenem Werke an die theatri-

achen Arbeiten der Franzosen legte. Ihm war — wie bereits von mehreren neuern Kunstrichtern gezeigt worden ist — das Drama nichts weiter als ein Verstandesbegriff, und auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, genügten sie ihm nicht; denn selbst das Nothwendige einer richtigen Ästhetischen Arithmetik — wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist — fehlte ihnen fast gänzlich *). — Wie werden sie uns also wohl

*) Diderot selbst nicht ausgenommen, ob er gleich in dieser Hinsicht weniger fehlerhaft ist, als die meisten seiner Landsleute; und wenn gleich der Hausvater ziemlich richtig berechnet ist, so darf man doch gewiß die Construction seines natürlichen Sohns für mangelhaft halten. Uebrigens liegt es wohl am Tage, daß in beiden Dramen auch nicht eine Abwandlung von Poesie zu finden sei.

erscheinen müssen, wenn wir uns auf jenen reinpoetischen Standpunkt erhoben haben? Werden wir hier die Menschheit in ihrer höchsten Blüthe antreffen? Das harmonische Spiel der Freiheit, die sich selbst harmonisch begrenzt hat, um die Fülle ihres Wesens auszusprechen? Wo ist hier das schöne Leben, das uns so groß und ruhig im Sophokles, Shakspear und Göthe begegnet? — Nicht die abgemessene, kraftlose Regelmäßigkeit eines Racine, nicht das schwülstige Pathos eines Corneille; nicht das schimmern-
de Allerlei-Räsonnement eines Voltaire wird uns diesen Mangel ersetzen können! —

In der ichten Tragödie kämpft der Held mit dem Schicksal, und nur durch sein Unterliegen wird die Tragödie möglich. Die Auflösung dieses Streites ist bei

den meisten Modernen schauerhaft und empörend, und das freie Spiel wird zur nothwendig-n Arbeit. Nicht so bei den Griechen, die auch bei dem tragischsten Gegenstande, bei dem tiefen Leiden eines Philoktet, bei dem endlosen Schmerz einer Tekmessa um ihren Ajax, mit dessen Stärke das Schicksal mannichfaltigen Spott zu treiben scheint, das Gemüth des Zuschauers immer nur spielend berühren, und zur Harmonie zurückleiten.

Von den Französischen Trauerspielschreibern darf man wohl mit Sicherheit behaupten, daß sie diese Nothwendigkeit niemals geahndet haben, und überhaupt viel zu aufgeklärt dachten, um ihre Zuschauer mit der seltsamen Idee des Schicksals zu belästigen. — Das Schlimmste ist aber, daß ihre Tragödien auch nicht einmal Charaktergemälde sind, denn

diese Charaktere fehlen in der That. Die
 kräftige Auffassung einer bestimmten Indi-
 vidualität, die im Verhältniß zu andern In-
 dividualitäten doch immer nur auf sich selbst
 beruht, und für alle Ewigkeit in sich selbst
 begründet dasteht — auch das werden wir
 bei den Franzosen vermissen. Man nehme
 nur z. B. den Britannikus des Racine. —
 Wer ist diese Agrippine? Eine Römerin?
 — Nein, sie ist eine reine Französin, eine
 exaltirte Gewöhnlichkeit, die selbst nicht
 recht weiß, was sie will. Wer ist dieser
 Nero? — Ist es der allmächtige Herrscher,
 vor dem die halbe Welt zitterte? Ach nein,
 es ist ein ganz gewöhnlicher Theaterkling,
 der nicht ohne prächt-vornehmen Anstand
 ein wenig mit der Bosheit kokettirt, ein aus-
 gestopfter Pöppel, der wahrhaftig keinen
 Falsch Incredulité in Furcht setzen könnte.
 — Wer ist dieser Britannikus? ein seliger

Knahe, der mit Sentenzen prunkt, die er dem Seneca abgehört zu haben scheint, ganz würdig von einer Junia geliebt zu werden, die viel zu sehr den Stempel einer — Französischen Marquise trägt, als daß es der Mühe werth sein könnte, einige Worte darüber zu verlieren. Eben so wenig will ich von dem Trosse der Confidens und Confidenten reden, diesen armen Organen des Antors, der durch sie die Monologen vermeiden wollte. —

Und ein solches Stück hat man bewundern können? — Es ist nicht erfreulich, darüber nachzudenken, denn alle Betrachtungen können nur das traurige Resultat geben, daß selbst die vagste Geschmacksverwirrung sich zu einer eisernen Konsequenz zu steigern vermag, besonders wenn sie von so vornehmen Personen sanktionirt wird, als sich unter Racine's Bewunderern fanden.

Ich will mit den Werken eines Crebillon (Prosper Jolyot), Corneille, Voltaire nicht eine gleiche Musterung vornehmen. Nirgends treffen wir hier die erhabene Einfachheit, unter der allein die Tragödie gedeihet, nirgends die energische Auspruchslosigkeit und kühne Grösse der Griechen, überall nur pomphafte Ziererei, in künstliche Antithesen gezwungenes Pathos, gemachte Grazie u. s. w., und alle kommen darin überein, — welches bei einem ächten Kunstwerk nie der Fall ist, — daß sie den sichtbarsten Stempel von der Individualität ihrer Urheber tragen, die sich nicht bescheiden hinter die Coullisse zurückziehen, sondern gleichsam wie Tanzmeister mit auf die Bühne treten, um ihrem Helden die gehörigen Posseizubringen. — Tragisch ist nichts darin, wenn man nicht etwa die Entblößung von aller Poesie so nennen will.

Gehen wir jetzt zu dem Lustspiele der Franzosen über, und hier ist der Punkt, wo ich wegen meiner Meinung, daß sie auch nicht einen wahrhaft komischen Dichter haben, den meisten Widerspruch erwarten muß.—Man meint, wenn man ihnen auch die Tragödie nehmen dürfe, so sei es doch sehr ungerecht, sie nun auch noch aus der Komödie verjagen zu wollen.— Allerdings dürfen sie im Lustspiel schon eher auftreten, versteht sich nur in dem, was man so gewöhnlich Lustspiel zu nennen pflegt, und ich will es keinesweges in Zweifel ziehen, daß es hier und da noch Leute giebt, die Moliere ganz befriedigt, besonders wenn von seinen schlechtern Stücken die Rede ist, aus denen man am Ende noch eine faustdicke Moral mit nach Hause nehmen kann. Diese gutmüthigen Menschen vermessen hierin gewiß die Charaktere nicht.

Ilmen ist es schon genug, wenn sie wissen, daß die eine Person geizig ist, die andere verliebt, die dritte närrisch im Allgemeinen, besonders da der für Alles sorgende Autor auch dafür eine edle Sorgfalt gehabt hat, daß ja ein verehrliches Publikum nicht lange im Zweifel bleibe, über die Menschen, die von der Bühne herab zu ihm reden, welche sich deshalb sehr offen als geizig, verliebt, oder närrisch im Allgemeinen ankündigen müssen. Man kann diese Stücke recht wohl mit einer Homannischen Karte von Europa vergleichen, auf welcher das eine Land gelb, das andere grün, das dritte roth bemahlt ist, und — der Kurzsichtigen wegen — alles so grell als möglich. Man verdenke es daher einem solchen Autor nicht, wenn er — den ästhetischen Mycen zu Liebe — die Farben gleichfalls nicht spart, und seine Hel-

den damit so dick anstreicht, daß sie ein wenig schwer davon werden. — — Gern will ich indeß zugeben, daß Moliere nicht ohne Witz sei, der, wenn er gleich nicht der ächte ist, wie wir ihn im Shakspear, Cervantes, Göthe und Tieck finden, doch immer einiges Vergnügen, wenigstens für den Moment, gewähren kann; nur rechne man ihn nicht unter die wahrhaften Dichter, von denen er sich schon durch die sichtbare materielle Tendenz aller seiner Stücke entfernt halten muß. Regnard, Destouches u. s. w. waren mehr oder minder Moliere's Nachahmer, sie mochten es nun selbst eingestehen, oder nicht, und ich will mich nicht bei ihnen aufhalten, da ich noch ein paar Worte über die neuern Schauspiele der Franzosen reden möchte. Ich meine die eines Beaumarchais, Patras, Fignault le

Brün, Colin d'Harleville, Demou-
stier u. s. w. — Die Frage: was von ih-
ren Lustspielen zu halten sei? ist eben nicht
schwer zu beantworten, sobald man sich nur
erst darüber vereinigen will, was eigentlich
ein Lustspiel sei. — Will man sich mit ei-
nem halben Dutzend witzigen und wenig-
stens-doppelt so viel unwitzigen Einfällen,
mit einem tüchtigen Spas über die höhere
Bildung, einem gewaltigen Herumtreiben
massiver Karikaturen von Thorheit oder
Laster, denen der Verfasser [versteht sich:
~~absichtlich~~ eben 20 jährige Karikaturen
von Tugend oder Unbeholfenheit entgegen-
stellte, kurz, will man sich mit dem Ver-
fasser und dessen Individualität begnügen —
(denn daß er sich niemals zur reinen Ob-
jektivität erheben könne, versteht sich
schlechthin von selbst, da man wohl über-
haupt in Frankreich niemals von dieser Objek-



tivität geträumt hat) — will man sich damit zufrieden stellen, so mögen sie allerdings ihren Zweck erfüllen. Will man sie aber nach den Grundsätzen ächter Kunstkritik beurtheilen, nach welcher das Lustspiel nichts anders ist, als das Spiel zwischen Menschen und Menschen, in tausendfachen Verhältnissen der Freiheit, im Gegensatz der Tragödie, wo der Mensch nicht mit Menschen, sondern mit einer höhern dunkeln Macht zu thun hat, und statt jener Freiheit und Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in einer bestimmten Begränzung von der Nothwendigkeit festgehalten wird, will man, sag' ich, diesen Maassstab an jene Arbeiten legen, so verschwinden sie, wie Nebelgestalten, die ein Strahl der Sonne trifft, in ihr wäsriges Nichts.

Noch trauriger steht es indess mit der sogenannten grossen Oper der Franzos



sen, die in der That selbst der gutmüthigste Kritiker keiner ernsthaften Betrachtung werth halten kann. Man nehme nur Marmontels Dido als Beispiel, da sie fast die ganze Klasse repräsentiren wird. Da ist auch nicht ein Zug, der ein Lächeln — (es müßte denn über den Autor sein) — nicht ein Zug, der nur das ganz alltägliche Gefühl des Mitleidens — (auch hier müßte sonst obige Parenthese gelten) — vielweniger irgend eine bedeutende Regung hervorzubringen vermöchte. Ueberall nur eine unbeschreibliche Dürre, verwelkte Kostbarkeit und ausgetrocknete Leere. — Dieser Aeneas — wer ist er? ein bornirter Schulknabe, der seine Lektion nicht recht eingelesen hat — selbst als grobe Fälschung des Virgilischen Aeneas nicht gut genug, — Diese Dido, eine pretieuse Pariserinne, die mit solcher ungraziosen Grazie ihre

Verführungskünste anwendet, daß man jenem armen Schelm zu seiner Flucht Glück wünschen muß — dieser Jarbas, eine gemeine Vogelscheuche mit allerlei Plunder von Bösartigkeit umhangen. — Darzunehmen man nun noch das heillose Geklingel mit den abgepeitschten Gemeinsprüchen von Herzen, die, so Gott will, zerrissen sind, von Schmerzen, die sehr tief gehen, von Verzweiflung, Liebe, Reizen, und was dergleichen falsche Münzen mehr sind, die hier mit widrigem Geklapper an einander schlagen. Das einzige wahrhaft Lächerliche ist der Schatten des Anchises, aber er kommt zu spät, um die namenlose Langeweile wieder gut machen zu können. — — O wahrlich, diese Oper steht noch tief unter der Zauberflöte, die doch wenigstens eine Abmildung (wenn gleich unächte und verfehlte,) von der Romantik hat, und

Mozart ist weit weniger zu bedauern, als Piccini, daß er seine göttliche Musik an so etwas verschwenden mußte! — —

Die Oper der Franzosen ist überhaupt schon deshalb auf einen großen Abweg gerathen, weil sie sich meistens nur bei der Schilderung einzelner Gefühle aufhält, wodurch sie sich dem Lyrischen nähern würde, wenn sowohl die Schilderung aus einem ächt poetischen Gemüthe geflossen als auch die Gefühle selbst bedeutend genug wären, um auf solche Art dargestellt werden zu können. Da sie aber alle an das Herkommen, an die einmal festgesetzte Norm und die Individualität des Autors gebunden sind, so fallen sie meistens in die Kategorie der gemeinen Schaffheit. — Aber die Oper soll überhaupt nicht lyrisch sein, welches im Grunde eben so lächerlich ist, als wenn man sie episch nennen wollte.

Die wahre Oper ist durchaus romantisch; sie läßt das blühendste, harmonische Leben im üppigen Schwunge leicht an uns vorübergleiten, und von dem Wohllaut zarter Musik gehoben, sprechen uns die schönsten Momente jenes Lebens mit höherer Klarheit an, als es je in einem Drama wird geschehen können. Ich muß gestehen, daß ich die Oper, als solche, (denn verweisen kann ich nur auf sehr wenige) für die erhabenste Frucht des modernen Geistes halte. In dieser innigsten Verschmelzung von Poesie und Melodie, vom Transitorischen und Plastischen, von Deklamation und mimischer Darstellung könnte in der That ein Kunstwerk möglich werden, wie Shakespears Sommernachtstraum, dessen Geiste sich Göthe in seinen Opern mit vielem Glücke genähert hat. Es ist eine höchst vage Idee, die Oper auf eine sogenannte edle und

ernsthafte Freude einzuschränken, wie neuere Titular-Aesthetiker wirklich gethan haben. Die Poesie hat mit dieser edeln Ernsthaftigkeit und ernsthafter Fremdligkeit nichts zu schaffen. Sie ist leicht beflügelt, sie erkennt kein Gesetz, als das unnachlässige der Schönheit, und im Gebiete der Oper ganz besonders das der Ironie. Man könnte sagen, hier sei das Spiel des Spiels, das Leben, das sich im Leben ergötzt, dessen tiefste Geheimnisse nur die Tonkunst auszusprechen ~~im Stande ist~~ — (welches sie aber nicht können wird, so bald sie nur Begleiterinn der Poesie ist, in welchem Falle sie eigentlich nicht Musik, sondern nur musikalische Uebersetzungskunst genannt werden sollte.) —

Uebrigens gestehe ich gern, daß auch fast alle deutsche Opern (die Göthischen,

versteht sich, ausgenommen) nach völlig falschen Prinzipien konstruirt sind. Es ist nicht die sogenannte ländliche Unschuld, auch wenn sie minder materiell geschildert würde, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, nicht die Liebeshändel alltäglicher Naturen, die am Ende, trotz aller Hindernisse, billiger Weise vereinigt werden, die hier, von Musik begleitet, sich zur Oper qualifiziren könnten. Noch weniger kann hier von den traurigen Erzeugnissen der Beschränktheit die Rede sein, welche so gern zur Abwechslung einmal Familiengemälde mit Gesang haben möchte, wo der Verfasser den einen Theil seiner Personen mit groben Cruditäten von Lastern und den andern mit feisten Nudeln unächter Tugend füttert, und eine Oper gemacht zu haben glaubt, wenn er nur mit der Musik zuweilen dazwischen fährt, die hier wie

verrathen und verkauft umherirren muß, weil sie sich solchen Wesen unmöglich aneignen kann, diese Stücke können, wie gesagt, hier gar nicht in Betracht kommen, allein selbst unsre bessern sind, wie mich dünkt, noch sehr weit vom Ziele entfernt. Auch in der Theorie der Oper ist noch bei weitem nicht alles mit Bestimmtheit festgesetzt worden, und wenn wir gleich Algarotti, Rousseau, Reichardt u. s. w. manche schätzbare Bemerkung darüber verdanken, so können sie doch dem Aesthetiker nicht genügen, der das innere Wesen dieser Dichtungsart zu erforschen strebt, weil sie meistens nur Einzelheiten betreffen.



Vantastische

(S) e m ä l d e.



Verlag bei F. O. Weigel.

1801.



21.4

Fantastische Gemälde.

I.

Die Entbündlung.

Nicht ohne Zaudern reißt des Menschen Hand
In des Weibchens geheimnißvolle Hane.

Schiller.

Auf dem Gipfel eines malerischen Hügel, nicht
fern von Neapel, sah an ~~seiner heiligen Junius~~
abende Guido von Cordi, an der Hand seiner
sanften Antonie, der untergehenden Sonne nach,
wie sie noch einmal die leise bewegten Wellen des
Meeres röthete, noch einmal im perlenden Abend-
thau funkelte, und dann hinabsank ins Abend-
liche. Die Dämmerung mit ihrem ersten Ge-
wande umschwebte nun die ganze Gegend.

„Du bist nicht heiter, mein Guido,“ sprach
Antonie.

Guido. (halberzwungen) Nicht heiter? . . und
an meiner Hand ist Antonie, sie, die ich nun
bald Gattin nennen darf?

Antonie. Und doch bist du nicht heiter.

Guido. Wirklich du irrst.

Antonie. Wärest du ernst — traue mir nicht den Kalksinn zu, Jemanden, der so eben erst die Sonne scheiden sah, fragen zu wollen, warum er ernst sei — aber du bist traurig, — noch mehr — du bist finstler.

Guido. Auch nicht ernst darf mich das machen. — Die Sonne schwand — sie lachelt mir nicht mehr — aber das Auge meiner Antonie lachelt mit noch. Was bedarf ich der Sonne am Horizonte, da die Sonne meines Glücks mir strahlt.

Antonie. Du weichst mir aus.

Guido. (lachelnd) Wer sollte dir nicht weichen!

Antonie. Auch dies Lächeln täuscht mich nicht. — Guido, ich werde dich strafen.

Guido. Das allein kann die Göttin der Liebe nicht.

Antonie. Beide Vergleichenungen passen nicht. War ich Anadymene; — ein Schwermüthiger ist nicht in ihrem Gefolge — Du vergleichst mich mit der Sonne; und doch bin ich nicht im

Stände, die Völkern von deiner Etirn zu verschonen.

Guido. (umschlingt sie) Hauche sie nur an.

Antonie. (küßt seine Etirn) Sie wollen nicht fort. — Guido, warum schwinden sie nicht?

Guido. Du irrst, wenn du an deiner Macht zweifelst.

Antonie. Die Liebe sieht scharf.

Guido. Nur darf sie nicht sehen wollen, wo nichts ist.

Antonie. Meine Augen sind hell. — Doch genug des künstlichen Wortkampfes. Wo das Herz mit dem Herzen redet, sollte auch die Sprache immer nur der Natur folgen. — Guido, es beunruhigt dich etwas. — Jene Männer, die wir vorhin, dort in dem düstern Buchengange bemerkten, du betrachtetest sie so lange, so genau! — und von dem Augenblicke an seh ich dich so seltsam umherblicken.

Guido. Sahst du auch jenen Einzelnen, der ihnen von weitem folgte? (schnell) Sag mir, sahst du diesen?

Antonie. Ich sah nur jene.

Guido. Wohl mir! wohl!

Antonie. Wie das?

Guido. Nichts, nichts! — Diese Männer — ich fürchte — wahrlich ja, es ist zum ersten Male Furcht in mir — weil du bei mir bist. — Er sah ihr bei diesen Worten in das schöne ruhige Auge, und indem er sie in wilder Wallung umschlang, rief er aus: O Antonie, Antonie, wie lieb' ich dich! — O, um dich zu besitzen, wagt' ich ein Verbrechen!

Antonie. Guido! (sehr ernst) Guido, was sagtest du da?

Guido. (beirath) Fällt dir das auf?

Antonie. Ja. . . Ich erinnere mich, daß einst mein Anselmo zu mir sprach: «Antonie, ich liebe dich unaussprechlich; alles könnt' ich wagen um dich — nur kein Verbrechen.» — — Er ist hin! —

Guido. Antonie . . . was soll ich dir sagen? — Wie? seh ich nicht eine Thräne in deinem Auge? — Heute, was kann ich dir sagen?

Antonie. Nichts . . Laß uns zurückkehren.
 . . An meine Thränen lehre dich nicht. Sie
 fließen dem Todten. — Du wirst sie nicht
 misverstehen — er war ja dein Freund! — —
 (sie trocknet ihre Augen) Es ist vorbei. Komm.
 Mein Vater wartet meiner. —

Sie gingen. Guido schwieg, Antonie schwieg.
 Nach einer halben Stunde waren sie wieder in
 jenem Buchengange, durch ~~den der Weg zu ihrer~~
Wohnung führte.

„Ha sich!“ rief Guido, und zeigte dem zitternden Mädchen jene Männer, deren er vorher so
 bedeutend erwähnt hatte. Schnell riß er dann seinen
 Degen hervor, als er sah, daß Jene mit wilden
 Mienen auf sie eindrangten. Man umringte
 sie. Belebend barg Antonie ihr Gesicht an Guido's
 Busen. —

„Was wollt ihr?“ rief Guido.

Nicht dein Leben, erwiederten jene kalt, nur
 deine Gesellschafterin.

Guido würdigte sie keiner Antwort, sondern
 schwang seinen Degen. — Der Kampf begann.

„Zieh da, Banditen!“ donnerte plötzlich eine Stimme und jener Mann, der Guido's Heiterkeit in Einsamkeit verwandelt hatte, stand neben ihnen. Sein Damascener flammte, wie das Meteorstrahlen in einer mondlosen Nacht. Muthig und kühn aber kalt drang er auf die Banditen ein, und schützte mit unerschütterlicher Einn den schon halb erstickten Guido, in dessen Arme die blasse Antonie hing. — —

Ein Unerwartet Hieb auf den Anführer der Banden; er fiel, die übrigen ihm nach. —

Eine lange wechselstimmte Pause.

Der Fremden Feuerzunge, das lange schon auf der elenden Antonie gehaftet hatte, schien sie zu verlassen. Sie sah ihrem Retter ins Gesicht, aber kaum war ihr Blick dem seinigen begegnet, als die Erdschöpfe ihn wieder zurücksenkte, wie ein Angrunder, der, halb-gewissen, schon wieder in das Licht der Sonne zu fallen wagt, und kaum des Mondes Schein sieht. „Wer sind Sie, mein Herr?“ sprach Guido.

Der Fremde hörte ihn nicht. Er schien sich zu bemühen, streitende Gedanken fest zu halten und zu vereinigen.

Quido. Passen Sie uns den Namen unsern Wohlthäters wissen.

Jener hatte sich gesammelt. »Mein Name ist Fernando von Cavilla,« sprach er. Seine Stimme war schwach, doch männlich.

«~~Wissen~~ Sie mit uns, sprach Antonio, e, lassen Sie uns nicht ohne Sie zurücklassen — vollenden Sie Ihre Güte, daß wir Ihnen danken können.» — An heil'ge, dankbare Gedächtnisse trat sich in ihrem Auge.

Fernando. Sie wünschen es. Nehlen! Morgen werde ich —

Antonio. Ich darf nicht früher bitten — also morgen.

Mit einer stummen Verbeugung verließ sie Fernando. Mit halbgebeugtem Haupte sahen sie ihn fortwandeln. Er schien einem Helden gleich, der nach einem Siege über andre, und nach einem

nach hinwärten über sich selbst, ruhig der Zukunft ins ruhige Auge sieht.

In Claude's Seele wogten tausend seltsame Gedanken, die seine geklirrte Brust zu zittern-
gen drückten.

«Es ist nichts! es darf nichts sein!» sagte er mit einer künstlich zusammengerafften Haltung. Seine Worte beruhigten ihn nicht. Er wiederholte noch einmal: Es darf, es kann nicht sein, aber die Worte hallten nur an ihm vorüber, ohne in sein Herz zu dringen. Seine Leidenschaften empörten sich überdend und gewalttham wider ihn selbst, und er hatte die Kraft nicht, sie wieder in ihre Bah'n zurückzuleiten.

«Antonie, Antonie, ich bin ein Verle —» rief er nun; — erschrocken über das Gesagte, blühte er dann auf die Kraftlose herab, die in seinem linken Arme lag, und den matten Blick zur Erde senkte. «Sie bitte nichts,» sprach er leise, «solche Dinge dringen nicht zu diesem Orte. — Liebe Antonie,» fuhr er dann lauter fort, «laß uns essen, daß ich dich zu deinem Vater bringe —

Es wird spät. — Matt richtete Antonie sich auf; noch immer waren ihre Augen nach der Gegend gerichtet, nach welcher Jemande abgegangen war. Finsterniß umflog schon magisch die Berge und Ebenen. Stille, wie die Stille auf Gräbern, ruhte überall. — »Ja es ist spät,« sagte Antonie. — Schweigend, doch nicht ruhig, wie die Nacht um sie her, gingen sie jetzt zurück, um ~~so~~ Wilde noch Worten: Pierre und Galle schien in seinem Herzen zugleich zu sein. Wunderbare Gefühle, die sie selbst noch nicht ganz faßten, zogen durch ihre Brust. Wie ein Dämon Weisern, wenn sie auf Messengerkalten der Stut enttauschen, so schwebte ihnen mit bangem Brauen die Zukunft vor. Wohlgeruch dufteten die Pommeranzrublachen, sie fühlten es nicht; gut waren Nacht Störche hier und da noch eine Nachtpoll — sie hörten es nicht.

Wenn wir nach einem für uns unersündigen Munde, wo unsere Handlungen und Empfindungen die gerechteste Bahn verfolgen, am andern Morgen erwachen, so sind wir selten sogleich im Stande, die aufgestellten Bilder, die in einem H. -Blick um unsre aufgewachte Kantose schweben, zu erkennen. Das fühlte Guido bei seinem Erwachen. Er hatte nicht jenen erquickenden Edelmann gegessen, der wie Märchengeister, sich sanft und leise auf die Köpfe des Mädchens herabläßt, und unter dessen feiner Hand unmerklich sich das Auge schließt. Mancherlei Gestalten hatten seinen Schlaf durchflattert; schwarze Feder der Jaskart quälte ihn.

„O wie wahr ist es doch,“ sprach er, „daß in jeder That die Quelle der Belohnung und Bestrafung verborgen liegt — wehe dem, der in der Reihe seiner Handlungen auch nur Eine erblickt,

war der er erblühen muß! – Ein Auge suchte sich.
 – Nahe, bist du denn auf ewig von mir ge-
 hen? darf der Verirrte nie wieder deiner Erseh-
 nung entgegengehen? . . . Der – Verirrte, – sag'
 ich? . . . bin ich nicht mehr? . . . o, ich fühle es
 nur zu tief, ich bin mehr, als das, mehr, mehr! –

Seine Brust war zu voll; nur die Namen:
 Antonie, Anselmo! vermochte er noch zu flammeln.
~~Da~~ er wurde in ein tiefes Nachdenken.
 Seine innere Bewegung war zu groß, um schaf-
 tend sein zu können, sie ging bald in eine sanfte
 Trauer über, die der Melancholie ähnlich war, wie
 sie nicht schmerzte, weil sie das wundte Herz nur
 sanft und mit gütter Nahrung umhüllte.

Halb beruhigt, wenigstens den Blick voll Nahe,
 erhob er sich jetzt, und eilte nach der Wohnung
 des Vaters seiner Antonie, des Grafen von Kapli.
 Er wurde sehr angenehm überrascht, die ihm so
 theuern Beiden in einer freundlichen Wartstube
 anzutreffen, von der man, da sie auf einem er-
 höhern Erdriß lag, die Aussicht auf die Um-
 gegend des Meeres hatte. Der Graf, ein Mann,

dem das Blut, und eine Reihe von Erfolge, deren stille, leidenschaftlose und doch theilnehmende Nähe gegeben hatte, das wir so selten verrinn antreiben, ging ihm mit väterlicher Wärme entgegen, und führte ihn zu Antonio. Ihr Blick war noch warm, und sie grüßte ihn herzlich und mit warmem Stolz.

Der Obraf unterbrach den Entschluß, und indem er Antonios und Quirins Hand ergriß, sagte er ruhig: „Mit Recht soll ich mich noch lebhaft über euer geliebtes Abenteuer, doch dürfte selbst es euch nicht machen.“

„Ja bin ruhig,“ sagte Quirio, „wenn Sie es so.“
 „Ich müßte mich sehr irren,“ fuhr der Obraf fort, — „wenn nicht jene Nachstellung von einem Ihrer verführten Nebenbuhler, lieber Quirio, berührte, dessen kleine Eide, um Nicht zu weichen, selbst vor dem Plane eines Mordes nicht zurückwich. Mein Rath, meine Kinder, wäre also, Ihr beschleunigter Euer Verbindung, wir verlassen Neapel, und gingen nach dem ruhigen Florenz zu meinem Vater.“

Quido vereinigte seine Bitten mit denen des
 Peten; Antonio's Gesicht nahm eine schnelle
 Röthe, die bald wieder einer noch schnelleren Blässe
 wich. Noch hatte er nicht geantwortet, als —
 Fernando in die Laube trat. — Ein schwarzes
 Gewand umschlang ein ledner Mantel von gleicher
 Farbe, schwarze Hosen schwanzten auf seinem
 Fute. Aus seinem Gefichte hervorstach wunder
 Erst, als gewöhnlich. Das ~~Blau seiner Augen~~
Phlegmon, waren ganz die eines entschiedenen
 Mannes, eines Mannes, dessen Kraft, nach über
 standnen Etüden, sich in sich selbst zurückdrängt.
 Erregung eine ruhige Cille schwebte über seiner
 Stirn, auf deren Falten einst der Schweiß gewohnt
 zu haben schien, und die nun — nicht das
 Glück, sondern Zeit und ruhige Vernunft geglätt
 et hatten. Er lächelte selten; und wenn er lä
 chelte, so war es das sanfte Lächeln des durch
 Freuden und noch öftere Leiden gebildeten Man
 nes. Eine tiefe Narbe von der rechten Stirn bis
 zur Mitte der wenig gewölbten Länge gab sei
 nem Gesichte noch mehr Würde. Mit sanfter

Publizität lebte er den Dank, wovon
 sein Mund überflusste, ab; und nicht ohne
 Zerknirschung lenkte er den Gehorsam auf andre Punkte,
 um sein Lob nicht länger hören zu dürfen. Er
 redete wenig; aber was er sprach, war ganz eines
 Mannes würdig, am meisten unterhielt er sich
 mit dem Grafen; mit Innigkeit und Wärme, doch
 nicht ohne besondern Zauber sprach er mit Anto-
 nio, gegen Guido war er kalt, eiskalt, einsylbig,
 und am gewesten ließ er einen langen, forschenden
 Blick auf ihn ruhen. Guido's Auge schweifte
 in weiter, und seine Gedanken schienen keinen
 ruhigen Punkt treffen zu können. Oft wachte sich
 Feuer in Fernando's Adern, aber es war ein still-
 es, ruhiges Feuer; nicht jene brausende stürmende
 Flamme eines Jünglings.

Als am kühlen Abende die vollen Pokale umhergingen, und der Nektar, den Madeta uns goß, des Blutes Kreislauf schneller zauberte, da sprach der biedere Graf, indem er traulich des edeln Gastes Rechte faßte:

„Eine wunderbare Empfindung wecken Sie in uns allen, edler Freund, die ich Ihnen mitzutheilen nicht anstehen kann. Wir hatten einst einen Freund, einen biedern, edlen, sanften Mann — meiner Tochter war er mehr als Freund, mein Stolz war es, ihn einst Sohn nennen zu dürfen — Schämte dich deiner Nahrung nicht, liebe Antonie; auch mein Herz ergreift oft die Erinnerung an ihn, so qualvoll, wie die kalte Hand des Schmerzes. Mit diesem Freunde — wahrlich Ihre Ähnlichkeit mit ihm ist groß. Diese Stirn, dies Auge, Nase, Mund, Sinn, gleicht ihm fast ganz. Nur war seine Wange röther gefärbt, und die Freude

malte sich mehr in seinem Auge. Auch schloß ihm die Narbe, die Sie so rühmlich zierte. —

Hernando. Und sein Name, Herr Graf?

Graf. Anselmo von Ischia.

Hernando. Anselmo von Ischia? von Ischia?
. . . Wichtig, ich erinnere mich, daß ich vor — beinahe fünf Jahren, als er französische Kriegsdienste nahm, einen Mann dieses Namens kannte — ziemlich genau kannte. . . Ist er todt?

Graf. Todt.

Antonie. (mit tiefer Wehmuth) Dahin, dahin!

Guido warf sich unruhig auf seinem Cessel hin und her, endlich faßte er Antoniens Hand, und sagte mit leiser, fast zitternder Stimme: War' es nicht besser, meine Theure, Du vermiest diese Erinnerung, die schon so oft die süße Freude unsrer Liebe gestört hat?

Antonie. Diese Trauer ist so süß — eine Wonne ist es, wehmüthig zwar, aber um so süßer, auf den Gräbern unsrer Freuden zu wandeln, und die Vergangenheit aus ihrem nächst-

den Dunkel hervorgerufen, wenn wir in der Gegenwart nicht einheimisch werden können.

Fernando. Wenn es so ist — und das vermuthete ich von Ihrem Herzen, mein Adalain, so darf ich vielleicht die Bitte wagen, mich mit der Geschichte des Mannes bekannt zu machen, dem Sie ein so inniges Interesse widmen. — Ich mußte ihn ein halbes Jahr nach unserer Bekanntschaft ~~schon verlassen~~, weil ich in Englische Dienste trat.

Guido. (nach einer Pause) Ich verstehe Ihren Blick, mein Vater. — Ihn mit ist es, zu erzählen, er war mein Freund. Die Erzählung ist sehr kurz, Signor, aber um so trauriger. Es ist dem Schicksal eigen, die bedeutendsten Ereignisse des Lebens in eine eng beschränkte Zeit zu pressen, damit wir ja nicht zur Verwirrung kommen. — Von frühester Jugend auf waren Anselmo und ich Freunde. Millionen Wesen begreifen nicht, haben nicht das leiseste Gefühl, was das Wort Freund bedeute; Sie, Signor, würde es beleidigen heißen, wenn ich mich erklären wollte, wie weit wir Freunde waren. — Wir waren glücklich, so

glücklich, wie Freundschaft nur machen kann; und wer kann sich rühmen, den höchsten Gipfel menschlichen Glücks erreicht zu haben, als der, welcher einen Freund errang? Ungetrübt flossen unsre Tage dahin; das Glück der Freundschaft ist ja — vor dem Neide sicher, und ungehört von den Anfeindungen kleiner Seelen und gewöhnlicher Menschen, die mit dem engen finstern Herzen nur sich selbst zu lieben vermögen. Das Schicksal führte uns beide in dieses Haus, die Wohnung stillen Friedens und thätiger Ruhe. Mein Freund war so glücklich, Antoniens Liebe zu gewinnen, ihr werth zu sein, die ich, Glücklicher, als sein Erbe nun bald mein nennen werde. Beide liebten sich; aber der edle Jüngling wollte sie nicht eher seine Gattin nennen, als bis er sich ihrer würdig zu nennen wagte. Frankreich hatte Krieg; Neapel war ruhig, wir verließen daher unser Vaterland, und boten unsern Arm dem fremden Volke, das unsers Arms und unsers Muths bedurfte. Wir theilten brüderlich die Gefahren mit einander, die Schrecken des Kriegs und seine bluttriefenden

Lotharen. Anselmo war ein Held in der Schlacht, ein Held über sich selbst, ein Held in jedem Kampfe, den ihm das Schickjal verwarf. Mit Stolz ne dank ich zurück an die's schöne Zeit, die letzte unsrer Liebe. — Ach! ich danke ihm so Vieles! Von ihm lernte ich Mann sein in jedem Verhältnisse, in jeder Lage, von denen er keine über sich herrschen ließ, sondern je alle seiner Noth und seiner Ruhe unterwarf. Er hatte keinen Feind, denn alle schätzten oder fürchteten sein warmes Herz, seinen hellen Kopf und seinen starken Arm.»

Hier hielt Guido einige Augenblicke inne. Nicomando blickte ihm fest und erwartend ins Gesicht, der Oeas blätterte, ohne zu lesen, gedankenvoll in einem Buche, das vor ihm lag. Antoniens thronenschweres Auge war gen Himmel gerichtet. — Dann sah Guido schneller fort:

«— Und doch fiel er. Eine scindliche Angel zerquetschete ihn, gleich dem blinden Satum der Alten.» — Guido hatte die letzten Worte mit gewaltfamer Ruhe gesagt. Dann sah' er mit klarem Besicht zu Boden.

Antonie schluchzte. Sie schien zu denken, was Schiller sagt:

„Der stille Noth taucht seine Hefel nieder,

„Und die Verheimung fliehet.“

Mit einem heftigen Feuer rief jetzt Guido, indem er das Gesicht von Neuem erhob:

„Er ist dahin. Ihm ist wohl — besser, als uns, und manchem Eheinglücklichen. Hier auf dieser kalten Erde, diesem düstern einsamen Thale, in dem das Schicksal keine Freude gedeihen läßt, ohne daß sie mit unserm Schmerz eringen müßten, wo der arme Mensch sich nur vergeblich mit seiner Freiheit brüht, da ein einziges unglücklichstes Moment der Wallung sein ganzes Leben bestimmen kann, wo Leidenschaft von außen, und Leidenschaft von innen die Seele bestürmen, — hier war kein Asyl für ihn! — Ihm ist wohl, das erhebe unsere Trauer!“

Fernando, dessen fester Blick immer auf Guido geruht hatte, während dieser, bald langsam bald schnell, bald mit wahrem, bald wie es schien, mit einem künstelten Feuer erzählt hatte,

wandte sein Auge bei dieser lezten, sonderbaren Ausrufung, die nur so wenig mit der vorigen Erzählung in Verbindung zu stehen schien, von ihm ab, und indem er seinen Blick nach dem Miete hinlenkte, auf dessen sanftaussehenden Wällen das Bild des Mondes sich schaukelte, fragte er mit Ruhe:

Wer lehrete Sie so denken, Herr Matheje?

„Erfahrung.“ antwortete Guido etwas finstler.

Eine lange Zeit war das Gespräch abgerissen.

Fernando war allein ruhig. Antonie blühte erst nach ihm, und schien bekümmert, weil sie seine Ruhe für Schwermuth hielt, Guido war gedankenvoll und der Graf blätterte von Neuem im Petrarch, und zum ersten Male fand er seinen Lieblingsdichter, aus dem er Antonien ein Lied zum Eingem vorschlagen wollte, gedankvoller.

Jetzt bemerkte Fernando, daß schon fast alle Lichter im Gartensaale heruntergebrannt waren, er sah nach der Uhr — es war bald Mitternacht. Warm umarmte ihn beim Scheiden der Graf, Guido schloß ihn mit einer besondern Hefigkeit

an die Brust. Gerlando empfahl sich Antonien, und als er ihre sanfte Hand an seine Lippen drückte, übermannte ihn sein Gefühl, und indem er das zitternde Mädchen mit Zärtlichkeit umarmte, sagte er: «Ach, Antonie, warum ist doch die Vergangenheit so schön, und die Gegenwart so arm an Freuden!» Es schien, als dränge sich eine Thräne in sein hohes Auge, die sich aber bald in seinen Wimpern verlor.

Guido's Benehmen ist uns bisher so räthselhaft und ungleich erschienen, daß wir wol fürchten müssen, es sei die innere Klarheit und Selbstständigkeit in ihm gestört worden, als suche er mit ~~Geheimnissen~~ ~~etwas~~ zu verbergen, was sich doch nicht verbergen ließ. Wir irren nicht. Tief in seinem Innern lag das Geheimniß eines bedeutenden Verbrechens, und um so schwerer und drückender, je mehr er sich bemühte, dem Auge der Welt nicht anders als leicht und frei zu begegnen. Mit Manneskraft suchte er sein Herz zu stählen, die Bürde zu tragen; es trug sie, unterlag nicht; aber lat unaussprechlich. Er rang und kämpfte mit sich selbst, aber vergeblich; denn nicht Feinde, nur Eiskälte war des Streites Ende. Er suchte sich zu betäuben, und die Freude gleichsam ertropen zu wollen, aber umsonst. Er, der einst mit Stolz und Klarheit sich anschauen durfte, konnte nicht

Frieden finden in der prekären Beschwichtigung seiner Schmerzen. Ihn freute nicht mehr die Sonne des wiederkehrenden Lenzes, nicht mehr der Gesang der Sänger des Haines unter der Lüfte sanftem Säufeln. Ihn freuten nicht mehr selbst seine guten, häufigen Thaten, selbst dann nicht, wenn sie seine ganze Anstrengung gekostet hatten; denn immer trat jener Greuel vor seine Augen, und dumpf schien ihm die schwarze Fantasiengestalt zuzurufen: »Sieh, wie jene Kleinlichen, halbguten Handlungen wie Pygmäen vor einem Riesen schwinden!« Einst war sein Herz rein und sanft, nur vom beseligenden Frühlingshauche der Freude angeregt, jetzt verglich er es oft in den Stunden der einsamen Betrachtung mit schmerzhafter Bitterkeit dem ewig rauchenden Volsatara, dessen Flamme niemals verlöschen konnte, als nur in den Gluthen des Todes.

Bis auf den Punkt, wo Anselmo und Guido in des Grafen Hause Zutritt bekommen, ist des Lectern Erzählung völlig richtig. Er sagt nur, daß Anselmo Antonien liebte, und Gegenliebe von

ihr empfing, und verschweigt, daß eine noch heftigere Flamme der Liebe für sie, in seinem eignen Busen tobte. Er sah es, und bemühte sich, sie zu unterdrücken mit aller Anstrengung, die dem Jünglinge möglich ist; sein Verstand stellte ihm der Freundschaft unverlethlich heilige Pflichten vor, und sein Herz, das immer noch tiefe Empfindung für Fernando hegte, bekräftigte sie. — Doch nicht lange, denn mit jedem Tage, ~~was er Antonien sah,~~ and auch nur einen freundlichen Blick von ihr erhielt, fühlte er sich unvermögender, und immer tiefer und tiefer versenkt in den Wogen seiner Leidenschaft, hörte er jene Stimme immer leiser und unvernünftlicher, und zuletzt gar nicht mehr. Sein Herz war gut, aber seine Affekten tobend, und kein Zügel für sie in seinen Händen, seine Grundsätze schwankend. Antonie war damals ein vierzehnjähriges Mädchen, die, ob sie gleich Anselmo schon damals innig liebte, doch seinen ganzen Werth unmöglich fassen konnte; und Guido durfte sich mit der Gewißheit schmeicheln, daß er ihr nach seinem Freunde der Nächste sei. In diesem Zu-

stande beglückete er Anselmo. Wahr ist seine Erzählung von dessen Muth und Edelsinn; von seinem eignen Verbrechen schweigt er. — Einst, als Guido vergeblich mit sich gekämpft, und schon ein bitterer, feindseliger Kalkün gegen seinen Freund die Stelle der ehemaligen Liebe eingenommen hatte, trat dieser mit einem ersten, beinah süßem Versuche zu ihm, und machte ihm einige verdiente Vorwürfe wegen bedeutender Nachlässigkeiten im Dienste, die sich Guido hatte zu Schulden kommen lassen. Guido brauste auf; Anselmo blieb ruhig, denn er hatte ja die heilige Pflicht der Freundschaft erfüllt, immer gegen den Freund wahr zu sein; Guido's Herz füllte sich mit Bitterkeit, worvon sein Mund überflüthete. Keine dieser Entlassenen beantwortete Anselmo, so weh sie ihm auch thaten, weil sie von seinem Freunde kamen, den er immer noch liebte, wenn er gleich nicht mehr geliebt wurde. „Ich verzeihe dir gern,“ sprach er sanft; „nur fürchte ich, daß du die selbst nicht verzeihen wirst, wenn ruhige Ueberlegung dich lehren wird, du habest unter deiner Würde ge-

„handelt.“ — Das warf eine neue Flamme in Guido's Herz; der Gedanke, daß er so ruhig, so herabwürdigend von einem Manne behandelt werde, ohne den er jetzt Wonne schwelgen könnte in Antonius's Armen, dieser Gedanke durchfuhr, wie ein eiskalter Stahl, seine glühende Empfindung. „Zieh, Elender!“ knieschte er, und die Wuth verzerrte jeden Zug seines Gesichts. „Ich schlage mich mit keinem Rasenden.“ ~~antwortete Anselmo,~~ und wollte sich entfernen, um dem Lorne des Wüthenden nicht neue Nahrung zu geben; aber ehe es ihm noch möglich war, streckte ihn ein Schwerdtsstreich von Guido's Hand danieder.

Eingewurzelt stand jetzt Guido da, blaß, athemlos, mit halb gesenktem Degen, als habe ein feindlicher Zauber ihn zu einer Statue gewandelt. Endlich schüttelte ihn der Anblick der Willkür aus seinem starren Hinbrüten auf. — — „Mörder! Deines Freundes Mörder!“ riefen tausend Stimmen in ihm, dumpf sprach das Gewissen ihm sein Urtheil, dumpf, wie dem Missethäter das guilty der strengen Richter tönt. Es war der Verzweif-

lung nahe, und erschöpft sank er zu Boden. Eine lange Zeit verging, ehe er eines bestimmten Gefühls, eines deutlichen Gedankens fähig gewesen wäre. Endlich erhob er sich, und er konnte schon wieder an die Gefahr denken, in die er sich gestürzt hatte, wenn dieser widrige Vorfall bekannt würde. Dann erhob sich auch von Neuem wieder seine ganze Leidenschaft, und in diese Stürme seines bewegten Gemüths flüsterte schon wieder die leise Stimme der Sinnlichkeit und der heißen Liebe zu Antonien: — «Sei nicht inkonsequent — da liegt er im Etaube, freilich dein Freund, aber doch der Fels, an dem dein Glück hätte scheitern müssen! — Verdiente er nicht Ertrase? Redet so der Freund zum Freunde? Beleidigte er dich nicht so bitter? Mörderte er nicht deine Glückseligkeit; dein Etahl taubte ihm nur das Leben — er würde dir mehr genommen haben, als das Leben. Und bist du denn sein Mörder? weg mit dem schwarzen Namen! warum zog er nicht, da du ihn ziehen hießest? Konnte er nach jener kalten Betrachtung, mit der er dich behandelte, dir auch noch

diese einzig mögliche Genugthuung weigern wollen? —

Noch war er ungewiß, wie er die That verheimlichen wollte, als ein Zufall ihn aller seiner Bedenklichkeiten überheb.

Drei feindliche Reiter, in deren Köpfe wahrscheinlich der zu stark genessene Champagner brauste, hatten sich dem etwas entlegnen Zelte des Französischen Heers, (in dessen Nähe, — nur durch ein mäßiges Gebüsch von demselben getrennt, diese blutige That vorfiel) sehr genähert. Guido, der einzeln und in finstere Betrachtungen versenkt, da stand, reizte durch sein glänzendes Ausrüstet ihre Habgucht. Mit blitzendem Cabel eilten sie auf ihn zu, sturzen, als sie den Leichnam erblickten, und Guido, der wieder sein Leben lieb gewonnen hatte, und in ihnen wahrscheintliche Verräther seiner That befürchten mußte, gewann durch dieses Erstaunen Zeit, seinen Rücken zu schützen, und sich mit seinen Terzerolen und dem Degen ihnen entgegenzustellen. Vermuthlich würde er aber doch der Uebermacht haben weichen müssen, wenn nicht

auf sein unablässiges, angestrongtes Rufen einige seiner Soldaten herbeigeeilt wären, und die schon von Guido verwundeten Reiter dahin gesendet hätten, wo ihre Zungen ein ewiges Stillschweigen binden mußte.

Man eilte fort nach dem Lager, und Guido beweinte mit unverhüllten Thränen seinen gesallenen Freund. — Seine Soldaten, die ihren Hauptmann innig liebten, eilten am selbigen Abende noch hin, um seinen Körper der Erde zu übergeben, in der allein, — wie Guido mit inniger Wehmuth hinzugesetzt hatte — alle Wunden heilen; aber mit Unmuth und Verdruß mußten sie sehen, daß nicht sowol Anselmo's Leichnam, als auch die der erschlagenen Reiter nicht mehr da lagen. Von ferne sahen sie einige feindliche Truppen, welche vermuthlich die durch den Tod des allgemeingeschätzten Anselmo bewirkte Unruhe im Französischen Lager benutzte, und die Leichen ihrer Brüder nebst der des gefallenen Feindes mit sich genommen hatten.

„SCANDIT ACUTAE VULSÆ DAVES
 CURTÆ; DEC TURMAS EQUITUM RELINQUIT
 OCIOSA CERVIS, ET AGENTE NIMBUS
 OCIOSA EURO.“

Oft hatte Guido, in den schönen ruhigen Abendstunden, wenn er sich mit seinem Anselmo in die goldenen Tage des klassischen Alterthums versetzte, bei dieser bedeutungsvollen Stelle seines Lieblingsdichters verweilt. Noch hatte er die ursprünglich reine Klarheit seines Herzens durch keine unwürdige That besleckt, und er konnte sich daher immer nur über die Schönheit dieses Ausspruchs ergötzen, jetzt empfand er auch die schreckliche Wahrheit desselben ganz. Er war durchaus kein Bösewicht, wallendes Blut, eine vernachlässigte Erziehung, und seine heißen regellosen Leidenschaften, die er noch nicht den ruhigen, bestimmten und abgeschlossenen Grundsätzen der vollenden-

ten Selbstständigkeit unterzuordnen vermochte, — das alles machte sein Unglück. — — Heiter und froh, anders hatte man ihn sonst nie gesehen, — einsam und trübe schlich er jetzt umher; und Todesblässe, diese Lieblingsfarbe der Melancholie, war auf seinem sonst so jugendlichschönen Gesichte. Einst waren Anakreon, Petrarck, und Voltaire's Romane und Lustspiele seine Lieblingslektüre, jetzt wichen sie dem Homer, wo ihm die rührenden Klagen der Andromache, des Priam u. s. w. Thränen entlocken konnten, jetzt ekelte ihn vor den Schwänken des Boccaccio; doch gern folgte er dem ernsten Genius Dante Alighieris in seine furchtbare Büßungswelt; und angenehm war ihm der Schauer, den ihm ein Prevot d'Exiles verursachte, so wie er jetzt den Wig in Candide, Zardig u. s. w. fand und gesucht fand.

Wenn es auch gleich beinahe eine Unmöglichkeit war, daß je sein Geheimniß aus der Verborgenheit gezogen werden würde, so war doch dieser Gedanke nicht im Stande, ihm Ruhe zu verschaffen. Die Vorstellung: „Wenn dein W

heimniß — und wer hat das Meer der Möglichen erschöpft? — aufhört, Geheimniß zu sein; so bist du verloren, gränzenlos elend!“ — war hinreichend, ihn für jede Freude unempfänglich zu machen. — „O wohl dem Menschen,“ rief er oft aus, wenn die Schwere seines Verbrechens ihn zu Boden drückte, „wohl dem, der nie ein Geheimniß hatte, dessen Handlungen, Worte, Gedanken die ganze Welt wissen darf, sein Leben wird froh, sein Schlaf leicht, und sein Tod sanft sein! Mein Leben ist bauer, mein Schlaf ist schwer und ruhelos, und mein Tod wird von angestenden Zweifeln umgeben sein!“

Eine geraume Zeit verging, ehe er irgend einen andern Gedanken, als an sein Verbrechen und den verlorenen Freund zu fassen vermochte. Doch auch hier siegte die kräftige Jugend des Jünglings, die sich mit keinem ewigen Schmerz befreunden konnte, sie siegte, und er wagte es wieder Freude, wenigstens Ruhe zu hoffen. Mit dieser Kraft erwachte wieder von Neuem seine heisse Liebe für die sanfte Antonie, die ihm sein

Schmerz bis dahin nur mit Mühe verbergen hatte. „Gibt es noch Glück für mich auf dieser kalten Erde, — sagte er oft zu sich selbst — so ist es auch nur in ihren Armen. Ihre Liebe und die Hoffnung, durch gute kraftvolle Thaten, bei denen ich mich selbst vergesse, um der Menschheit willen, so wie ich in jenem schrecklichen Moment der Menschheit und der Freundschaft vergaß, um meinetwillen; gelingt es mir auch dadurch nicht den Flecken von meiner einst so reinen Seele zu vertilgen, — geben sie mir meine Ruhe nicht wieder, dann, verklärter Raskino, eile ich zu dir, daß du mir diesen Verzeihung zuwinkst, die du so oft hierieden mir gewährtst. — Ach! und doch! wenn auch du mir vergeben kannst — werde auch ich mir verzeihen?“

So dachte Guido oft. Der Krieg war ihm jetzt verhasst geworden; er scheute jeden Mord, auch wenn er ihn nur als Maschine verrichten sollte. Er sehnte sich zurück nach Neapel, dem Orte, der das Kleinod besaß, um dessen Besitz er mit sich selbst zerfallen war, dem Orte, wo er

einst als Knabe, schuldlos, goldne Lustschlösser für die fernste Zukunft gebaut, und — seinen Anselmo geliebt hatte. Er foderte seinen Abschied und erhielt ihn mit der Würde eines Capitäns.

Die Reise ging äusserst schnell. Berge und Thäler, Flüsse und Seen, blühende Gluren und todte Wälder, prächtige Städte und glückliche Dörfer, flogen so schnell vor ihm vorüber, als in unsern buntfarbigen Dren die Szene wechselte, bis endlich der Elgische Boden Neapels, und bald darauf die stolze Hauptstadt selbst ihm entgegenprangte.

Eine sanfte Ertelle, die endlich nach langer dampfer Trauer über Anselmo's Tod, den tiefen Schmerz besiegt hatte, herishte jetzt in dem Hause des Grafen Gasi. Mit der ganzen Wärme und Innigkeit, mit der man den Freund des auf immer verlorenen ewig theuren Freundes aufnimmt, ward Guido von dem Grafen und Antonien aufgenommen. Noch hing der Schleier der Trauer über ihrem Herzen, aber er umflort es nicht mehr so dicht, als einh, da bei der Nachricht von dem

Lode ihres Geliebten jede Empfindung in ihr nur ein einziger unendlicher Schmerz gewesen war. Ihr stilles Gemüth glich jetzt der Natur, mit deren Blumen und Knospen ein Orlan einst furchtbar tobte, und die nun wieder die ersten belebenden Strahlen der Frühlingssonne empfängt. Guido äusserte gegen den Grafen seine Freude über diese Winklungen des Schmerzes, die ihm um so mehr auffallen mussten, je verschiedenartiger er sich von seinem eignen Schmerz zeigte. — „Wer weiß es nicht,“ antwortete der Graf, „welche wohlthätige Folgen oft die Leiden mit sich führen! — Ich sage oft — denn leider ist es auch nicht selten der Fall, daß der kalte Hauch des Schmerzes jede Empfänglichkeit für Freuden, die der gedrückte Geist auch kaum mehr zu ahnen wagt, auf immer verwehrt. — Bei Antonien indeß haben sich ganz jene wohlthätigen Folgen gezeigt. Es scheint, als habe der furchtbare aussehende Waldstrom der Leiden, als er über ihre Seele hinwegfuhr, jede auch noch so kleine Wolke geebnet, jede kleine Mädchenlaune, über welche sie vormals noch immer

vergeblich bemüht war, zu herrschen, mit sich hinarweggesprült. Ich würde sagen: Sie sei ein Ideal — wenn nur die Pflanze der Vollkommenheit auf dem steinigen Boden dieser Erde blühen könnte. — Rede ich mit zu vieler Uberschwenglichkeit von ihr, so verzeihe mir, Guido, mir blieb ja Niemand mehr, als sie!“ —

In ihrem Umgange, dessen ganzen Werth Guido täglich mehr zu ahnen und zu erkennen vermochte, schliff sich, wie an einem heilighingenden Diamanten der minder edle Stein, das meiste Rauhe von Guido's unentschiedenem Charakter ab. Seine Leidenschaften hörten auf zu stürmen, seine Empfindungen waren nicht mehr so flatternd, sondern blieben sich immer mehr ähnlich, sein Gefühl ward minder excentrisch, aber bestimmter, seine Fantasie minder exaltirt aber reiner. Nur Eine Leidenschaft herrschte noch in ihm, die Leidenschaft der Liebe für Antonien. Es schien, als habe sich seine ganze Kraft, da fast alle seine übrigen Leidenschaften, wie von einem Zauberstabe berührt, dahingeföhunden waren, in diese heisse

Liebe zusammengedrängt. Drei Jahre verflossen, und erst im vierten, als die Erinnerung an Anselmo zwar nicht schwächer, aber doch weniger schmerzhaft wurde, als das Bild des verlorenen Geliebten ihr gleichsam zugewinken schien, dem Freund ihre Liebe erben zu lassen, erst dann gab Antonie und ihr Vater den Bitten Guido's nach. — Antonie liebte Guido so warm, als — eine zweite Liebe nur lieben kann, und achtete in ihm den Mann von Kenntnissen, Eifer und Duldung. Ihre eigne Schwermuth machte ihr Guido's Schwermuth, die ihn seit jenem unglücklichen Verfall nie ganz verließ, noch mehr interessant, auch hätte ihr Verstand weniger hell, und ihr Herz weniger fühlend sein müssen, wenn sie nicht Guido's edlem Streben, sanfter Delikatesse und zarter Schonung hätte Beifall geben sollen.

So standen die Verhältnisse, als jene Szene vorfiel, womit ich die Erzählung begann.

Wie bei guten Menschen über gute Menschen immer nur Eine Stimme herrscht, so war auch die Freundschaft, welche man Fernando schenkte, ungetheilt. Guido selbst, so sehr auch sein Stolz — dessen regellosen Trieb er, trotz allen Bemühungen, noch immer nicht bestimmt zu lenken im Stande war — dadurch gekränkt wurde, daß Fernando ihm nur so viel Aufmerksamkeit zu schenken schien, als es die Höflichkeit erforderte, so sehr es ihn auch schmerzte, daß Jener niemals mit Wärme zu ihm redete, ja jedes Gespräch über Gegenstände, bei denen das Herz höher klopft, — zu vermeiden schien, — so tief er auch sich durch dies Alles gekränkt fühlte, und so wenig er die Ursach davon begriff, so mußte er doch geschehen, (und er gestand es sich gern) daß — Anselmo ausgenommen — ihn noch kein Mensch so angezogen habe, als dieser Fernando.

In der Vermuthung, daß jene Nachstellung von einem verschmähten Nebenbuler herrühre, hatte sich Graf Jasi nicht geirrt. — Fernando brachte ihnen einige Wochen nachher die Nachricht, daß einer der Bravos, da er seinen Tod, von einer tiefen Hauptwunde, die er an jenem Abend erhalten, herannahen fühlte, auf einen gewissen Marquis d'Etampes ausgesagt habe. Das Urtheil über ihn ward größtentheils in die Hände der Vertheidigten gelegt, und diese verachteten den ganz gemeinen Menschen, und seinen Anschlag zu sehr, als daß sie es hätten der Mühe werth finden sollen, sich an ihm zu rächen.

Ob nun gleich die Besorgniß vor mehreren Nachstellungen hierdurch beinahe gänzlich aufgehoben ward, so beschloß doch der Graf, nunmehr mit der Verbindung Antoniens und Guido's zu eilen; und der Tag der Vermählung ward festgesetzt.

In Guido's Herzen war es indeß nicht ganz ruhig. Sein scharfer beobachtender Blick hatte es bald erspäh't, daß in Antoniens Herzen eine Ver-

änderung vorgegangen war, die mit seinem Gefühl für sie in einem sehr schneidenden Widerspruch stand, und unmöglich seinem heißen Herzen die kühlende Ruhe geben konnte, die er sich nach dem langen Kampfe so innig ersehnte. Liebe — das fühlte er — besetzte Antonien noch gegen ihn; aber die Achtung, ohne welche die Liebe ihm doch nur als ein leerer Klang erschien, was auch seine tiefe Einsamkeit, die noch sehr oft in ihm aufwallte, dagegen vorbeugen mochte, diese Achtung, ja selbst das stille Vertrauen, mit dem sie ihn sonst immer begegnet war, hatte sich, seit sie Hernando kannte, augenscheinlich gemindert; und nur zu tief fühlte er es selbst, daß er bei einer Parallele mit diesem entschiedenem Manne verlieren müsse.

Er rückte denn der letzte Tag vor der Verbindung heran. — Hernando, der jetzt ganz schon gut Familie zu gehören schien, war heute noch mehr ernst, als je. — Die Züge seines Gesichtes kündigten einen schweren Kampf mit sich selbst an, in dem wohl nur Wenige die Rothen des Cargas

daran getragen haben würden. — Edelmüthig, mit langsamem, gleichsam gemessenem Schritte ging er im Garten einsam auf und ab. Ihn beschäftigten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Endlich schien's, als sei er mit der Abrechnung mit sich und dem Schicksale zu Ende. Ruhig schwebten seine Gedanken vor ihm vorüber, ruhig vor seiner jetzt ruhigen Erde. —

«Es sei; es war mein Verfaß und er ist unerschütterlich!» — in diese Worte schienen sich seine Gefühle zusammenzuspreizen. — — «Wenn nur Alles wohl gelingt,» sagte er nach einer Pause, und schien sich dann selbst über seine eignen Worte zu wundern. «Keine düst're Ahnung soll mehr in die Klarheit meines Entschlusses kommen. Ich will etwas Gutes, etwas kräftig Bedeutendes — mir ist wohl!»

Der Abend sank herab — hell und rein war der Horizont, wie die Erde eines schuldlosen Menschen. Guido, Gerwande und Antonie waren auf jenem Spaziergange, auf dem wir sie im Anfang des Geschehens sahen. Wärschitz hat

von den Thoren abgehalten, seine Thoren zu begleiten.

Nian sprach anfangs nicht, weil man in das Ansehen der Umgebungen verlor. Guido war unruhig, und er fand dies Schweigen drückend. Er wollte sich zwingen, heiter zu sein und sagte, ohne sehr zu fühlen, was er sagte:

«Nicht dünkt, man kann als Probelein des Gefühls, die Wirkung, die ein schöner Abend auf einen Menschen hervorbringt, ohne Schwärmerei annehmen. Welche namenlose Gefühle greifen bei dem Untergange der Sonne an unser Herz! — weicht dem Menschen, der sie kalt hinabsinken sehen kann, chaotisch wühl muß es in seiner Seele sein.» Hernando antwortete nicht, sondern blickte ihm seelenvoll ins Auge. — Guido's Gefühle ließen sich ganz; er blickte Hernando in's trauerns Auge, und indem er ihn mit seiner Linken umschlang, sagte er mit Innigkeit: «Hernando!» —

Hernando blickte ihn mit freundlichem Ernste an, und sagte: Lieber Guido! — Wir verstehen uns auch, wenn wir schweigen.

Guido. Du bist so freundlich gegen mich. —
Diese Einnisse — dieses Blut — es ist als habest
du mit Viel zu sagen, und unterdrückst es ge-
waltfam. — Reich mir deine Hand — sie ist so
ruhig — die meinige ist so warm — ... Fernando,
kann ich dein Freund nicht sein?

Fernando umarmte ihn und sagte langsam. —
«Du kannst, du wirst, — du bist es!»

Es war eine stumme, freudliche Pause, Antoo-
nig weinte, Guido war selig. — «Freundschaft,
holdet Verwirren auf dem dunkeln ungen Pfade des
Lebens!» — Er sprach er, und umfachte mit der
einen Hand Antroven, mit der andern Fernando.
«Laß, o Uebdial, laß mit mir immer meine An-
tenie und meinen Freund, und ich habe keinen
Wunsch mehr an dich!»

In dieser seligen Stimmung kamen sie zurück, wo der Graf, und ein kleines aber geschmackvolles Mahl in der Laube auf sie warteten. Der Graf und Guido waren sehr heiter, weniger war es Antonio; Jernando sprach wenig. Mit Trauer bemerkte ihm der Graf. — „Eigner, sprach er, wie sehr wünschte ich, daß ich die Rechte auf Ihre Freundschaft hätte, die Sie auf die meinige haben, dann dürfte ich vielleicht eher die Gewährung einer Bittte hoffen, die ich bisher nur mit Mühe unterdrückte.“

Jernando. Und welche Bittte? — Kann ich sie erfüllen?

Graf. Sie haben uns gezeigt, was Sie sind, — genug für den Freund, aber auch nicht genug. Außer Ihrem Namen, ist uns noch Ihr ganzes Schicksal unbekannt. Ist es zu früh, wenn ich frage: Wer Sie sind?

Fernando. Ich war ein Hauptmann unter den Französischen Truppen, . .

Guido. (erkennend) Hauptmann unter den Französischen Truppen?

Fernando. Ja. — Ward gefangen, ausgewechselt, nahm meinen Abschied, und kamme zurück nach meiner Vaterstadt. (zu) Das ist alles. — Mein Leben ist fast ganz ohne Abenteuer, doch ist es nicht ohne Bedeutung für mich gewesen.

Guido. (wie oben) Neapel ist Ihre Vaterstadt?

Fernando. Neapel.

Stef. Ich will nicht unbescheiden sein, aber Verzeihung, dünkt mich, verdient der Freund, der seines Freundes Schicksale nicht kennt, und sie kennen möchte, um Theil zu nehmen.

Guido. Wohlthut — beinahe hat er ein Recht dazu.

Fernando. (den Blick auf Guido) Sie werden Sie sehr bald kennen lernen.

Ther. Ihr Herz, ihre Stimme; die jungen Mädchen sagt mir, daß Sie mit Menschen und mit dem Schicksal gekämpft haben, daß Ihnen Ehre und Namen nicht fremd sind.

Gernande. Ihnen sind diese Worte fremd? — Doch heißt man werden in ihnen Heilmittel. Ich bin genesen — und dankte ich dem Schicksal und dem Nummer. Der Pfaff schweig, weil er die Falschheit zu belügen suchte, wenn er weiter sprach; aber ein schweres Verbrechen blieb in seiner Brust graß, weil er sich von Gernande verläßt glaubte, indem er ihm das Vertrauen verweigerte, um das er so innig gebeten hatte. Er ahnte es nicht, was diesen für den Moment davon abhielt. Auch Gernande sah die Feindschaft der Tage, eines Freundes Tragen anzuwenden zu müssen.

Eine lange Reihe herrschte unter den vier Mädchen, wovon das Schicksal des Einen so ganz in Dunkelheit gehüllt war. — Gernande's Pausen schwante heiser, je mehr der Abend der Mitternacht nahte. Blüthe sein Auge in das Sternhelle

Floß des Himmels, so ward es ruhiger, aber ein
 Stolz auf Antonien, die des sanften Lichts des
 Mondes befrucht, und ein unwillkürliches Achen
 durchfuhr seine Kehle. Er stand auf, und ent-
 fernte sich schnell. Er ging den Thronen auf und ab.

«Edelthal, sprach er, du seidest die und —
 mein Unglück; ich werde dir. — Du seidest du
 dem mit — ich will es geben.»

Er glaubte sich ruhig, aber er war es nicht.
 Das gedrückte Herz schüttelte sich aus seinen Gei-
 ßeln empor. Eine Rastlosigkeit tauchte ihren Fingern
 in dunkle Narben und malte ihm die Zukunft.

«Ja, ich fühle es, sprach er mit Schmerz,
 das Edelthal hat die letzte Freude meines Lebens
 zerstört; einsam wird meine Kraft vergehen,
 und mein Leben verfließen, weil es den schweren
 Druck der Zeit nicht ertragen kann. Was wird
 mein Loos sein? Eine lange kühne Uraße werde
 ich geführt werden, tausend Schicksale des Lebens
 wird ich hindurch müssen, und immer werden meine
 Augen zurückgehen in jene glückliche Flur, die ein
 freundliches Gedenken mich zu verlassen bringt»

Antonie. . . Antonie. . . Guido. . . Aufimo. — Dahin, dahin? sagt ihr nicht so? . . . Dahin, dahin! »

Eine Thräne drangte sich in sein Auge. Mit ihr wußte die Menschheit seines Schmerzes, und seine Seele wurde von Neuem mit kräftigem Muth belebt. — Was habt ihr? — Ich, — mein Herz! »

Nach diesen Worten trat er in die Laube. Guido war sehr unruhig geworden, er schien eine künftige Thronung zu bekämpfen, die er sich nicht verständlich zu machen vermochte. Seine Hände hielten mechanisch mit einem Dolche. Antonie bemerkte es: — Ein Dolch? » sprach sie.

Guido. Ein Dolch? . . . wahrhaftig ein Dolch!

Alf. Welch ein wunderbares Fingerspiel, lieben! — Maxum sehen Sie uns alle so fesslend an! —

Guido. (mit unbeherrschtem Gefühle) Wunderbar . . . doch nicht so, nur . . . lächerlich! (er verlangt ihn in seinem Balm) Er lächelte bei diesen Worten mit verlognen Mienen. — Alle schwiegen von Neuem. Nur Fernando war ruhig. Endlich

sagte der Graf: Es wird spät. . . Gute Nacht, Freunde!

Antonie. (umarmt Guido) Gute Nacht, mein Guido.

Guido. (lange an ihrem Hals) Antonie — wie lieb' ich dich! (mit hehem wildem Enthusiasmus) Antonie, so wohnt ein Herz in mir Klopfe, dich raubt mir nur der Tod!

Antonie. Es mild, mein Guido?

Guido. Mild? — mild? — du thust mir Unrecht — ich bin ja sanft, wie ein Kind.

Graf. Wollen Sie nicht ruhen, Guido?

Guido. Schlafen? schlafen? Nein, nein, um Gotteswillen ja nicht schlafen mit diesen Gefühlen. Das könnte böse, sehr böse Träume geben. (seine Zerstreuung merkend) Ich bin auch in der That nicht müde.

Fernando. Auch mir würde es nicht möglich sein, zu schlafen.

Graf. Die Nacht ist herrlich. Der Himmel ist so heiter, der Mond so klar, daß man wahrlich bei seinem Erscheine lesen könnte. — Petrarca

und Lasse liegen dort. -- Gern bliebe auch ich
wach, allein (schreit) ich bin ein Gedrögiger. --
Adieu Antonie.

Antonie. (zu Fernando) Gute Nacht, Signor.

Fernando. (ergreift ihre Hand, und blüßt sie
mit süßger Wehmuth an, dann sagt er etwas leise,
und halb scherzend) Gute Nacht, Antonie! Gute
Nacht!

Der Graf und Antonie gingen.

Schweigend, wie der Mond, der feierlich langsam und ruhig, wie der Mensch mit edlem Selbstbewusstsein, am heitern Firmamente einher wandelte, schritten Guido und Fernando im Garten neben einander auf und ab. Eine feierliche Stimmung hatte sich beider bemächtigt. In Guido's Brust weagten seltsame, düstere Ahnungen, die in unverständlich ängstigenden Tönen zu ihm sprachen und seine Zukunft verflüsterten, um die bisher eine goldne Abendsonne geschwebt hatte. Fernando wusste, daß die Zeit da sei, wo das Schicksal ihre beiderseitige Bestimmung — dem einen: groß und unglücklich zu sein; dem andern klein und genießend — vollenden werde. — Alles um sie her schien mit ihnen zu schweigen. Ringsumher tönte kein Sänger des Sommers, rauschte keine Welle des Baches, wehte kein Flügel des Jephots, flüsterte kein Blatt der blüthenvollen Bäume.

Da tönte langsam eine Uhr vom nahen Stadthaus thurme zwelt. Fernando horchte auf jeden Laut, es war ihm, als habe er den Seiger noch niemals so schlagen gehört, denn er tönte ihm wie die letzten Worte eines Sterbenden. — „Die Zeit ist da!“ sprach er dann mit Ruhe, und ging in die Laube. — Etter sah ihm Guido nach. „Was will dieser Mensch?“ sprach er, und es war ihm, als wenn eine kalte Hand die Blüthen von seinem Leben hinwegstreife, „mein Glück, meine Antonie? — Ha! bei Gott, das!“ (er grüß nach dem Dolche) „Wie argwöhnisch? er will nichts von mir, gar nichts — Was träume ich denn? Ich bin ein Thor. (er versuchte zu lächeln — vergeblich.) Hm — nun, ich will es mir gedenken, und mich zu einer gelegnern Zeit auslachen.“

Dann sah er wieder eine geraume Zeit vor sich hin — „O, Anselmo,“ tief er dann aus, indem er mit beiden Händen seine heiße Stirn bedeckte, „Anselmo! — so wirst du an mir gerächt! — O meine Qual ist größer als mein Verbrechen!“ —

In diesem Augenblicke trat Fernando aus der Laube, mit einem brennenden Nacholichte in der Hand, das einen blendenden Schein auf sein blaßes Gesicht warf, und indem er langsam auf Guido zuging, welcher heftig erschüttert zurücktrat, sagte er: *Sieh mich an, Guido!*

Guido bebte — es war ihm, als dürfe er nicht noch einmal hinblicken, und er sagte stammelnd: *Was willst du, wer bist du? — Eyotte meiner nicht, noch fühl ich Kraft in mir. —*

Fernando. *Sieh mich an, Guido.*

Guido. *Ich — kenne — dich nicht.*

Fernando trat ganz nahe zu ihm hin, und, indem er das Licht sich nahe vor das Gesicht hielt, und auf die Narbe auf der Wange zeigte, rief er mit erschütternder Stimme: *„Du kennst mich nicht?“*

Guido taumelte zurück. Sein bebender Mund stammelte: *Anselmo!*

Fernando (stach, aber nicht rauh) *Wer schlug diese Wunde? — Du! — Ich bin Anselmo! — Ja, Guido, ich bin Anselmo!*

Guido sammelte zurück, um ihn her ward es ha-
stet, seine Sinne schienen ier zu werden, der Blick
seines Auges schweifte matt und kraftlos umher.

«Mörder! verjauchst du mich so bald?» den-
kete ihm Fernando entgegen, allein im nächsten
Augenblicke reute ihn auch schon das Wort Mor-
der, und seine wie Donner rollende Stimme.
«Guido,» sprach er sanfter, Guido erkenne
mich nicht zum zweiten Male!»

Guido hörte das Letzte nicht, nur die ersten
Worte schallten fürchterlich in seinen Ohren. Wie
ein Blatjorderader Gigant schien ihm Anselmo da
zu stehen. Angst, Zorn, und Leidenschaft wegeten in
ihm. — Der furchtbar schnelle Wechsel vom höchsten
Gipfel des Glücks in die tiefste Tiefe des Unglücks
sah gestürzt zu sehen — dieser Gedanke faßte seine
Seele, und verwirrte sein ganzes Gemüth. — Mit
kriampfhast zitterndem Arme grüßte er den Dörf-
ner mit gepreßter Stimme: «Mein Leben willst
du! meine Antonie? meine Antonie! — So fahre
dann hin zum zweiten Male!» und der scharfe
Stahl durchfuhr Anselmo's edles, dunkelndes Herz.

«Wie rasch! sprach Anselmo, indem er krafftlos auf einen Rasen hinfiel — wußt du mich denn immer vollkommen? ich wollte dich glücklich machen, die Anteeien nicht rauben, und die gern vergehen, — was ein unglückseliger Moment verschuldete.

Guido stierte ihn mit dem Stille einer halben Leiche an. Eine Erbe paßte das nicht, sein Brustsen hob sich in gewaltigster ~~Verzweiflung~~ *Verzweiflung*, und er schlug endlich ein lautes Geschrei auf, das von dem nahen Echo spottend wiederholt zu werden schien.

Fernando stiegte seine letzte Krafft an, die starke Natur des Jünglings kämpfte noch einige Minuten mit dem Tode. Er packte seine kalte Hand gegen Guido aus und sprach:

«Sammle dich, mein Freund — — ich nenne dich in diesem Augenblicke, wo jeder Jerthum schwindet, von ganzem Herzen und mit unangenehmer Wahrheit so — sammle dich, und höre meine letzten Worte. — Hartverwundet, einem Todten ähnlich, trugen mich die feindlichen Soldaten in

Im Lager. — Du hieltst mich für todt, doch ein getreuer Arzt gab mir das Leben wieder. — Ich ward in eine entfernte Gegend des Landes geführt, und nach drei Jahren endlich ausgewechselt. — Es war anders mit mir geworden — Leiden hatten mir Ruhe gegeben. Ich verzich dir, denn durch Nachdenken hatte ich mich überzeugt, daß du deine heisse Liebe zu Antonien mir verheimlicht, daß aber diese die Triebfeder deiner Aufwallung gegen mich gewesen sein müsse. Ich beschloß dir zu verzeihen, und dir deine Antonie zu geben.»

Wie ein Wahnsinniger lachte hier Guido von Neuem.

Flatter und matter ward Fernando, vor seinen Augen lag schon der dunkle Nebel des Todes, während durch sein Inneres die süßen Ahnungen höherer Klarheit zogen, seine Zunge lechzte nach Kühlung; aber er sah die Leiden seines Freundes, und groß und gut, wie er immer war, raffte er auch hier seine letzten Kräfte zusammen, um ihn zu trösten. Er sagte fort:

„Mit diesem Vorfatz reiste ich hieher; allein ich sollte darin, daß, während ich dich prüfen wollte, ich dich nicht freundschaftlich genug behandelte. Für diese Kälte, die ich nur mühsam erpreßte, bin ich jetzt bestraft worden. An meinem Tode ist deine Schuld gering. — Sammle dich — gieb vor, ich habe mich selbst gemordet, oder dich gereizt. Sei glücklich — — mit Antonien — reiche mir deine Hand — ich — verzeihe dir Alles.“

So sprach er; und leise senkte sich das müde Auge zu. — Das letzte Licht im Garten verlöschte, und alles umher war dunkel.

Lange stand Guido stumm und mit starrem Auge da. Ein dumpfes, nameuloses Wehe hatte sein ganzes Wesen umspannt, tausend qualvolle Gefühle kämpften in seinem Innern, und nur mit der Zerstörung des gesammten Gemüths schien das Ende des Streites möglich zu sein. — Zuweilen hob er sein Auge gewaltsam in die Höhe, um es von dem schaudervollen Anblick zu entfernen, und er schien dann auf einige Augenblicke ganz ruhig zu sein, weil er sich mit aller Kraft überzeugen wollte, der ganze Vorfall sei nur ein düsteres Spiel seiner feberhaft erhitzten Fantasie. Aber wenn dann sein Auge wieder niedersank auf den geliebten Todten, der noch immer in freundlicher Ruhe seine Hand nach ihm auszustrecken schien, dann war es ihm, als müsse jetzt sein Herz vergehen, das sich immer tiefer und tiefer verwundete,

und immer enger und enger sich in sich selbst zusammenzog.

Endlich raffte er sich mit convulsivischer Bewegung in die Höhe, und rief: Schicksal, Schicksal, morde mich! — Ich darf nicht leben. — Ich muß zu Grunde gehen! — Hier liegt der Freund, den meines Odems gift'ger Hauch getödtet hat, der mich liebte, so innig, so wahr, daß diese Liebe mich zum Menschen hätte machen müssen, wenn nicht jede Menschheit schon von mir gewichen wäre. — O Anselmo, Anselmo, sich mich nicht so liebevoll an, ich ertrage das nicht. O könntest du doch noch einmal deine Lippen öffnen, um den Fluch über mich auszusprechen, damit ich mich doch wenigstens zur Verzeihung erheben könnte, und nicht in Schwachheit vergehe, ohne dich an mich gerächt zu haben! — —

Hier warf er sich über die Leiche, aus deren Miene noch immer die ächte erwerbne Ruhe des Dulders sah. In Guido's Augen brannten, gleich der Flamme des Schwefels, heiße Tropfen; aber es waren keine Thränen.

Dann warf er sich wütend zur Erde, und rief mit einer Stimme, als wolle er die Todten aus ihren versunkenen Sarkophagen aufschrecken:

«Unbegreifliches Wesen über den Eternen, schenke den furchtbarsten deiner Blitze in mein Herz, das nie, nie von einer edeln Empfindung bewegt wurde. Tödte mich, du bist es deinen übrigen Geschöpfen schuldig; der Verworfenste unter ihnen steht erhaben da, wenn er sich mir gegenüber stellt, der Hauch meines Mundes muß sie vergiften, so vergiften, daß sie nie, nie wieder auskommen können! — O thu ein Wunder, um mich zu vernichten, wohl bin ich eines Wunders werth, denn nur ein Wunder konnte mir das Dasein geben! — Ist es nicht, als wankte die Erde unter meinen Füßen, als verschmähe sie es in gerechtem Etelze den Gefallenen länger noch zu tragen! — Nimm mich hinweg, ich ertrage mich nicht länger! — — O wenn du die Greuel aller Zeit auf eine Ekale zusammenhäufst; mein Freundesmord schnellst sie alle hoch auf. Ich bin ein seltner Mensch, und die Natur darf einmal aus ihrer alten Bahn

herausschreiten, um mich von sich zu werfen! —
Ja, ich bin eines Wunders werth; laß den Mond
sich verhalten, laß die Wolken furchtbar schwer
über meinem Haupte zusammenziehen, damit ich
in der Nacht des Gewitters meinen Tod finde,
oder laß den Ozean aus seinen Ufern schellen, daß
er mich schlinge in seinen tiefften Strudel! . . .
Wie? alles umsonst? oder . . . bin ich auch der
Vernichtung nicht werth? —

Er vermochte nicht weiter zu reden. Immer
regelloser wurden die kolossalen Bilder, die ihm
seine Fantasie erschuf, immer bewegter und schwan-
kender die Gedanken, die sein zerrüttetes Gemüth
berührten.

Erschöpft warf er sich endlich hin auf das hohe
Gras, dessen Halme von frühem Morgenthau
peilten und ihm Auge und Wangen kühlten. Da
schien ihm, als werde linder sein Schmerz, die
Verzweiflung minder wüthend. Und er taumelte
wieder rasch auf, denn er hielt es für ein Ver-
brechen, weniger zu leiden. — Ha, rief er, ich will
meines Schmerzes Flamme neue Nahrung geben,

daß sie ewig und ewig lodere!“ Echnell eilte er hin zum Gartenhause, schlug mit geballter Faust an die Fenster der Schlafzimmern, daß sie zerisprangen und seine Hände blutig rinsten. „Auf! Auf!“ schrie er, Ihr Geweihten des Unglücks, seht; der Morgen meines Hochzeittags hat sich blutroth gefärbt — auf, auf!“

Hestig erschüttert, und mit schmerzvollen Abnungen im Herzen eilten der Graf und Antonie im Nachtgewande hinaus, und mit einem Schreie des Entsetzens, als stellte sich ihnen ein düsterer Geist entgegen, riefen beide: Guido, um Gottes Willen, bist du es? — was ist Du?!

Guides Gesicht war wie das einer mit dem Tode ringenden halben Leiche, seine Nerven zitterten, seine Muskeln bebten. — „Wer ich bin? — Darauf kann ich euch nichts sagen, denn ich weiß es selbst nicht mehr. — Was mir ist, fragt Ihr? mir ist nichts, wahrhaftig gar nichts, aber (heimlich) Anselmo — ja — der Arme — wir wollen nicht davon reden, — wenn ich nur auch das Denken mir verbieten könnte!“ —

Schweigend führte er die Lebenden zu der Leiche des Freundes. — — — Antonie sank bewußtlos nieder, der Graf stand bloß da, er berührte seine Stirn, als wollte er sich fragen, ob er nicht in einem bösen Traume liege.

Mit der ruhigen Kälte der Verzweiflung sagte Guido: Echt, Ihr Lieben, dieser unbekannte Fernando ist Niemand anders, als unser Anselmo, dein Bräutigam, Antonie; schon zum zweiten Male habe ich ihn gemordet. Ihr solltet lachen — was mich betrifft, so müßt ihr mir das wol erlassen, Es will mir nicht gelingen, auch würde es mir nur wohl thun, und mir darf nichts mehr wohl thun — Oh — oh! — wo bin ich? wie ist mir?

Hin warf er sich wieder aufs Gras, riß Anselmo's kalte Hand an sich, drückte sie heftig, und küßte die Wunde, die er dem Freunde geschlagen hatte.

Antonie war glücklich gegen ihn, denn die Natur gab ihr Thränen, die sie Guido versagte. Der Graf raffte sich nach dem ersten zerreißenden Schmerze auf, und indem er Guido scharf ins Auge faßte, sagte er:

Redetest du wahr, Guido? ist es so? — beginne dich wohl — du bist irre — Nici Aufelmo durch deine Hand? — Ist es so?

Guido Wahr, wahr. — Ja — guter Alter — glauben darfst du mir zwar nie; denn mein Wort ist Lüge, wie mein Gefühl! nur in Einem Falle. Wenn ich sage: Ich habe den Freund getödtet, dann glaube mir.

Graf. Guido, Guido, konntest du so fallen!

Guido. Fallen? Fallen? erniedrige das Wort nicht. Wer fiel; stand einst. Ich fiel nie.

Graf. O Gott, Gott, gib meinem schwachen Alter Kraft.

Guido. Was sagst du? — Ah, du betest. (wend) Ich betete vorhin auch, es war sehr lustig. — — Sieh, Alter, du warst vor ein paar Stunden noch so froh und heiter, wie ein guter Mensch. — Vater, schäme dich, so alt zu sein, und noch nicht zu wissen, daß der droben über den Eternen nicht will, daß wir froh sind. — Ichst du, das ist der Lohn.

Graf. (acht nachdenkend umher)

Guido. Du denkst nach? Thu das nicht
Freund, thu das ja nicht. Sieh, ich denke jetzt
auch nach, aber ich finde doch nichts. Man kann
doch nicht aus sich hinausdenken. Wehe, wehe
es brauset und siedet in mir, wie im Ozeane
wenn der Sturm tobt. Mein Blut ist zu Feuer
geworden, das mit Wasser spielt . . . Sag mir
war ich je anders? — Ja, ja, einst! einst! aber
lange, lange ist es her! als ich noch (schaudernd
unschuldig war! — Ja, wie klingt das Wort in mei-
nem Munde! — als ich noch nicht denken konnte
denn, merke dir das ja, guter Mann, wenn man
erst denken kann, dann ist's vorbei! — ja es war an-
ders, als noch mein Freund Anselmo . . . Hier brach
er plötzlich ab — es schien, als erwache durch diese
Namen sein halbgesunkener Verstand von Neuem
er schrie laut auf: „O, Anselmo, o mein Anse-
lmo!“ und warf sich neben dem Leichname nieder.

Antonie sah ihm mit Thränen in das ver-
wüstete Gesicht, und sagte: Guido, Guido! schon
deiner. —

Guido hörte sie anfangs nicht, als sie ihm aber die Worte noch sanfter wiederholte, da rief er mit Bitterkeit aus: „Wer spricht hier von Schonung? — Hab' ich seiner gedenkt?“ —

Von Neuem war Alles stumm. Der Graf ging nachdenkend umher, und schien einen Entschluß zu fassen, dann näherte er sich Antonien, und sagte mit aufscheinender Ruhe: Liebe, entferne dich einen Augenblick von der Leiche; der Morgen bricht an, ich will sie fortbringen. —

Er sah die stille Tochter saust in eine nahe Laube.

Guido sah gen Himmel, und sagte: Der Morgen bricht an. (mit großem Schmerze) Für mich kein neuer Morgen wieder. Nacht, Nacht!

Der Graf kehrte zurück und beobachtete Guido.

Guido. Wie ist ihr?

Graf. Sie ist resignirt, und hat Thränen — Ihr Bewußtsein scheint sie fast ganz verlassen zu haben.

Guido. O, danke Gott dafür; — das meiste ist zurückgekehrt.

Graf. Guido — du stürztest tief — unermesslich tief! Wie du nun da stehst! Kann eine einzige Leidenschaft den Menschen so zerstören! — O, ich kenne dich nicht mehr, — aber du bist unglücklich, gränzenlos elend, denn du bist verlassen von dir selbst, und niemals, niemals kannst du dich wiederfinden!

Guido. Höre auf. Vorwürfe machen mein Elend nur schwächer.

Graf. Leben kannst du nicht länger, Niemals wirst du wieder Vertrauen zu dir selbst haben können, niemals wieder Hoffnung haben dürfen. — — Ich fühle es, daß ich sehe, wenn ich selbst diesen Todten an dir räche, aber ich kann dich keiner fremden Hand übergeben — das vermag ich nicht mit dir, den ich Sohn nennen wollte. — O still davon! — sterben mußt du — sterben sollst du — durch mich.

Guido. (wirst sich an seine Brust) Ja, Vater, sterben, sterben!

Graf. (mit Thränen) So recht, mein Guido, sei wieder Mann. Du bist kein solcher Verbre-

der; deine Gewissensangst malt dir deine That zu schwarz. Du hast einen Augenblick gehabt, in dem du tief sankst, sehr tief, aber dieser einzelne Moment kann nicht über dein ganzes Leben entscheiden! — Sterb, mein Sohn, und ich vergebe dir.

Guido. Ist es möglich? Vater, ich bin dieser Milde nicht werth!

Graf. Doch, mein Guido, küsse mich!

Guido. (kust ihn) Dank, heißen Dank!

Graf. Küsse Anselmo!

Guido stürzte hin auf die Leiche, und küsste den kalten Mund. Da fuhr der Dolch des Grafen in sein Herz.

„Ich danke dir, Vater,“ sagte Guido, der sich tödtlich getroffen fühlte, „du vereinigst mich mit ihm!“ — Er drückte noch einen heißen Kuß auf Anselmo's Lippen, und sein Auge schloß sich auf immer.

II.

Vermischte Gedichte.

Verhalt und Forme wehnt am Ratten Strande
Und kann dem einen Kreislauf nicht entgehen,
Doch Tautalle lebt über seine Seen
An selge Tüften, wunderbare Lände.

A. W. Schlegel.

Das neue Jahrhundert.

Nur das Gemeine geht klanglos zum Dufte hinab
Schiller.

Wie vom Orkan geschleudert des Berges mächtige
Eiche

Stürzt, und der rauschende Strom kräftig vom
Felsen sich reißt,

Eiche, so reißt des Jahrhunderts Kraft sich dun-
kel hernieder

Tief in der Nichtigkeit Grab, tief in die schwei-
gende Nacht! —

Große Zeit, o sink' nicht so schnell, verweile noch
einmal, 5

Gönne dem schauenden Blick, gönne ihm dich,
hohe Gestalt!

Große Zeit, du darfst des Dichters trunkenem
Auge

Stehn, und dem Fragenden kühn reden das
größere Wort.

Ha, wie am Himmel dort der Wolken neblige
Lüge,

Leichentüchern gleich, wehen und schreiten hin-
weg, 10

Also schreiten noch einmal die Jahre dem Ersten
vorüber,

Und der Vergangenheit Grab thut sich erhaben
mit auf.

Still und düster ist der Gang der strebenden
Menschheit,

Dichte, chaotische Nacht hüllt die Sterblichen
ein.

Brüder kämpfen mit Brüdern in rastlos stürmendem
Streite 15

Über die Liebe siegt herrschender Meinung
Gewalt.

Irrthum kämpft mit dem Irrthum, es schwindet
friedliche Wahrheit,

Und des Märtyrers Stolz findet im Mute
Gewahr.

Alles drängt und stürmt in hochauflammender
Feindschaft,

Und von dem Morden erschreckt, schiebet die Cha-
ris dahin. 20

Heilige Schönheit, wenn du fliehst, weicht auch
die erste Allda,

Denn mit der Charis allein stehet Allda im
Mund.

Dichtes Dunkel umhüllt der Kämpfenden wildere
Streite,

Nur zuweilen erhellt leuchtende Flamme die
Nacht. —

Muse, nicht länger verweil im süßen, düstern
Anschau, 25

Hebe den Blick, denn es geht kräftig der Mör-
gen herauf.

Sieh! es leuchtet so ruhig des Morgens freundli-
ches Auge,

Strahlet des Friedens Gluck, strahlet uns Klar-
heit herab.

Ha! es birgt sich das Auge des Blöden dem leuch-
tenden Strale,

Hinkelnde Conne, den Blick hält noch der
Trunkne ruht aus. So
Conne! du leuchtest und strahlst, und wenn auch
Tausende sinken,

Und in den mondlichen Schein wogender Däm-
merung fliehn.

Dunkle Schatten, ihr bergt euch erschreckt in das
nächtliche Däster;

Lautlos geht ihr hinab, die ihr so stolz einfiel
erschien.

Ringsum schwinden die Nebel, es wehen heitere
Lüste, 35

Und in dem ruhigen Blau leuchtet der Aether
daher.

Frieden hauchet die Luft, es athmen Frieden die
Menschen,

Und die Charis umfängt neu die verwandelte
Welt.

Ha, wie ringen jetzt mit verjüngtem Muth die
Kräfte,

St

Nicht mehr zerflattert die Kraft; Kunstsinne be-
herrscht sie und Ruh. 40

Ruhige Harmonie, in deinem kühlenden Schatten
Ruhet der strebende Mensch, strebt es in heiliger
Ruh.

Sieh! es erblühet aufs Neu der Wissenschaft herr-
liche Blüthe,

Keines Nordens Gewalt hemmet die keimende
Frucht.

Nicht mehr des Alterthums Brauch, nicht mehr
des Herkommens Enge 45

Bindet den strebenden Geist, der sich zu denken
erleuchtet.

K u K — e.

C e n t r e.

Kalt weht der Nord durch ihr bewegte Lüfte,
Und flüsst unter des Meeres bange Wogen,
Der Himmel ist mit Dämmerung umzogen,
Beschneit schon auch an des Berges Klüfte.

Glück athmete ich hier die Blumenlüfte, —
Doch soll' ich nicht die Fantasie erlegen;
Nicht bin ich von dem Haschenpiel betrogen,
Denn laß zwischen mich der Jugend Lüfte.

Nicht kammert mich des Lebens heißer Noth,
Ich habe Rath, soll' ich in mich gehn,
Da spendet Lohn des schöneren Lebens Noth.

O, gutes Mädchen, sei auch du das Leben
Nur Haschenpiel dem ruhig innern Erleben,
Dann sieht die Jugend sanft auf leichter Welle.

A n —

E n t r e t.

Wohl ist sie erst der Lebens letzte Stunde,
 Und eine große Zeit sollt sich uns Grab;
 Dort Frieden sollen wir wie sie hab,
 In ihrer Leiche blutet mancher Wunde.

Da großes Schicksal giebt dem Jünger Kunde
 Von dem, der mit der Liebe Noth gab,
 Der meinet Jugend soll den sichern Stab
 Erfahrung leih, damit sie ganz gesunde.

Lehrt ihm des Alters Noth, läßt er Jugend,
 Des Scherzes Spiel, der Arbeit erste Lagen,
 Spricht Wohl laut an die ruhig hellen Sinne? —

Ein Glanz umflutet mich, Hoffnung geht durchs
 Leben,
 Ich fühl' in mir ein seltsam, neues Leben,
 Und selig werd' ich deiner Antwort tone.

Aus einem ungedruckten Roman.*)

E n e t t e.

I.

Wo stehst du hin, du glühendes Verlangen?
 Was für Bedeutung ist in diesen Thänen?
 Ihr Ruse spricht euch auch mit leisem Lächeln,
 Nicht müht ihr mit Mennern sie anzufangen.

Da streptend herrt, da wirst sie nie erlangen,
 Verzehrt dich nur in namenlosem Erhoben,
 Kein Augenblick wird deine Wünsche kennen;
 Der Liebe normale Harmonien erlangen.

*) Diese Abtheilung ist nicht ohne Bedeutung. Denn
 ist und darf sie nicht nur ihre Arbeit leisten wollen,
 aber sie geht einen Blick über das gegenwärtige
 Frauenleben, das ihren Gedanken bezeugt,
 welches nur der Voraussetzung des ganzen Roman-
 nicht wohl schenken werden kann.

Leben ist erlöseth mit der Schwermuth Todt,
Auch selbst die Linderung ist mir nun genommen,
Kein Ueal wird mehr in meinen Busen kommen.

O Nacht, du kannst allein mit Stacheln geben,
Sie suchet uns in diesem engen Leben,
Und sticht nur daan, wenn unser Auge weicht.

Ich liebt' sie mit innigem Gefühle,
 Ich lebte nur in ihres Auges Blau,
 In ihr allein fand ich mein ganzes Glück —
 Das schwere Leben wurde mir zum Spiel.

Nun war die Jugend mir so wenig kühl,
 Denn Noth hielt und Schwermuth sie zuweil,
 Ich kannte kein nothwendiges Geschick,
 Mein ganzes Ernst war, wie ich ihr spielte.

Da sah das Schicksal uns mit bösem Spotte,
 Entführte mir die liebliche Gestalt,
 Nun ist das Leben wieder matt und kalt.

Ich war so selig, träumte mich zum Götze,
 Warum, o Schicksal, trennst du die Lieben,
 Wie soll ich auf der Welt mich nun noch freuen?

3.

Ich weinte heisse Thränen in die Nacht,
 Die mich umgab mit ruhig luhlem Schmeigen,
 Auf sah ich vor mir her die Lustig streigen,
 Und ich erschau' vor ihren dunkeln Mächten.

Da trat sie zu mir hin so still und froh,
 Berührte hart den Mund mit süßem Neigen,
 Wie flogen hin durch wellenwalle Neigen,
 Wie glüh'nde Ehnfucht überall erwacht.

Im tiefen Jannem wogte das Gefühl,
 Mir war so weh, so wohl, so heiß, so kühl —
 Ich sag' es ihr mit leisem Geschnel.

Wie sah mich an und konnte mich verlassen,
 Nicht werd' ich länger meine Schmeigen lassen,
 Denn kalt von Neorn ist das widerge Dahn.

Eng steht und drückt sich des Schicksals Ehreier
 Um meiner Jugend früh begrängte Klar;
 Ich brach den heiligen Bund mit dir Natur,
 Und thörig wähnt' ich ohne dich mich freier.

Einst warst du mir so lieb, so held, so theuer,
 Ich fand dich, ach! ich fand die holde Spur,
 Und that im stillen Geist den ersten Schwur,
 Nur du allein zu stimmen meine Leier.

Nicht nicht' ich mich der Poesie erheuen
 Doch drückt die schwarze Schuld mich tief darnieder,
 Ich schwankte abwärts seltsam auf und nieder.

Nicht mehr wie noch erhebt sich das Gypseder
 Des Fantasi; und meine kleinen Lieder —
 Gefallen auch nicht mehr der Ungerechten.

Die Hoffnung flieht den bangenstetten Sinn,
 Nicht will sie länger mehr bei mir verweilen,
 Ich soll nur mit dem Tode mein Leben theilen,
 Denn alle meine Herzen sind dahin.

Nicht werd' ich mehr, Geliebter, dich erlösen,
 Ich weiß es nun, daß ich verlore bin,
 Ich wiederhol' es mir: Sie ist dahin! —
 Was trennet mehr als diese kahlen Niden.

Ich! glaube mir, er kann dich so nicht lieben,
 Wie ich dich lieb' im innersten Gemüthe
 So still, so duldend, und so innig warm.

Ich will dich nicht durch Neidwüste betrüben,
 Nicht sehen sollst du, wie des Lebens Mäthe
 Den mir flieht ab, denn ich bin kalt und arm.

Ich stand allein auf dieser großen Welt
Und suchte still das Rathsel meines Lebens,
Ich fand es nicht, es war die Brust voll Stres-
 bens
Doch Niemand stand dem Einsamen zur Seite.

Jetzt neu erkennst du mich in wildem Streite,
Du warst die Brust voll neues schones Erbens;
Nicht schon mir mehr mein langer Kampf ver-
gebens,
Ich sah die Hand, die durch das Dunkel leite.

Tod, ach! nicht hoffen darf der stille Name,
 Daß er am heissen Busen je erwarme,
 Zu kühl es wohl, ich bin dem Gram nur
 eiqen.

Doch du verstandest wol die bangen Theuren,
Du fühltest wohl mein stilles, tiefes Sehnen,
Doch die Nothwendigkeit gebot die Schweigen

Audre Dichtungsarten aus demselben ?

7.

Viel hast du mir genommen, crasses Ich
Mit rauher Hand der Blüthen viel zerfahl
Mit kalte manche Flamme in mir verweh
Es schmerzte tief, doch hab' ich es ertrag

Der Menschen Hohn sah widrig mir entg
Und, feindlich jedem höheren Verlangen,
Hieß er manch schönes Ebnen schnell fi.
Doch stand ich kühn, es konnte mich nich

Wohl täuschte mich die Freundschaft und
Und gab dem heißen Herzen kalte Täusch
Vor meinem Auge ward es oftmals trüb
In mir allein fand ich Befriedigung.

Nur du, o Poesie, bist mir geblieben,
Mein Leben würde enden ohne dich,
Dich werd' ich ewig still und glühend lie
Denn ohne Leben kann ich ja nicht leben

A.

Leben und Liebe.

«Wozu soll mir das Leben? — es ist so zerstückt
und verworren,

Klarheit such' ich umsonst, Ruhe find' ich doch nie.
Liebe such' ich, und fand sie, doch ach! nur zu
sehr schwand die Lösung.

Und ich fühl' es zu tief, daß nur die Lösung
beglückt. —

Alß her' ich den Freund in stiller einsamer Kammer
Zeugen und Echo halt' feindlich die Klage zurück.

«Was dir das Leben soll? — Du selbst es mus-
thig durchleben,

Und nicht fragen: Wozu? — dann wird das
Nutz dir klar.

Euchest du Lieb' und suchest du sie, so liebe nur
seiner,

Tauschung giebt sie nur dem, der sie zu finden
gewöhnt. »

Wünsche ohne Ziel.

Du suchst vergeblich Sehnsucht
 Zu heiserem Verlangen,
 Du wirst sie niemals finden.
 Du Herz, du Kopf so innig
 In tiefer, langer Ahnung,
 Kein Herz wird dir begegnen,
 Doch strebe immer Sehnsucht
 Und Kopf, du Herz nur leinere,
 Auch wenn du keines findest.
 Denn ohne diese Sehnsucht,
 Dies Bangen und dies Erreben,
 O wie erträglich' ich's Leben? —

E r g e b u n g.

Verworfen und gerissen ist das Leben
 Und blüht mit stolzer Ruh auf uns herab.
 Vergebens ringst du die Verachtung ab,
 Es tritt dich an mit plumpem Spott und Hohn,
 Ist feindlich jedem kühnen Entschlusse
 Und macht dich kalt durch düst'ge Wirklichkeit.
 Es geht die Zeit so träg' an dir vorüber,
 Und spielt ewig nur die traurige
 Zum El' wiederholte Melodie
 Der menschlichen Beschränktheit. —
 Doch klage um das Leben nur
 So laut du magst, du wirst es doch durchleben,
 Und gern durchleben.
 Und wenn die Liebe, der du Hymnen singst,
 Und Eclsen —
 Die noch so eist die ärmste Tauschung giebt,
 Doch wirst du lieben,
 Und gerne lieben.

M o t m e n i e.

Vergesse niemals, Freund, im Sturm des Lebens,
 Im Lauf der Zeit ist auch nicht ein Moment,
 Den du zur Poesie
 Nicht könntest leif und mächtig dich erheben.
 Dem Künstler strebe nach, der jeden Stoff,
 Dem widerstrebendsten segnet,
 Mit Freiheit überzieht
 Und mit der milden Form der Schönheit
 Und mit des Wohllauts stillem Einklang paart.
 Und sollte dich sogar die Hoffnung fliehen,
 So — hoffe wenigstens noch auf die Hoffnung

D e r f e l.

O dunn lag der Winter über Wald und Flur,
 Wohin ich sah war melancholisch Schweigen —
 Verloren waren all die Liebesträume,
 Mit denen sonst Natur so traulich red'te;
 Verschwunden alle jene zarten Farben,
 Mit denen sie mich sonst so freundlich ansah,
 Und erst und kälter war das enge Leben,
 Doch in mir war es hell und leicht,
 Denn sie, die Gelde, stand mir mild zur Seite.
 Ihr liebes Auge blickte seelenvoll,
 Und holde Klarheit schien mich zu umschweben;
 Und wenn ihr süßer Mund mit leisem Lächeln
 Der Liebe zarte Worte sprach,
 Die nie veralten — wie umfieng mich dann

Des wollustvollsten Nothlauts Melodie! —

Da war kein eis'ger Winter mehr für mich,

Kein nächtlich Schweben. —

Jetzt ist der holde Frühling da von Neuem.

Leicht schwebt der Himmel über Fluß und Wald,

Aus dem ertönen süße Melodien;

In meinem Auge strahlt der Farben Glanz,

Die seltsam wechseln und im üpp'gen Lenz

Das schwere Leben wellenleicht durchziehen.

Die Menschen alle, die des Winters Ernst

Gefangen hielt im düstern Gemache,

Gehn Arm in Arm dem Lenzes froh entgegen,

Der sie mit Heiterkeit willkommen heißt.

Nur ich verweil' im düstern Gemache,

Wo mich mit kaltem Hohn die Einsamkeit

Gefangen hält. —

Mit Lächeln nicht des Lenzes frisches Grün,

Mit sind des Haines Löne Trauertöne,

Denn sie, die Holde, ist mit ja genommen,

Sie, die allein dem Leben Leben gab,

Nicht seh' ich mehr des Mundes leises Lächeln,

Nicht hö' ich mehr der Liebe zarte Worte,

Die nie veralten. —

O stieh hinweg von meinem stillen Blick,
 Du farb'ger Lenz, mit deinen wilden Reigen,
 Und du, o stiller Winter, setze zurück,
 Und halte sanft mich in dein nächtlich Schweigen.

Fransz Horn.

S o n e t t e.

I.

Dort braust das Meer in feindlich wildem Drange,
 Es kommt mit Riesennacht der Sturm geslogen,
 Im Kampfe brechen schäumend sich die Wogen
 Und jenem Schiffer droht's mit Untergange.

Doch nun wird's still — es fliegt im leisen Gange,
 Wie Löw' und Aetide von dem Schwan gezogen,
 Mit bunten Fächern von dem Himmelsbogen —
 Begräbt den Schiffer im Eucnemklange.

So steht die Ruh oft mit dem Tod im Bunde,
 Und mancher soll sie hüt nicht anders finden,
 Dem üpp'ge Kräfte in dem Busen streuten.

Ein Leben steht nur, wo aus tiefem Grunde
 Dumpsüberausend aufwärts sich die Kluten winden;
 Ein Tod da, wo die Wellen ruhig gleiten.

2.

Die Nacht liegt kalt und schwer auf meinem
Herzen,

Erloschen ist auch jedes Sterblichs Schimmer,
Irrlichter leuchten nur mit gelbem Glimmer,
Und flattern kämpfend hin mit grausen Eherzen.

Wie auf das Grab hinflutten Todtenkerzen,
So zeigen sie auf meines Lebens Trümmer,
Zergehen dann in ihre Nacht auf immer —
Nur du o Herz! willst nicht zergehn von Ehemer-
gen.

Will sich noch länger denn dein dumpfes Weinen,
Eich brechend an den kalten Marmorbildern,
Hin durch die kalte Nacht des Lebens dehnen?

Ah! nimmer wird ein Leisflern dir erscheinen,
Und nimmer deinen Schmerz ein Wesen mildern,
Und stillen dein geheimes, heißes Sehnen. —

3.

Der holde Tag kommt stolz heraufgezogen
 Und öffnet nun in munterm Flammentänzen
 Die Blumenwelt zum lieblichen Erglänzen —
 Nur Eine Blume steht in sich gebogen.

Hin schiebt der Tag auf stillen Meereswogen,
 Und nun erst, wenn an seines Laufes Grenzen
 Der Horizont verglüht von Blumenkränzen,
 Nun blickt sie schüchtern nach dem Himmelsbogen.

„Was neigst du mit so geheimem Triebe
 Und inn'ger Sehnsucht dich nach dunkler Ferne,
 Und nicht wie Sonnenblumen nach der Sonne?“

„Dort in dem Dunkel flimmert meine Wonne,
 Im Mutterland der Lieb', im Abendsterne,
 Dort such und find ich heiße Gegenliebe. —“

4

Es flucht der Tag mit seinen heißen Gluten —
 Wie nach des Kampfes heftigem Bewegen
 Die heißen Kämpfer sich zur Ruhe legen —
 Dem Schmerz die wunden Herzen süß verbluten.

Nun legen sich des Lebens wilde Gluten —
 Es geht nur noch ein leises — leises Regen
 Und weht von ferne nun mir sanft entgegen,
 Im holden Traum die Geister meiner Guten. —

Da flücht vor allen mit geheimem Tone,
 Wie Tön' und Hasen sich im Wohlklang sammeln,
 Dein milder Geist mit meinem heiß zusammen . .

Und in das heiße strömende Entflammen
 Flücht bebend ein geheimes, leises Stammeln
 Erleucht dann in dem Wohlklang — *Hermione* . .

5.

In ungeweihten Stunden niemals zeigen
 Sich Herzen die von heiligem Feuer brennen —
 In heil'ger Stille Funken nur entsteigen
 Und Töne die das Innre leise nennen.

Und hier nur ist's, im dunkeln, heiligen Schweigen
 Wo solche Herzen sich verwandt erkennen,
 Geheim die Töne sich zusammen neigen
 Und heisse Funken in einander brennen.

Drum muß das Herz in eigner Glut vergehen,
 Wenn jene stille Weih es nicht umfließt,
 In der die Liebe Herz um Herzen schlingt —

Doch wenn der Funke in Funken feurig dringt,
 Und Ton in Töne lieblich sich ergießt —
 Dann wie des Lebens schönste Glorie sehen . .

b.

Nit das ganze Leben um mich schweigt,
 Läßt kein Eternchen über mir sich sehen,
 Geht entgegen mir ein kaltes Wehen
 Und ein tiefer Schmerz im Busen schleicht.

Aber wenn dein Bild sich zu mir neigt,
 Glummert's gleich von jenen dunkeln Höhen,
 Traume süß an mir vorübergehen
 Und der Busen hebt sich froh und leicht. .

Nit als hör' ich dann ein leises Flüstern,
 Spricht mit so geheimnißvollem Ton
 Von der Morgenröthe schöner Ferne. . .

Von die Töne leiser sich verschwiftern,
 Heller glänzen noch einmal die Eterne
 Und das süße Traumbild ist entflohn. —

7.

Ich ging auf ihrem Weg in mich verloren,
 Um mich ging eine Nacht mit tiefem Schweigen —
 Ich sah die Erde langsam mir entweichen
 Und auf ein Grab hinfinken meine Horen . . .

Da wardst du mir vom Himmel auserkoren
 Und mustest dich, ein Engel, zu mir neigen —
 Nun sah ich neue Morgenröthen steigen
 Und fand in dir ein Leben neugeboren . .

Drum sei auch dir dies Leben zugeschworen,
 Dir heilig glüh' allein sein reines Streben
 In dir soll seine Flamme hoch erglücken . .

Läßt du nur Eine Blume mir erblühen,
 Dann freu ich mich des schönsten aller Leben
 Dann soll kein Schmerz mehr meinen Blick
 umflören.

8.

Der Blumen schönste ist mir neu gegeben —
 Jüngst flohen meine Geister ihre Bande
 Und zogen hin nach jenem fernen Lande,
 Wo Engel unsre Lieb' und Träume weben.

Da sah ich im ätherischen Gewande
 Den Engel meines Lebens zu mir schweben —
 Er reicht die Blume mir — die längst verkannte,
 Spricht: freu dich nun des schönsten aller Leben —

O neues Leben, fröhliches Beginnen!
 Du strömest nun in neuen — klaren Gluten
 Wie sich ergießen heitre Alpenquellen.

Die Blume glänzt auf jeder deiner Wellen
 Und taucht sich unter wie der Sonne Gluten,
 Als wollte ihre Glut im Quell zerrinnen.

9.

Hinaus ins Feld treibt mich ein heißer Drang,
 Ich seh in süßem Schmerz die Sonne neigen,
 Ihr goldnes Roth sich noch auf Gipfel beugen,
 Dann heil'ge Dämmerung dem Thal entlang.

Mit Sehnsucht, die sich oft der Brust entrang,
 Blick ich empor ins dunkle, ew'ge Schweigen —
 Nun Sterne in den Quell herniedersteigen —
 Der Quell rauscht mit so wunderbarem Klang . .

Warum ist's mir so innig weh und bang?
 Kennst nicht, o trauter Quell, dies heiße Sehnen?
 Kennst du es nicht, was diesen Busen kühlt?

Da quillt hervor ein schmeichelnd süßes Lönen:
 „Wohl kenn ich es und hab' es längst gefühlt“ —
 Und bal' umschlingt mich mehr als Quellgesang.

Dort wo die schwarzen Nebel in dem tiefen,
 Im engen finstern Thale giftig brüten,
 Zerluchter häpfen, Ströme kämpfend wüthen,
 Dort war es, wo wir in der Jere liesen.

Doch als uns jene ferne Stimmen riefen,
 Entflogen wir dem Thale und erglüheten
 Zum neuen Sein. Mit Himmelsglanz umblüheten
 Uns Blumen nun, du heilige Lieder schrieben.

Und als wir sie aus ihrem Schlummer riefen,
 Umstünten sie uns kurz wie Engelstimmen —
 Und tönten lange nach — wenn schon entflohen.

Nun sahn wir sie zu Eernen hell erglimmen —
 Verschlingen sich zu buntten Klammenzügen —
 Enthüllend uns manch' dunkle Hieroglyphen. —

Das Verbrechen des Lereus

Frei nach dem Ovid.

S. Metamorph. B. VI, D. 424 — 676.

Ruhmumstrale war Lereus, der Sieger jeglicher
Echslachten.

Glücklich pries man daher Pandions Erzeugte; —
des Helden

Gattinn zu werden, war sie bestimmt vom greis
senden Vater;

Doch nur Menschen, der Zukunft nicht kundig,
konnten sie neiden.

Arme Progne, die lächelte nicht beim Altar Hymenäus, 5

Fern war Juno, es flohn die Vermählung der Grac
zien Ehre,

Furien schlangen die Fackeln, vom Scheiterhaufen
gerissen,

Gameniden bereiten das Lager; die Gule, des Un-
glücks

Eichre Verkünderinn, saß auf dem Dach' und der
Epigē des Bettes.

Dieser Vogel sah' sie vermält, er sah sie als
Eltern. — 10

Heißen Dankes voll bringen sie Opfer den Göt-
tern, sie frieren

Etets den Tag im Jahr', an welchem die Tochter
Pandions

Ihm, dem gesüchteten König', verbunden ward, —
als sie empfangen

Irys, den theuern Sohn. — So barg sich ihnen
die Zukunft! *)

Jünfmal war nunmehr der Venz gekehrt und ge-
wichen, 15

Als die schmeichelnde Progne zu Ixerus liebevoll
redte:

«Wenn du mich liebst, o geliebter Gatte, gewähre
mir die Bitte:

*) Man suche hierin keine Übersetzung der Worte: *U-
que adeo laetatur utilitas*

»Laß mich, meine Schwester zu sehn, nach dem
Lande der Lieben

»Reisen, oder sende sie hieher zu meiner Um-
armung.

»Baldige Rückkehr kannst du versprechen dem greis-
senden Vater. 20

»Meine Schwester zu sehn, wie werd' ich das ewig
die danken!« *)

Schiffe ins Meer zu lassen befiehlt nun Tereus —
es naht sich

Mit begünstigtem Winde gar bald das Piräische
Ufer.

Nach dem ersten Willkommen, gegebenem trauli-
chem Handschlag,

Sagt unter trauriger Vorbedeutung Tereus die
Irisch 25

Seiner Reif' und die Grüße der fern wartenden
Gattin.

*) Ovid sagt.

— — magni mihi numinis iuvet

Germanam vidisse dabis. —

Wie die Dryad und Njad in den Wäldern er-
haben einhertritt,

Siehe, so naht Philomela sich jetzt mit prunkem
dem Anzug,

Doch beschämt wird der Glanz des Gewandes
beim Glanz' ihrer Schönheit.

Wie eine helle Flamme ein trocknes Reisig durchs-
prasselt, 30

So entloderte jetzt das Herz des Ixerus vor Wollust,

Liebe fühlte er nicht, denn nur zu thierischer
Wollust

Erstimmte das Herz die Bewohner vom Lande des
Thrazischen Ixerus —

Ha, wie wechselt in ihm das Gewühl von tausend
sünd' Entwürfen! *)

Wohl will er ihrer Trabanten Ixere, die Ixere
der Amme 35

*) Man sieht, ich liefere durchaus keine treue Uebersetzung; ich setze zu und lasse weg. — Man kann denselben dem Inquisitionstribunale der Kettenjungen nicht oft genug sagen.



— Koset es auch des Geldes unendliche Gaben
— befehlen,

Bald sie rauben, und handhast schüßen die schöne
Geraubte.

Jeder Vergug ist ihm laßig — begierig Liebt er
zurück

In den Bitten der Gattin, die jetzt die seinen
geworden,

Liebe macht ihn beredt — er steht mit rastlosem
Eifer

Heuchlerisch immer in Proques Namen, als for-
dere sie es.

Thränen sogar begleiten die Bitte — ihr mäch-
tigen Götter! —

Schwarz, o, schwarz ist der Sterblihen Herz,
wie das nächtlichste Dunkel! *

Philomela vereint mit Terens Bitte die ihre,

*) Proh Superi, quantum nocuita peccata nocere
Noctis habent! — An den nachtschwarzen Teren
verein mit Ovid — was aber! mit dem selber ist es
— ein wenig zu weißlich, welches Iovis Locom
dem Gindeude schaden mag.

Ehlingt mit Litanen den weissen Arm um die
 Achultern des Vaters, 45

Nicht und beschwört ihn bei ihrem, — doch ach!
 nur wider ihr Glücke.

Lereus sieht es, und wilde Begierde durchfährt
 seinen Busen:

Wie die Flamme durchzuckt ihm bei jedem Kuß die
 Gebrine.

Nun widerstand nicht mehr der vereinten Bitte
 der Vater,

Und nachdem man die Gaben der milden Ceres,
 des Bacchus 50

Reichlich genossen, begleitet er beide zum räuml
 chen Hafen.

«Nun so nimm sie dann, theurer Sohn,» so
 sprach er, und Thränen

Buttern in grauer Wimper — «begleite sie, da
 eine fromme

«Wasach euch zwingt — o, möchtet ihr doch im
 Frieden rückkehren! —

«Sohn, bei Allem, was heilig dir ist, bei der
 schuldigen Treue, 55

»Bei der Verwandtschaft, bei allen Göttern be-
schwör ich dich innig,

»Schütze sie väterlich, sende mir wieder den Trost
meines Alters: —

»Und auch dich, Philomela, beschwör ich heilig,
wenn anders

»Liebe für mich die im Herzen noch schlägt, —
so lehre wieder.« *)

Ersch's, und küßte mit Thränen im Aug', die
geliebte Tochter, 60

Beider Hände fordert er dann, und bittet mit
Rührung,

Tochter und Enkel zu grüßen, und spricht das
» letzte Abschied dann.

Ja, » das letzte « — das sagt ihm ein ahnungs-
dunkler Schauer. —

Als nun Philomela das Schiff bestiegen, die Wellen
Weiter es führten, und fern schon strahlte die
Küste des Landes — 65

*) Ich halte es nicht blos für erlaubt, sondern fast
für nothwendig, dort den Proetus im fernen
Lande einen Ependeus zu setzen.

„Sieh!“ schrie Ixion da laut, „mir ward der
Sieg und die Beute.“

Laut aufsaucht er, und kaum trägt er die
Freude, der Nichtmenschen,

Wendet das Auge nur von ihr, wie Zeus ge-
dortet Verblüffung

Von der Beute, die hoch er im Neste schon sicher
verwahrt hat.

Keine Flucht ist mehr möglich, — schon ist die
Kette geschnitten, 70

Schon gelandet das Gess an der Kette vom
Munde des Greifers.

Hier nun führt er die Tochter Pandions mit
schrecklicher Voran.

Nu ein fern entlegnes, vom Wold umkränzt
Ortende.

Zeus, zitternd und blaß vor bangen Ahnung, be-
fragt ihn

Thronend, wo ihrer die Schwester dann hatte —
es hort sie nicht Ixion, 75

Schließt die Zitternde ein, und mordet der Weh-
losen Unschuld,

Hört nicht, wie sie ihn steht beim Alter des
greisenden Vaters,

Hört nicht, wie sie ihn steht bei allen tühenden
Göttern.

„Wehe!“ rief sie, als tiefe Betäubung die Seele
verlassen.

Und — zum Unglück — der Aeneas Verstand
nieder fallen erweichte.

„Wehe, Barbar, so rührten dich nicht die Thrä-
nen des Vaters?

„Nicht meine Jugend? die Liebe der Schwester?
nicht Noth der Weib?“

„Nichts war dir heilig, entweichtest Vorjoch der
Menschen und Götter!

„Warum raubtest du nicht auch mein Leben, du,
der du mir alles,

„Alles genommen? — O, wohl mir, dann wär
ich schuldlos im Dufel.“

Die Worte: pollex ego tuus oratoris

Tu gemittelt comitum. (cum haec mihi debita poemata)
schienen mir nicht sehr für den ersten Schmerz zu
passen.

- Edelweiss wandelte ich in Elysiums Gainen . .
 82, suchte
 • Fürchte die Götter, die rächen müssen der
 Ebandthaten grüße,
 • Rächen müssen, wenn Hölz nicht ist der Un-
 beklachten Töchter,
 • Geh nicht alles mit mir zu Grund, dann treibt
 dich der Noth,
 • Fürchte Vergewaltigung des Mädchens, das nichts
 mehr zu mir sich schenkt, 92
 • Selbst will ich leben; Preisungsfür achten der
 Deyrins Schande
 • Nimmer. Unter das Fell will ich treten . .
 doch, muß ich im Heiler
 • Gung bin hören, so sollen die Schänder von
 Klagen erzählen,
 • Nicht werden erwiesen, da Heiler mich hören,
 — die Götter! —
 Jein und Noth undagen das Herz des Lovers
 nen; er hauset 93
 Jein auf 4. und, der Eband' empfand das Un-
 geistige Götter,

Raffend die Schende zu sich; entzweit er dem
Munde die Sprache. *) —

Kraftlos stößt sie — so stößt vom gütigen Hauch
einer Eulange

Angesandt ein Cänger des Malles — und
Nacht umhüllt sie.

Tod erwartet sie — weh! er walt, gänzlichst
das Leben. von

Warum senkst du nicht, o Genius, schnell deine
Fackel?

Und verlöscheß ein Leben, des Licht auf immer
verloren ist.

Lebens verläßt sie, und steht jetzt zurück zu den
hassenden Göttern.

*) Hier übersetzt ich 6 Verse. Die ersten zwei enthalten
ein Gleichniß, das hat uns nicht genug Interesse
hat, und die letzten zwei:

Non, quoque post haec (vix aequo ardore)
Linet

Siehe das Leichen expetere lebendes corpus —
Lebender, das seine Schuld zu diesem Thun, und
gethan, meiner Beschreibung nach, zu den unheim-
lichsten Anzeichen von Dummheit.

Nachdem er so schon dem ruhig schlafenden
 Philo.

« Philomela ist todt, - so sprach er, und Thränen
 entströmen

Seine Augen, die tiefen Schmerz und Kummer
 ankündeten.

Perpet glaubte den Thränen, entriß der blend-
 enden Schalter

Schmuck den goldenen, glänzenden Cadix der
 Brust, und wuschelt sich

Klagend, mit schwarzen Mewande, der Jache dü-
 st'rer Trauer,

Nähert der Schwester ein Grabmal auf, und steht
 in Bächen

Auf die Erde der Philon, die, ach! noch auf
 Erden hier ruhet.

Mante verfluchen, es wählten sich Jener zum
 Nixen der Zeit hin.

Und was beginnt Philomela? - die Nacht ver-
 schließt ihr die Thüre,

Ach von tausenden Armen sich hat die sich
 thürmenden Mauer,

Stumm ist der Mund — ihr Schicksal schreibt ewig
und nicht zu ergötzen. 115

Doch der Verstand und der Muth wächst mit dem
wachsenden Hergang,

Und nicht immer zu leben ist Ueberdieser Feind.
— Fortwacht

Erwartet mit weibl'cher Noth eine Fremde auf
das Uebelle,

Und sie weilt mit porpurnen Haaren ihr höheres
Schicksal

In das Gewebe. He! kommt mit dem was er
trägt, 120

Bringt es ein Dornen an Perlen, die püßlich
leuchtete Schwebel.

Perlen entfaltet er, nicht, und exponirt mit Lebens
dem Munde.

Hochster Schmerz vermag nicht zu zehren, er
schmerzt wie das Chaos.

Endlos ringt sie in Muth nach Merten, — um
passend sich alle

Nur ein Zorn, Abolide der Muth des zornenden
Sinn 125

Eile, es war jetzt die Zeit, wo die Tücher schon
 zelte
 Nachts alle Cyprienischen Häuser bei nächstem
 Dunkel
 schloßen. Nur die Nacht war Wüstenland von dem
 Zelte,
 Und der Nachtsam war da dann vom Len des ge-
 schickten Tages.
 Zwischen den schwingend verläßt jetzt Pnyx den
 Felsen.
 Ihr umschattetes Haus verheißt eine Zeit, und es
 flüchtet
 Von der hohen Zeit ein Haus, es ruht auf
 der Schale
 Neger der Negeren jetzt ein schwingendes
 Zelt,
 Ihre Nachkommen gleich, durchstern sie schrei-
 end und schreiend
 Von den Wäldern, bezeugt vom schließlichen Hau-
 sen der Thron.
 In dem abgelegenen auf im Walde kam sie jetzt.
 Zerschand

Öffnet sie Euer! bricht die Thür o
 die Schwelger
 In sich, flodet sie an mit den Leid
 weichen
 Dackel; und das Antlitz befeht ſ
 dem Vögel,
 Eilt mit der Stammelnden kaum zum
 Theatralen Lich-
 Als nun das düstere Haus Nuland
 betreten,
 Schauer durchfährt die Schwelger da
 bedeckt sie.
 Trut nimmt Fregne vom Haupt i
 Schwelger das k
 Ihre Umarmung steht sie entgegen,
 will auch jene,
 Nicht vermochte die Augen zu sehen
 schaute,
 Hebt nur beschwörend die Hand zum
 jugendlichen Theat-
 Doch nur die unermessliche Udon
 sie befeht.

Deines Bruders Vermögen nicht zu lassen die Thronen
von der Schwelger.

«Nicht mit Thronen ist hier zu handeln!» scheint
er zu rufen,

«Nein, mit dem Ueberflusse, oder giebt es noch et-
was, das überflüssiger, gewisser als

«Sich dich zu würgen vermöge! Ja allem ist ich
bereit!

«Ja zu allem! es sei der Verbannten größte —
ich mag es!

«Dann schon möge der Schanden Blut mir sich
schon im Herzen,

«Ob ich, wenn ich den Pallast durch erfinden
kann verfolge,

«Nein, den schandlichen Helden der mühen
kann überstehe,

«Ob ich ihn auch die Augen, die Junge *)
— verfolge!

*) Erst hat noch einen

— — — mit ganz sehr manchen anderen
Abtheilungen

Sie sollte keine Vergeßlichkeit zu bilden,
das ist es nicht, das ist.

«Nichts von Dürren beunruhigt den Jüngling, der im
Felsen sich brennt.»

«Ist sprach sie, da suchte sich ihr der schalllose
Jüngling.

«Einen ihm Mitleid zu —, eine Seele hatte sich
plötzlich —

«Hier Ach! kein Mitleid, mit es, das sie vom
Hüfte, »

«Nur ein Ding in unendlicher Nacht die Wesen
durchschneidet,

«Es durchschneidet der Schicksal sie jetzt, wie sie starr
sich ihm brunt.

«Doch, als schmerzlos war Jüngling sich wahr, die
ganzem Schicksal

«Schicksal mit tiefen Küssen sich schlang um den
Nacken der Mutter,

«Und sie den Mund der Klauen auf ihrem Papp
man sah,

«Da stürzte das Herz von dem starr, schall-
losen Tönen.

«Und wider Tönen verließen Thoren den starr,
den Augen

Doch kaum sah sie, daß wankte der Versuch
 ständlicher Noth,

Daß die Liebe der Mutter der Schwesterliebe vor-
 antrat,

Da wankte sie schnell den Miß zur leidenden
 Schwester, 170

Bedrögnung beid' anblickend, sprach sie dann
 selber:

«Ehrens als wohl' ich des Lohnes, weil »Mut-
 ter« er fürchten,

»Jene, mit schelmischer Zunge nicht »Schwester« zu
 rufen vermag mehr?

»Mündern sollte das meinen Jern, was mehrten
 ihn sollte!

»Küsse den Töchter gewiß, Pudicus Tochter! —
 Verbrechen, 175

»Schändlicher Trevel ist Mitleid für ihn, den
 verhassten Verbrechen! —

Einem Irgen am Gangst gleich, der mit wilder
 Begierde

Dort in schattigen Waldern die wehlose Hirsch-
 kuh ergreift,

Also ergreift sie den Sohn, des Vaters Streich zu
rächen.

Als sie mit ihm nun erreicht den entlegenen Win-
kel des Hauses,

Ach! da ahnte der Heine sein Schicksal, die stie-
renden Augen

Einer schrecklichen Mutter verkündeten ihm seine
Urinde.

Angstvoll mit thränendem Aug' umklammert er
Progenen und bittend

Ruft er: »Mutter!« — doch fruchtlos verhallen die
fliegenden Bitten

Vor dem Ohre der Mutter, die Mutter zu sein
schon verlornte,

Sich, es durchfährt das Schwert den schuldlosen
Busen des Jungs,

Progne fahete das Schwert — den Sohn er-
mordet die Mutter! —

Dann zerfleischt sie die Glieder zum Mahl' für
Lerone, den Vater.

Als sie's mit schrecklichem Gefay bereitet, und
Lerone gerufen

Und den Gebrauch sie erlegen, daß er um die
Epreise gemessen

Darf am heutigen Aen, da entfernte der König
Die Diener. 1794

Eingend auf stralendem Liden' genos' er die schreck-
liche Epreise.

Seine Abhang faßte sein Herz! — «Man bringe
mir Jago!»

Eptach er — da barg nicht länger im grausam-
en Busen die Freude

Ihrer gelungenen That die furchtbar lächende
Progne.

«In dir ist der, den du forderst!» so sprach sie
mit hämischem Lächeln. 1795

Kings umher blidt Tereus, er faßt nicht den Sinn
dieser Worte.

Als er noch sucht, da rang Phidonea herzu,
die Entehrte,

Edwängt, einer Kurie gleich, den Kopf des blut-
tenden Jago,

Ha! und wirft ihn mit schrecklicher Raft dem
Jocannen ins Antlitz.

Neden konnte sie nicht, doch Kunde strahlte ihr Auge.“)

Während stürzte der Thrauer jetzt mit lautem Ge-
proßel

Seitwärts den Tisch, und rief zu den Ueberlebten
vom Cynischen Thale

— Sie, deren Haupt mit Bittern und Vöhlungen
schredlich umwunden,

*) Es ist wohl nicht leicht möglich, wenn er auch diese That von der sicheren Prognose hätte zurück-
ziehen lassen! Nicht möglich, dann wäre der Charakter
der beiden Charaktere nicht übereinstimmend, und die Ver-
wandlung der Prognose (so constant) nicht
in eine Abwägung besser verstanden. Es ist ja schon
hundertmal längst anerkannt, von der gute Tage noch
weniger als schlecht ist. Ich darf nur an seinen
langsam jugendlichen Blick und seine Ausdrucksweise
erinnern. Seine Personen sind gleichsam nur Perso-
nen des Moments, nicht selbst in der ganz be-
stimmten Aufsicht zu haben, und er spielt das in-
demonstrable Charakter, was er durch einmalige Aussagen hat,
seht er einem blassen Menschen auf. Er liegt sich in-
der That auch auf ihm anwenden, was Quinetian
vom Cyniker sagt: *Alacritas vitis dicitur*.
Doch er sich abzuheben von der sogenannte mensuelle
Tendenz nicht kommen, das kann ihm nur mit der
allgemeinsten Ansicht zum Vergleich machen.

Sald will er wutend die Brust zerfleischen, im tie-
feren Schmerze

Nennt er sich bald das Grab des beweinenswür-
digen Sohnes. 203

Dann verfolgt er mit nacktem Schwendie die
Töchter Pandions —

Doch vergeblich — entflohen sind beide durch Hülfe
der Götter.

Eiche, da stautte plötzlich in Lereus Herzen das
Leben,

Und zur Eule der Nacht ist der nächtliche Greuel
verwandelt.

Ähnliches Schicksal bestimmten die Götter den
Töchtern Pandions. 204

Progne ward Schwalbe und Philomena die Ziege
der Haine,

Eine Nachtigall laßt sie den Thälern und Wäl-
dern ihr Schicksal. —

Nicht zu tragen vermochte die Na heit der Va-
ter Pandion,

Ad! es brach ihm derummer das Herz, und
jauhte ihn zum Diktus.

III.

Dec

B e r f a n n t e.

von

F r a n z H e r n.

Auf des Glückes goldenen Wege
Siehst die Jünger stehen ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Auch-od oder Hammer sein.

Wahr.

Auten Gilbert an Friedrich Reimann.

Ihr Freund Widmer ist vor drei Tagen glücklich bei uns angekommen. Ich sage glücklich, und verstehe darunter weiter nichts, als daß er nebst seinem Koffer und seiner Korse wohlbehalten angekommen ist, und mit gesundem Leibe die ihm angewiesenen Zimmer bezogen hat. — Weiter aber dürfen Sie das Wort glücklich nicht ausdehnen; wenigstens fürchte ich, daß es dann auf ihn nicht passen werde. — Was für einen seltsamen Menschen haben Sie in unser fröhliches Haus geschickt! Entweder sollen wir uns über ihn ärgern, oder, was bei unserm guten und seinem üblen Humor wahrscheinlicher ist, er über uns. Doch ernsthaft gesprochen, einer von uns beiden muß das Feld räumen, oder sich auf Discretion dem andern

übergeben. -- Können Sie sich erzählen, und vergessen Sie überhaupt, wenn eine systematische Ordnung in meinem Briebe nicht zu finden ist.

Nachdem wir aus dem Wagen gestiegen, so soll er schon mit ängstlichem Gesichte mein großes Haus betreten und ein paar Worte über ungereimenden Luxus bei der Menge der Armen gemurmelt haben. Der Bediente führte ihn in das Visitenzimmer, weil er zu glauben schien, er gehöre mit zu der Gesellschaft, die sich an diesem Tage bei mir zu versammeln pflegt. Mit einer unfreundlichen Berührung ging er durch die Reihen der Damen und Herren und rief dumpf: »Herr Wilbert!« — Man lächelte ein wenig. Er sah sie mit französisch-leiser Theaterwürde an, und das Lächeln mußte sich natürlich dadurch vermehren. Ich ging auf ihn zu, und er reichte mir, ohne ein Wort zu sagen, Ihren lieben Brief, worin Sie mir den Auftrag geben, den Ueberlinger in meinem Hause wohnen zu lassen, und ihn als Ihren Freund empfangen. Ich war schon vorher herzlich froh, und ward es noch mehr, da ich endlich ein-

mal wieder, von Ihnen, mein Theater, einige Zeilen erhielt. Ich bestürmte ihn mit Fragen, wie es Ihnen gehe, und hoffte nun eine recht detail-
 lichte Erzählung Ihres jetzigen Lebens zu erhalten, auf die ich sonst resignirt habe, da Ihre Briefe leider nur zu sehr dem Prinzip der lakonischen Kürze treu bleiben. Doch auch jetzt mußte ich resigniren, denn auf alle meine Fragen erhielt ich nur die eiskalte und höchst uninteressante Antwort: „Ich ersuche Sie, mein Herr, mir meine Zimmer anzuweisen zu lassen.“ — Mir fiel dies sehr unangenehm auf; da er indeß so eben erst von der Reise zurückgekommen war, so schien er mir deshalb wegen seines seltsamen Betragens Entschuldigung zu verdienen, ob mir gleich sonst nichts in der Welt so sehr zuwider ist, als ein kalter, eisig-seltiger, trockner, mürri-scher Jüngling. — Als er das Zimmer verlassen hatte, sprach man hier und da noch Manches über ihn, hegte aber doch bald davon auf, weil man den Gegenstand theils noch nicht hinlänglich kannte, theils auch nicht Interesse genug für ihn hatte.

Am andern Morgen mußte ihm der Bediente den Stuhl auf sein Zimmer bringen, weil er nicht zu bewegen war, das Krühsüß mit uns gemeinschaftlich einzunehmen. Des Mittags pflanzte er sich neben meine Schwester hin, ohne aber anders als vorlegenden ein Wort mit ihr zu reden. Sie wissen, wie sehr ich darauf halte, daß bei Tische ein heikliches leibliches Gespräch diese Ruhe stunde wünze, und es ist mir immer unangenehm zu sehen, wie sehr wir Deutschen den Eifer und den Humor noch immer vernachlässigen, worin uns unsere Nachbarn, die Franzosen, so weit übertreffen. — Versprechen Sie mir nicht unrecht. Auch ohne von einem unächten Patriotismus geblendet zu sein, ist es klar, daß wir Deutschen bei weitem mehr Schriftsteller von klassischem Witz und wahrhaft Attischem Humor haben, als Jene, aber wir legen nur gar zu wenig Werth darauf. Echter und Vauvenz erscheinen uns lange nicht so regelstark als Jenen, die die Gegenstände aufsuchen, worüber sie so recht *con amore* lachen können, während es noch viele Tausende unter

uns giebt, die ihre steile Würde für verlegt halten, wenn ein wichtiger Einfall sie einmal zum Lächeln bringe, wovon sie sich daher sorgfältig zu verwahren wissen, und jeden launigen, leicht beweglichen Menschen aus ihrer Gesellschaft entfernen, in der man sich nur mit etwas Solidem und Feierlichem unterhält. — — Und wahrlich, es gehört auch gar sehr viel dazu, einem solchen Menschen ein Lächeln abzugewinnen, da er den ganzen Sinn für Ironie und Laune so ganz und gar nicht ausgebildet hat.

Das stille Mittagemahl hatte mich, da ich so wenig an eine trockne Gesellschaft gewohnt bin, in der That ein wenig verstimmt. Ich bat daher meine Schwester ein wenig zu singen und auf dem Pianoforte zu spielen, das auch Sie ehemals oft erheitert hat. Amalie fand wahrscheinlich die Gesellschaft nicht minder langweilig, und ließ sich daher nicht lange nöthigen. Anfangs spielte sie ein Adagio, das unsern Gast in ein stilles Bequägen zu versetzen schien, dann einige wehmüthige Liedlein von Matthissen, wobei er einige Male ausrief

« Gottlich, göttlich! » — Ploglich aber änderte das schallhafte Mädchen den Ton, und, indem sie ziemlich stark auf die Saiten schlug, sang sie das Lied von Göthe:

Lasset Euchers sich zanken und streiten,
 Etreng und bedachtig die Lehrer auch sein!
 Wie die Weissen aller der Zeiten
 Lachen und weinen und klammern mit ein.
 Thut, auf Fassung der Thoren zu halten,
 Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
 Eben zum Narren aus, wie sich gebührt

Er sah hoch auf, und konnte diesen Ubergang nicht begreifen. Er murmelte etwas von trivialen Dichtungen, was Göthe dem armen Kranken verzeihen mag, da er überhaupt wol schon gewohnt ist, von Kränklichkeit, Einseitigkeit, und Oberflächlichkeit beurtheilt zu werden. — « Nun auch noch das Ende des heidlichen Liedes, das schöne, herrliche Ende! » rief ih. Er sang:

Geh! achte meinen Winken,
 Hüt' deine jungen Tage,
 Fiere wenig Kinder sein,
 Auf des Vaters goldenen Wege
 Steht die Jüng'g'elten ein.

Du mußt steigen oder sinken,
 Du mußt herrschen und gewinnen,
 Oder dienen und verlieren,
 Leiden oder triumphiren,
 Alles oder Nichts sein.

„Wahlhuh, Liebe,“ sagte ich lächelnd, „wenn dein Gastav jetzt hereinträte, und dich so reizend singen hörte, er würde seine Reise veranlassen, die ihn so lange von deiner Kunstfertigkeit und deiner Stimme entfernt, die mir heute besonders angenehm, wie leise Flötentöne erklingt.“

Flötentöne? antwortete sie — Nun, ich will einmal das, in Wahrheit ein wenig schwülstige Compliment annehmen; aber . . . erinnere dich nur, wie du, seitdem du Gitarre lernst, diese Musik jeder andern verziehst.

„Was heißt das?“

Wer weiß, welche schöne Italienerin ihm jetzt eine Canzonette singt — wer weiß . . .

„Dein Lachen widerlegt dich.“

Hier stand Ihr Wilmer plötzlich auf, sagte mit einem feurigen brandrothen Gesichte: Ihr Diener,

verließ uns schnell, und verschloß sich den ganzen Tag in sein Zimmer. — Ich lachte herzlich über den seltsamen Menschen, der es so wenig versteht, jung zu sein; meine Schwester wollte mitlachen; es glückte mir aber nicht recht.

Nun aber, lieber Freund, lösen Sie mir das Räthsel seiner Stimmung, und das Geheimniß, das über ihn gebauet ist. Hat er wirklich Nervenmer? das sollte mir leid thun, aber seine vollen rothen Wangen scheinen wenigstens nichts davon zu wissen. Will ich ihn also in die Kur nehmen, so muß ich ihn den *status morbi* kennen. Adieu, mein Lieber.

Clemens Wilmert an Fr. Reimann.

Unter welche Menschen hast du mich geschickt, grausamer Freund? — Diese kalten, fühllosen Geschöpfe sollen mein wundes Herz heilen? — O sie zerflacheln es mit den Dolden ihres kalten Wipes, mit den Pfeilen ihres schneidenden Spottes. Hier soll ich Ruhe finden? — O ich würde sie verachten diese Ruhe, wenn ich sie hier fände, hier, wo die kalten Wesen wohnen, die nie die Wehmuth empfanden und ihre ehrenden Qualen; deren Brust nie gehoben wurde von dem wallenden Schmerze des Bekanntheits — niemals will ich hier froh sein. Ja, noch einmal, ich würde mich hassen, wenn ich es könnte. Würde ich hier glücklich, so würde ich mich so lange verachten, bis diese Selbstverachtung mit mein schändliches Blut raubte, oder (um der eiskalten Nartze ein Ende zu machen) mich völlig vernichtete. — — — Ich

ängere mich, daß ich mich nach dem Ausbruch dieses Argers über die Außenwelt, die mich sehr ungniebt, so leicht befinde, und es ist mir quälend widerlich und drückend, daß der Körper sich wohl befinden könne bei den Leiden der Seele. Du wirst triumphiren, und mich an deine ehemaligen Versicherungen erinnern, daß meine Krankheit (wie du den Schmerz nennst, den ich über die Verderbtheit der Menschen empfinde) nichts anders sei, als — (mag ich doch das häßliche Wort niederschreiben?) *Hypochondrie*. Du irrst, wahrhaftig du irrst, wenn du glaubst, ich könne schwach genug sein, irgend eine Schwäche des Körpers über meine starke und unermessliche und unsterbliche Seele tyrannisiren zu lassen. Nimmermehr! — Glaube mir das!

Ich wünschte jetzt aufhören zu können, aber ich kann doch vor dir keine Geheimnisse haben. Wohlau also — so erfahre denn das neue Elend,

das der Himmel für mich reservirt hat, ein Blend,
das . . . lächle nicht, Freund, um Gotteswillen
lächle nicht — ich liebe. — Und wen? wirst du
fragen. Könnst' ich doch diese Leidenschaft, die mir
so qualvolle Empfindungen giebt — könnst' ich sie
doch verüben, wenn ich ihren Namen nicht nennete
und schriebe. Aber was würde es mir helfen? Er
schwebt ja beständig vor mir. Amalia hör' ich in
jedem Rauschen des Windes, Amalia hört die
Nachtigall, Amalia redet des Baches Murren. —
Und wer ist sie? die Schwester deines Wilbert, sie,
die Kalte, Bösige, Spöttische, die, als sie eben
ein gartes, rührendes, ätherisches Lied von dem
gefühlvollen Matthissen gesungen hatte, ein tri-
volles Gedicht anzustimmen nicht erröthete, worin
die Lüge gepredigt wird, man solle die Narren
nur zum Beiden haben, und es sei thöricht, auf
der Thronen Besserung zu warten. Hört' können
die Weisesten aller Zeiten überein. — O mein
Friedrich, wie schneit mir das durch's Herz! —
Sie, die ihr Auge thränen schwer gen Himmel hätte
richten, und seufzen sollen über das traurige Loos

der verschwebenden Gruppen des Lebens, — sie konnte diese Melodie singen.

Ach! es ist noch nicht zu Ende. Dieser Zwang, auf den ihr Oheim gerathen ist, würde sie bald an zu große Klippen führen, als daß ich nicht hoffen dürfte, sie werde ihn bald verlassen; aber, thäte sie es auch sogleich, mir würde es wenig helfen, denn sie ist — schon versagt. — Wer er nur sein mag, dieser Glückliche — Gustav — (ja, so war der verhasste Name!) — doch was thag ich noch, gewiß ein entnervter, gemüthloser Mensch, dessen Herz, (wenn es anders noch schlagen kann) für nichts zu schlagen versteht, als für sich selbst der den Scherz, den Spott, und die Laune sein kultivirt hat, und den Witz als Zweck an sich betrachtet. Ja, ja, das ist ja jetzt der herrschende Ton, und wer ihm nicht fröhnt, gehört in die Siegwartische Periode! Freilich befinden sich diese Menschen recht wohl dabei, und vor dem Bekanntwerden sind sie sicher, denn sie theilen ja in jedem Augenblicke ihre ganze Persönlichkeit mit — — aber — — daß sie besorgen

sell, er, der sie nur noch bestärken wird auf ihrem Abwege, während ich sie davon abgezogen und zurückgeführt haben würde zur empfindungsvollen weichen Weiblichkeit — das kann ich dem Schicksale nicht vergeben. Niemals! niemals!

Adieu.

Clement.

Friedrich Reimann an Anton Gilbert.

Sowohl, mein lieber Freund, haben Sie vollkommene Ursache, mich zu fragen, weshalb ich Ihnen einen Jüngling zugeschickt habe, der Ihnen, dem heitern Manne, so wenig Freude machen kann. Ich weiß aber auch, daß mein Gilbert die Menschen nicht bloß als Mittel ansieht, um aus ihnen neue Freude und Vergnügen zu schöpfen, nein, ich kenne Sie zu genau, um Ihnen diesen raffinierten Egoism zuzutrauen. Auch der arme Mensch, dem (durch eigne Schuld oder durch das Schicksal) die Quelle der Freude im Herzen versiegt ist, der sich Leiden schafft, wenn er keine hat, und selbst dann träumt und unthätig vor sich hinstarrt, wenn jede Kraft in ihm, zur Thätigkeit und Freude den Jüngling auffordert, auch er hat ein Recht auf Ihre Liebe; selbst dann, wenn er auch diese Liebe nicht einmal erwidern könnte. —

Doch ich will nicht fortfahren, so weithläufig um die Sache herumzugehen, sondern Ihnen etwas Näheres über Wilmet sagen, den ich — wie Ihre Divinationsgabe sehr richtig entdeckt hat — Ihrer Kur anvertrauet habe.

Nach dem Tode seiner Eltern, ward er als ein Knabe von elf Jahren einem alten Hofmeister übergeben, der ihn, um ihn vor jeder Versuchung zu sichern, sogleich mit sich auf ein kleines Landgut nahm, das, abgelegen von der Hauptstadt, zwischen öden, unfreundlichen Bergen hing, die von Haide und Moor umgeben waren. Hier sah der arme Clemens außer einem vierschrötigen Bedienten und einer widrigen Haushälterin von unendlicher Breite, nur noch den alten Hofmeister, der, ungeachtet seiner passiven Gutmüthigkeit, gewiß der Untauglichste für des Knaben Erziehung war. Es schien in diesem ganzen Menschen nicht ein heller Punkt zu sein. Alles war finstler in ihm, und schwer und langweilig. Die ganze Welt mit allen ihren reizenden Farben und lieblichen Wohlclauten ging an der todten Masse vorüber, die nur

da zu sein schien, um sich in Ueberdruß und Elend zu verzehren. Zehn Stunden quälte er den armen Anaben mit Wissenschaften und Sprachen, und auf eine Art, die man sich schwerlich ärger denken kann. Jede leichte Methode sich zu unterrichten war ihm verdächtig; je drückender und ermüdender, desto besser. Die Sprachen trieb er, wie sie etwa Csaliger oder Lange getrieben haben mögen. Die erhabenen Klassiker des goldenen Zeitalters der Griechen und Römer dienten nur dazu, um sich durch sie mit der Analyse ihrer Wörter vertraut zu machen. Von seiner konsequenten Gleichmuthlosigkeit ist das ein hinlänglicher Beweis, daß er den armen gequälten Menschen, um das Maaß seiner Leiden zu fällen, die Pseudo-Tragödien des Corneille, Racine und sogar die des Voltaire, — (der die schon hinlänglich unpoeetischen Prinzipien der beiden Ersten zur vollendeten Anti-Poesie glücklich erhob) — sehr eifrig lesen und ja diten ließ. — Von den deutschen Dichtern war Niemand so glücklich, den unglücklichen Jüngling zu ersteinen, nur die harmonisch Dummen, vollens

der Platten, und Virtuosen der Anti-Poesie unter unsern Schriftstellern füllten seine Bibliothek. — Wollen doch sogar einige böse Zungen behaupten, dieser schreckliche Hofmeister habe ihn immer die Bücher lesen lassen, welche die Allgemeine Deutsche Bibliothek gelobt hatte. Dem widerspreche ich indeß kühn, der einmal behaupten wollte, daß der zum Unglück geborne Clemens sogar die Werke des Groß-Vaters der Unpoesie, des Herrn Friedrich Nikolai, habe lesen müssen, der Sebaldus Nothander, den Gundibert, und die Freuden Werthers nicht ausgenommen! Wenn ich nun noch hinzufüge, daß nach obiger Aussage, dieser Pädagog den Verfasser dieses Sebaldus einen Dichter genannt haben soll, so fällt schon um deswillen der ganze Verdacht weg, weil ihn sonst Herr Nikolai unfehlbar *ex lege diffamari* mit allem Recht würde belangt haben. — — —

Clemens, der bei einem mittelmäßigen Verstande, und sehr weniger Fantasie, (die bei solchen Umgebungen unmöglich Schwungkraft bekommen konnte) auch nicht viel Eigenkraft besaß,

ließ sich geduldig in das Joch schmiegen, mit dem man ihn umgab. Er fing an, das Leben wie eine Last zu betrachten, die ein Jeder schleppen müsse, er moge nun wollen oder nicht. Von Jugendfreuden, von der herrlichen, derben, kräftigen Ausgelassenheit und den wilden Entzückungen der Knaben hatte er keine Ahnung. Er konnte nicht begreifen, wie man zu solchen Dingen Lust, Kraft und Zeit haben könne; denn er sehnte sich nach vollbrachter Tagesarbeit nur nach — seinem Bette, um, eingewickelt in das Kopflissen, alle die Mühseligkeiten zu vergessen, die ihm sein böser Dämon bereitere. Kurz er lebte nur um sich abzuquälen, dann zu schlafen, und von Neuem zu quälen. Daß er sich bloß in einem Circle herumbewege, daß ein solches Leben überhaupt kein Leben, sondern nur eine mechanische Fortdauer genannt zu werden verdiene, davon ließ er sich durchaus nichts träumen. Nur in gewissen Stunden, wenn irgend eine bedeutende Szene sein schon ziemlich tief vergrabenes Gefühl erregte, bemächtigte sich seiner eine Art von träger, phlegmatisch schwer-

fälliger Melancholie. Ein dumpfes Sehnen schlich durch sein ganzes Wesen, ein Sehnen nach etwas Weitem, Fernem, das er nicht zu nennen wusste. Er hatte ein eignes Wohlbehagen an einem gewissen (wenn ich so sagen darf) oberflächlichen Schmerz. Er weinte oft Thränen, deren Grund er sich selbst nicht anzugeben im Stande war; — was mich betrifft, ich glaube, er weinte doch wol, wenigstens zum Theil, aus Langerweile. Diese trübe, nichtsagende und superficielle Wehmuth hat ihn seitdem nie verlassen, und zuletzt auch ein Ziel gefunden. Er bildet sich nämlich sehr bestimmt ein, es sei sein Unglück, von Jedermann verkannt zu werden, und es kann ihn sehr böse machen, wenn man ihn vom Gegentheile zu überzeugen sucht. Ja, er war einmal sehr nahe dabei, einem jungen Engländer ein Ausforderungsbillet zu schicken, der ihm, bei einer Flasche Portwein, sehr offenherzig erklärt hatte, es sei an ihm weder viel zu erkennen, noch zu verkennen. — — Wie er indeß auf diese fixe Idee

des Bekanntwerdens gekommen sei, mag er Ihnen selbst erzählen.

Das Schicksal des armen Jünglings erlitt indeß gar bald eine günstige Veränderung. Mir hatte damals der Himmel meine geliebte Gattin genommen, und ich reisste, um mich von dem Schmerze zu erholen, und um neue Kräfte zu meinem Berufsgeschäfte zu sammeln, durch einen Theil Deutschlands. Eines Abends führte mich das Ungefährte in das Dorf, das Wilmeru genannt hielt. Der arme Junge saß gerade auf einer kleinen Erderhöhung, sah dem Untergange der Sonne zu, und weinte stille Thränen dabei. Mich rührte der Anblick. — Ich that einige Fragen an ihn, und erhielt nur Antworten von ihm, die zwar nicht von gänzlicher Heillosigkeit, doch aber von einem feigen, scheuen, in sich selbst verkrochenen Gemüthe zeigten. Ha, dachte ich, gewiß die Folge einer sklavischen Erziehung! — Ich verwünschte in diesem Augenblicke die Erziehungen alle eben so sehr, als der Dichter der Lucinde.^{*)} — Ich

^{*)} Es ist völlig in der Ordnung, daß man es so.

stand ganz allein in der Welt, und mein nicht unbedeutendes Vermögen hatte mir auch eine bes

Schleget sehr übel genommen hat, wenn er behauptet, man solle die Kinder terafaltig vor jeder sittlichen Erziehung verwahren, um ihnen nicht das Heiligste, ihre Individualität, zu rauben. — („Man kann und soll nicht mehr als den Jüngling verhilich und nützlich ziehen. Alles übrige muß von den besten Jenseit an ganz allein ihm selbst übertragen bleiben, was und wie er will, auf seine eigne Gefahr — — — Wenn man aber Jemand zum Menschen bilden will, so kommt mir das gerade so vor, als wenn einer sagte, er gebe Stunden in der Geistesähnlichkeit. Die Menschheit läßt sich nicht inoffuliren, und die Jugend läßt sich nicht lehren und lernen außer durch Freundschaft und Liebe mit tugendigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.“ S. Nebenam II, 1. S. 2. ff. —) — Der Wuths Wuth, dem dabei sehr übel zu Wuths geworden sein muß, prophezeite Salgen und Tath aus diesen Individualitäten. Die edeln Pädagogen haben indeß viel nur wenig davon zu fürchten. Die wenigsten deutschen Kinder haben etwas Individualität, sondern vielmehr alle gleichen Schritt, wie ihre Mütter. Ich preiße einmal in 2—9 an der table d'hôte. Mir gegenüber saß ein aufgestützter Candidat. (Über das

deutende Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft verschafft; ich hatte alles, nur nicht Liebe. — »Wie,

Wort: „Aufsicht“ (siehe *Liedes Beschreibung*) neben dem von Geyer, ein Knabe von etwa 21 Jahren, hoch, lank, dünn, freundlich und unendlich langweilig. Der Geschwister wurde sehr ebel von den Brüdern Cäsar, hielt aber durch ihren Tadel, diesen nervigen Tadeln (deren Jüngere noch nicht gekannt ist) eine gewisse Leber. Personen sagte er sehr nachsichtig jene eben erwähnten Worte her. Er war mir zu lieblich, um ihn zu widerlegen; um so mehr aber hatte ich ihm mein ganzes Mitleid, aus seinen Blicken, wenn er sie in einmal wart in die Höhe sah, eine Falte, und (ohne die mindeste Unterbrechung) gütigartig trotz der Unmöglichkeit sprach. Aber ach! wie wenig hatte ich Mitleid, dem Kleinen mein Mitleid zu schenken. Das junge Blut hatte so wenig warmes Blut, daß es sich nicht wohl beugte. — »Ach, sagte er, wie wohl ist mir, daß ich so früh sein vermögen werden kann. Das danke ich Ihnen, die Sie mir schon Mitleid genommen haben; ich will nun gut nichts mehr, als sehr artig sein!“

Siehe indes mit Dr. Schlegel ganz einig zu sein, muß ich doch bei die Polzogen stehen, ein wenig Bemerkungen über die konsequente Personalität, und seine Jüngere einer interessanten Schilderung, sehr

wenn du diesem Knaben die engen Bande lösen könntest, in denen er zu schwachen scheint, wenn du ihm die Freiheit gäbest, er ließe dich vielleicht mit dieser Freiheit, da er ohne sie wohl weder lieben noch hassen kann? — Der Gedanke fuhr mir plötzlich durch die Seele, und hatte zu viel Interesse für mich, schien mir auch zu originell, um ihn nicht sogleich auszuführen. Ich ging zu dem Wächter seiner Jugend, erkundigte mich, proponirte, bot Geld, kurz — ich sagte, Clemens ließ sich führen, wohin man wollte — er hatte durchaus keinen Willen, keine Eigenkraft mehr.

Anfangs war es ihm beinahe leid, daß ich nicht auch täglich zehn Stunden ihn durch pedantischen Unterricht quälen ließ; er hatte sich schon ganz gewöhnlich daran gewöhnt, an diesen groben Säden sein Leben abzuspinnen. — Was hab ich nicht alles gethan, um aus dem verstaubten Meien einen Jüngling im eigentlichen Verstande dieses schönen Worte zu bilden! — Völlig ist mir das

ansehen. Mit den empfindlichen Quacksalberern ist wenig gebohen.

Nirgendwo war nicht geblüht; doch ist meine Mühe und Anstrengung auch nicht ganz fruchtlos gewesen. —

„Was es denn so, wie jetzt? — Ich kann das Gewichte nicht begreifen.“

„Denn nur das Alter ist jung, oh! und die Jugend ist alt.“

So hätte ich oft bei meinen Bemühungen ausrufen mögen, wenn Schiller *) damals schon diese Verse gedichtet hätte. Wo die allmächtige schöne Gottheit der Jugend einmal erloschen ist, ach! da ist kein Prometheus so kräftig, sie wieder zu erwecken. Und wo wäre auch die Sonne, von der er das Feuer rauben sollte? — — — Ein Herz ist indess sehr klein — das verliert sich, sonst würde ich mir gar nicht die Mühe gegeben haben, so viel über ihn zu reden. Auch ist sein Kopf ziemlich aufgeschütt, nur haben die Kenntnisse wenig Ordnung; und ästhetische Bildung darfst du niemals bei ihm erwarten. Vielmehr mußt du sehr oft über ihn lächeln müssen, sobald er nur

*) V. dessen Mufensteinmarch für das Jahr 1797.

anfangt von der Kunst zu reden, und ich gebe dir auch uneingeschränkte Erlaubniß dazu, weil ich weiß, daß du nur gutmüthig lächeln wirst. Versuche es nicht, dein ästhetisches Urtheil läutern zu wollen. Es geht zu den Menschen, die, selbst bei dem besten Willen zum Gegentheil, über Schönheit und Bösheit, Eitel und Nagen, Form und Inhalt niemals einig werden können. Sie sind zu materiell, als daß sie Reflex darüber haben sollten, und werden sicher dann am meisten verwirrt sein, wenn sie die Bejaher recht klar aufgefaßt zu haben glauben.

So eben erhalte ich auch von ihm einen Brief, der sich in Anzweiflungen und wehläutigen Mägen über Menschenwech und andern solchen Geometriplagen umherpogt. — Ich schicke ihn Ihnen hierbei. — Eine Liebe zu Ihrer Antwort beunruhigt mich, da sie, bei ihrer entschiednen Aneigung gegen ihren Hirschinn und heurist Raune,

mehr als Läßung zu sein scheint. Auch ist bei ihm an keine vorübergehende Wallung zu denken, denn solche Naturen, wie die seinige, halten das um so fester, was sie einmal gefaßt haben. Ihrem Gustav den Rang abzulaufen — daran kann ich bei seiner Unbehulfslosigkeit und Oberflächlichkeit nicht denken. In jedem Falle dauert er mich.

Noch immer habe ich nicht erwähnt, warum ich ihn, der doch so wenig Reizendes hat, gerade Ihnen zugeführt habe. Es war indeß nicht die Unbequemlichkeit, die ein täglicher Umgang mit ihm zum Beispiel hat; wohlthut die habe ich nie geachtet, und würde sie niemals geachtet haben. Nur das Gefühl, daß meine Bemühungen, eine bedeutende, erschöpfende Veränderung in ihm zu bewirken, fruchtlos waren, und auch für die Folge sein mußten, nur das Gefühl bestimmte mich zu diesem Schritte. Die Überzeugung, daß er durch meine kleinen Wohlthätigkeiten gerührt, sich gewisse Verbindlichkeiten gegen mich auferlegt hatte, bestimmte mich zu einem so leisen, zarten Verfahren, das ihm auf keine Weise streumen

Konnte. Ein Wohlthäter hat sich selbst bestraft, und wie sollten dem, für dessen Nützung wir zu wirken entschlossen sind, Alles, was er sonst noch bedarf, durch Andere zufließen lassen. Nur solche unendlich gemeine Menschen, als die sogenannten Tugendhaften in den neuern, besonders La Fontaine'schen Romanen, die uns, (bedäufsig gesagt) durch das elckhafte Widelkäuen derselben, diese Gutheit recht verleiden sollten; nur solche, sag ich, können über den Akt der Wohlthätigkeit so viel Gleichheit erheben, und dem Wohlthäter eine so bedeutende Gewalt über den einräumen, dem er einmal wohl gethan hat. Im Gegentheil, der Letztere hat von nun an ein großes Ueberge-
wicht über den Erstern bekommen, dem eine ge-
rrichte Delikatesse die Hände bindet. Aber wahr-
lich — die meisten unsrer gerriesenen Wohlthäter
machen aus dem Akt der Nidethätigkeit einen
wächhaften Vernichtungsprozeß der Men-
schengedte. Und so ein armer Unglücklicher
fühlt sich dann nachher so eng geschlossen, daß ihn
sogar eine gemzine Dankbarkeit hindert, den

Glenden zu verachten, der doch so tief unter ihm steht, und sich doch wahrlich nicht loskaufen kann von dieser Verachtung — durch einige Geldstücke?

Mein Brief ist lang geworden, doch hoffentlich nicht langweilig. Leben Sie wohl. Seien Sie gütig gegen Philmet; aber diese Güte lasse Sie nie weichlich werden.

Fr. Reimann an Wilmer.

Ich kann dir nur wenige Zeilen schreiben, mein Lieber, aber ich hoffe nicht, daß du die Briefe nach Zeilen messen wirst. — Der Inhalt der deigen konnte mir unmöglich angenehm sein; besonders da ich ihn so ganz anders erwartet hatte. — Ich empfehle dich einem Hause, in dem die Kunst und der Eherz einheimisch sind, in der Hoffnung, daß auch du endlich einmal einen Theil davon erhalten wirst; statt dessen ärgert dich über ihr Glück, und schreibst es frivolster Denkart zu. Wann wirst du endlich von dem traurigen Gedanken ablassen, daß Jugend nur in Gesellschaft von Grämlichkeit und trostloser Einsamlichkeit zu finden sei? Im Gegentheil, solche Menschen lieben gewöhnlich nur die Jugend aus Eitelkeit, weil eine hellere Erinn. größeres Aufsehen macht, als eine heitere. — Die hohen

igen Mischungen sind gewöhnlich die besten, denn das Bewußtsein der erfüllten Pflicht giebt Lebensmuth und Interesse am Leben. — Ich habe dir das schon so oft gesagt; aber es scheint nicht unnöthig, daß ich es auch einmal an dich schreibe.

Noch eins. Du tadelst es an Amalien, daß sie einem traurigen Tode plötzlich ein leichtes, freieres nachfolgen ließ; und gerade diese leichte, freie Selbstständigkeit, keine Nahrung über sich siegen zu lassen, sondern immer nur in Freiheit der Schönheit nachzustreben, das ist es, was mir an ihr so sehr gefallen hat. — Nur wenige unserer jetzigen Frauen und Mädchen sind so glücklich, ihren reinen ästhetischen Sinn vor der traurigen Subordination unter ein dumpfes, weinerliches Gebühl zu bewahren. Sie scheinen überhaupt nur leidende Wesen zu sein, und in dieser abgestumpften monotoniſchen Passivität pflegen sie gewöhnlich unsere traurigen Familiengemälde aufzufassen.

Wiegens zweifelst du wol nicht an meinem hergehöhen Mitleide, daß dir ein Unbekannter bei

Amalien zuvorgekommen ist. Indes, wer weiß, wen von euch noch die Palme des Sieges krönen wird!

N. C. Du klagst, daß ich dir Hypochondrie Schuld gebe, von der du frei zu sein wählst. Wohlan also, bestimme selbst den Namen für eine Stimmung, in der man von einem völlig fremden Manne, den man niemals sah, ganz ungerührt das Beste und Schlechteste angewöhnt, bloß weil er — der Nebenbuler ist. Ich hoffe, jetzt wirst du mich bitten, daß ich, um dich zu entschuldigen, meine Zuflucht nur wieder zur Hypochondrie nehme.

Wilmer war indeß in einer sehr ängstlichen Lage. Er fühlte es nur zu sehr, daß er Amalien, ungeachtet ihrer frohen Laune, die wirklich zuweilen etwas pikant wurde, ungeachtet ihrer Verschiedenheit mit seinem Ideal weiblicher Vollkommenheit, täglich mehr lieben mußte. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß sie jede Regung ihres Charakters, jede Wallung ihres Gefühls mit etwas Reizendem zu umgeben wußte; ein Talent, das er um so mehr bewundern mußte, je weniger es sein Eigenthum war, denn da er niemals eine klare Idee hatte von einer schönen reinen Form, (wenn ihm gleich eine höhere Ahnung Reflex dafür gab,) so waren auch alle Ausbrüche seiner Empfindungen rauh, unangenehm, und das Ganze seines Charakters eilig und ohne Härtheit gebildet.

Amalien entging die Bemerkung nicht. Sie hatte Liebe gefunden, da wo sie es am allerwen-

nigsten erwartete; denn bei seiner anfänglichen Erscheinung und den ersten widrigen Austritten war sie wirklich in Gefahr gewesen, ihn zu der Klasse von sogenannten Jünglingen zu rechnen, bei denen die Aufklärung auch schon so weit durchgedrungen ist, daß sie nicht mehr lieben können. Jetzt, da sie sein mannigfaltiges Gute zu erkennen Gelegenheit hatte, that es ihr wehe, ihn unter diese verächtliche Raze gezählt zu haben. Ja sie gab sich Mühe, ihm dies Unrecht durch tausend kleine Verbindlichkeiten wieder gut zu machen. Sie spielte ihm jetzt keine Göthe'schen Lieder mehr vor, weil sie einsah, daß seine Bildung bis dahin noch nicht gediehen war, sie gab ihm ein wenig nach, wenn er über Menschenschicksal monotone Klagen anstimmte, und wußte ihn doch mit leiser Gewandtheit auf irgend ein ergiebigeres Thema zu leiten. Freilich mußte sie wohl noch oft über seine Schwerfälligkeit lächeln, aber dies Lächeln war doch immer sehr gutmüthig, und dessen ungeachtet konnte sie sich zuweilen selbst darüber schon bittere Vorwürfe machen,

wenn sie von dieser unschuldigen Pause überrascht ward.

Mit vieler Innigkeit lohnte sie Wilmer für die Sorgfalt, mit der sie sich seiner Bildung annahm. Auch war sie in der That nicht ohne Früchte, denn wenn ihn gleich sein trüber, feindlicher Dämon noch gar oft berührte, so gab es doch auch schon Momente, in denen er einer freudigen Aus-
sicht fähig war, Momente, in denen er das We-
hen einer freieren Zukunft zu vernehmen schien. —
Er fing an, das Leben von einem höhern Stand-
punkte aus zu betrachten, in der ruhigsten Tiefe
seines Innern erhob sich manche bedeutende Ab-
nung, mancher helle Gedanke, vor welchem
das dumpfe Gefühl niedersank, dem er bisher wie
einer unbekannten Gottheit gedient hatte, und,
wenn es gleich immer nur Einzelheiten waren,
die er in seinem Gemüthe cultivirte, so ließ sich
doch hoffen, daß sie sich einst noch zu einer großen
Harmonie versammeln könnten.

Frühling, Sommer und auch ein Theil des
Herbstes waren auf diese Art verschwunden. Die

ersten beiden Jahreszeiten waren meistens regnerich, stürmisch und unfreundlich gewesen, sie hatten oft mit freundlichem Schein zum Spazieren gehen und zur Gartenlust gelockt, und dann die fröhliche Gesellschaft mit Sturm und kalten Regenschauern aus einander gejagt. Für alle diese Unarten schien jetzt der Herbst durch seine immer gleiche angenehme Wärme, stille Milde und ruhige Klarheit entschädigen zu wollen. — Und, in der That, so vieles sich auch gegen das Nordische Klima mit allen seinen traurigen Aufängen sagen läßt, so sollte es uns doch nicht ungerecht und unempfindlich machen gegen die sanfte Freundlichkeit unsrer Herbstes, mit der wir für so manche getäuschte Hoffnung in den frühern Jahreszeiten belohnt werden.

An einem solchen Tage lud Annalie Wilmer zu einem Spaziergange ein. Er selbst hatte selten den Muth einen solchen Vorschlag zu thun, wenn er gleich gewiß sein durfte, daß man ihn annehmen würde. Um so angenehmer war es ihm aber jetzt, da er schon lange die vertrauliche Nähe

mit ihr in der ruhigen weiten Natur gewünscht hatte, die auch ihn mit Kraft und Leben ausstüffete. Er sah Amalien in das holde, lächelnde Gesicht, das ein leichter Strohhut halb beschattete, schlug die Augen nieder, und sagte mit Wehmuth: Ach! wer doch auch so lächeln könnte wie Sie! — Ich fürchte, daß ich Ihnen ein trauriger Gesellschafter sein werde. — „Ich wage es darauf!“ sagte Amalie, indem sie ihm ihren Arm reichte, den er nicht ohne ein kleines Zittern in den seinigen legte, „der schöne Tag wird auch Sie froh und leicht machen. — Gehen Sie nur, wie freundlich die Sonne scheint! wer wollte ihr mit einem finstern Gesicht begegnen?“ —

Ihr Weg ging durch eine sehr reizende Gegend, in der die einzelnen Parthien nicht zu grell und nicht zu leise von einander abwichen, und die ganze Aussicht ward durch einige waldige Berggruppen in einer mäßigen Entfernung begränzt.

„So lieb ich es sehr, sagte Amalie. Ich entbehre gern eine vielleicht erhabene Weite, und diese angenehme Beschränkung thut dem Auge

wohl und dem Gefühle. Wir vertragen gern eine gewisse Mäßigung auch in der Natur, und große ungeheure Ebenen werden das Gemüth nicht so ergreifen, als ein stilles Thal, mit seiner anspendenden Freundlichkeit. — Sind Sie nicht meiner Meinung, lieber Wilmer?"

Ganz Ihrer Meinung, antwortete er zersieut, und in einer seltenen heftigen Bewegung. Es ist alles so wie Sie sagen, ich habe keine Meinung, als die Ihre!

„Kann mir diese Antwort lieb sein? Kann es mir Freude machen, daß Sie sich so seltsam heraussetzen, während Sie mir schmeicheln wollen? —“

Ihr Ton war vielleicht strafender, als sie es wünschte. Wilmer sah beschämt zu Boden, und sagte: Verzeihen Sie meiner Zerstreuung. Es ist Unrecht, sehr Unrecht, ich gestehe es mit Beschränkung.

„Warum nehmen Sie doch das wieder so schwer? — Worte und Erinnerungen verfliegen leicht in die leichte Luft, wir wollen sie nicht so schwerfällig zurückrufen.“

Die Gegend wurde immer stiller und lieblicher. — Amalie war sehr froh und wiederholte aus der Fülle ihres Herzens, das, was sie vorhin über diese reizenden Umgebungen gesagt hatte.

Nein, sagte Wilmer, nein, jetzt, da ich Sie verstanden habe, kann ich nicht mehr Ihre Meinung theilen. Sie nennen diese Begränzung ansehnlich, ich finde sie trübe und häßlich, weil sie mich in jedem Augenblick an die traurige Begränzung in meinem Verstande, meinem Willen, meinem Gemüth erinnert, und ich hasse die Erinnerung, da ich ohne dies dem unwillkühlichen Denken daran, nicht zu entkommen vermag, so viel Mühe ich mit auch gebe. Ihnen thut diese Märgung der Natur wohl, mir giebt sie das traurige Bild der Natur des Menschen, die an allen Ecken die schrecklichen Gränzeine erblickt, an denen sich unsre Gedanken und Gefühle wundreiben, und unser Herz blutig reißt. — Nein, nein, ich liebe die Natur, aber an mich selbst darf sie mich nicht erinnern, wenn ich sie lieben soll!

Amalie ergriff seine Hand, und sagte mit tiefer Bewegung: „Sie müssen sehr unglücklich sein bei diesen Gefühlen!“

„Seht! sagte Wilmer heftig. — Nicht mehr unglücklich! fuhr er dann mit leiser Stimme fort, wenn Sie mir Ihre Theilnahme schenken.“

„Ich habe Sie meinen Freund genannt, Wilmer, und Sie können an meiner Theilnahme zweifeln?“ —

Sie geben mir eine Thräne durch Ihr Mitleid, aber keine Beruhigung. Es ist nun auch wohl nicht mehr möglich, daß ich beruhigt werden kann.

„Hoffen Sie auf sich selbst, mein Freund.“

Wilmer schüttelte den Kopf, und sagte: Ich darf mich nicht zu den Menschen rechnen, die durch sich selbst und auf sich selbst allein zu stehen vermögen. Diese Kraft hat eine feindliche Erziehung mir geraubt. Der Zufall zerriß viele engenden Bande; aber nur mein Verhältniß konnte zerrissen werden, den schwergedrückten Muth, die pessimistische Ansicht des Lebens, das von jedem Edeln

entkleidet ist, den Mangel an Selbstständigkeit, der sich — wie ich ist selbst gesehen muß — hinter gemeiner Schwermuth zu verbergen sucht, das alles mußte ich mit mir nehmen.

Sie sind zu streng gegen sich, mein Lieber, und tragen die Farben zu diesem Gemälde viel zu grell auf, als daß es Sie treffen könnte. — Doch sollten Sie auch daraus Hoffnung schöpfen. Wen so hart mit sich selbst verfahren kann, dem wird es nicht am Muth fehlen können, sich nach und nach dahin zu erheben, wo er nicht mehr hart sein darf gegen sich selbst.»

Ich kann daraus keinen Muth schöpfen, denn nur durch Sie lern' ich mich kennen. Als ich in Ihr Haus eingeführt wurde, war ich freilich noch zu sehr in meine traurigen, monotoniſchen Irrthümer vergraben, als daß ich Sie hätte begreifen können, da ich mich selbst nicht einmal verstand. Aber glücklicher war ich doch wol als ich es jetzt bin, da ich mich veruche, das ungeheure Ziel erblicke, und mit meinen wenigen Kräften vergleichen kann. O wahrlich, wenn ich von mir auf

die übrigen meines Geschlechtes schließen darf, so ist es eine traurige Chimäre, ein abenteuerliches Fantom mit der Kraft des Mannes, ein Fantom, das vielleicht seiner Allgemeinheit wegen noch lächerlicher ist, als die Eage, daß er zu resigniren vermöge. — O nichts von Resignation — ich muß lachen, so oft ich nur das Wort höre, da man selten auch nur die leiseste Ahnung von dem Sinne hat. — Ich habe mehr als Ahnung, ich fühle, begreife tief — den tiefen Sinn.

Amalie sah ihn mit Wehmuth ins Auge, und sagte: »Wohin schweifen Sie?«

Dahin, antwortete er, ach dahin, wohin ich niemals schweifen sollte! — Amalie, ach! warum waren Sie nicht auch so kalt, so rauh und feindselig gegen mich, als das Schicksal.

»Mein Lieber,« antwortete Amalie mit sanftem Scherz, »lassen wir das gute Schicksal in Ruhe. Es wird jetzt so oft und so ungerecht angeklagt, daß es mich nicht wundern würde, wenn man seinen Unwillen ein wenig reizte.«

Wilmer hatte sie nicht gehört, sondern schweifte mit seinen Gedanken in unbestimmter Verwirrenheit umher.

Ich fühle es, sagte er mit Schmerz, daß ich nur auf einem Wege mich selbst wieder lieb gewinnen kann, wo ich Stärke und Klarheit finden werde. Ich habe Augenblicke, wo ich mir selbst unangenehm bin, wo mir die ganze Natur, und die ganze Welt mit allen Menschen, die sich, wie besessen, darauf herumtummeln, höchst widerlich und fade vorkommt, ohne daß ich mit Bestimmtheit anzugeben vermag, weshalb sie mir so erscheint. Alles in mir ist dann nur eine einzige Schwäche, nirgends ein Endschluß, überall Leere und jämmerliche Ohnmacht. Ich sollte mich billig in solchen Momenten hassen, auch fehlt es mir nicht an gutem Willen dazu, doch nur zu sehr an Kraft.

«Sie thun sich Unrecht, guter Wilmer, und Sie scheinen sich schon so sehr darin geübt zu haben, daß es mit fast vorkommen muß, als mache es Ihnen Vergnügen, sich Unrecht zu thun.

Ich will Ihnen keine Ihrer wenigen Freuden rauben, aber ich fühle es, daß, wenn ich ein Mann wäre, ich Sie warnen würde vor dieser eintönigen Contemplation, aus der nichts Gutes fließen kann. — Fragen Sie sich nur einmal mit bestimmtem Ernst, ob Sie es ruhig ertragen würden, wenn irgend ein Mensch, den Sie nicht achteten, und nicht liebten, auf eine solche Art von Ihnen reden wollte, als Sie so eben von sich redeten?»

Wilmer erröthete, fühlte sich betroffen, und sagte endlich: Es ist möglich, daß meine Euckeit dabei in Aufwallung gerathen dürfte.

«Mehr als Ihre Euckeit, — von der ich Sie indeß eben so wenig als mich selbst frei sprechen will — Ihr ganzes inneres Gefühl würde dabei in einen gerechten Aufbruch kommen, und Sie würden den Menschen züchtigen, der Sie so zu lästern wagte. — Dürfen Sie aber wol mit fremden Menschen strenger verfahren als mit sich selbst?» —

In diesem Augenblicke ging ein junger wohlgekleideter Mann bei ihnen vorüber. Er hatte den untern Theil seines Gesichts in seinen Mantel ge-

hält, und die obere Hälfte ward von dem tief in die Augen gedrückten Hut beschattet.

Amalie fuhr heftig bewegt zurück, und rief: „Gustav!“ — Er schien nicht zu hören, ja als sie zum zweiten Male: „Mein Gustav!“ rief, ging er nur noch schneller weiter, und warf sich endlich in einer mäßigen Entfernung unter einen dießbeislaubten Baum.

„Das ist seltsam!“ sagte Amalie, mit einer leichten Blässe.

Es ist ein Irrthum, antwortete Wilmer, indem ihn ein kleines Zittern befiel, es könnte doch wol die Wahrheit sein.

„Es muß ein Irrthum sein, sagte Amalie, denn mein Gustav hätte mich nicht ohne Antwort gelassen. Doch war es ganz seine Gestalt, sein Gang, seine Bewegungen. — Nur von dem Gesichte konnte ich nichts erkennen. — Es ist ein Irrthum, setzte sie dann sehr ruhig hinzu, doch ist diese Ähnlichkeit so täuschend — daß mir mein Gustav verzeihen mag, wenn ich einem Andern diesen Namen gab, der hoffentlich auch nicht zu

seinen Ohren gekommen, sondern von den Kindern verweht worden ist, die wol schon manche kleine Unbesonnenheit haben verhallen lassen.»

Wilmer seufzte tief. — Amalie war etwas ermüdet, und man setzte sich. Der Fremde war wieder aufgestanden, und ging, wie es schien, nicht ohne Unruhe, umher. Nur Wilmer beobachtete ihn jetzt noch, Amalie schien ihn schon ganz vergessen zu haben, denn sie blickte sehr heiter nach der andern Seite hin, wo man eine noch freiere Aussicht hatte.

Der Fremde ging langsam und mit verschränkten Armen auf und nieder, und, indem er seinen Blick von den Beiden nicht abwandte, sang er mit leiser, angenehmer Stimme das Abendlied von Göthe: *)

„Im Felde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so leicht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.“

„Sie sind schon wieder still und nachdenkend geworden,“ sagte Amalie zu Wilmer, „ich sehe

*) E. Goethe's Werke, Band VIII, S. 152.

Sie so gern heiter und leicht, und Sie verdienen es auch zu sein.»

Wilmer drückte ihre Hand mit Wärme, und sagte: Lassen Sie mich darauf nicht antworten. Ich kann nur wahr sein gegen Sie, und würde Sie betrüben müssen durch diese Wahrheit.

Amalie sah ihm seelenvoll ins Auge, und schwieg.

Die Stimme aus der Ferne erhob sich von Neuem, und sang noch leiser:

„Du wandelst jetzt wol still und mild
Durch's Feld und liebe Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild,
Ersteht sich's dir nicht einmal?“

Ach, Amalie, fuhr Wilmer fort, das ist es eben, womit mich mein unglückseliges Verhängniß quält, daß ich etwas fühle, was ich nicht sagen darf.

„Mein Freund wird vor keinem Gefühl zu erschauern haben, und jede seiner Empfindungen aussprechen dürfen.“

Und doch darf ich es nicht, ob ich gleich nicht
 erröthen kann vor einem Gefühl, das vielleicht
 das schönste ist, welches mir mein früh entlaubtes
 Leben gab.

« Sollte es auch der innigsten Freundschaft nicht
 gelingen können, diese Blüthen wieder hervorzurufen,
 die gewiß nicht verdorrt, sondern nur noch verhüllt
 sind von der feindlichen Kälte Ihres vorigen Le-
 bens — oder nur noch schlummern? »

Jänige Freundschaft? — Ah, Sie bezeichnen
 das bedeutende Wort mit solcher neuen liebevollen
 Bedeutung, daß es mir so lieblich klang, lieblich
 wie es mir noch nie gelungen hat.

« Mein guter Wilmer! »

„ „ Und ach! mein schnell verrauschend Bild,
 Erlebe sich's dir nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
 Voll Unmuth und Verdruß,
 Nach Osten und nach Westen schweift,
 Weil er dich lassen muß. " "

Wilmer seufzte von Neuem, und sagte das,
 was man gewöhnlich zu sagen pflegt, wenn man
 nicht weiter kommen kann: « Schicksal, Schicksal! » —

Amalie laute sich in der That auf eine Art bewegt gerührt, wie sie nur selten angeregt werden war. Ihr Herz schlug in schnelleren Schlägen, als sonst, und aus ihren Blicken sprach ein Feuer, das mit seiner ruhigen Kraft den armen Schwachen zu besetzen suchte, der an ihrem Arme hing. Nur das letzte Wort, welches Wilmer gesagt hatte, konnte ihr wieder Gehör geben.

«Edelheit?» fragte sie — wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich mir bei diesem Worte, in dieser Verbindung, denken soll, und ich habe es niemals im gewöhnlichen Leben ohne Lächeln hören können. Wir leben ja in keinem Trauerspiel, wo es der Dichter oft mühsam genug hincitiren muß, wenn es sich anders gar herabläßt, auf seine demüthige Bitte zu erscheinen. — Unser Leben wird, hoff ich, immerwiel ein Lustspiel bleiben, in dem die Willkür und die Freiheit herrscht. Keine höhere Macht, kein dunkles, kolossales je ne sais quoi wird unser freundliche Existenz umgiehen. Es wird sich nicht die Mühe geben, in unverständlichen Geheimenten zu uns zu reden, und wir wer-

den diese auch nicht besonders vermiffen, wenn angenehm verständliche Menfchenftimmen mit uns fprechen. — Darum, mein Freund, nichts mehr vom Schickfal!“ —

Wilmer blühte gekränkt vor fih hin, und Amalie wünfchte nicht fo geredet zu haben, da er fie wahrfcheinlich nicht ganz verftanden hatte.

Die Stimme aus der Ferne fang:

„Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu fehn,
Um fliller Liebe kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gefchehn.“

„Hab ich Sie beleidigt?“ fragte Amalie.

Nicht beleidigt, antwortete Wilmer, nur gekränkt haben Sie mich, mir wehe gethan.

„Hab ich? o fo bitte ich Sie aus vollem Herzen, mir zu verzeihen. Wollen Sie?“

Amalie — laffen Sie mich nicht reden. Ach, es wäre beffer, ich hätte immer gefchwiegen!

„Sie haben eine Thräne im Auge. Hab ich fie entlockt, guter Wilmer?“

Sie breitete bei diefen Worten ihre Arme um ihn, und drückte ihn fanft an ihren Busen, der

jetzt vielleicht schon von einem höheren Gefühle, als dem der Freundin für den Freund, bewegt wurde.

In diesem Augenblicke stand der Fremde hinter ihnen, und, nachdem er einen Augenblick die verschlungenen Gruppe angesehen hatte, sagte er kalt und ernst: Guten Abend!

Amalie machte sich sanft aus Wilmers Umarmung los, und sah erstaunt den Fremden an. Dieser schlug den Mantel zurück, warf den Hut von sich, und sagte freundlich: Ich bin es, Amalie! — Gustav! —

„Mein Gustav!“ rief Amalie, und sank ihm in die Arme.

Gustav hielt sie einen Augenblick umschlossen, dann hob er seinen Blick nach Wilmer hin, der voll stiller und tiefer Trauer vor sich hinsah. Gustav schüttelte doch ein wenig den Kopf, und schien mit sich selbst nicht ganz einig werden zu können. Endlich sagte er in einem herzlich fragenden Tone: Amalie!

Sie sah empor zu ihm, und blickte ihn an mit Ruhe und Klarheit.

Meine Amalie, sagte jetzt Gustav, indem er sie noch fester an sich schloß: Ich bin unartig gegen dich gewesen, und wenn ich dich auch nicht eigentlich erkannt habe, so bist du mir doch wenigstens auf einige Minuten undeutlich erschienen. Auch das sollte nicht sein, und ich werde es mir auch wahrlich so leicht nicht vergeben. Nur du, Amalie, nur du darfst keinen Groll gegen mich haben, weil ich das nicht ertragen würde. Darum vergieb mir.

Amalie legte seine Hand in die ihrige, und blickte ihn mit Liebe an, aber ein Seitenblick der Theilnahme fiel doch auch auf den armen Wälscher, der noch immer nicht recht zu wissen schien, ob er wirklich wache, oder nur träume.

Gustav war eine geraume Zeit in stiller Freude, dann sagte er leise, und mit tiefem Gefühl:

Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschieht.

Gustav ward auch von Gilbert mit aller Wärme der bewährten Freundschaft aufgenommen. Amalie war bewegt und gespannt; sie betrachtete bald den blühenden Gustav, bald Wilhem mit dem leidenden, bleichen Gesicht, und die Vergleichen- gen, welche sie zwischen Beiden anstellte, schienen sie unzufrieden mit sich selbst zu machen. Gilbert freute sich sehr, daß Gustav in den zwei Jahren seiner Abwesenheit nicht nur nicht gealtert, sondern auch sich nicht einmal verändert hatte. Seine Gesichtszüge alle waren noch dieselben, sein Auge noch eben so kühn und scharf, seine Stirn noch eben so glatt und ruhig, und auf seinen sanft gerötheten Wangen schwebte noch immer das leise Lächeln der Ironie, wie ehemals.

«Du bist ein seltner Reisender, lieber Gustav, sagte Gilbert, du hast die Welt gesehen, und bist doch immer noch leicht und frohlich. Ich sehe auch

nicht die entfernteste Spur von Schwerfälligkeit an dir. Du bist Italien, Frankreich und Spanien durchreist, und kein Zug auf deinem Gesichte verkündet es: — (wie es sonst wol in der Ordnung ist) — »Seht, meine vortheilhaften Landsleute, ich war in Rom, Paris und Madrid! — Habt Ehrfurcht vor mir, denn ich bringe eine entsetzliche Quantität von Menschenkenntniß, und einen gewaltigen Schatz von Erfahrungen aller Art, mit mir zurück; die ich auf dem Postwagen, und im Posthause, auf Bällen und Redouten und im Opernhause mit saurer Mühe aufgebracht habe.«

»Gott verhüte, sagte Gustav, daß man von dieser jämmerlichen Weisheit auch in meinem siebzigsten Jahre nichts gewahrt werden könne, und daß sie ewig fern von mir bleibe. Die Menschenkenntniß, nach der ich strebe, habe ich schon so lange bejessen, als ich nachzudenken — im eigentlichsten Sinne des Worts — nachzudenken im Stande bin. Es giebt nur zweierlei Gattungen von Menschen: Strebende und Nichtstrebende; Erhabene und Gemeine. Die

Einem habe ich immer recht sehr geliebt und geachtet, die letztern immer gar sehr verachtet, oder — weil ich doch dadurch mehr amüfirt wurde — gar arg verspottet, und es macht mir immer eine recht innige Freude, wenn sie sich darüber erbögen, wobei freilich die allgemeine Menschenliebe nicht wohl bestehen kann.“ —

Wilmer sah ihn fassler und beinah verdächtig an. Gustav beobachtete ihn nicht, nur Gilbert bemerkte es, und lachelte gutmüthig über die schwerfällige Einseitigkeit, die für alle Charaktere nur eine Elle zu haben schien.

„Was übrigens die Erfahrungen betrifft,“ fuhr Gustav fort, „so habe ich durchaus nicht danach getriebe, um keine einseitige und oberflächliche zu bekommen. Auf dem Postwagen habe ich mir alle mögliche Mühe gegeben zu schlafen, um dem Anschauen flacher Gestalten, und dem Anhören von noch flacheren Gesprächen zu entkommen. In den Posthäusern habe ich die Langsamkeit der Menschen perfusirt, und das Schicksal mit Xenien besprochen, das uns mit ihnen in Verbindung bringt;

auf Bällen hab' ich getanzt, und auf Redouten die Geschmacklosigkeit der charakterlosen Charaktermasken bedauert; in Opern mich ergötzt, und in den gewöhnlichen Comödien Theorien des Lust- und Trauerspiels per antithesin mir aufgestellt. Ich sage: Mir, denn meine zuschauenden Nachbarn waren viel zu sehr über diese gewöhnlichen Zeiten entzückt, als daß man diesen gefühlvollen Gemüthern mit kalten Theorien hätte kommen dürfen. »

Bravo, bravo, rief Gilbert, du bist noch ganz, der du warst, als du uns verließst.

« Ganz recht, mein Lieber, und gefall ich meiner Amalie, die und mir immer so; so sehr ich nicht ein, warum ich dem Weltlaufe es einräumen sollte, auch nur ein Härchen an mir anders zu krümmen, als ich es gekrümmt haben will. — Ubrigens sind meine Reisen durchaus nicht fruchtlos für mich gewesen. Während ich die Gesamtheit meines Innern zu kultiviren strebte, habe ich jeder Wissenschaft nachgeforscht, die mir Klarheit gab und Wärme, und während ich jede einzelne,

nur mit einer Einzelheit aufgehaschte Erfahrung
 vermählte, vereinte ich meine Kraft, um die Er-
 fahrung in der Totalität zu begründen. Ich
 bin mir immer selbst getreu geblieben. In Spa-
 nien hab' ich mich durchaus nicht darüber geäus-
 gert, daß man so wenig arbeitet, im Gegentheil
 machte es mir Freude zu sehen, wie diese Men-
 schen vor lauter lieblicher Selbstanschauung nicht
 wohl zur selben Thätigkeit mit Händen und
 Füßen gelangen können. — Hättest du mir nur
 die Lurche früher geschickt, so würde mir hier
 wahrscheinlich der Müßiggang, den man zur
 Kunst und Wissenschaft, ja zur Religion erheben
 soll, weit deutlicher gewesen sein, als er es mir
 späterhin in Frankreich war, wo ein albern-
 es Drängen und Ures Treiben auf Ehrwürdigkeit
 Anspruch machen will. — In Paris machte es
 mir große Freude, den toll- und doch so starken
 Enthusiasten zu beweisen, daß Voltaire, Cre-
 billon und Corneille nichts weniger als
 Dichter gewesen seien, und daß der einzige Wil-
 helm Meister alle französische Romane über-

wiege, die bereits geschrieben sind, und die die Zukunft noch ediren werde. Auch sagte ich ganz keck, daß ich mich sehr darüber wundere, wie man sich darüber wundern könne, daß die Frau des Racine nicht gewußt habe, was ein Drama sei, da es ihrem Mianne durchaus nicht besser gegangen sei. —

Wilmer sah ihn von Neuem an, und da er es für nothwendig zu halten schien, sein Stillschweigen doch endlich einmal zu unterbrechen, so that er die bizarrte Frage: Und wie stehen Sie nun mit den Menschen?

Gustav lächelte, weil es ihm vorkam, als dürfe sich eine solche Frage wol gar in manchem modernen Familiengemälde mit Glück brauchen lassen. Er fragte ihn, wie er sie bestimmt haben wolle.

Wilmer ward ein wenig verlegen über Gustavs scharfen Blick, und sagte nach einer Pause: Ich meine, welche Gefühle Ihnen das Leben gegen die Menschen gegeben hat?

„Das Leben,“ antwortete Gustav mit Ruhe, „das Leben selbst darf uns eigentlich gar keine Ge-

fühle gegen die Menschen gehen, sondern jede wohlwollende und abkühlende Empfindung sollte billig ganz frei aus dem ungetrübten, unbewegten Innern unsrer Brust hervorspeigen. Ein Gefühl, das von außen her in uns eingedrungen ist, kann unmöglich unser wahres Eigenthum sein, und das Gefühl gegen die Menschen möchte ich immer gern wie mein selbstigstes Eigenthum betrachten dürfen — fast möchte ich sagen, wenn sich mit die Sprache nicht weigerte: wie mein eigenthümlichstes Eigenthum. — Wir sollten es wohllich dem Leben nie erlauben, in uns hinein zu gehen, sondern es immer nur an uns hinspielen lassen, wie einen tausendenden Bach, bei dem man längst Sorge getragen hat, daß er die Ufer nicht überschwellen dürfe. — Die graubärtige Erfahrung will zwar behaupten, daß sich das nicht immer thun lasse, doch . . . erlaube ich es mir nie, irgend eine individuelle Aufsicht die meine bestimmen zu lassen.» —

„Gut“, sagte Amalie mit gehobenem Zeigefinger, das ist gesüßlich!

« Gefährlich? » wohllich nicht, Liebe. — Collen wir denn nicht gern und willig in jedes schöne und große Gefühl eingeheu, muß denn immer erst ein Zwang von außen her kommen? — — Sind wir denn unsrer Freiheit so gram, daß wir sie so leicht an das Leben hingeben wollen? Nimmer, nimmer dürfen wir es über unser Innerstes entscheiden lassen, und wenn wir es auch — was sich wol zutragen möchte, — zuweilen nicht zur Poesie erheben können, so wird doch wenigstens der Fall selten oder nie eintreten, daß wir es nicht ganz ignoriren könnten, wozu freilich wol mehr als eine alltägliche Kraft erforderlich sein möchte. » —

Ich habe dir nicht ohne Interesse zugehört, sagte Gilbert, und wenn ich die auch bis dahin Recht gebe, so wirst du mir doch gleichfalls einräumen müssen, daß es Fälle giebt, wo auch selbst die nicht alltägliche, sondern die ganz in sich vollendete Kraft nicht auslauge, um dem Leben mit Freiheit zu begegnen, wo sie sich der Nothwendigkeit unterwerfen, die menschliche Beschränkt-

heit anerkennen, und das Leben wirklich über sich herrschen lassen muß.

«Nein, mein Freund, antwortete Gustav, das räume ich dir nicht ein. Ich kann dir einen solchen Fall nicht zugeben.» —

Du wirst ihn mir zugeben müssen, Gustav, denn auch die ächteste, geläutertste Erfahrung widerpricht dir.

«Und doch muß ich dir wiederholen, daß ich es für unmöglich, — im bestimmtesten Sinne des Wortes — für unmöglich halte, denn wenn ich es dir zugeben müßte, daß auch die reinste, ausgebildetste Kraft doch nicht immer Herr über das Leben haben könne» . . .

Er hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann mit heiser Wärme fort: «Wenn ich dir das zugeben müßte — o Freund, weißt du auch, welche Folgerung du mir dann einzuräumen hättest?» —

«Selbst schwieg; doch Wilmer fragte: Welche Folgerung?»

„Hör!“ — antwortete Gustav — „den paradoxen Satz, daß dann Flucht — Sieg sein müsse.“

Hab ich Sie verstanden? sagte Wilmer sehr betroffen, indem er seine Hand zuckte, die Gustav im Heft des Gesprächs ergriffen hatte. —

Auch Arolie schüttelte nicht ohne Bedenkliehkeit den Kopf.

„Deswegen,“ — sagte Gustav ruhig fort, „deswegen kann, und will, und darf ich die Deine Meinung niemals zugefassen, weil ich mir sonst auch eine Freiheit zugefassen müßte, das Leben zu verlassen, das meiner Freiheit gefährlich werden könnte.“ —

Wilmer betrachtete ihn mit immer größerem Misträuen. Um ihn indeß ganz zu erschrecken, fragte er von Neuem: Und wie ist denn nun das Gefühl, das Ihnen, nicht das Leben, sondern Ihre Freiheit gegen die Menschen giebt?

„Ließ der etwas inhumanen Miene, mit der Sie fragen, will ich Ihnen doch mit Vergnügen darauf antworten, denn ich betrachte die Men-

gehen wirklich mit Vergnügen. Wenn das Leben ungeschlachtet und plump und tölpelhaft (wie das nicht selten der Fall ist) zu mir herantritt, und ich (um mich über dasselbe nicht zu ergötzen) meine Lust zum Ignoriren nehmen muß, so verweilt mein Blick mit Freude auf den mannigfaltigen Schuppen, zu denen sich die Menschen um mich hin getrieben haben. Ich erfreue mich innig über den stehenden Muth der höhern Menschen, die, trotz der Nothwendigkeit, die widerwärtigen Umgebungen täglich anzusehnen, den Glauben an das Edlere und Erhabene doch niemals aufgeben mozen, sondern kühn und kraftvoll die Steinnheit und Schlafheit züchtigen, wo und wie sie sie auch erbliden. Ich erhebe mich an der stillen Strenge der Männer und Jünglinge, die, nach abgefehltem Hethel über die Verächtlichkeit der Augewelt, in sich selbst allein die Welt gesucht und auch bereits gefunden haben, die sonst nirgends zu finden ist, — die von keinem Schimmer der Gegenwart belächelt wird, und nur golden strahlt von den Höhen seiner Zukunft herab. —

O wohlthun, meine Freunde, das Anschauen dieser ruhig kolossalen Naturen, die, mit sich selbst in Sicherheit und Ruhe, durch nichts von außen her unruhig gemacht und erschüttert werden können — dieser Anblick läßt in mir ein stilles und erhabenes Gefühl hervorgehen, das sonst auf dieser malkalten Welt nicht wohl eine Heimath zu finden vermag. — — — Dem wohlthun, diese unbegrenzte Hochachtung gegen den fortschreitenden Theil der Menschen hat mir auch eine innige, in der tiefsten Tiefe meines Gemüths begründete und bis zur Vellendung determinirte Verachtung gegen alle Gemeinheit, Plumpheit und Oberflächlichkeit gegeben. Ehemals hab ich sie recht grimmig gehaßt, und es hat mich oft gewaltsam erschüttert, wenn die superficielle Genügsamkeit, die einseitige Wehmuth, und massive Dummheit die erhabenen Menschen lästete, die mit stakem Arm die chaotisch dille Lust durchschneiden, die die Sonne verhält, welche über den Bergen in der Ferne herausschleigt; es hat mich empört, wenn ich den glühenden Eifer für Wahrheit und Schönheit

von der Verheit und Gluckheit geschmäht, und den
 nie ermüdenden Forschungsgeist gewisser Philo-
 sophen von der matten, zufriedenen, breiten Träge-
 heit beschelt sehen mußte. Wie gesagt: das In-
 nerste in mir empörte sich dabei. — Doch das ist
 anders geworden. Ich verachte jetzt ruhig, lächle
 ruhig und spotte ruhig, und ich geniesse zuweilen
 wol gar das göttliche Gefühl einer vollkommenen
 Zufriedenheit mit mir selbst. Ausg, ich bin jetzt
 mit der sogenannten Welt von außen her durch-
 aus fertig, und lebe nur mit und dem kleinen
 Circle guter, frohlicher und gebildeter Menschen,
 die meine Liebe um sich her versammelt hat und
 versammeln wird. —

Wilbert drückte ihm mit Wärme die Hand,
 doch ohne zu reden, denn er pflegte ungern von
 der Festigung seiner Freundschaft zu reden, weil
 er das als längst entschieden ansah.

Amalie hatte zwar ihre Hand in Gustavs Ar-
 me ruhen, aber sie konnte ihn doch nicht ruhig
 ansehen, sondern blühte stillschweigend vor sich nie-
 der, ohne daß sie selbst wußte, weshalb.

Wilmer ging voller Humors im Zimmer auf und ab. Er betrachtete sich wie verrathen und verkauft in der Gesellschaft dieses jungen Mannes, den er so wenig zu begreifen vermochte.

«Aber, lieben Freunde,» fuhr endlich Gustav fort, nachdem er sie einige Zeit wechselweise mit Genauigkeit beobachtet hatte, «ich rede da schon eine lange Weile von mir selbst, ohne daß mich irgend einer zu unterbrechen Miene macht — warum das? — Habe ich gleich, als ein eben angekommenes Reisender, das unbezweifelte Recht, ein wenig das Wort zu führen, so mag ich es doch gegen euch duthaus nicht behaupten, um so weniger, weil ich dadurch gleichsam in den Zug gekommen bin, von mir selbst zu reden, was ich mir ungern angewöhnen möchte. Wenigstens gehörte es bisher zu meinen Fehlern nicht. — Ist es nicht so, Amalie?»

Amalie sah schnell und nicht ohne Verlegenheit auf, und sagte: «Ganz so, lieber, ganz so ist es.

Guslaw blinnte sie forschend an und sagte nach einer Pause: »du hast wol meine Frage nicht gehört?« —

Ich verstehe es, antwortete sie offenherzig, daß ich eben etwas zerstreut war. Was betraf deine Frage?

»Eine Kleinigkeit. — Du bist noch immer sehr nachdenkend. Laß es mich wissen, Liebe, was dich beunruhigt.«

Ach, Guslaw, ich dachte nach über das, was du uns sagtest. In der That, du hast uns schwere, gewichtige Worte hören lassen, Worte, deren tiefer Sinn das Innerste in mir angeregt hat. —

»Doch scheint dir diese Anregung nicht eben sehrbedeutend zu sein?«

»Gewiss! — Sicher Guslaw, das Wort hat eine große Bedeutung.

»Man kann ihm keine zu große Bedeutung geben.« —

Annalie seufzte, und legte die Hand auf das Herz.

Gustav ergriff ihre Hand, und sagte mit Wärme: „Es schmerzt mich, daß ich dich betrübt habe.“

Betrübt? das eben nicht. Ich möchte lieber sagen: Schwankend, oder — obgleich auch das nicht ganz meine Empfindung zu bezeichnen scheint. irre.

„Irrst? Amalie, irre in mir?“

Nicht das. Aber es scheint mir doch, als könnte das, was du gesagt, sehr weit führen, — vielleicht zu weit.

„Versteh ich dich?“

Als sei diese ruhige, determinirte Abgeschlossenheit nicht wohlthuend für das Herz, als könne es die Liebe nehmen, oder ihr wenigstens Kälte geben, da sie ihr die milde Dämmerung wegreißt, in der sie sich so wohl befindet, und sie in ein vielleicht zu grelles Licht setzt, das sie noch nicht zu ertragen vermag. — Es ist mir, Gustav, als könne diese Art zu denken und die Welt zu betrachten, der warmen Herzlichkeit gefährlich werden, mit der du ehemals in ihr standest. Es ist

mit, als . . . Du hörst mich so seltsam — so schneidend, daß ich nicht weiter reden kann.

Gustav sagte mit leiser Stimme: »Annie! —
— Mein Gesicht lügt, wenn eine andre Empfindung als tiefe Wehmuth auf ihm zu lesen ist. —
Ach, Geliebte, ich glaubte mich so rein und klar von dir erkannt, und da wechelt mich jetzt so unfreundlich auf aus dieser Täuschung. Wohl weiß ich es, daß dieser Irrthum schwinden werde, in dem du mich jetzt siehst, doch daß auch nur ein Moment kommen durste, in dem ich dir so erschauern konnte, das, Annie, das schmerzt mich tief.«

Gustav! sagte sie mit schwankender Stimme.

»Lieb!« wiederholte er, und verließ schweigend das Zimmer.

Gustav war nicht bloß gekränkt worden durch Amaliens seltsames Mißverständniß, sondern er hatte auch das Gefühl der Täuschung zu bekämpfen, das um so unangenehmer auf ihn einwirkten mußte, je theurer ihm das Mädchen war, in welchem er sich geieirt hatte. Er glaubte sie in der Bildung, nach der sie so kräftig und muthvoll strebte, schon in so weit vollendet, daß sie ihn hier durchaus verstehen müsse, und jetzt war er zu der traurigen Bemerkung gezwungen, daß sie ihm dahin noch nicht folgen konnte, daß sie seine bewährte Abgeschlossenheit für eine Art von Unfähigkeit und Resignation auf Liebe, seine erzungene Ruhe für Kälte und Mangel an Herzlichkeit hielt. Es that ihm wehe, und indem er bald darauf einen Blick auf Wilmet warf, dessen Hand Amalie mit Freundschaft gefaßt hatte, stahl sich auch noch die Befürchtung in sein Herz,

er könne ihre Liebe an ihn verloren haben, die er ehemals in ganzer Hülle besessen hatte.

Amalie fühlte indeß sehr bald, daß sie ihm Unrecht gethan habe. Sie sah es mit jedem Tage deutlicher ein, daß durch Gustavs unermüdetes Streben, mit sich selbst und der Außenwelt in Sicherheit zu kommen, nichts von der schönen Wärme des Jünglings verloren war, die sie sonst an ihn geknüpft hatte. Seine ganze Art zu leben war bestimmt, und muthig und charaktervoll wie der Blick seines Auges. Bei aller Entschiedenheit über das Leben und die Menschen, hatte er sich doch ein hohes Interesse für sie bewahrt, und jedes Streben, selbst das nach etwas Irrigem war ihm bedeutend. Nur die todtten Massen, die man seltsamer Weise mit dem Namen Mensch beehrt, die gemüthlosen Wesen, die von keiner erhabenen Leidenschaft bewegt, von keinem großen Gedanken mehr entzündet werden können, nur diese verachtete er recht sehr, auch fand er es tief unter seiner Würde, die Klagen der Alltäglichkeit zu beschwichtigen, und irgend einer Noth abzuheffen.

wenn sie aus der positiven Gemeinheit floh. Auch meinte er, diese Race, die eigentlich nur scheinbar existirt, dürfe nicht wol auf die Liebe eines Menschen Anspruch machen, der sich mit Grund eines wirklichen Daseins rühmen könne.

Amalie hing an ihm von Neuem mit allem kindlichen Vertrauen, das sie ehemals gegen ihn gefühlt hatte. Es war kein Geheimniß zwischen ihr und ihm, selbst ihr hohes Interesse für Wilmer verbarg sie ihm nicht, und die Hoffnung, daß aus diesem nicht ungewöhnlichen Jünglinge einst noch ein seltner Mann werden könne. Sie sprach sehr oft und mit vielem Feuer von dieser Hoffnung, und Gustav ergriff in einem solchen Moment ihre Hand, und indem er ihr befeigt, doch fest, ins Auge blickte, sagte er: Amalie, antworte mir wahr und offen, wie du es immer bist: Liebst du Wilmer?

„Nein,“ antwortete sie, „ich liebe ihn nicht; aber ich habe viel Wohlwollen, Zuneigung zu ihm, wobei indeß vielleicht auch die Eitelkeit im Spiel ist, auf ihn zu wirken. Doch Liebe ist es

nicht, die hast du allein, und wirst sie immer haben.“

Gustav schlug leise seinen Arm um sie, und indem er sie mit Zärtlichkeit an sich drückte, fragte er: Bist du die auch selbst ganz klar?

„Ich hoffe es,“ antwortete sie ruhig.

Gilbert foderte Gustav oftmals auf, seine Verbindung zu beschleunigen, doch dieser verlangte nach dieser Unterredung noch ein halbes Jahr Zuthub. Gilbert begriff ihn nicht, doch folgte er ihm gern, weil er ihn kannte.

Gustav wandte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf Wilmer, den er ohne viele Mühe zu durchschauen vermochte. Er fand in ihm ein sehr reines Gefühl, das freilich noch ganz einzeln da stand, ohne sich mit den höheren Kräften vereinigen zu können, ein nicht gemeines Streben, das auch nicht fruchtlos war, und dem nur eine höhere Klarheit fehlte, um das Ziel zu erreichen. Ein Gemüth, das ehemals zu sehr in sich selbst verschlossen war, und in einseitigem Verweilen und Aufschauern bei sich selbst, an Aspirat und

Schwungkraft viel verloren hatte, ward durch die Leidenschaft für Amalien mit einem Feuer erfüllt, das für seine Bildung kräftig wirken musste. Manche schlummernde Kraft wurde geweckt, manches wohlthätige Gefühl geläutert, und für das Leben selbst gewann er eine freiere Ausfuhr. Er wagte es nie für seine Liebe zu hoffen, und jetzt um so weniger, da Gustav erschienen war. Er begriff es nicht, wie dieser Interesse für ihn haben, und Theil an seinem Schicksale nehmen konnte, ja es war ihm anfangs unangenehm, daß sich Jener um seine Freundschaft zu bewerben schien. Freilich musste er der hohen Energie, die alle seine Handlungen bezeichnete, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, allein die Grundsätze, die er an jenem Tage geäußert hatte, schienen ihm doch gar zu paradox zu sein, als daß sie zu etwas Gutem führen könnten, und er fürchtete sich vor der Möglichkeit, von diesem Sophisten verführt zu werden. Gustav schloß sich in der That mit vieler Wärme an ihn, weil er auf ihn wirken wollte, denn es schien es wirklich sehr ernstlich zu verlangen, daß

der, welcher Amalien zu lieben wagte, auch des Interesses ganz würdig sei, das er erlangen wollte, und zum Theil auch schon erlangen hatte. Er haßte jedes Schwächliche und Mäthe, darum sagte er ihm denn auch sehr deutlich und mit Ernst und Würde, wo es ihm gebühre. Er zeigte ihm, daß es ihm an Einheit mangle, daß aus seinem heßen Streben kein bedeutendes Resultat hervorgehen könne, wenn er sich nicht mit aller Kraft zu concentriren suche. Wilmer hörte ihn mit Geduld und Aufmerksamkeit zu, und nur dann pflegte er im Hize zu gerathen, wenn Gustav eines seiner Streckpferde angriff. — —

Er pflegte z. B. seine Nebenstunden mit poetischen Übungen hinzubringen, das heißt: er suchte die Gefühle, die ihm irgend eine transitorische Wallung gegeben hatte, in Versen von mancherlei Art auszusprechen, welches ihm oft nicht übel gelang, besonders da er in den Stunden der kühlen Ruhe die Feile nicht sparte, um seinen Hexametern jede Härte, seinen Reimen jede Nachlässigkeit zu benehmen.

Gustav überraschte ihn einmal bei einer solchen Arbeit, und er ließ sich leicht erbitten, sie ihm vorzulesen. — Gustav hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und sagte dann: „Es ist Manches nicht übel darin, und Sie haben viele Fehler recht glücklich gemieden, von denen sich Manche noch gar nicht frei machen können; allein, wenn mein Rath etwas bei Ihnen gilt, so geben Sie das ganze Wesen auf.“

Wilmer flüchte, und fragte verdrießlich nach den Gründen.

„Jede Kunst,“ antwortete Gustav mit Ruhe, „ist für den Menschen das erhabenste Ziel, über das er nicht hinaus kann, denn sie fordert ihn in seiner höchsten Potenz, und giebt ihm allein Befriedigung. Könnte man unter den Künsten noch unterscheiden wollen, so würde ich die Poesie die Heiligste nennen, und man dürfte vielleicht nicht ohne Grund sagen, daß alle übrigen Künste ihre Existenz gleichsam nur zu Lehren von ihr empfangen. — Und dieser Kunst glauben Sie würdig nachzustraben, wenn Sie ihr die

Paar Stündchen widmen, die Ihnen Ihre Berufsgeschäfte übrig lassen? Mit ermattetem Gefühl, und halb erschöpften Sinnen können Sie es wagen, der Poesie zu opfern, ihr, die, (wie ich schon vorhin erwähnte, und wie man nie genug wiederholen kann) den Menschen in seiner Gesamtheit fordert? — Fühlten Sie sich wohl stark genug, für die Dichtkunst irgend etwas zu wagen? — Und wenn auch etwas; — — alles, durchaus alles müssen Sie wagen und dulden können, um ihretwillen, oder Ihre Liebe zu ihr ist die achte nicht. Sie müssen mit Ruhe die schneidende Kälte des Lebens ertragen können, vereachten können den plumpen, sich ewig wiederholenden Spott der Menge, die mit gemeinem Stolz wegen ihrer jämmerlichen Nützlichkeit auf den Dichter herabsieht, der doch unendlich erhaben ist über jede Nützlichkeit, Verzicht thun auf jede Freude, auf jeden Vortheil, jede Ehrenstelle, die das Bürgerleben anbietet — Sie müssen Vater und Mutter verlassen können, um an Ihrer Poesie zu hängen! Können Sie das?»

Nein, antwortete Wilmer mit niedergeschlagenen Augen.

„Wohlan also!“ fuhr Gustav fort, „so geben Sie diese temporären Abhängen auf, die zu nichts frommen, und niemals zu etwas Bedeutendem führen können. Es giebt keinen Dilettantismus in der Kunst. Man ist entweder Künstler, oder man ist es nicht. — Darum, mein Freund, geben Sie das Wesen auf.“ —

Es that mir doch zuweilen sehr wohl in der Einsamkeit, sagte Wilmer, ich vergaß dabei Manches, was ich, ohne diese Ergießungen, nicht leicht vergessen werde.

„Ich glaube, daß ich Sie unangenehm berührt habe, aber ich fühlte mich dazu aufgefordert, weil ich Ihr Freund zu sein wünsche.“

Mein Freund? — ist es freundschaftlich, einen süßen, unschädlichen Traum zu stören?

Gustav sah ihn sehr bedeutend an, und Wilmer fuhr mit verwehitem Verdrusse fort: Stören zu wollen, denn ganz gestört haben Sie ihn nicht. Bilden Sie sich nicht ein, daß ich

Ihnen jemals die Freude eines solchen Triumphs über mich machen werde.

„Ich will das Letzte nicht gehört, und Sie sollten es nicht gesagt haben, weil es Ihrer unwerth war. Sie fragen, ob es freundlich sei, Träume zu stören? — Gewiß nicht, wenn diese Träume mit Energie geträumt werden, und das Bessere zur Rückseite haben. — Der Fall war nicht bei Ihnen. — Wilmer, es ist wahrlich mein hoher Ernst, Ihr Freund zu sein, darum geben Sie mir Gelegenheit, es Ihnen zu beweisen.“

Wie werden es nicht.

Gustav ergriß seine Hand, und sagte: „Gewiß, wir werden es, und der Augenblick ist nicht fern, wo Sie mir um den Hals fallen und sagen werden: Gustav, ich bin dir innig gut, und du bist es werth, daß ich dir gut bin!“

Wilmer ging im Zimmer auf und ab, sah ihn an, seufzte tief den Namen Amalie, und mit

den Worten: Es kann nicht sein! — niemals!
niemals! verließ er ihn.

Gustav blickte ihm nach, und sagte: «Es wird
sein, aber es kann mich vielleicht Viel, sehr Viel
kosten!»

Um diese Zeit erschien plötzlich Friedrich Reimann bei seinem Freunde Hilbert. Der Briefwechsel zwischen ihm und Wilmer war eine geraume Zeit durch die Nachlässigkeit des Letztern unterbrochen worden, der jetzt nur mit sich selbst und Amalien beschäftigt war, und vergeblich Zeit für seinen Freund zu erbringen suchte. Friedrich nahm sehr bald eine bedeutende Veränderung an ihm wahr, und er hatte eine innige Freude darüber, so manche Kraft in ihm in Anregung zu sehen, die vorher geschlummert hatte. Aber auch der Schmerz, die tiefe Sehnsucht seines Herzens entging ihm nicht, wenn er gleich seine Gefühle nicht aussprach, sondern sie nur in einigen Zügen seines Gesichts, und manchen mit scheinbarer Leichtigkeit hingeworfenen Worten offenbarte. Friedrich ward dadurch sehr bekümmert, denn es mußte kein gewöhnliches Leiden sein, von welchem Wilmer gedrückt wurde,

weil er bei seiner jetzigen Bildung ein solches leicht ertragen haben würde. Er drang oft in ihn, sich zu entdecken, allein jener wusste sich ihm durch mancherlei Wendung zu entwinden, und es schien es zuletzt absichtlich zu vermeiden, mit ihm allein zu sein.

Endlich sah er ihn eines Abends im Mondschein einsam im Garten spazieren gehen. Unbekannt von Beiden saß Gustav in einer nahestehenden Acacienlaube, deren duftende Blüthen ihn vor Jedermann verhüllten.

Friedrich ging auf Wilmer zu, und indem er seine Hand faßte, sagte er: Du vermeidest mich, aber ich suche dich.

„Ich habe dich vermieden, antwortete Wilmer, weil ich es vermeiden wollte, dir eine unangenehme Stunde zu machen, und weil ich jetzt nicht gern von mir reden mag; — denn daß du nach mir fragen wollest, das lese ich auf deiner Stirn.“

Du interessirtest nicht. Bei wem sollte ich mich auch lieber nach dem Zustande meines Clements erkundigen, als bei ihm selbst? — Denn daß ich dein

Vertrauen verloren haben könnte; an den Gedanken würde ich mich nicht gewöhnen.

„Würde ich mich an mich selbst gewöhnen können, wenn es jemals so werden könnte mit mir, daß ich mich dem Freunde nicht mehr öffnen wollte?“

So rede, Freund.

Wälder sank in seine Arme, und sagte mit stiller Resignation: „Ich bin sehr unglücklich!“

Wenn du das jetzt sagst, gilt das Wort mir viel.

„Es ist auch wahrlich ein viel geltendes, viel sagendes Wort, und ich fühle es tief, daß seine tiefe Bedeutung entweder meine ganze Kraft bewahren, oder meine ganze Kraft zu Grunde richten werde. Ich liebe ohne Hoffnung.“

Armer, armer Freund!

„Wohl bin ich arm! — Ach, mein Friedrich, du kannst meinen ganzen Verlust nicht begreifen, wenn du nicht den ganzen Werth dieses Mädchens kennst. Was sie mir gewesen ist, davon darf ich nicht reden wollen, denn was ich selbst

geworden bin, bin ich durch sie allein; was sie mir werden könnte, davon will, davon kann ich nicht reden, weil ich mir selbst mein Elend nicht vorführen mag.“

Du liebst Amalien ganz ohne alle Hoffnung?

„Ohne alle. Sie liebt bereits einen Andern, und die Verbindung mit ihm war längst entschieden, noch ehe du mich hieher sandtest.“

Wer ist dieser Gustav?

„Ich ehre diese Frage, die du so ruhig an mich thust, und du ehrest mich durch diese Frage. Ich liebe diesen Gustav nicht, und kann das auch nicht. Doch wenn er mich gleich oft streng — (ich würde es ehemals hart und rauh genannt haben) — sehr streng behandelt, aus manchem süßen Traum mich aufgeweckt, und manche schöne Hoffnung mir zerstört hat; so bin ich ihm doch Gerechtigkeit schuldig, und, Stillsch, — glaube mir das — ich lasse sie ihm gern widerfahren. Er ist ein würdiger, sehr würdiger Mensch, hergenuh ohne Prunk, gefühlvoll ohne siltsche Centimen-

tabat, abgeschlossen und ruhig, doch thätig und theilnehmend.»

«So hab' ich dich mir gedacht, sagte Friedrich, grüßte auch da, wo es uns schwer wird, weil wir nicht hören können.

«Lieben? in der That, ihn zu lieben wäre mir unmöglich. Ich muß mich ganz zusammennehmen, wenn ich ihn lassen will, sonst find' ich keinen Helfer für ihn in mir. Ich bin bewegt, unruhig, gespannt, wenn ich ihn sehe. Es ist mir immer, als müsse er mir irgend eine Täuschung rauben, die mich bisher beglückte. Doch, still davon. Das ist nur ein Ueberfluß meiner ehemaligen Betvortensheit, Frucht der Zeit, wo ich dunkles Sehnen, und regellose Gefühle für Jugend hielt. Ich liebe ihn nicht, aber Amalie liebt ihn, und er wird sie glücklich machen. Er steht höher als ich, ungleich höher; ich würde sie nur lieben, innig lieben, aber ihr doch das nicht sein können, was er ihr sein wird.»

Guter Hilmer, deine stille Güte rührt mich tief. Es war es immer, wie ich dich wünschte.

«Es ist nun einmal dem Schicksal eigen, daß wir nur unter Schmerzen reifen. Daß mit der Festigkeit und Dauerbarkeit des Baums die aufstehende Blüthe schwindet, das ist nun einmal in der Ordnung so.»

Still, mein Clemens, wenn wir auch Leiden dulden müssen; laß uns sie tragen ohne Bitterkeit.

«Es war vielleicht im Tone Bitterkeit, doch nicht in meinem Herzen, wo ich mich still und resignirt fühle. — Das, was ich sagte, war nur ruhiges Resultat meines Lebens; denn daß ich diesen Schmerz nicht leicht verschmerzen werde, fühl' ich tief. Denn wenn er auch nicht immer reden wird, und klagen, so glaube nicht, daß er deshalb geflohen. Er schwieg nur, weil ich nicht mehr fähig war, ihn zu ertragen, und lehet zurück, wenn ich neue Kräfte gesammelt habe, um diese mir von Neuem zu rauben. — — Ach! laß mich schweigen.»

Friedrich sah ihn einige Zeit beobachtend an, und fragte endlich: Was willst du thun?

«Hier ist kein Welken, sondern nur ein längst abgeschlossenes Müssen. — Ich muß Amalien lassen, zurückkehren in meine Einsamkeit, aus der ein dunkles Verhängniß mich gerissen hat, ich will mich schnell von hier entfernen, damit nicht mein trüber Blick die Glücklichen in ihrer Freude störe. — — Vielleicht habe ich schon zu lange gezögert — Darum fort von hier, fort so schnell als möglich, heute noch, in dieser Stunde noch!»

Griedrich umfaßte ihn und sagte: Es ist ein großer Entschluß, den du gefaßt hast.

«Groß?» antwortete Wilmer mit felsamer Bitterkeit, «groß? ich bitte dich, geh mir mit dem Worte. Auf dieser jämmerlichen Welt kann nichts Großes gedeihen. Ja, mein Freund, ich kann es dir nicht verhehlen, daß mir in diesem Augenblick das ganze Leben wie ein höchst fades Possenspiel vorkommt, bei dem es nicht die Mühe belohnt, eine ernsthafte Miene zu machen. Und doch können wir eben so wenig lacheln, denn weder der monotonische Ernst des Schicksals, noch der alberne Witz des Zufalls können die Satire pikant

machen. Es ist ein ungesalznes, schwachhaftes Familiengemälde, das nur zuweilen von schmerzhaften Convulsionen unterbrochen wird, damit man nicht dabei einschlafe.»

Höre auf! sagte Friedrich, keinen solchen Rückfall mehr, oder ich kann deinen edeln Entschluß für nicht mehr halten, als für eine momentane Convulsion, und krankhafte Zerknung.

«Er ist mehr. — Auch hätte ich mir jenen Ausfall auf das Leben nicht erlaubt, wenn du nicht von etwas Großem geredet hättest, denn — das, das mußt du mir bei Gott zugeben, — von etwas Großem kann auf dieser Erde nicht wohl die Rede sein. — Doch still davon! — Leb wohl, ich gehe jetzt sogleich von hier.» —

Friedrich umarmte ihn, zog einen nicht unbedeutlichen Wechsel aus seiner Schreibtafel hervor, und sagte: Der Weg ist dunkel, den du gehst; aber wahrlich, Clemens, er führt dich zur Klarheit.

«Die Hoffnung steht noch nicht in meinem Herzen, doch hoff ich mich noch einst mit ihr zu befreundeten.» —

Wohin wußt du dich wenden?

„Ich denke einige Tage in Hohenau, drei Meilen von hier, zu bleiben. Es ist ein freundliches Dorf, von Bergen ringsum eingeschlossen, als fürchte es sich vor der Gemeinschaft mit der Welt. Ich will mich dort ganz zu sammeln suchen, was hier nicht möglich ist, wo jeder Blick von ihr mein Innerstes entzündet. Dann schnell weiter — Gleich viel wohin — nur weit von hier! — Adieu, Friedrich, wir wollen es dem Schicksal nicht einräumen, uns eine Thräne des Schmerzens zu entlocken; ich lernte das von Gustav. Leb wohl, leb wohl, sonst brech ich noch mein Wort.“

Leb wohl! sagte Friedrich mit tiefem Schmerz, und ließ ihn aus seinen Armen. Er sah ihm noch lange nach, bis er sich endlich in den dunkelsten Gängen des Gartens verlor. Er hörte die hintere Thür aufreißen, und noch nie hatte ihm der kreischende Miston ihrer Angeln so widrig geklungen. Dann ging er schnell ins Haus zurück.

Netzt trat Gustav aus der Laube, in der er jedes Wort der Unterredung mit angehört hatte. Mit stillem, ernstem Blicke sah er hinauf zu dem weiten Himmel, der im feierlichen Mündenglänze mit tausend Sternen funkelte. In Gustavs Innerm kämpften seltsame Gefühle, tiefe Gedanken begegneten sich streitend, bis sie endlich dem größten wichen, der einen erhabenen Entschluß in ihm zur Reife brachte. Es ward ihm wunderbar zu Muth nach dieser Entschliessung, die seine ganze Kraft aufforderte, wenn er nicht dabei zu Grunde gehen wollte.

„Es ist Viel,“ sagte er still und leise, „sehe Viel, was ich für ihn thun will, doch nur mit selbst darf ich das anvertrauen, nicht ihm, der das Opfer verschmähen würde, wenn er sähe, daß ich es mit nicht ohne schweren Kampf habe abringen können. — — Amalie! . . . Still! — den

Namen darf ich mir nicht nennen, wenn ich ganz ruhig bleiben will.»

Er blieb in diesen Gedanken vertieft stehen. Sein Herz klopfte, seine Stirnadern waren gespannt, seine Wangen brannte, und selbst die kalte Mitternachtsluft vermochte nicht sie zu kühlen. — Endlich legte er sich auf eine Rasenbank nieder, die unter einem blühenden Apfelbaume stand, und bei dem Säuseln der duftenden Blumen und dem sanften Rauschen des fernen Baches, senkte sich bald ein leichter, kühlender Schlaf auf seine Augenslieder herab.

Nach einigen Stunden, als eben ein schöner heiterer Sommermorgen über dem Garten herauf glänzte, sah ihn Amalie noch schlafend da liegen. Mit innigem Wohlgefallen betrachtete sie die schöne Gestalt, in der sich eine hohe Energie, und harmonische Ausbildung offenbarte. Seine Wangen war hochroth, und die Sonnenstrahlen, die durch die Blätter des Baumes fielen, gaben ihm einen reizenden Schein von stiller Sanftheit, in der sich seine ruhige Kraft zu verlieren schien. Sie

dachte in diesem Moment an Wilmer, der jetzt sehr tief in einem Schatten stehen mußte. — Hingerissen von ihrem Gefühl breitete sie jetzt ihre Arme nach Gustav aus, und, indem sie einen heißen Kuß auf sein geschlossenes Auge drückte, sagte sie: Guten Morgen, mein Gustav!

Er erwachte schnell, und lächelte sie mit milder Wehmuth an. — Sie scherzte über die Abenteuerlichkeit seiner Lage im Garten, er scherzte ungewungen mit, und bat sie dann, um des schönen Morgens besser zu genießen, mit ihm eine Spaziersfahrt nach Hohenau zu machen. Sie ließ sich nicht lange nöthigen, und nach einer Stunde saßen Beide im Wagen.

„Wie werden in Hohenau einen Freund finden,“ sagte Gustav.

Welchen? fragte Amalie.

„Einen sehr würdigen Freund,“ antwortete er, „doch seinen Namen laß mich noch verschweigen. Um so angenehmer wirst du überrascht werden.“

Ich finde dich sehr craft, antwortete Amalie.

Er drückte ihre Hand, und sah sie mit einem festenwillen Stile an, dessen Bedeutung sie nicht fassen konnte. — Nach einiger Zeit lenkte er das Gespräch auf Wilmer, den er jetzt zum ersten Male von ganzem Herzen seinen Freund nannte. „Es ist viel Kraft,“ sagte er, „und viel Schwäche in diesem Jüngling vereint, nur die Liebe kann ihn vollenden — Liebe und Gegenliebe. — Willst du nicht weigern, die Hand zu bieten zu seiner Vollendung?“ —

Amalie sah ihn besondert an, und wollte antworten, aber der Wagen hielt so eben bei dem Gasthose zu Hohenau. —

„Was du auch sehen und hören magst,“ sagte Gustav, — „du wirst wahr sein, Amalie.“

Ich begreife dich nicht, antwortete sie. — Gustav öffnete in diesem Augenblicke die Thür des Gastzimmers, und sagte still: „Dort ist unser Wilmer!“

Wilmer lag in einem Winkel des Saals, und schlief. Jetzt sprang er erschrocken auf. — „Um Gotteswillen! tief er, Sie hier?“

Sie hier? fragte auch Amalie.

Wilmer sah starr und erröthend auf den Boden.

„Ja, hier,“ sagte Gustav, „um dich und uns auf immer zu verlassen.“

Verlassen? rief Amalie mit Erstaunen.

„Er liebt dich, und vermochte es, sich den Entschluß abzutringen, dich niemals wieder zu sehen, weil er unsre Verbindung, und unser Glück nicht stören mochte. Ohne daß ich es wollte, und ohne daß er es wusste, hörte ich in einer versteckten Laube die Unterredung mit seinem Freunde, dem er den kühnen Vorsatz anvertraute.“

Wilmer! sagte Amalie, mein theurer Freund, was wollten Sie thun?

Wilmer antwortete nicht, sondern blühte schamroth auf das Blatt nieder, das er so eben beschrieben hatte.

„Und nun, Amalie,“ sagte Gustav mit hohem Ernst, „hast nur du über uns zu entscheiden. Dieser Jüngling konnte sich selbst opfern um meinetwillen, und er liebt mich nicht, um dessen will-

len er sich opfern wollte, o Amalie, laß uns das ja nicht vergessen, daß er mich nicht liebte, das mit mir der Größe seiner Handlung nichts entgegen. — Hier stehen wir Beide vor dir, mit gleicher, heisser Liebe für dich, aber — so schwer es auch meinem Herzen wüß — so fuhl' ich mich doch laut aufgefordert zu gestehen, daß ich ihn in diesem Augenblicke deiner würdiger halte, als mich.»

Amalie stand sehr bewegt da. Ihr Blick ruhte mit zärtlicher Theilnahme auf Wilmer, aber Gustaven umschlang sie immer inniger, als fürchte sie, daß auch er nun fliehen wolle.

Gustav faßte Wilmers Hand, und sagte mit Rührung: »Vergieb mir Freund, daß ich dich je verkennen konnte. Ich that es, weil ich dir wol gute Wallungen, aber keine große Handlung zuschaute, die mit Ruhe ausgeübt, und deren lange Folgen mit Ruhe ertragen werden müssen.«

Hier ertrag es Wilmer nicht länger. Er stürzte sich mit heißen Thränen am Gustavs Hals, und rief: Ach, du verkanntest mich nicht; — ich stehe klein und schamroth vor dir da. Es war nicht

mehr, als Wallung, keine That. Hier, hier, ich wollte von Neuem zurückkehren zu Euch, eine Schwäche befiel mich, ich sank zurück in Erschlaffung.

Gustav las, und drückte ihm die Hand. Nach einem langen Stillschweigen sagte er dann: „Du bist nicht das, wofür ich dich hielt, aber ein gütiger, gerader, offener Mensch.“

Konnte ich weniger sein, als das, jetzt da du so hereintriffst, und so zu mir redetest? — — Während ich in prunkenden Phrasen vom Verkanntwerden rede, schlägst du mich noch viel zu hoch an, während ich mit meiner Kraft und Lust genöthigt, stehst du ruhig und still, und energisch da.

„Rede nicht davon, mein Freund, du thust dir Unrecht.“

Gewiß nicht, antwortete Wilmer; doch das, was ich jetzt fühle, ist mehr als Wallung, mehr als Resultat des flüchtigen Moments.

Er legte Analiens Hand in Gustavs seine. Du bist ihrer werth, Gustav. Das höchste Glück,

was der Mensch erreichen kann, von einem schönen Gemüth geliebt zu werden. — Das Glück verdient nur der allein, der schon den Kampf mit sich selbst und der Außenwelt vollendet hat, und nun in schonender Harmonie der Kräfte, seiner selbst gewiß ist. — O, es ist ein großes Wort dieses Gewiss sein! — Nicht bin ich das nicht, doch daß ich es einst noch werden könne, sagt mir eine stolze Hoffnung.

Er umfaßte Beide, und sagte mit stiller Nüchternheit: Ich will vertrauen, arbeiten, kämpfen, streben: Dann lehre ich zurück. — Bleibt mir gut, ihr Lieben.

Unten im Hofe blies Wilmers Postillon zur Abreise.

Hört ihr? Diese Lene ruft schon frisch ins Leben hinein. — Wir müssen scheiden.

« Leb wohl! » rief Gustav.

Leb wohl! sagte Amalie mit sanften Thränen, indem sie ihr Auge an Gustavs Wange legte.

Der Wagen sollte schnell mit Wilmer fort, der noch einmal die Hand zum Abschied herausstreckte.

Gustav und Amalie sahen ihn in tiefer Bewegung nach; doch bald verschwand der Wagen hinter einem dichten Gebüsch, und nur aus der Ferne hallten noch die Löwe des Postheims, die nach und nach verklungen.

N a c h r e d e

an

meinen Freund

Heinrich Adolf Wagner

Eine Vorrede oder Nachrede zu seinem Buche zu machen ist wol für jeden Schriftsteller eine höchst angenehme und pikante Beschäftigung. Nur die vage Idee des Publikums, die er sich unmöglich ganz bestimmt anzudeuten vermag, da diesem Publikum selbst — wie es hier und da verlauten will — die Bestimmtheit fehlen soll, nur diese Idee, mit einem unbekannten Etwas zu reden, das sich noch immer keinen allgemein anerkannten Repräsentanten gewählt hat, — mischt zuweilen eine Art von unheimlicher Salte in das frohe Wes.

süß, mit dem man eine Arbeit zu betrachten pflegt, die man vielleicht für nicht ganz übel gerathen ansehen darf. — Ich habe hier einen Ausweg versucht, in dem ich die Worte, die ich dieser seltsamen Produktion voranzuschicken nöthig finde, nur an dich, mein Freund, richte, und dabei doch den Vortheil gewinne, daß die unbekannte Göttheit — ich meine das Publikum — es zugleich mit erfahre.

Daß man diesen Bekannten hier und da verkenne, daß man den hohen Eins, mit dem es mir in der That ein Eins ist, für Fiquarterie, Paradoxienfucht und Gott weiß, für was noch mehr halten, und den Eherz, dem es um weiter nichts zu thun ist, als wirklich zu übergen, irgend einer solchen Tendenz unterzichen werde, das, und alles dem Ähnliche verzeihe ich ganz von selbst, und ich würde mich wundern müssen, wenn meine Vermuthung nicht zuträfe. Auch von Arroganz wird hier und da die Rede sein, denn wahrlich, so abgegriffen auch diese Karte ist, und so oft man sie auch schon ausgegrüßt hat, so läßt

ſie ſich doch noch immer mit Glück brauchen, und es würde Abgang von mir ſeyn, wenn ich glauben wollte, daß man mir nicht den Vorwurf des Abgangs machen werde.

Dieser kleine Roman wurde in einigen frohen Stunden im Sommer des verfloſſenen Jahres angefaßt. Dann ruhte er eine geraume Zeit im Falte, bis ich ihn vor Kurzem aus ſeiner Gefangenſchaft erlöste, um ihn zu vollenden. — Die Menſchen, die dieſes Gemälde aufſtellte, äußern allerdings manche anſcheinende und vielleicht auch wirklich Paradoxien. Es ſollte kaum nöthig ſeyn, zu erinnern, daß auch ſelbſt das nicht nothwendig zu erſeyn braucht. Dieſe Menſchen reden ganz ihrem Charakter gemäß, den ich einmal gerade ſo, und nicht anders ſchaffen wollte. Ob ich ſelbſt dieſe Paradoxien mit ihnen theile, dieſe Frage kann auf die Beurtheilung dieſes Bekannten durchaus keinen Einfluß haben, und doch dürfte es ſich wol gutragen, daß die ſchwüle Neugier und die gereizte Mäthglichteit dieſe Frage wirklich thut.

Uebrigens wird man mir vielleicht vorwerfen, daß dieser Verkannte nicht durchaus poetastisch sei, wenn er auch sonst nicht ohne Verdienst ist. Ich will es abwarten, ob man mit diesen Vorwurf müßlich machen werde, und die Beantwortung bis dahin verschieben.

Nun auch noch ein Paar Worte über das ganze Buch:

Die erste Erzählung, die Enthüllung, ist bereits im Frühling des Jahres 1798 veröffentlicht worden, so wie auch: das Verbrechen des Lezreus, das vielleicht um die meiste Nachsicht bitten muß. Da sie, so wie manche andere Gedichte, mit keinem Namen unterzeichnet sind, so muß man sie natürlich — für anonym ansehen. Ich bin nur Herausgeber dieser Gemälde, und ich habe mich zu allen denen genannt, für deren Urheber ich gehalten sein will. — Besonders möchte ich die Sonette und andern Dichtungsarten aus einem noch ungedruckten Roman der ganzen Aufmerksamkeit des achten Künstlers empfohlen haben, da sie, wie ich sehr gern gestehe, mir besonders lieb und werth geworden sind.

Ich wiederhole übrigens, daß nicht Alles, was dieses Buch enthält, von mir ist, sondern einem Freunde gehört, der anonym bleiben will. — — —

— Jetzt, mein Freund, will ich dir auch noch erzählen, (wobei ich mich von Cicero freue, daß es das große Publikum mit erfährt) daß ich mit dem Plan umgehe, das Trauerspiel *Iphigenes* des vortrefflichen Lucius Annaeus Seneca zu übersetzen. — Zwar fühle ich es sehr deutlich, — und dies Gefühl kann nicht anders als erfreulich sein — daß die Helden der deutschen Trago die den guten Römer längst übertroffen haben, und daß ihm das innerste Heiligthum der Kunst, in welchem wir vielleicht nur *Wöthe* und *Eschylus* und *Shakspeare* erblicken, gänzlich unbekannt geblieben sei; allein diese Betrachtung kann den vielseitigen Nutzen nicht aufheben, den das gründliche Studium des Seneca gewährt. Man dürfen was bei der Kritik der Kunst auch nicht den kleinsten Sprung erlauben, sondern müssen dem Gange des menschlichen Geistes Schritt für Schritt folgen, Nicht ertrogen, nicht erstür-

men läßt sich dieses Allerheiligste; und von diesem Gesichtspunkt aus, ist mit Seneca höchst bedeutungsvoll erschienen. Er ist nicht ohne tiefe Ahnung von dem Wesen der Kunst; doch mit der ächten, ruhigen Klarheit des vollendeten Dichters hat er sie niemals aufgefaßt. Er hat das Vermögen, den Gegenstand seiner Betrachtung von vielen Seiten aufzufassen, und er scheint nicht eher ruhen zu wollen, als bis er das Tiefste in ihm ergründet hat; allein für einen Philosophen im bestimmtesten Sinne des Wortes möchte ich ihn darum doch wol nicht halten, denn es fehlt ihm, wie mich dünkt, ein Erstes, von dem er ausgeht, und ein Letztes, zu dem er strebt. Er philosophirt gleichsam ins Blaue hinein; aber mit bewundernswürdiger Beweglichkeit und Energie. Er besitzt eine tiefe und reiche Einbildungskraft, die manche Wesen wohl und kräftig zu erschaffen weiß, doch es fehlt ihm die stille Concentration des Gemüthes, um sie auch so zu gestalten. — Man sieht deutlich, er will rühren, und erschüttern, auch gelingt es

ihm, doch nur mit ungeheuren Anstrengungen. Daß der Dichter nur spielen solle, und daß er nur dann wahrer Dichter sei, wenn er jeden Ernst verächte, davon ist ihm nichts bewußt, und wenn er sich gleich der dramatischen Behandlung nicht bloß als Vehikel seiner Philosophie bedient, so ist sie ihm doch auch nicht viel mehr als das. Eben so sind seine tragischen Personen meistens nur dienende Organe seiner Individualität, aus der er sich nicht emporzuarbeiten vermag, um zur reinen Objectivität zu gelangen. Indes ist diese Individualität eine bedeutende und kräftige, und man kann es sich wol gefallen lassen, daß sie sich in so mannigfaltigen Formen offenbart. — Das Schlimmste dabei ist, daß er sogar belehren will, und ist sehr weit gänglich darauf, ihn wegen dieser so durch und durch unpoetischen Tendenz auch nur einigermaßen entschuldigen zu wollen. Daß nur eine bis zur Universalität gebildete Natur Poesie erbringen könne, daß diese in der höchsten Freiheit bestehe, die, gerade weil sie die höchste Freiheit

ist, zur ursprünglichen Nothwendigkeit, gleichsam
 rückwärts, zurückkehrt, daß sie nur aus der vollenden-
 ten Concentration des gesammten Gemüths her-
 vorgehen könne, welches, in bewusster Bewusstlos-
 figkeit das Unendliche in der Endlichkeit darzustel-
 len vermag — darüber ist unserm Genese nichts
 klar geworden.

Er ist also, wie gesagt, kein Dichter; und ich
 übersehe ihn nur deshalb, weil es mir ein höchst
 interessanter Anblick ist, diesen in so mancher Hin-
 sicht bedeutenden, kraftvollen, durch vielseitiges
 Studium cultivirten Mann nach Poesie streben
 zu sehen, — weil er ferner ganz ungemein verständ-
 nig, in der That von einer wahrhaft klassischen
 Verständigkeit ist, weil er den Gipfel bezeugnet,
 auf dem die tragische Bühne der Römer damals
 stand, die uns leider keine andre bedeutende
 Werke hinterlassen hat, weil er endlich, so bald
 man auf wahre Kunst resignirt, und ihn einmal
 — (verstehet sich, nur für den Moment) das
 Prinzip der Künstlichkeit zugiebt, einen man-
 nigfaltigen Genuß gewährt durch kurze, energische

Contenzen, in denen sich ein sehr respectabler Geist offenbart, durch beziehungsreiche Ansichten des Lebens, wohlgeählte Gleichnisse, malerische Szenen, kurz durch das, was der wahre Dichter immer verschmäh't: Glänzende Einzelheiten. Er hat ferner eine ganz besondere Consequenz im Irrthum, und er kann auch schon von dieser Seite betrachtet, besonderes Interesse gewähren. —

Den *Thyest* wählte ich deswegen, weil er den ganzen Geist des Uebersetzers zu umfassen scheint, der ihn mit allen den Mängeln und Schönheiten ausgestattet, die man in seinen übrigen Dramen nur vereinzelt findet. Anfangs hatte ich gar den Plan, (damit uns von diesem Geiste auch nicht das Mindeste entgehen möge) nebenher noch seinen *Oedipus* und *Otáischen Hercules*, die schlechtesten seiner Tragödien, als Antithese zu übersetzen. Ich gab indeß diese Idee bald auf, theils weil ich fürchtete, man werde die ganze Sache für Epas halten, worauf es doch keinesweges hinauslaufen sollte, theils weil ich mich doch auch vor

dieser unangenehmen Arbeit scheute. Bei dem Oedipus braucht man sich gar nicht einmal an Sophokles zu erinnern, um ihn ein wenig widerlich zu finden, und was den Odisischen Herkules betrifft, so muß man wahrlich noch wenigen Ege-
nen schon von ganzem Herzen dem Bavassor beistimmen, welcher gerade zu sagt: *Cuius auctor si iam corruptus est et vitiosus elocutione, quam rebus et sententiis turgidus et inflatus, nihil est, quod illum audire magnopere velimus.*

Möglich ist es indeß, daß ich auf den Thöest noch den Hippolytus (oder Phädra) und die Trojanerinnen folgen lasse. Keinesweges aber als Antithese, denn besonders das letztere Trauerspiel darf sich kühn mit dem Thöest messen.*)

*) „Das Meisterstück des Genes“ (sagt Duden in seinem Versuch über die dramatische Poesie, der bei vielem Mochwah doch auch einige gute Blüthe thut) „ist die Scene in den Trojanerinnen, wo Atossa den Alyanax sucht, um ihn umzubringen; die Rartlichkeit einer Mutter ist vornehm in der Person der Andromacha so vortheilhaft geschildert.

Nest entsteht nun noch die Frage: Wie ist dieses Trauerspiel zu übersetzen? — Metrisch oder nicht? — Zwar bin ich ganz der Meinung, daß es weit eher zu entschuldigen sei, das *corpus iuris* in Hexametern zu übersetzen, als einen Dichter — (z. B. Chafspear) — in Prosa. Allein Cenera ist, wie so eben erläutert wurde, kein Dichter, und so würde hier vielleicht die alte Rechtsregel: *Cessante causa cessat effectus* nicht übel anzuwenden sein. — Indessen hat er doch nun einmal selbst Verse gewählt, und man sollte sie billig nachahmen. Die Mühe wäre eben so groß nicht, allein ich zweifle, daß es möglich sei, ihn auf diese Art ganz mit der Präcision und Kürze zu geben, als ich ihn gern geben möchte.

Daß unser Entschluß kaum hätte steigen kann, es ist auch diese Scene darzustellen, was aus allen alten Trauerspielen den rührenden Scenen im Chafspear und Fletcher am nächsten kommt“ (E. Lessings Theatralische Bibliothek. St. IV. Berlin, 1782. S. 26.) Es ist allerdings etwas Wahres in diesem Urtheil, doch an eine Vergleichung mit Chafspear dürfte wohl schwerlich zu denken sein.

Unsre Sprache weigert sich, diese seltsam gepreßten Sentenzen, in einander verschlungenen Antithesen u. s. w. metrisch nachzubilden, wobei besonders die Scene zwischen Atreus und dem Vertrauten, (in welcher der Erstere sein bis zur Uberschwenglichkeit verderbtes Gemüth recht con amore ausspricht, und sich gar hart aufhält, so bald er sich auf einer unwillkührlichen honetten Wallung ertappt) eine schwer zu lösende Aufgabe sein würde. — Der Chor ist im Seneca fast durchgängig äußerst ~~profund~~ und voll frohlicher Geschraubtheit. Man höre ihn nur z. B. nach der Unterredung, von welcher so eben die Rede gewesen ist.

Nescitis cupidi arcium,
Regnum quo iaceat loco.
Regem non faciunt opes,
Non vestis Tyriae color,
Non frontis nota regiae,
Non auro nitidae fores.
Rex est qui posuit metus
Et dira mala pectoris:

Quem non ambitio impotens
Et nunquam stabilis favor
Vulgi praecipitis movet.

Auf diese Art geht es noch gar lange fort, bis endlich der Choregus nach den Worten:

Rex est, qui metuit nihil,
Rex est, qui cupiet nihil,
Hoc regnum sibi quisque dat

auf sich selbst zu reden kommt — (vermuthlich um sich von der Anstrengung zu erholen, die ihm das Aufspannen dieser prosaischen, wenigleich nicht zu verachtenden Entensprachlein kostete.)

Es müßten nun aber auch dieser Chor ist, so darf er doch in der That seine baaie Prosa nicht wohl laut werden lassen, sondern muß durchaus in Versen reden. Doch bin ich auch wegen des Letztes selbst noch keinesweges ganz einig über die Art der Uebersetzung, und bei manchen Scenen, z. B. bei der — bis auf einige Kleinigkeiten — vortreflich durchgeführten Unterredung zwischen Thucydes und Plisthenes, die mit den ächttragischen Worten endigt:

TH. Eatur: unum genitor hoc testor tamen,

Ego vos sequor, non duco. PL. Respi-
ciet Deus

Bene cogitata. Perge non dubio gradu —
bei solchen Ausritten würde es mir vielleicht sehr
leid thun, Prosa gewählt zu haben. Ich wünschte
wohl darüber eine Stimme zu vernehmen; ich
meine aber: eine wußtliche Stimme, kein Stim-
men.

Ich sollte nun freilich die Leser, welche hier
bloß fantastische Gemälde, aber kein Räsonnement
über dergleichen Gemälde erwartet haben, um
Verzeihung bitten, da ich sie dadurch nicht beson-
ders zu interessiren hoffen darf. Es ließe sich in-
deß dabei die Frage aufwerfen, ob solche Leser
nicht wohl thun würden, sich selbst um Verzei-
hung zu bitten, daß ich sie um Verzeihung zu
bitten nöthig habe.

Es reuig mir nun auch Seneca genügt, so
lieb ist er mir doch geworden, weil ich dadurch
das Studium des Aischylus, Sophokles, und Eu-
ripides (um dessen Alkestis du dir ein eben so pit-

les als dauerndes Verdienst erworben hast) zu erleichtern hoffen darf. Solltest indeß du, der du durch die tragische Dreieinigkeit der Griechen und ihre göttliche Rost verwöhnt bist, mit meinem Cereca dich nicht wohl befreunden können, so lies doch einmal bei Gelegenheit den Lhnest des ältern Herrn von Erbiklen als Antithese. Du wirst schwerlich jemals das mannigfaltigste Lächerliche in irgend einer Pseudo-Tragödie der Franzosen so ungemein glücklich concentrirt gefunden haben, als es dort getrieben ist, und ich gestehe, (wenn man auch deshalb auch zur gar zu empfindsam halten sollte) daß es mir in der Seele weh thut, daß die Franzosen einem Manne, der mir einen so reinen Spaß gemacht hat, den unartigen Beinamen: „der Ehrerliche“ geben konnten.

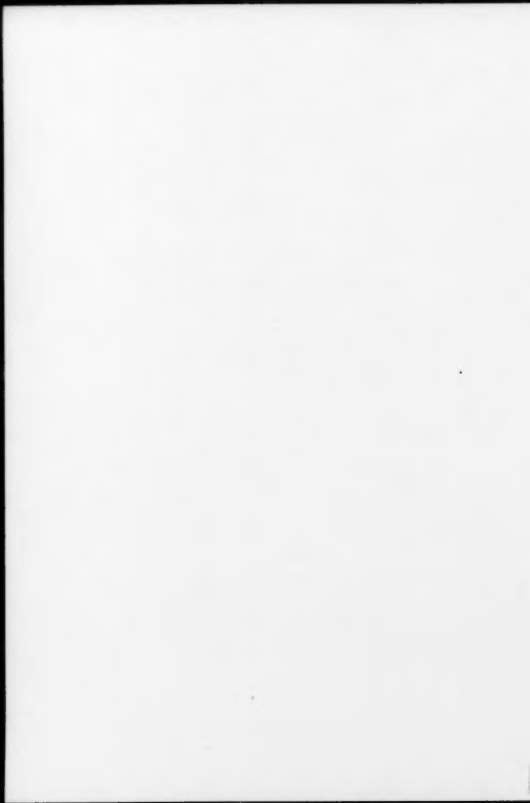
Adieu, mein Freund. Es bleibe immer bei unserm alten Wahlspruch: Tiefe Verehrung dem gelungenen Verdunst, Achtung jedem energischen Streben, fühle es auch wohin es wolle; — aber auch immer tiefe Verachtung der Gemeinheit, und Spott und Lauge, so pikant als irgend möglich,

wenn sie, als erhabne Schwächlichen, das Fortschreiten höherer Naturen aufhalten will. — Und so, Lieber, wollen wir denn immer mit gutem Muth, Selbstgefühl und Fröhlichkeit weiter streben.

Leipzig, zur Dürerreife

1801.

Franz Horn



IV.

Nachtrag zu den Gedichten.

In dem Herzen klingen Lese,
Die sich mit der Nacht verwirren,
Hochelnd durch einander nicht
Al' in Harmonie der Eöne.

Ludwig Tieck

II n — —

Ein dichter Nebel ruht in dem stillen Thal,
Es steigt die Sonne groß an dem Berg herauf —
O helle freundlich mir die sende
Nacht und stral an das offne Auge.

Vergebens — Dunkel bleibt in dem stillen Thal,
Nur an den Bergen steigt die Sonn' herauf —
Kein Stral erreicht die finst're Lese,
Leuchtet dem offnen Auge Freiheit.

Das ist das Leben — wolfig und düster ist
Die Zeit und Raum, der eng uns und schwer
umgibt,

Nur aus der Morgenröthe Klarheit
Winken uns goldene Hande Freiheit.

Wer führt den Weg hinauf uns zu jenen Höhen,
Wer zeigt dem Enggebandnen den schmalen Pfad?
Wer haucht dem bangen Herzen Muth ein,
Klarheit dem nebelumwallten Auge? — —

» Des Menschen Freiheit raffte das Schicksal fort,
 » Verzähmte lag er — (ehmals voll kühner Kraft!)
 » Begehens rang er um das Kleinod,
 » Ruhig steht der Klotz und kalt da.

» So manche hohe, muthig belebte Kraft
 » Zerbrach am Felsen, schwach wie die Eypen zer-
 bricht,
 » Und dumpfer Trauer ertönte Lenz
 » Hallte das Echo nachthlich wieder.

» Doch Klage nicht, es führt zu jenen Höhen
 » Nur die die Freude mildere Rosen streut
 » Ein stiller Weg — du wirst ihn finden —
 » Kräftige Freundschaft und heil'ge Liebe. » —

So sprach des Traumes goldene Fantasie,
 Und du erschienst mir lächelnd, du Glücklicher,
 Du Auserwählten gab das Schicksal
 Kräftige Freundschaft und heil'ge Liebe

R e m i n i s c e n z :

Mögen auch noch so schön der Zukunft Blumen
und Mäthen

Prangen und lieblichen Hauch geben der leb-
zenden Brust,

Ah! die Vergangenheit war doch einst, ich sehe
sie ewig;

Keiner Zeiten Gewalt löst ihre flammende
Ehrst.

Schwachheit ist's zu vergessen die Stürme des
nächtlichen Wetters,

Wenn in des Morgens Thau lächelnd die Sonne
sich sieht;

Schwachheit ist's zu vergessen, und doch beneid' ich
den Schwachen,

Hab' ihm willig den Trost, der nur den Aus-
sen vergallt.

E i n s a m l e i t

Einsamkeit, stille Ruhe, wie such' ich dich sehrend,
 doch immer,
 Immer fliehst du, du fliehst ewig mich Suchen:
 den nur.

F r e u d e.

Tausend Sanger besangen die Freude, wie nimmt
 mich das Wunder!
 Wohnt in des Tausendsten Brust Freude die
 göttliche wohl?

D e r L e d.

1 7 9 5

Gestirne, Zweigender Jüngling, dich sollt' ich
fürchten? erlassen

Vor der senkten Fackel in deiner stralenden
Rechte? — —

Wie am entwölkten Himmel, in ruhiger Feier der
Vollmond

Langsam wandelt, so nahest du dich dem hartens
den Mäden —

Reise berührst du die Ehlate, dann flattern alle
die Sorgen,

Die die Seele des Kummerbeladenen, ähnlich
Harpunien,

Schwarz umschwierten, es stralt dem Vollendeten
ruhige Klarheit .

Und ich sollte dich scheuen, du stiller, traulicher
 Jüngling,
 Scheuen den Freund, der die Etell' am Busen so
 willig mir darbeut,
 Wegzustossen mich mühen die Hand, die so freunde-
 lich mich winket?

Aus dem ungedruckten Roman. *)

13.

Als noch ein mildes Geschick den ruhigen Jüng-
ling umschwebte,

Als noch das stillere Herz friedlich der Gegen-
wart schlug,

Als noch die Wünsche nicht und das ahnungs-
vollere Sehnen

Nich umspannt' und des Aug's ruhige Klarheit
vertrieb;

Ach! da war mir das Leben so hold wie die lieb-
liche Mainacht,

*) C. 24. Ich bitte auch bei diesen Gedanken der dort
gemachten Aumerkung nicht zu vergessen. Vielleicht,
daß ich indeß noch in diesem Jahr durch den Roman
selbst manche Fragen beantworte, die sich hier auf-
werfen lassen.

Welche mit kühlendem Hauch Jüngling und
 Mädchen vereint,
 Doch nun schweif ich umher auf dem Meer des
 bewegtesten Lebens,
 Und es drohet dem Schiff ewig die nahe Gefahr.
 Viel schon sanken der Sterne und schwanden dem
 sehrenden Auge,
 Nur ein einziger blieb, straket noch freundlich
 herab, —
 Heiliger Stern der Lieb', o sinke niemals dem
 Herzen,
 Daß es nicht einsam vergeh in der chaotischen
 Nacht.

Ein Fragment.

Im stillen Thal, vom Mondstahl nur belächelt,
 Geht ohne Lächeln dort ein stiller Jüngling.
 Sein Gang ist edel, Cußt in seiner Bildung,
 Und Würde wohnt im lieblichen Gesicht.
 Dies Auge kündet mit des Strebens Kraft,
 Und auf der Stirn erscheint des Denkens Tiefe.
 Jetzt steht er still und wüßt den Blick umher.
 „Natur,“ so spricht er leise zu sich selbst,
 „Natur, wie bist du groß in stiller Fein! —
 Harmonisch schwebt in dir des Friedens Geist,
 Es strahlet Klarheit aus des Aethers Bläue,
 Und Klarheit aus des Baches leisen Wellen,
 Es wohnet Ruh in allem deinem Regen,
 In dem bewegtesten Streben spielt Frieden —
 An Amuth spielt der West mit jungen Blüthen,
 Und küßt den Thau von ihren feischen Lippen.
 In hoher Würde strahlt das Ziemament.

Und in der weit, unendlich hellen Blau
 Erblick ich nur das einzige Gefäß
 Der Ruhe und der Freiheit; Ruhe strahlet
 Aus jeder Welle reinerem Krystall,
 Die lässige Freiheit spricht mich an und malet
 Harmonisch sich im stolzen Wasserfall.

Der Mensch allein im irden Gang des Lebens
 Erschöpft niemals süßer Ruhe Ziel.
 Gestürzt in deine Wegen, ernstes Schicksal,
 Ist er ein Spiel nur deiner ew'gen Macht,
 Die ihn gefangen hält im engen Zügel.
 Nicht um des Euxenes Bitterkeit zu schärfen,
 Erscheint in seinen Träumen ihm die Ruhe,
 Er ringt nach Klarheit, doch ein kalter Nebel
 Unmachtet ihn und spottet seiner Wallung,
 Und während er voll süßer Trunkenheit
 Dir, heilige Freiheit, seine Hymnen singt,
 Ergreift ihn die mächtige Nothwendigkeit,
 Und von des dunkeln Auges Blick getroffen
 Entsinkt der schwachen Hand das Saitenspiel. »

H i e r o g l y p h e

Es hob mein Herz die Hoffnung
 Zu kühnerer Begierde;
 Ich ahnte, sehnte, glühte,
 Doch war das Auge dunkel,
 Und es verschmähte, stolz in sich gelehrt,
 Das Anschauen der Gewöhnlichkeit umher,
 Die sich in breiter Trägheit vor ihm hängen.
 Doch kühn und heiß und laut war das Verlangen,
 Von dem das Herz sich hob, und trunken schwoll
 Der Busen mir von höheren Gefühlen,
 Die sehnend strebten nach dem Unbekannten. —
 Da ward' es plötzlich seltsam hell vor mir;
 Nicht freundlich mild, so wie die Morgenröthe
 Am kühlen Morgen strahlt den Tag heraus.
 Es war ein greller Schein, der mich umschwebte,
 So wie des Blises Leuchten durch die Nacht,
 Die schwer und ungetrübet nur vor ihm sich theilet.
 Da sah ich eine seltsame Gestalt
 Von magischer Beleuchtung still umgeben.
 Des Auges Blick sprach regelloser Feuer,
 Die Stirn umflatterte das goldne Haar,
 Das wildgesträufelt auf die Wange fiel,
 Den Mund umschwebt ein wunderbares Rächeln,

Das ach! sich selbst nur zu belächeln schien.
 Es schlug mein Herz in wunderbaren Schlägen,
 Es war als träume mir von schweren Träumen,
 Doch in dem Traum war magisch heller Schein.
 Ich nahte mich der seltsamen Gestalt,
 Sie hielt mich an mit wunderbarem Lächeln,
 Ich breite still die Arme nach ihr aus,
 Doch mühsam nur, es war als weigerte sich
 Die Kraft in mir, Gestalten zu umfassen,
 Die des Gefühles Kraft niemals erkannten.
 So drück ich sie mit Feuer an den Busen,
 Aus dem das Feuer schnell, erschreckt, entflieht. —
 — O frage nicht, was ich in ihr gesehn,
 Du Glücklicher, du darfst sie niemals schauen, —
 Es zieht um mich mit zweifelhaftem Weh'n,
 Und keinem Worte kann ich es vertrauen.

Franz Horn.

(Ende des ersten Bandchens.)

Verbesserungen.

- C. 16. lese man die Zahl 12. über den Titel des Gedichts.
 C. 16. Zeile 1. st. neu 1. nun.
 C. 21. Zeile 13. lese man statt: an Prognen, die
 — zu Prognen, der —
 C. 22. Zeile 17. lese man statt spring springt.

4517

[Journal van nimen deet
samen Original Romanen.
1, 1]

Viktors Wallfahrten

ein Roman

von

Franz Horn.

Mit 2 Kupfer.

Preis 1802

bei Ferdinand Dienemann und Compagnie.



Loc 1061 [1, 1]

Statt der Vorrede.

Sonett.

Viel Kräfte sind es, die des Menschen
Leben,
Wie Meereshogen, fäh'n und eruß
umwälzen,
Rach' wunderbare Stimmen drein
erschallen,
Doch die Lust ist Wenigen gegeben.
Sie sind; den andern ward nur wil-
des Streben,
Vermorren ringen sie in düstern Hallen,
Daß sie zerstörend und zerstört fallen,
Das Loos wird ewig, sie, und eng
umschweben.

Doch ihr, die milde Lute gern vernom-
men,

Die aus des Lebens Lärm sich hell
entzünd'n,

Und sich, gleich Stralen, in einander
münden,

Euch ist das neue Leben angelommen:

Bei wilder Freiheit muß das Herz
verarmen,

„Doch heil'ge Stille“ ist in der Liebe
Armen.

Leipzig,

am 21. November,

1801.

Franz Horn.

Visitors Wallfarthen.



Viktor von Vernau an Albert
Karlsen.

Du bist unzufrieden mit mir wegen meines Entschlusses. Wahrlich mein Freund, das thut mir leid, aber aufgeben kann ich ihn deshalb nicht. Ich muß reisen, und wenn ich dir das Wort Muß mit Ueberzeugung niederschreibe, so wirst auch du weiter keine Einwendungen machen, sondern mich ruhig ziehen lassen. Zwar habe ich die Nothwendigkeit von jeher im Innersten meiner Seele gefühlt, aber doch nur dann, wenn sie von außen her gebot, daß die Stimme in mir ungehört verhallen mußte. In der That, eine solche Nothwendigkeit sollten wir nicht

bloß hassen und verabscheuen, sondern wir sollten uns ihr mit unsrer ganzen Kraft entgegensetzen und lieber untergehn, als ihr fröhnen. Es ist entweder ein Popanz, den uns unsere Feigheit erschuf, oder — es ist das Schicksal, vor dem ich in aller Ehrfurcht mein Knie beuge. Feige dürfen und sollen wir nun aber einmal nicht sein, so lange wir uns achten wollen — und nur durch die Totalität in uns werden wir den Verhaß durchbrechen, den wir um uns hergezogen sehen. Ist es aber das Schicksal — das aber wol nur selten zu uns Modernen redet — so müssen wir — zu Grunde gehen, und wenn unsre Kraft mit unserm Stolze gleichen Schritt hält, so können wir uns wol gar einbilden, das Unter-sinken geschähe willkürlich. Ich gebe dem Menschen viel zu; du darfst mir das bezeugen.

Ganz anders ist es aber, wenn wir durch uns selbst gezwungen werden, wenn wir fühlen, mit Bestimmtheit fühlen und einsehen,

daß es unsre Individualität, unser tiefstes Innere ist, welches aufsteht, und Forderungen an uns macht, die befriedigt werden müssen, wenn jene nicht verloren gehen soll, wovor der Himmel uns bewahren möge. Dann, mein Freund, ist in dieser höchsten Nothwendigkeit die höchste Freiheit, und — in dem Falle befinde ich mich jetzt. —

Auch ist es mir von jeher verhaßt gewesen, daß der Mensch sich so gern zur Ruhe setzt, da doch in der ganzen Natur alles nur Leben, Freiheit und Beweglichkeit athmet. — Da ruhen sie dann, die armen Geschöpfe, freuen sich in matter Freude über die Gefahrlosigkeit, in der sie sitzen, und erhöhen den traurigen Genuß wol noch gar durch den Gedanken an die Menschen, die sich üben in ihrer Freiheit, und die Gefahr mit Kraft erwarten, um die Kraft daran zu üben. Darum darf auch ich wol hoffen, daß ich manchem Greise von zwanzig Jahren, der sich bereits zu sein da

an Familie zur Ruhe begeben hat, als ein Thor erscheinen und dem guten Menschen Amusement verschaffen werde, wenn er einmal von meinen (so Gott will) schauderhaften Abentheuern hört. —

Ich hätte nicht scherzen sollen, mein Freund, auch mag mir der Scherz wol übel geglückt sein, weil ein tiefer Unwillen über diesen traurigen Gang zur Trägheit in mir rege ist. Und verdient er nicht den innigsten Zorn jenes Jünglings, der noch Kraft, Athem, und Streben — der noch das Leben des Lebens in sich fühlt? — Unser Zeitalter brüste sich immer hin mit tausend goldnen Tessen, womit es sich umhängen hat — für mich ist es nur das der Erschlaffung — ach! und welcher Erschlaffung? —

O mein Freund, wäre es nicht schrecklich, wenn ich es einst, da ich es jetzt nur hasse — — verachten müßte? — Davor will ich mich aber sorgfältig zu verwahren suchen, weil ich das schwerlich auf die Länge ertragen würde.

Aber Rosalie? — Nicht wahr, mein Freund, du willst mir zu Gemüthe führen, daß ich sie durch meine schnelle, romaneske Abreise sehr betrüben werde. — Hum, du darfst dich nicht eben bemühen, mich daran zu erinnern, ich weiß recht wol, was ich in ihr verlaßt. Tausend Male mag ich mir zurufen: „Sie ist doch nur ein gewöhnliches Mädchen, mit einem leidlichen Gesicht, leidlichen Verstande, und gutem Herzen, das nur ein wenig zu sehr mit der Tugend kokettirt.“ — Ich mag mir das noch so oft vorsagen; in mein Gemüth dringt es doch nun einmal nicht. — Aber, trotz dieser Schwachheit fühlt ich mich doch stark genug, sie zu verlassen, weil ich in ihrer Liebe zahn werden könnte. O, mein Guter, die Liebe selbst ist das Höchste, was die Imagination nur erschwingen kann, Liebe, Poesie und Religion sind in diesem staubigen schweißvollen Leben das Einzige, was uns das Unendliche schon im Endlichen verbürgt; aber die Ehe —

mich schaudert bei dem bloßen Worte! —
 Denk jezt — ich bitte dich sehr — denk jezt
 doch nicht an die chreismäßigen Klagen, wel-
 che hie und da die exaltirte Gewöhnlichkeit
 über dieses traurige Verhältniß des Lebens
 zu führen pflegt. Nichts von dem allen wirst
 du von mir hören. Es ist keinesweges meine
 Individualität, welche sich hier ins Spiel
 mischt, das so gewaltsam zur knechtischen
 Arbeit herabgewürdigt wird; auch abgese-
 hen von jeder Persönlichkeit kann mir die
 bloße Idee der Ehe nicht anders erscheinen,
 als wie die bizarresten Entheiligung des Erha-
 bensten in uns, der freien Zuneigung, der
 Liebe um der Liebe willen, nicht anders als
 die frevelhafteste Entblätterung der düstervoll-
 sten Blüthen unsers gesammten Gemüths,
 nicht anders, als doch still davon, du kennst
 mich, und — ich darf nicht hoffen, deine
 Meinung zu bestimmen, die so ganz der
 meinigen entgegengesetzt ist.

— Rosalie liebt mich, davon hab ich die

entscheidendsten Beweise, sie liebt mich in der That mit der ganzen Fülle ihres Herzens, auch ich — laß mich dir das recht laut gestehen — ich habe ein sehr hohes Interesse für sie, ein Interesse, wie ich es noch niemals für irgend ein weibliches Geschöpf empfunden habe, welches ich um so weniger begreife, je weiter sich unsre Begriffe von einander entfernen, und welches ich um so tiefer fühle, je näher sich unsre Gefühle wechselseitig kommen.

Welche Tage, mein Albert, welche frohe, selige Tage könnte ich nicht mit ihr verleben, in einer schönen Freiheit, die nur von den Gränzen unsers Gemüths begränzt würde, in sorgenloser Ungebundenheit, die nur von dem Gesetze leihen sollte, was uns als anständig erscheinen würde. Aber das ist nun einmal ganz unmöglich, da ich ihr den Sinn für diese schöne Freiheit, bei der sie sich sogleich, Gott weiß was alles, denken mag, nicht

geben kann; denn er will von innen heraus erzeugt, nicht von außen herein geliehet werden. Und doch liebt sie mich mit heißer Liebe. — Begreife wem kann, daß die erbärmlichen bürgerlichen Verhältnisse, die mir kaum mehr zum Belächeln gut genug sind, bei ihr noch so viel gelten; — ich sehe es nicht ein, und — mag es auch nicht einsehen.

Viktor an Albert.

Ich habe Abschied genommen von Rosalien. — Ich jürne darüber, daß das Wort so kalt so leblos da steht, da seine Bedeutung doch so tief und heiß in mein innerstes Leben eingedrungen ist. — Ja, mein Freund, dieser Abschied ist mir sehr schwer geworden, so daß ich selbst nicht erlöthe, die zu schreiben, er habe sogar auf mehrere Momente meinen Entschluß, mich niemals zu firiren, wankend gemacht. Schliche davon auf die Stimmung, worin er mich versetzte. — Doch es ist nun vorbei, aber wohl mir, daß ich nicht erst Abschied nehmen muß, sondern ihn genommen habe.

Ich ging gestern Abend zu ihr. Ich wählte diese Zeit, da ich alles Bedeutende, mit dem mein Leben bezeichnet wird, dahin verlegen möchte, wenn ich Herr (in jeder Hinsicht) darüber wäre. Ist es indeß meiner Freiheit überlassen, so bleibt gewiß der Morgen immer ausgeschlossen von jedem, was mit dem Schönen und Höhern meines Lebens in Beziehung steht. Das liegt nun einmal so in mir, und es läßt sich nicht wol mit Gewalt herauschaffen.

Ich traf sie allein im Hintergrunde des Zimmers mit einem Buche in der Hand, das sie sogleich weglegte, um mir entgegen zu kommen. Sie stand schweigend vor mir, und ich sah ihr nicht ohne Verlegenheit in das kleine, feine, blassc Gesicht, auf das die rothen Tapeten ihres Zimmers eine leichte Farbe fallen ließen. Ich habe sie in der That selten so reizend gesehen, woran wol theils meine damalige Stimmung, theils die Däm-

merung Schuld war, die jeden nicht gemel-
nen Reiz zu erhöhen pflegt. Genug, ich war
in der That so bewegt worden, daß es mir
Mühe machte, ihr einen guten Abend zu
wünschen, wozu ich freilich nicht viel bei-
zutragen hoffen durfte, und sie zu bitten, sich
wieder nieder zu lassen. Ich setzte mich zu
ihr, und nach einer ziemlich langen Pause,
in der unsre Blicke nur nach der Erde ge-
richtet waren, nahm ich endlich einige Bücher
vom Tisch, und, um nur das seltsame
Stillschweigen zu unterbrechen, sagte ich:

Sie thun sehr wol, liebe Rosalie, daß
Sie nur wenig lesen; denn wie ich sehe, sind
die meisten Bücher, womit Sie die freigebige
Hand Ihrer Tante versorgt hat, noch un-
aufgeschnitten.

„Ich habe noch nicht dazu kommen können,
sagte sie, da mich jenes Buch schon seit
mehrern Wochen beschäftigt hat.“

Es war einer unsrer wenigen wahrhaft
klassischen Romane.

„Ich lese nicht gern Vieles, denn wenn das Reiste gleich schon an sich zu unbedeutend ist, um die Stille in mir zu unterbrechen, die ich mir zu bewahren suchen will, so ist doch auch schon der Misiklang unangenehm, der bloß am Ohre vorüberzieht.“

Sie haben sehr recht, sagte ich. Wozu eingehen in die Verworrenheit, womit die meisten dieser Schriftsteller zu uns zu sprechen wagen? eine Verworrenheit, die nur sehr selten das für sich hat, daß man von ihr hoffen dürfte, sie werde einst sich zur Klarheit läutern. Ich finde kein schlechtes Werk unter diesen Büchern, aber ich gestehe fast, daß ich ein solches zu finden wünschte, das mir oft unendlich angenehmer ist, als diese halbguten, wo eine nothdürftig kultivirte Einzelheit sich mit prelaudem Hochmuth erhebt, um der andern Einzelheit zu spotten, die noch nicht das Glück gehabt hat, sich so nothdürftig kultiviren zu können. — Ueberhaupt sind ich jetzt besonders den

Armen sehr beklagenswerth, der das Bedürfniß nach Poesie fühlt, und, weil er die Musik von ihr nicht in sich selbst hat, nach außen hinhorcht, um sie so in sich eingehen zu lassen. Selten, sehr selten wird man sie ihm zu hören geben, denn die jetzige Zeit läßt nur Wenigen Zeit zur Poesie, und verschlingt, wie der Kronos, die meisten seiner Kinder mit gierigem Heißhunger. — Sie sind aber auch darnach, diese meisten Poesien, und es ist mir interessanter, das gute Gebiß und den wackern Magen Saturns zu bewundern, als das Schicksal der Verschlungenen zu beklagen.

Sie sah mich mit einem fragenden Blicke an, der mich ganz aus meiner nicht ohne Mühe erkünstelten guten Laune herausriß. — „Wir wollten, sagte sie, nicht eigentlich davon reden, Sie kommen aus einer andern Urfach, fürchte ich, als um mir das zu sagen.“

So ist es, antwortete ich.

„Sie wollen Abschied von mir nehmen.“

— Sie sagte das mit einer Ruhe, die mir

auffiel, aber nicht hätte auffallen sollen, da jedes Mädchen von Bildung ihre Worte, und die Miene, mit der sie sie begleitet, in ihrer Gewalt hat. Auch bezeichnete der Ausdruck ihres Gesichts, das sie jetzt auf ihre Hand sinken ließ, nur zu stark die Tiefe ihrer Gefühle, die sie verbergen wollte.

Ja, sagte ich jetzt, ich komme, um Abschied zu nehmen, meine Freundin.

Sie wiederholte: „Abschied“

Es ist ein schweres Wort, dessen ganzen Umfang ich sehr lebhaft zu empfinden glaube.

Sie schüttelte halb ungläubig den Kopf.

Haben Sie Zweifel? fragte ich, indem ich ihr in das große, bedeutungsvolle Auge sah.

„Zweifel? antwortete sie mit milder Sanftmuth, indem sie zu glauben schien, daß ich gekränkt worden sei durch ihr Kopfschütteln — Zweifel? nein. Sie versichern, es sei so, und Sie sind ein redlicher Mann.“

Auch in dieser Voraussetzung, die ich im Innersten meiner Seele wahr fühlte, könnte

Ich irren in meiner eignen Brust über die Empfindung bei dem Worte Abschied; aber sie ist zu laut zu tief, zu künftig, als daß ich mir nicht glauben sollte! — O, meine Freundin, ich habe mich vielleicht nur zu sehr vertraut gemacht mit der weiten Bedeutung dieses Worte . . .

„Vielleicht so sehr, antwortete sie sanft, daß Sie durch die Gewohnheit es erträglicher gefunden haben.“

• Das kann niemals möglich werden, denn das Entbehren lernt sich nicht ganz aus, so sehr wir auch unser Gemüth foltern, in dieser schweren Wissenschaft einheimisch zu werden.

„Müssen Sie entbehren?“

Ich muß; denn ich fühle, daß es nicht mit mir reisen kann, wenn ich bleibe. Diese Nothwendigkeit liegt so tief in mir, daß alles was ich mir dagegen von Freiheit vorsage, nur unempfunden an meinem Ohr vorüber-rauscht. Ich kenne alle die Gründe, die man gegen das unflüchtige Leben anführen kann, wel-

Bist. Daff.

was ich ergriffen habe, und von Neuem ergreifen werde; aber lehren Sie mich auch die Kunst, aus mir herauszugehen, um sie nicht bloß zu begreifen, sondern auch in mein Herz aufzunehmen. — Aber es sei fern von mir, diesen Gang umherzuschweifen, zu verteidigen, oder ihn wohl gar als etwas Vorzügliches zu erheben. Ich fühle es tief, daß er nichts anders ist, als das Resultat der menschlichen Beschränktheit, die gar zu gern vergessen möchte, daß sie so beschränkt ist, und es doch nie wird vergessen können, und wenn sie auch von einem Jahr zum andern umherschweifte. Und sollte der Mensch ja einmal so glücklich sein, sich diese Vergessenheit zu — ertaumeln, so — bringt ihm doch zuletzt der Tod die gehörige Ueberzeugung von seiner Beengtheit bei, indem er ihn mit allen seinen Plänen und Aussichten und Ideen in einen engen Raum verscharrt — Still davon!

„Ihr Freund Albert, sagte sie, ist dieser Meinung nicht.“

Nein, antwortete ich mit Resignation, denn er ist weit — weit glücklicher als ich.

„Auch Sie werden einst glücklicher sein, eine frohe Ahnung sagt mir das. Und Sie werden es sein, wenn Sie in Einigkeit mit sich selbst, des Glücks von außen her nicht mehr bedürfen; und dann wird Ihnen vielleicht das, was Ihnen jetzt als Nothwendigkeit erscheint, wie eine Chimäre vorkommen, die eine temporäre Ansicht erschuf.“ —

Sie schien zu sehr von ihrem Gegenstande hingerissen worden zu sein, als daß sie nicht die bedeutendsten Worte hätte wählen sollen, und — beiläufig sei es gesagt: Der Affekt des gebildeten Mädchens hat schon manche Prophezeiung erschaffen. Hier indeß mußte sie selbst fühlen daß sie irre, denn sie fuhr mit niedergeschlagenen Augen fort.

„Wenn ich zu viel gesagt habe, so erbitte ich mir von ganzem Herzen deshalb Ihre Verzeihung; aber daß ich wünsche, mich

nicht geirrt zu haben — deshalb glaube ich keiner Verzeihung zu bedürfen.“

Ich sah sie lange schweigend an, dann nahm ich ein Buch vom Tisch, indem ich schon vorher geblättert, und zeigte ihr statt aller Antwort die Stelle aus einem unserer Dichter, in der von dem beschränkten und nichtigen Thun des Menschen die Rede ist, der immer nur in der Irre schweift.

So ist es; sagte ich dann, aber nur im Umherschweifen können wir die Beschränktheit und Nichtigkeit unsrer ganzen Existenz vergessen. —

Es war schon Dämmerung geworden, die wir jetzt erst bemerkten. Sie wollte nach der Klingel greifen, um Lichter für uns bringen zu lassen.

Kein Licht, sagte ich sanft, indem ich ihre Hand ergriff, gönnen Sie mir doch noch ein wenig dieses liebliche Dunkel, in dem unsern Herzen eine so liebliche Helle aufgeht. O, meine Freundin, wie können wir sie

genug lieben, diese freundliche Dämmerung, die so anspruchslos und freundlich sich um unsern Busen legt, um seine Stürme zu beruhigen, und jede Verworrenheit in eine stille Harmonie aufzulösen. Mit welchen widersprechenden Empfindungen erregt uns dagegen der Tag mit seinem erborgten Scheine, und der üppigen Mannigfaltigkeit seiner Farben, für die wir keinen Reflex in unserm Gemüthe finden können! Da ziehen denn Haß, Verachtung, Selbstsucht und Ruhmbegierde durch uns hin, und die ganze Welt erscheint uns nur wie ein weiter Schauplatz, auf dem die wüthendsten Leidenschaften schwankend und regellos umherirren, ohne einen Ruhepunkt finden zu können, und nur um sich selbst zu vernichten. *) Erst dann

*) Es ist möglich, daß ich den Vorwurf werde zu hören bekommen, als habe ich mich hier selbst kopirt, indem ein ähnliches Räson-

erheben sich alle jene wilden Begierden unsrer Seele, die jeden Frieden mit uns selbst, jede stille Eintracht mit der Welt aufhebt, die uns umgiebt; dann erwacht all das irre Streben, das uns durch das ganze Leben, wie auf wilden Wogen umherwirft. — Ja, Rosalie, ich gestehe es ohne Schamröthe, ich würde Harnath finden in der Welt, wenn es immer Nacht und Dämmerung um mich her wäre, niemals der grelle Schein des Tages zu mir spräche, sondern immer nur die leisen musikalischen Töne einer stillen wogenden Dämmerung!

nement bereits in meinem Roman: der Einsame oder der Weg des Todes, (S. 56. ff.) vorkomme. — Sollte dieser Vorwurf — wenn es anders ein Vorwurf genannt werden kann — wirklich gemacht werden, so wird meine Antwort darauf nicht ausbleiben.

„Ach, Viktor, sagte sie mit einer sanften, lieblichen Stimme, die mich unaussprechlich rührte, möchte es Ihnen doch bald klar und deutlich werden, daß nichts von außen her die Ruhe uns geben kann, wenn wir sie nicht in unserm Innern als wohlverwahrtes Eigenthum besitzen. Auch Sie werden sie einst erringen, — o ich fühle, daß ich sehr unglücklich sein würde, wenn ich nicht diese Ueberzeugung von meinem Freunde hätte! — aber warum nicht jetzt gleich, warum erst stürmen, und kämpfen, da Sie es verdienen zu den seltenen Glücklichen zu gehören, denen diese selige Klarheit, wie ein Göttergeschenk, von oben herab zufällt!

O gieb sie mir, sagte ich tief bewegt, indem ich sie mit allem Feuer in meine Arme schloß, das tief in meinem Busen brannte, o gieb sie mir, freundliches, holdes Wesen, das du nicht gleichgültig an meinem Schicksal vorübergehst, sondern es liebevoll zu dem

deinigen machen möchtest. Gib sie mir, du kannst es!

Ich war außer mir, und küßte ihr holdes Auge, ihren Mund, ihren wallenden Busen. Ich hatte in diesem Augenblicke alle die Verhältnisse vergessen, alle die Kleinlichen Befehs eines kleinlichen Anstandes, die, leidgt Gottes, 'auch' bei den gebildeten Frauen nur zu viel noch gelten.

Sie stand auf, und sah mich fragend an mit einem langen Blicke, dem ich mit einem eben so ruhigen begegnete. Diese Ruhe in mir versöhnte sie, und jedes Misverständnis hörte auf, aber, daß sie mich auch nur auf einen Augenblick verkennen konnte, auch das schmerzte mich schon, und nur eine Kosalie konnte das wieder gut machen, was ich sonst nicht leicht zu vergeben pflege. Auch kann es wol möglich sein, daß ich mich irre, und in den Blick, den sie auf mich heftete, mehr hineingelegt habe, als er sagen wollte, so bedeutend er übrigens auch war. —

Ein Bedienter brachte jetzt Licht, und ich konnte Thränen in ihrem Auge sehen. Der Anblick rührte mich um so mehr, da ich mir in diesem Augenblicke gleichsam unwillkürlich die Frage aufstellte, ob sie mich bloß für unglücklich halte, oder ob ich es wirklich sei, ob ich überhaupt wol Recht haben dürfte, ein Verhältniß, so unschuldig es auch mir scheinen möchte, von ihr ertrogen zu wollen, ein Verhältniß, das ein solches Mädchen verschmähete.

— Es war eine hypochondrische Stimmung, in der man sich wol noch schwerfälligere Fragen vorlegt. —

Ich war in einer großen Bewegung, von der ich Vieles für unsre wechselseitige Ruhe fürchtete. Um mich zu beruhigen, bat ich sie, den Abschied mir durch die liebliche Musik ihres Pianoforte zu versüßen. — Ach! mein Freund, ich weiß nicht, ob ich diese Bitte hätte thun sollen, oder nicht. Ihr schien der Wunsch willkommen zu sein, da sie hier

in den sanften Tönen ihres Instruments einen Ableiter für ihre Empfindungen zu finden hoffte, die sie nicht in Worten sagen durfte.

Ich bitte dich, laß ja niemals ein Mädchen das Pianoforte berühren, und noch weniger singen, wenn du mit Gelassenheit Abschied nehmen willst. In der Musik ist ein Zauber, den keine ruhige Besonnenheit selbst des gebildetsten Verstandes in Worten auszusprechen vermag; sie ist in der That das Einzige, das uns über diese nasskalte beschmugte Erde mit Ruhe erhebt, wir müssen ihre Superiorität augenblicklich anerkennen, und nur wegen dieser Obergewalt, nicht wegen des Transitorischen — das sie mit der Schauspielkunst theilt — wird sie sich schwerlich jemals in ein System der Aesthetik einkerkern lassen. Wir vermögen sie nicht anzuschauen, nicht mit dem Gemüthe zu ergreifen, wir vermögen sie nur in unser Gefühl aufzunehmen. Wir wissen

nicht, daß wir empfinden, aber wir empfinden desto tiefer. Sie ist deshalb, wie mich dünkt, entweder mehr als Kunst, *) oder (was ich ungern zugehen würde) weniger als sie, oder — sie gehört vielleicht in ein ganz anderes Gebiet, dessen Grenzen noch Niemand bestimmt hat. Das Letzte scheint mir das Wahrscheinlichste.

Wie sonderbar der Mensch ist. — Jetzt, nachdem nur vier Stunden verfloßen sind, und die Mitternacht mich kühlend umfassen hält, jetzt philosophire ich so ruhig ins Blaue

*) Der Verfasser wünscht, daß (man bedenken möge, wer rede. Es ist hier nicht der Ort, seine eigne Meinung anzugeben, die indeß, wenn eine bedeutende Anfrage deshalb erfolgen sollte, gewiß nicht zurück behalten würde. Uebrigens giebt Viktor selbst seiner Art zu philosophiren selbst einen Namen, der vielleicht, in mancher Hinsicht, sehr passend sein möchte: Ins Blaue hinein.

hinein. Damals war alles in Aufregung in mir, und ich mußte zuletzt meinen Blick abwenden von der blühenden Gestalt, und den vielsagenden Augen, und mein Ohr von den anmuthigen Tönen, die mich so schmerzlich süß bezauberten. Ach! ich konnte meine Augen wol abwenden, und mein Ohr, aber mein Herz blieb zurück.

Plötzlich wandte sie sich zu mir, und fragte sehr schnell: „Wohin reisen Sie?“

Ich sah sie an mit Erstaunen, und antwortete erst auf eine wiederholte Frage, es sei mir ziemlich gleichgültig, der eine Weg so lieb als der andere, und ich könne nur das mit Gewißheit bestimmen, daß ich dich sehen wolle.

Ihr ganzes Gesicht schien sich in diesem Augenblicke zu verwandeln, und in ihrem Auge malte sich eine freudige Bewegung, deren Ursache ich nicht begreifen konnte. Dann aber sah sie wieder stumm vor sich hin, schüttelte mit dem Kopfe, und ließ ihn in die

linke Hand fallen, während ihre rechte einige sonderbar klagende Töne ergriff, die mir sehr bedeutend widerzuhallen schienen.

Ich fühlte, daß ich nicht länger Herr über mein Gefühl zu sein vermochte, ich griff langsam und zurückgehalten nach Hut und Stock, und drückte ihre Hand an meine Lippen.

Leben Sie wohl, Rosalie.

„Leben Sie wohl, Viktor.“

Ich wandte mich nicht ohne ein geheimes Zittern nach der Thür, aber als ich sie schon ergriffen hatte, wurde ich von Neuem, gewaltsam zu ihr hingerrissen. Ich streckte voll heißen Verlangens nach dem geliebten Geschöpfe meine Arme aus, und ich fühlte ihr schlappendes Herz an meinem heißbewegten Busen. — Ach! warum vereinigte sich so viel Bonne in diesen Moment! warum muß er — ach ich ahne das! — einzig sein, wie die Seligkeit, die ihn bezeichnete! — Denn als ich ihr ins Auge blickte, da war es mir, als läse

ich darin meine Täuschung, und ich sagte tief bewegt, indem sie sich schnell aber gewaltsam und mit Mühe aus meinen Armen wand: O Rosalie, warum mußte ich Sie kennen, da wir uns doch niemals versprechen werden.

„Niemals?“ sagte sie und blickte mich fragend an.

Niemals! sagte ich nach einem betrachtenden Stillschweigen, und verließ schnell das Zimmer.

Gottlieb, daß ich morgen schon reise. — Wohin? gleichviel — nur weit, weit! — Ein Ziel habe ich ja nicht — — und daß ich es niemals finden werde, das ist es, was mein Unglück macht, und machen wird.

Gute Nacht, mein Freund — mir wünscht sie niemand, und ich werde sie auch nicht finden.

Viktor an Albert.

Ich bin erst zwölf Meilen von meinem ehemaligen Wohnorte, und schon fühle ich wieder das Bedürfniß, dir zu schreiben. Könnte ich auch die Paar Stunden, die ich hier ausruhen muß, besser anwenden, als indem ich sie mit dir verlebte, mit dir, bei dem ich zwar immer bin, wenn ich auch nicht bei dir bin, mit dem mein Herz aber auch in sinnlicher Gemeinschaft sein will. — Aber es ist nicht bloß dies Bedürfniß; heute tritt auch noch ein anderes ein, — ich will mich beruhigen.

Beruhigen? seltsames Wort, das ich in der That nicht ohne Lächeln ansehen kann,

und ich hätte mich eigentlich selbst wol mit Lächeln ansehen sollen, während meine Feder die Buchstaben zu diesem tollen Worte hingzeichnete. Indessen steht es nun einmal da, und so lange ich nichts aus meinem Leben, meinen Gedanken, und Empfindungen ausstreichen kann, so lange mag ich es auch nicht auf dem Papiere thun. — —

Nun, wenn ich mich denn auch nicht im Allgemeinen beruhigen kann, so will ich doch wenigstens mit Ruhe dir erzählen, wovon ich so sehr bewegt worden bin, und mich, so gut als möglich, zu einem reinen historischen Styl forciren, ohne alle fantastische Sprünge.

Ich hatte schon eine geraume Zeit meinen Platz auf der Post eingenommen, ehe ich einen Blick auf meine Reisegefährten zu werfen mich bemühte. Es war auch in der That nicht der Mühe werth. Flache oder geschwellene Gesichter, matte oder fire Augen, gemeine oder schwülstige Unterredungen, die von einem Gegenstande zum andern übersprangen, welches

das eigentliche Merkzeichen der alltäglichen Menschen ist. Denn da sie sich für alles und auch wieder für nichts interessieren, so sind ihnen alle Gespräche gleich gut, die sie mitmachen, wenn ihnen Gelegenheit dazu gegeben wird, so wie man wol eine Partie Vingt-un, oder ein andres eitles Spiel mitmacht, wenn man es nicht vermeiden kann, nach dem der Schlaf desto angenehmer ist. Aber verdrüsslich ist es doch gar sehr, solchen Menschen zuhören zu müssen, wie sie bald matte Scherze treiben, bald matte Ernsthaftigkeiten vorbringen. — (Erlaube mir das Wort, denn ich glaube in der That, daß es den Gedanken sehr gut bezeichnet) — Indeß mußte ich nun einmal aushalten, und konnte nichts weiter thun, als bald meine Natur anlagen, die nun einmal wenigstens meine Gehörsorgane zur Passivität bildete, bald meinen eignen Entschluß, der mich diese traurige, und in jeder Hinsicht ordinäre Poß hatte wählen

Vst. Hoff.

lassen, auf der ich mir (sonderbar genug!) Zerstreuung versprechen mußte, wie das wol oft der Fall ist, so lange man noch in seinem Zimmer darüber nachsinn't, oder vielmehr daran hinweg sinn't. — Bisher hatte ich mich gegen diese Langweilligkeiten bloß leidend verhalten; allein auf der nächsten Station stieg ein emigrierter Franzose ein, bei dem ich gleich auf den ersten Blick gewahr wurde, daß ich ihm nicht hätte gut sein können, wenn er mir auch das Leben retten würde, (welches, beiläufig gesagt, überhaupt so viel nicht sagen will als man uns in modernen Familiengeschichten weiß machen möchte.) — Dieser Mensch hatte ganz das Gesicht, das dieser Nation meistens so eigen ist, und das sie mir so fatal macht. Diese flache Front, die sich um nichts kümmert, diese leichte Zufriedenheit, die sich alle Augenblicke selbst einmal anschaut, wie sie so ungemein zufrieden ist, dieser gemüthliche Egoismus, hinter dem doch so ganz unaussprechlich wenig ver-

bergen ist, kurz dieses ganze — französische
 Wesen, das sich wol gar noch ebendrin er-
 kühlet, die ruhige Energie des ächten
 Deutschen zu verhöhnen, das alles, mein
 Freund — ich gesehe es dir nicht ohne Scham
 — kann mich wirklich noch zuweilen in Har-
 nisch bringen, da es mir doch billig nur
 verächtlich sein sollte. — — Einige fade
 Schmeicheleien, mit denen er die Bekann-
 schaft mit mir eröffnen wollte, wurden mit
 bloßem Stillstehen beantwortet; als er in-
 des mit einem halben Lächeln zu versetzen
 gab, daß ich wol seine Sprache nicht reden
 könne, so ward meine Eitelkeit dadurch so
 sehr beleidigt, daß ich ihn auf Spanisch
 fragte, ob er Englisch, oder Deutsch, oder
 Italienisch mit mir reden wolle, nur mit dem
 Französischen solle er mich verschonen, weil
 ich es leider Gottes, ohnehin noch immer
 nicht habe vergessen können; es aber zu nichts
 brauche, als die Quas: Klassiker seiner Na-
 tion zu verfluchen.

Er sah mich mit einem Blide an, in welchem ich ich sehr deutlich zu lesen glaubte, daß er nicht recht wußte, ob ich träume oder wache. Er schwieg noch sehr viel, von dem ich zum Blide nur sehr wenig hörte, weil ich mich abwandte, und den Kopf gegen die andere Seite lehnte, wo das Geräusch der Räder das monotone Sämen seiner schnellen Zunge überludte. Ich nahm jetzt nichts mehr wahr von allem, was um mich her verging, weil ich in manche seltsame Träumereien verfaul, die mich immer mehr und mehr anjogen, und immer lebhafter wurden, je näher die Dämmerung herannahte. Es war mir in der That, als sehe Kosalie vor mir, und mache mir schweigend Vorwürfe über mein tolles Leben, über mein Herumirren, das von tausend erbärmlichen Mühseligkeiten, von tausend gemeinen Abenteuern begleitet sei, und obendrein nicht einmal ein Ziel habe. Ich suchte mich zu verantworten, und hielt in Gedanken eine ziemlich weitläufige Unter-

dung mit ihr, in welcher ich meine Freunde
 für diese Art zu leben aus einander setzte.
 Aber es war doch eine Stimme in mir, die
 dem ganzen Raisonnement widersprach und
 mich zur ruhigen, bestimmten Thätigkeit ver-
 wies, die doch nun einmal, wenigstens für
 mich, notwendig sei, wenn ich nicht mit
 meinen Kräften verfallern, und in vagen
 Ideen untergehen wollte. — Es mag aber
 doch wol nur die Stimme der Bequemlichkeit
 gewesen sein, die mich leider oft noch auf
 beschwerlichen Jahren in beschwerlichen Ge-
 sellschaften überrascht, so sehr ich mich auch
 oft dagegen gestreut habe. — Von Neuem
 quälte mich jetzt wieder der Färmen der Ge-
 sellschaft, und die Fragen des Franzosen, der
 die ganze Bestimmung des Menschen nur im
 Sprechen zu finden schien, und deshalb jetzt
 auch noch so geringe Empfindung ausdrückte,
 die er unglücklicherweise erhascht hatte. Mich
 überfiel zuletzt ein so peinliches, unheimliches
 Gefühl, daß ich, wenn auch nicht aus der

Haut, — (welches, beiläufig gesagt, ein sehr Weniger, erschöpfender und ächt deutscher Ausdruck ist) — doch wenigstens aus dem Wagen hätte fahren mögen, wäre es nur nicht schon finstere Nacht gewesen. Ich ergab mich also in mein Schicksal, und hatte für jetzt nur noch einen Wunsch — über den du schmerzlich lachen wirst — Musik zu hören, wären es auch nur einige Töne. Dieser Wunsch hat mich schon oft dann überrascht, wenn ein enges, feindliches Leben mich gefangen hielt; ja es war dann oft eine recht tiefe Sehnsucht in mir nach der Musik, auf deren leichten Wellen ich schon oft hinweggehoben bin aus diesen kettenden Verhältnissen. — Doch meine Sehnsucht wurde nicht erfüllt, ja das böse Schicksal — für das ich durch neuere Trauerspiele allen Respekt bekommen habe — schien es recht darauf angelegt zu haben, meiner zu spotten, denn wenn ich nun recht wehmuthsvoll nach einem Walde, oder Hügel hinsah, so nicht hinter ihm irgend ein fröhliches

Waldhornlied erschallen wolle, so hörte ich nur die Musik der Frösche, in der ich keine Wellen fand, worauf ich hätte hinwegstehen können. —

Dann sah ich wieder in die Nacht hinein, mit der ich sonst so wohl befreundet bin, daß mir der Tag dagegen sehr gleichgültig ist, (den ich daher auch wol zur Nacht machen möchte, so wie sie zum Tage) allein dies Mal war es mir, als habe sie durchaus keine Lust, sich mit mir zu unterhalten, vermuthlich aus Ironie, da die Gesellschaft um mich her, so treffliches Amusement für mich bereite. —
— Aber, wahrlich mein Freund, es ist mein hoher Ernst, wenn ich dir sage, daß die Natur sich gerade dann am weitesten von mir zu entfernen scheint, wenn ich ihrer am meisten bedarf. Warum ist das so? Darf sie sich der Kunst gleich stellen wollen, die allerdings uninteressirte Liebe verlangt, und zu verlangen Recht hat, — sollen wir uns

auch zu ihr nicht flüchten dürfen, wenn Gedränge von außen, und innerer Verdruss und Sehnsucht nach ihr geben, — so wie uns dann die Kunst verschmäht, die uns immer nur fröhlich und kräftig und stolz haben will? — Das wäre nicht gut, mein Albert, wahrlich nicht, denn wozu sollten wir dann unsere Zuflucht nehmen in solchen Tagen? — Ich gestehe, daß ich keinen Ausweg wußte, und hoffe deshalb, daß jenes Mißverhältniß nur bei mir Statt finde.

Genug, ich hatte, und behielt das peinliche Gefühl der Verdricklichkeit, eine Empfindung, die man eigentlich niemals über sich herrschen lassen sollte, und die uns doch zuweilen überrascht, wenn wir sie am wenigsten vermuthen. Unzufrieden mit mir selbst, und mit der Außenwelt, die mich unzufrieden gemacht hatte, schloß ich endlich die Augen und schlief ein.

Heiliger Schlaf! — Wie sanft und milde legst Du Dich um uns mit Deinen kühlenden

Armen, und schließt die Augen, die so müde geworden sind, die schroffe Verwerrenheit der Außenwelt anzuschauen! — Heiliger Schlaf; nicht ohne tiefe Bedeutung nenne ich Dich so, denn Du bist es, der den lassenden Druck des Lebens von den Flügeln der Psyche nimmt, damit sie wieder muthig und Kühn sich emporzuschwingen zu den höheren Wohnungen, die eine unheilige Wirklichkeit, von der wir so feindlich eingeschlossen sind, zu lästern wagte. Ohne Dich wäre die ganze Welt nur ein weites finsternes Arbeitshaus, voll widriges Getöse, vor dem jede innere Musik, wie verstört, hinwegstichen würde, ohne dich würde den Menschen nur der Schmerz erregen, oder die Nothdurst. — Würden wir glauben können an das Unendliche, wenn uns nicht Träume schon jetzt zuweilen zu ihm emporheben? — O, mein Freund, wie wären sehr arm ohne den Schlaf! —

Ich erwachte mit muthiger Heiterkeit, und

ein frischer Morgenwind spielte munter um meine Augen und Wangen, die der Schlaf geröthet hatte. Da hörte ich plötzlich Musik, nach der ich mich so sehr gesehnt hatte. Der Wagen hielt vor einem angenehmen Landhause, das, von Tannenbäumen umschlossen, am Abhange eines malerischen Hügels ruhte. Nur der Erker des Hauses war sichtbar, das Uebrige verhüllten die dickbelaubten Räume. Alle meine Gefühle waren in Anregung, so wie es mir gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn sie vorher eine lange Zeit unterdrückt waren und ein süßer, leichter Schlaf mich erquickt hat. — Ich konnte nicht dauern in dem engen Wagen, dessen Gesellschaft mich so gedrückt hatte, wenn er gleich jetzt fast leer war, sondern ging in einer kleinen Entfernung von dem freundlichen Hause auf und ab. Meine Empfindungen wurden immer lebhafter. —

Ich, Natur, sagte ich, warum darf ich dich nicht ganz verstehen, da ich doch eine

so tiefe Sehnsucht la mir fühle, mich ganz mit dir zu befreunden! Du gehst nicht gut mit mir um, Natur, und verwundest nur mein Herz, indem du es bald zum leidenschaftlichen Emporstreben, zum irren Umher-schweifen, bald zur milden Ruhe, zur stillen Genügsamkeit mit sich selbst einladest. — Ach! ich genüge mir nicht, und deshalb suche ich das Glück von außen, von wo aus es mir doch nicht werden kann. — Wie fühlt ich mich so wunderbar bewegt, von diesem feierlichen Schweigen um mich her, in dem nur ich rede, weil ich nicht glücklich bin, und nicht schweigen kann, weil ich mit mir ringe. — — Glückliche Menschen, die ihr dort so friedlich und einträchtig unter dem blühenden Apfelbaume ruht, glückliches Mädchen, das du dem gleichgefunten Geliebten so hold zulächelst, glücklicher Mensch — du schließt sie so traulich an dich. O drücke sie nur recht fest an deine schlagende Brust, die so bewegt und doch so ruhig ist — o ich

verzeihe dir gern den Stolz, der aus deinem Auge bligt, du darfst stolz sein, denn du bist glücklich, du darfst stolz seyn, denn du wirst geliebt, und dies Gefühl giebt dir das Bewußtsein, daß der Cirkel um dein Leben freundlich geschlossen ist, den du nun in der Gesamtheit deiner Kräfte muthig durchwanderst. — Ich aber, ach — „ich bin in der Welt wie ein Wassertropfen, der in dem Ocean einen andern Tropfen suchen will, und indem er hineinfällt, sich selbst verliert, ohne den andern zu finden *)“ —

In diesem Augenblicke bemerkte ich, daß eine weibliche Gestalt am Fenster des obern Stockwerks sich zeigte, die mir sehr auffiel, allein trotz aller Mühe die ich anwandte, um etwas Näheres zu entdecken, konnte ich

*) Worte des Antipholos von Syrakus in Shakspears Komödie der Irrungen.

nur einen schöngeschnittenen Schneeweißen Arm,
 an dem ein rosareother Shawl hernunterließ,
 und ein kastanienbraunes Haar gewahrt wer-
 den, das sich in leichten Locken schlängelte.
 Bald darauf hörte ich die Töne einer Oul-
 tarre, anfangs leiser dann voller, und eine
 liebliche Stimme sang folgendes Sonett:

Mit Säckeln ruht das Kind in kleiner
 Wiege,

Schon haben es die Bindeln eng um-
 wunden,

Doch hat sich's leicht ins Leben einge-
 funden

Und mag es wohl, daß es sich enge füge.

Etolz steigt der Jüngling auf zu wilden
 Kriege,

Er хүrnet jener ruhig hellen Stunden,
 Nur in der Weite soll das Herz gefunden,

Doch Sehnsucht stillt sich nicht durch
 heiße Siege.

Er firt umher auf traurig düstern Wegen,
 Nicht wollen sich die innern Stürme
 legen,
 Und still und einsam wuß das Herz vor-
 armen.

O lehr zurück von irrem, wildem Streiten,
 Dir soll das Leben sanft vorübergleiten,
 Kein Schmerz dich finden in der Liebe
 Armen.

Es war mir, als sollte ich die Stimme
 kennen, und doch war sie zu wunderbar
 schön, und auch der ganze Austritt zu neu
 und bedeutend, als daß ich hätte daran
 glauben können. Ich hätte an das Fenster
 herausspringen mögen, um der holden Sän-
 gestinn zu danken für die Erfüllung meiner
 Sehnsucht, aber ich hatte nicht das Herz
 dazu; ich fürchtete und hoffte, tausend Em-
 pfindungen gingen durch meine Brust hin,
 und ich war nicht im Stande, auch nur
 Eine fest zu halten. Ich erinnere mich mit

Bestimmtheit, in meinem ganzen Leben keinen so seltsamen Augenblick gehabt zu haben, so hell, so klar, und doch wieder so unergreiflich mir selbst. Kenne den Grund nicht so gar sehr geringfügig; er ist es nicht, denn in diesen Tönen war ja mein ganzes Leben ausgesprochen — so wie es überhaupt in jeder wahren Kunst enthalten ist — oder: sei er auch geringfügig — wer vermag die unendlich verschlungene Kette von Ursache und Wirkung, von der das Leben der Menschen begrenzt wird, zu überschauen, um sagen zu können: „Hier fehlt ein Glied, oder es wird nicht gefast von dem andern?“ — Sol wird es gefast von dem andern, doch nicht — von dem blöden Auge des Menschen. Und, bedarf es denn auch so viel, um unser Gefühl anzuregen? — Oft ist es genug, wenn nur eine Welle ein Gefühl in uns trifft, und bald schlägt Welle auf Welle, und unser ganzes Gemüth ist zu einem gemeinsamen Leben bewegt, wovon es vorher keine Ahnung

hatte. Ich kann hier nicht deutlicher sein, denn ich bin mir selbst nicht deutlicher, aber, sag mir, Freund, sag mir aus vollem herzlichen Herzen, ist das Leben schöner, wenn wir es im hellen Sonnenglanz der Wahrheit sehen, oder wenn es uns ansieht im magischen Mondlicht der Poesie, die um uns her die Hieroglyphenschrift der Ahnung schreibt? — Sieh mir nur wenigstens dies Einzige zu, ich will ja gern manchen andern Glauben an dich gefangen geben.

Doch, ich wollte ja erzählen, aber meine Geschichte ist aus — denn gehandelt hab ich nicht, so wie ich überhaupt in solchen Tagen wenig zu unternehmen im Stande bin.

Mit gesenktem Haupte stand ich da, und in Betrachtungen verloren, aus denen ich plötzlich durch den Ruf einer weiblichen Stimme geweckt wurde. Ich hörte meinen Namen nennen, und indem ich schnell in die Höhe blickte, sah ich daß das Mädchen vom Fenster hinwegelte. Welch ein Zauber war in allen

ihren Bewegungen: — Ich hätte sie an meine Brust drücken, und ihr sagen mögen, durch welch ein bedeutendes Gefühl sie die unangenehme Stimmung in mir verdrängt habe. Auch hielt ich mich in der That nicht länger, sondern eilte rüstig dem Hause zu, stürmte die Treppe hinauf, und blieb dann endlich wie eingewurzelt vor der Thür des Zimmers stehen, aus dem ich die Stimme gehört hatte. Ich war lange unentschlossen, ob ich sie öffnen sollte, oder nicht. Endlich siegte meine Echsucht über meine Verlegenheit, ich riß die Thür auf, und — lächle du nur über den froßigen Scherz, den das Schicksal mit mir treibt; ich kann es nicht — und fand es leer. —

Ich weiß nicht, mit welchem Gesicht ich da gefunden haben mag, aber ich vermute fast, daß es ziemlich lächerlich gewesen sein mag. Anfangs traute ich meinen Augen selbst nicht, aber bald mußte ich ihnen Gerechtigkeit.

Witt. Waßf.

leit wiederfahren lassen, und es ihnen zu
 Gute halten, daß sie da nichts sehen konnten,
 wo nichts zu sehen war. Mit rücksichtsloser
 Zudringlichkeit öffnete ich noch manche Zim-
 mer, und lehrte mich wenig daran, wenn
 mich bald ein lächelndes, bald ein mürrisches
 Gesicht fragend ansah, oder wirklich fragte,
 was ich hier zu suchen habe. Wußte ich es
 doch selbst nicht! — Unten am Hause hielt
 der Wagen noch immer, und der Postillon,
 der sich schon lange über mein Zaudern geärgert
 hatte, äußerte es jetzt in sehr lönnigen Wor-
 ten, wobei er vermuthlich die Absicht hatte,
 mich durch seine reinprosaïschen Flüchte aus
 meiner seltsampoetischen Stimmung zu reißen.
 Tiefbewegt und mit brennender Schaamröthe
 auf dem Gesicht, verließ ich endlich das Haus,
 wo man mich schwerlich für tollere halten kann,
 als ich selbst mich halte, wenn ich mit
 erzwungener Kälte über diesen Vorfall nach-
 denke. Aber es kommt mir wenig, wenn
 ich mir es auch noch so lebhaft ausmale, daß

dergleichen Scenen vielleicht nichts weniger
 als neu sind, es hilft mir nichts, daß ich
 mich sehr ernsthaft frage, ob es nicht ein
 wenig kindisch sei, sich von einem, wenn
 gleich angenehmen, Gesange, den die Töne
 einer mittelmäßigen Guitarre begleiten, von
 einem Sonett so hinreißen zu lassen, das
 handfeste Kritiker schwerlich korrekt nennen
 werden. Und deshalb nun gleich ein Mäd-
 chen interessant finden, (ach! und vielleicht
 noch weit mehr als interessant!) ein Mädchen,
 von dem man weiter noch nichts gesehen hat,
 als ihre braunen Haare, die sich freilich nicht
 ehne Reiz in schwelgerische Locken schlugen,
 und eine Hand, deren Weiße doch wohl von
 dem schönen hellrothen Shawl gehoben wurde.
 — Es ist sonderbar — ja, ich will dir ein-
 räumen, daß es mehr als sonderbar, daß es
 toll ist, von dergleichen Dingen sich so ge-
 waltfam hingerissen zu fühlen, aber kann ich
 meinem Gefühle; gebieten, sich nicht so zu
 fühlen? —

Nicht diese Gedanken waren es, die mich auf dem Wege hieher begleiteten, denn es konnten nur heildunkle Gefühle sein, deren ich bis dahin fähig war; dieser Ideen bin ich erst, seitdem ich hier wenigstens scheinbar zur Ruhe gekommen bin, mächtig geworden. — Aber, Freund, was wird aus mir werden können bei dieser unseligen viel zu raschen und viel zu tiefen Eindrucksempfänglichkeit? bei diesem fenderbaren Gemisch von Verwirrenheit und Klarheit in mir? — Will ich denn jetzt noch hinaus ins Weite? — Ich weiß es nicht. Oder möchte ich dieses unherirrende Leben, das bisher meine Wonne war, schon jetzt mit einem ruhigen, entschiedenen und abgeschlossenen vertauschen? Ich weiß es nicht. Mich empört der Gedanke dieser Veränderlichkeit, und doch muß ich dir gestehen, (denn gegen dich kann ich nur wahr sein —) daß ich mir in diesem Augenblicke mit großem Vergnügen die kleinsten Zeichen des häuslichen Lebens, die so

manches Mal das Ziel meines Spottes gewesen sind, so reizend als möglich ausmalen kann. Ich denke es mir, wie meine zukünftige Gattinn mir das Halstuch reicht, und mir liebevoll befiehlt, es doch ja nicht zu locker umzulegen, weil ich mich sonst erkälten könne, und wie ich ihr das Haar und die Schleifen wieder in Ordnung bringe, die der böse Wind durch einander verwirrte. — Lächle nur — ich fühle, daß ich es verdiene.

Viktor an Albert.

B —

Hier bin ich endlich in der Residenz, wohin ich mich mit Gewalt werfen mußte, um nicht in jenem Walddorfe zu versauern, das mir auf eine so sonderbare Art interessant geworden ist. Ich habe daselbst noch allerlei hin und her philosophirt über das Schicksal, das nun einmal einen sehr bizarren Geschmack daran findet, mit uns Spaß zu treiben, besonders dann, wann wir recht sehr ernsthaft sind. Ich ließ die Post fahren wohin sie wollte und blieb allein in dem Reize, wo mir eine enge von Alter und Rauch geschwärzte Stube zur Wohnung diente. Keiner Wirthinn muß ich

sehr ernsthafte Gedanken gemacht haben, denn sie stand oft vor mir, ohne ein Wort zu sagen, und betrachtete mich. Ich fragte was sie wolle, und sie antwortete sehr seltsam, ob ich, der ich das wissen wollte, auch wol selbst wisse, was ich wolle. Der Zufall muß ihr die Antwort in den Mund gegeben haben, denn sonst wäre die Wendung wol ein wenig zu künstlich für eine Frau ihres Standes, aber wahrlich die Antwort ergriff mich. Ich fragte mich, ob ich denn auch wirklich recht deutlich wisse, was ich wolle, und ich konnte mir nichts anders antworten, als daß ich so im Allgemeinen nach Ruhe und Klarheit strebe. Die Menschen legen sich diese Frage überhaupt lange nicht oft genug vor, und wenn sie der Zufall einmal darauf führt, so frappirt er sie gewiß eben so sehr als mich. Meine Wirthin bedauerte mich, daß ich so einsam in der Welt umherirre, ohne eine Heimath zu haben, wo es einem doch am wolsten sei, und

denselben Abend noch hörte ich sie ein Lied singen, dessen Refrain sie mit verstärkter Stimme vortrug, weil er den eignen goldeswerthen Heerd anpries. Mich rührte das wahrlich, guter Albert, daß der Mensch so ein häusliches süßes Geschöpf ist, dessen Wünsche sich an dem kleinen reinlichen Heerde zufrieden stellen, und der bei dem traulichen Kaminsfeuer der ganzen Welt vergift, wenn er mit einem freundlichen Wesen, das ihn aus ehrlicher Seele lieb hat, Kaffee dabei trinkt, oder sich Märchen erzählen läßt.

„Dann wird das Leben sanft vorübergleiten,
Kein Schmerz dich finden in der Liebe
Armen.“

Ah Refalie, hättest doch Du mir diese süßen Worte zugesungen: wer weiß, ich wäre glücklich! — Doch nun ist es zu spät! (o Albert, welch ein Wort ist das: Zu spät! —) — Keine Erinnerung an Dich, die du so seltsam mit jener seltsamen Vision verschwipert bist — fortstürzen muß ich mich

in das wilde Getümmel der großen Welt,
und mich tauchen in ihre Wellen, da wo sie
am tiefsten rauschen? —

Ich bin hier in den sogenannten glänzenden
Eirkeln wol aufgenommen worden, das heißt,
man hat meine Empfehlungsschreiben von be-
deutenden Männern wichtig genug gefunden,
um mich in die Gesellschaften zu ziehen, die
man hier, wo man überhaupt mit Titeln
freigebig ist, freundschaftliche Verbindungen
nennt. — O mein Freund, hier verläßt
mich jeder Scherz, wenn ich daran denke,
was der Mensch dem Menschen sein könnte
und sollte, und was er ihm wirklich ist.
Man ist nie so sehr allein, als unter diesen
Geschöpfen. Sie gehen um und an einander
her, niemals aber aus sich heraus und in
einander. Man giebt sich die Hände wie
zwei Statuen, die der wunderliche Künstler
zusammenreihen wollte, man redet ohne In-
teresse, bloß damit man nicht unhöflich scheine,

gleichviel über welchen Gegenstand, nicht etwa aus reiner Liebe zum Reden, sondern um sich reden zu hören, man bejaet, weil man gerade bejaen will, man verneint, weil man sonst für einfältig gehalten werden möchte, und um das Gespräch hinzuhalten. Unterreden sich ja einmal ein Paar Männer über Dinge, für die das Gemüth mitredete, so wird ihre Unterredung doch selten mehr als eine dialektische Uebung sein, denn sie sind doch schon zu tief in sich selbst vergraben, um sich loszumachen von ihrer harten Individualität, und die Ideen des andern in sich aufnehmen zu können. Solche Menschen kommen mir vor wie in Hölen eingemauert, sie können sich wol zuminken und anreden, aber die Hand nicht legen in des andern Hand, die Brust nicht drücken an des andern Brust.

Und nun gar der Umgang mit den Frauen und Mädchen! — Man könnte mit dem weisesten Geschöpfe nicht so erbärmlich

reden, als mit ihnen, denen selbst der gebildetste Mann so gern die Form seiner Bildung verdankt. Ich verdanke es diesem Geschlechte, dem man wahrlich mit Recht den Namen des schönen gegeben hat, so wie man dem größten Theile des unsrigen den Namen des häßlichen mit allem Jure ertheilen darf, ich verdanke es, sag ich, diesem Geschlechte durchaus nicht, wenn es das unsrige verachtet, denn man würdigt sie ja nur einer spaßhaften Ernsthaftigkeit und eines ernsthaften Spasses. — Wie müssen sie uns würdigen? — Ach, und doch fürchte ich, sie schlagen die jetzige fatale Raqe von Pseudo-Jünglingen noch viel zu hoch an. Darum wird auch noch so manche betrogen, und die wenigen Jünglinge, die ihrer Liebe werth wären, gehen missverstanden, oder unverstanden an ihnen vorüber. — Ja, Albert, ich werde wol meine süßen Träume aufgeben müssen, die sich oft in mir aufregten, wenn ich an das Göttliche dachte,

was dem Menschen werden könnte im Genuß einer freien Liebe, die kein Gesetz über sich anerkennen dürfte, als das allgemeine der unverleglichen Schönheit, die mit der Liebe eines ist. — Sage nicht, daß diese Träume zu seltsam sind, und zu wenig Klarheit haben, um in der Welt, wie sie nun einmal ist, ausgeführt werden zu können. Wer hat denn die Welt so gestaltet, wie sie ist, wer anders als wir? — Nur an unsrer Trägheit liegt es, daß sie nicht schnell sich umgestaltet. — Ich mag nicht davon reden — könnte ich mir nur auch verbieten, daran zu denken! — Ich fühle, ich bedarf eines Abenteuers, an dem ich meine ganze Kraft übe, sonst, fürchte ich, zerflattert sie in müßigen Betrachtungen. Leb wohl.

Viktor.

Dieser letzte Wunsch wurde unserm Freunde sehr bald gewährt, und auf eine Art, die ihm um so bedeutender erschien, je mehr er das Bedeutende, und Ungewöhnliche suchte.

Eines Abends, als er im nahen Wäldchen, unter einem Baum gelagert, seinen Betrachtungen nachhieng, die sich wild durchkreuzten und keinen Ruhepunkt zu finden vermochten, hörte er in seiner Nähe Geräusch. Er blickte auf, und sah in einiger Entfernung einen jungen Mann mit einem finstern Gesicht, und ein schönes blühendes Mädchen, welche in einem heftigen Wortwechsel begriffen zu sein schienen.

„Ich werde es mir nie verzeihen, sagte der Jüngling, daß ich Ihnen jemals getraut habe. Ach und doch war ich so glücklich in diesem Vertrauen, hatte keinen Wunsch als Ihnen zu gefallen, und nun fühle ich mich so schmerzlich getäuscht! —

Wenn Sie sich mit Ehimären plagen

wollen, antwortete sie, meinetwegen; ich kann es Ihnen nicht wehren.

„Chimären, nennen Sie das? Ha, Treulose! . . .“

Kein so romantisches Geschrei! Wozu dergleichen Exclamation? War' ich jemals von Ihnen verstanden worden, so hätten Sie jetzt nicht so vor mir! —

„Hätte ich Sie jemals so verstanden, als ich Sie jetzt verstehe, so hätte ich nicht so vor Ihnen! Können Sie es läugnen, daß Sie Ihre Schwüre gebrochen —“

Ich habe niemals das Schwören geliebt.

„Können Sie es läugnen, daß Sie mich schon lange auf eine ausgesuchte Art gequält haben?“

Ich antworte nicht mehr.

„Daß Sie mit meinen wärmsten Gefühlen ein frivoles Spiel trieben?“

Was kümmern mich Ihre Gefühle! — Geben Sie mir meinen Strickbeutel! —

„Ach, Sophie, wie ganz anders war

Ihre Sprache, als Sie mir in jenem Buchenwäldchen die Versicherung Ihrer Liebe gaben —"

Man kann sich irren. Ich habe Sie geliebt.

„O Sophie, sag das Wort noch einmal, es ist himmlische Musik für mein Ohr darin, selige Beruhigung für mein trauerndes Herz! — Ja, Mädchen, du mußt mich lieben, es wäre eine schreckliche Bizarrerie des Schicksals, wenn du nur Liebe einzustößen, aber keine zu fühlen vermöchtest. O sag es noch einmal, daß du mich liebst. — Du kannst mit diesem einzigen Wort mein Leben erneuern, so wie du seine Flamme aushauchen kannst, wenn dein Haß, oder was noch schlimmer ist, deine Gleichgültigkeit fröstig auf mich einträte. — O wiederhole es, daß du mich liebst!“

Es ist mir nicht eingefallen, das zu sagen. Ich habe Sie geliebt. Merken Sie wohl das: Ich habe.

Der junge Mensch war außer sich. Es schien, als habe er bis dahin seine Empfindung nur mühsam bekämpft, und seine Leidenschaft breche jetzt wüthend und ungezähmt hervor. Mit einer unangenehmen Hefigkeit fragte er jetzt schnaubend: „Und du liebst mich nicht mehr, Treulose?“

Das Mädchen blieb in ihrer Laune, und ohne sich im Mindesten an seine seltsamen Geberden zu kehren, sagte sie mit Ruhe:

Nein, und abermals nein!

Hier machte der Jüngling eine Bewegung, die unserm Viktor auffiel. Er sprang schnell hinzu, und entriß dem Ungeflümmen das Instrumēt, mit dem er auf Sophien eindrang. Der junge Mensch trat bestürzt und wie es schien von Zorn ermattet zurück.

Viktor stand ruhig da, und betrachtete das schöne halbbläuelnde, halbzitternde Mädchen. — Gehen Sie, Unbesennener, sagte er dann zu dem Erschrockenen, und lernen Sie Achtung haben vor der Freiheit eines

Mädchens! — Sehen Sie — Sie sind mir widrig.

Der Jüngling bedachte sich einen Augenblick, warf einen Blick des innigsten Hasses auf Sophien, maas unsern Freund vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte dann mit erzwungener Kälte: „Wir sprechen uns!“

Wann Sie wollen, rief ihm Viktor nach.

Das Mädchen saß noch immer ruhig da, und betrachtete unsern Freund, der nicht ohne Verlegenheit da stand, und, um nur das Stillschweigen zu brechen, endlich, nicht ohne Stottern, den Gemeinpruch vorbrachte: „Ich bin sehr erfreut, daß mir das Ungefähr Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu dienen.“

Vielleicht, antwortete sie, vielleicht werde auch ich dem Ungefähr es danken, daß ich Sie kennen lerne, allein gedient haben Sie mir nicht besonders.

Viktor sah sie fragend an.

Wollen Sie nur gefälligst das Instrument
Vikt. Waff.

anschen, das Sie dem armen Menschen ent-
rißen haben? —

Viktor, der es noch in der Hand hielt,
warf jetzt erst einen Blick darauf, und sein
Gesicht färbte sich mit einem glühenden Hoch-
roth, als er nur eine leichte hölzerne Waffe sah.

Es ist ein Theaterdolch, den er mir aus
dem Strickbeutel gezogen hat. — Geben Sie
ihn mir zurück, ich brauche ihn als Elvire.

Sie riß ihn ihm aus der Hand.

Dieser Dolch, sagte sie lächelnd, hat schon
so manchen sentimentalcn Jüngling, so manche
liebesschwerc Jungfrau in Schrecken gesetzt,
daß es wol nicht seltsam ist, wenn er bei
mir nur ein halbes Lächeln erregt. — Aber
gesehen Sie nur, mein Herr, daß Sie es
gern gesehen haben würden, wenn er von
Stahl gewesen wäre, um nur eine Rede vel-
ter Pathos an jenen armen Schein halten zu
dürfen, die Ihnen der spastische Zufall ver-
dorben hat, der nun einmal das Pathetische
nicht liebt.

„Mademoiselle, sagte Viktor nicht ohne Nachsicht, indem sein Blick auf manchen Reizen ruhte, die eben nicht sehr verhüllt waren, und der Fantasie einen freien Spielraum liehen, — ich weiß in der That nicht, was ich alles wünschen und nicht wünschen könnte, um einiges Interesse bei Ihnen für mich zu erregen.“

Sym — wir wollen sehen.

„Ich fühle wohl, daß wenn auch der Wunsch bei mir das Werk eines Augenblicks ist, die Erfüllung von Ihrer Seite nicht so schnell bestimmt werden könne.“

O weh! Sie sangen lächelnd an. Ich erschrocke vor solchen gewundenen Perioden — die Worte müssen dem Liebhaber vom Munde fliegen wie Pfeile von Apollos Bogen. Doch Sie haben schon etwas zu Gute durch Ihre rüßige und . . . gefährvolle That. — Still — es schlägt fünf. Adieu, mein Herr! —

Mit einer gierlichen Leichtigkeit war sie

hinweggehüpft, und aus Vitters Augen, ehe dieser noch seine Unbeholfenheit wieder gut machen konnte. Er schwur nicht wenig über sich selbst, daß er das Mädchen, das ihm so höchst reizend erschienen war, und so manchen Wunsch in ihm rege gemacht, nicht leichter behandelt hatte. —

„Es geht es immer, sagte er leise für sich hin, wo wir gefallen möchten, gefallen wir nicht, und enttäuschen die, von der wir ernährt werden. Etwas stehen wir vor einer Fechtschünigen, und leicht vor einer Eteifen. Der Zufall übt seinen Witz in jedem Augenblicke an uns, und gerade dann am wirrsten, wann wir es am wenigsten vermuthen. Wer kann auch sagen, daß er Witz genug habe, um diesem Witz zu begegnen? — Wohl dem, wer es ignoriren oder mißlächeln kann, wenn das Schicksal über uns lächelt: ich kann es nicht.“

In diesem Tone sprach er noch einige Zeit fort, bis er sich beruhigt hatte, welches ihm

gewöhnlich nach dergleichen Monologen nicht fehlte. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß die Verlegenheit und Unbeholfenheit eines Jünglings von den weissen Mädchen leichter verziehen werde, als die angenehmste Freiheit im Betragen, die gewöhnlich das Resultat des Uebermuths und der Arroganz zu sein pflegt. „Bitten und flehen, sagte er, das ist es, was sie von uns verlangen, und mit Recht verlangen, und in der Demuth ist man linksch, — das hat sie bei meiner prettiusen Anekdote gewiß nicht vergessen.“

Nach diesen scharfsinnigen Betrachtungen gewann er erst Zeit, sich an den Theaterdich zu erinnern, den sie als Eloire brauchen wollte, woraus er denn ohne Schwierigkeit den Schluß zog, daß Sophie eine Schauspielerin sei. — Jetzt beschleunigte er seine Schritte, um so schnell als möglich in der Stadt zu sein; und zeitig genug das Theater besuchen zu können. Noch war der Vorhang

niedergelassen, der ihm sein Glück verhängt, und er hatte den Wunsch, er möge noch lange nicht aufgehen, um die Freuden der Erwartung noch länger zu genießen, die er gleichsam tropfenweise in sich sog. Wanderdare gerückende Bilder schwebten vor seiner Seele, und ergab sich ganz den süßen Träumen hin, die ihn um so reizender beschäftigten, je unbestimmter sie waren. Endlich reichte der Verhang in die Höhe, und man sah das Innere des Spanischen Zeltes — Er sah als Eivire, männlich gekleidet, lag auf eine Ottomane hingestreckt, und vor ihr stand ein albernere Mensch, der ihr seine Liebe gestand. Eivire war anfangs ganz so glücklich, kein einziges Wort von dem zu vernehmen, was gesprochen wurde. Er betrachtete nur mit Wonne die schöne Gestalt, deren Bewegungen alle von Einheit und Grazie begleitet waren, die von der geschmackvollen Südlichen Tracht gehoben wurde. — Als er nachher auch einige Worte vernahm, die sie sprechen mußte, staunte er

die Mitleid dieses Mädchens an, das sich in der That dazu hatte bewegen lassen, dergleichen Dinge zu sagen. Es kam ihm vor, als gehe sie der ganzen peinlichen Rolle einen leisen Anstrich von Ironie, indem sie bald eine Platttheit accentuirte, bald über eine pathetische Stelle leise hinwegstreifte. Er war hingerissen, über die Idee, eine solche Rolle so zu behandeln, und ob ihm gleich das ganze Stück ehemals wie Wasser vergessenen war, das über Nacht gekauten, so erschien es ihm doch heute ganz leblich, da sie darin spielte, und jenes Getränk wenigstens in einem goldenen Becher kredenzte. — Es war ihm, als werfe auch sie zuweilen einen Blick nach ihm hin, der ihm natürlich kein gewöhnlicher zu sein schien, und im ganzen Schauspielhause Niemandem anders als ihm zukommen konnte. — Endlich rollte der Vorhang nieder, und noch immer war sein Auge nach der Scene hin gerichtet.

„O mein Gott!“ rief jetzt eine weibliche

Stimme in der Loge über ihm, „er ist!“ — Er blinzte schnell auf, denn es war ihm, als kenne er die Stimme, die ihn so plötzlich aus seinem Traume geweckt hatte, und er sah von Neuem die wohlbekannte Gestalt, die ihm auf seiner Reise das Lied zugefangen hatte. Aber auch jetzt konnte er wenig mehr von ihr erkennen, als damals, denn ihre Gestalt war nach der Thür der Loge hingewandt.

„Er wollte (hoch) sich durch die Menge hindurchdrängen, als sah ihm der junge Mensch entgegenstellte, den er vor wenig Stunden so unfaust behandelt hatte. — „Sie folgen mir Augenblicklich! redete jener unsern Wirth an, denn ich bin nicht gewohnt eine Belästigung so lange ungerührt mit mir herumzutragen.“

Dann Sie wollen, antwortete Wirth eilig, nur jetzt habe ich keinen Augenblick zu verlieren.

„Ich befehle Ihnen mir zu folgen.“

Witter fliegte ihm überhend auf die Schul-
ter, und sagte: Junger Mensch, es würde
die Mühe nicht belohnen, dir das Wort zu
erklären.

Dann eilte er sich schnell von ihm los, und
eilte hinaus. Mehrere Damen gingen an ihm
vorüber, und er war rücksichtslos genug, um
sich so nahe, als möglich zu ihnen zu beina-
gen; aber nirgends fand er seine Unbekannte;
überall nur fremde Gesichter, — Augen, deren
Blicke er nicht verstehen mochte, Lächeln, mit
denen er sich nicht befreundet konnte. Ver-
drüsslich kehrte er zurück, und wurde gleich-
sam durch Instinkt nach dem Schauspielhause
zurückgeleitet, dessen eine Thür noch offen
stand. Alles war schon leert, die weißen
Lampen waren schon ausgelöscht, andere
wirkten so eben verlöschen. Eine nähe-
liche Empfindung ergriß unsern Freund, und er
blinzelte mit tiefem Graß vor sich nieder und
sagte: „Das ist das Zeichen! — Wir treten

ein in das große Haus, unwissend, welches ein Stuhl man geben werde. Der Vorhang geht auf; seltsame Gefühle erregen die Kräfte unsers Gemüths, daß sie hochauflodern, um das Unendliche zu erfassen. Aber dies Gefühl bleibt nicht rein, denn die Verwirrenheit, die uns umgibt, mischt es mit Unheiligkeit; und fremdartige Reizungen sprechen nur zu laut die Einzelheit in uns an, ehe sie sich noch zur Gesamtheit erheben konnte. Immer gedängter werden die Wünsche in unserer Brust und walde Kräfte ringen mit einander, um sich wechselseitig zu zerstören. Hier winkt uns die Liebe, dort die Sinnlichkeit, dort die Sehnsucht, dort neckt uns das Scheinmüßige, dort spricht uns die exaltirte Albernheit an, und wenn wir darüber nachdenken wollen, so ist der Vorhang bereits geschlossen, und die Lampen gehen mit übelm Geräusch aus.

„Nun, wach, mein Herr, sagte einer von den Zuhauern, der sich gleichfalls ver-

spätet hatte, darum lassen Sie uns eilen, daß wir nicht hier übernachten müssen, denn es wird wol sogleich geschlossen werden.

Viktor war verlegen, und voller Schaam, daß man ihn während seiner Unterredung mit sich selbst überrascht hatte. Um es zu verbergen, that er die übereilte Frage: Sagen Sie die Dame in jenerloge?

„Welche?“ antwortete der Fremde.

Sie rief: „O mein Gott, er ißt!“ —

„Es muß ein unwillkührlicher Ausbruch der Empfindung gewesen sein. Kolla hat ihr wahrscheinlich das Herz in die Presse genommen.“

Es ist möglich, antwortete Viktor verdrißlich.

Gute Nacht, mein Herr!

Viktor eilte ungestüm von dem Fremden hinweg, um ins Freie zu kommen. Mit

schnellen Schritten ging er durch die menschenleeren Gassen; es war als wolle er das Gefühl des Unfreien und Unklaren in seiner Brust durch heftige Bewegung vertilgen. Aber es gelang ihm nicht, denn er hatte sich noch nicht zu dem Standpunkte der Bildung erhoben, unwillkürliche Empfindungen von Schmerz und Verdruss beherrschen zu können. Er fühlte es wol zu Zeiten, daß es ihm an Resignation und der Harmonie in der nothwendigen Begrenzung fehle, aber seine Begriffe von dieser Nothwendigkeit und jener Harmonie und Resignation waren überhaupt noch zu undeutlich, als daß er auf diesem Wege jene Staffel hätte ersteigen können.

Von mancherlei Empfindungen bewegt, lehnte er sich endlich an einen Pfeiler am Markte, und sah anfangs stumm in die Nacht hinein, deren beredtes Schweigen ihm sonst so wohl that. Kühle Lüfte wehten um seine glühende Wange und spielten mit seinem flat-

ternden Haer, aber die tiefe Bewegung blieb in seiner Brust.

„Jeden Schmerz, sagte er endlich, indem er finstern vor sich hinblickte; jeden Schmerz will ich mit Kraft ertragen, so bald er bestimmt und einzeln auf mich zutritt, daß ich ihm ins Auge schauen kann; ja, in der That, ich will ihn wie einen Bruder freundlich begrüßen, wenn ich es nur entfernt zu ahnden vermag, daß er zu meiner Bildung beitragen werde; aber diese Unbestimmtheit des Verdrußes, diese Hervorrentheit des Schmerzes haß ich unendlich; und doch, was kann ich anders thun, als mich ihm hingeben? — Sind denn unsre schönsten Gefühle nicht mehr werth, als eines gemeinen Scherzes? muß sich ein unharmonisches Gewirre uns entgegenstellen, und kalt anfassen die heiligsten Ahnungen, die unser Gemüth zu erschwingen vermochte? — O leuchte nur herab auf mich, du reiner Stral des Mondes, klar und still und sanft wie dein ruhiger Schein sollte des Men-

schen Leben dahinsinken, aber häßliche, unförm-
 liche Schatten kriechen wie Spinnen darüber
 hin, und verschüllen neidisch das innere Aller-
 heiligste des Lebens, dessen Glanz nur zu-
 weilen durch unsre schönsten Träume hindurch-
 bricht. — — Wenn ich hineinschaue in dieses
 ewig bewegte Herz, das seine heißen Ge-
 fühle nur durch lautes Klopfen bezeichnen
 kann, ach! dann fühl' ich es tief, daß all
 dies tiefe Sehnen nur in der Liebe gestillt
 werden könnte — in heiliger Liebe! — —
 Wunderbares Schicksal, ich hatte ja bisher
 nur so wenige und so bescheidene Wünsche
 an dich — wirst du mir diesen versagen?
 Rosalie — wirst du mich jemals lieben kön-
 nen, so wie ich dich liebe? mit Freiheit,
 und ungefesseltem Gemüth? — oder du
 Euphie? — wirst du auch wol tiefen Sinn
 genug haben für die Innigkeit meiner Ge-
 fühle? — oder du, wunderbare Unbekannte,
 deren Töne in meines Herzens tiefste Tiefe
 gedrungen sind, und deren liebliche Gestalt

nur in trunkenen Träumen an mir vorüberwandelt, wirß du mir nicht bald erscheinen, mein Sehnen stillen, und erfüllen was du mir im reizenden Gesang verkündigtest, das Leben solle sanft an mir vorbeigleiten, kein Schmerz mich finden in der Liebe Armen.“ —

Hier endigte Viktor sein langes Selbstgespräch, in dem er seine mannigfaltigen Empfindungen und Fantastien ausgesprochen hatte. Er fühlte sich leicht und klar, da er die Zufälle, die seine Wallfahrten bisher begleitet hatten, und die ihm als höchstabenteuerlich, verworren und verschlungen vorliefen, an seinem Blick hatte vorbeiziehen lassen. — Er erwachte am andern Morgen gestärkt und frisch nach einem wohlthätigen Schlummer, den manche süße Traumgestalt umgaukelte hatte. Er kleidete sich schnell an, um ins Freie zu kommen, denn das Zimmer war ihm zu enge. Er wußte vielleicht selbst nicht genau, was er eigentlich suche, doch daß er etwas suche,

und zu finden hoffte, wußte er desto deutlicher; und so war es denn natürlich, daß er sich sehr bald auf der Gasse befand, in welcher, wie er gestern bereits im Theater erfahren, die Schauspielerinn wohnte, welche die Rolle der Elvire gespielt hatte. — Sie sah zum Fenster hinaus, als er vorbeiging, und grüßte ihn sehr freundlich, aber es war seltsam, daß gerade diese Freundlichkeit unsern Viktor verlegen und fast muthlos machte, da er sich doch mit so guten Vorsätzen ausgerüstet hatte, jede Unbeholfenheit zu entfernen, von der er sich sonst im Umgange mit Mädchen überhaupt frei gefühlt hatte. Sie schien es zu bemerken, und ließ lächelnd ihren Handschuh fallen, um ihm zu dem kühnen Unternehmen, ein Mädchen zu besuchen, Muth zu geben. Er duckte sich demüthig, nach der schönen Hülle, die er sogar auf der Treppe an seinen Mund drückte, doch konnte er sich des Lächelns nicht enthalten, da er dabei an eine ähnliche Scene in der neuen

Heloise dachte, wo der zarte Saint Preux die Kleider seiner Geliebten küßt. Indes wurde er durch diese Idée in eine so gute Laune gesetzt, daß jede Verlegenheit von ihm wich.

„Sonn kündigte man durch einen ausgeworfenen Handschuh nur Krieg an, sagte er, indem er ihre weichen Finger küßte, ich hoffe, Sie werden eine Ausnahme machen, und ihn zum Friedenszeichen brauchen.“

Wer sagt Ihnen denn, antwortete sie, indem sie einige Rollen und Bücher vom Sofa wegräumte, um ihm Platz zu machen, wer sagt Ihnen denn, daß es mehr als Zufall war mit dem Handschuh?

„Man glaubt so gern was man wünscht, und, in der That, ich werde mir für die ersten Glanzen keinen andern ausdringen lassen.“

„Um — dann muß ich es wol dabei bewenden lassen — allein mit dem Friedenszeichen, wofür Sie ihn angesehen haben wollen, ist Dikt. Wallf.“

es nichts. Nichts peinlicher als Frieden und Ruhe.

„Ob alle die, denen Sie sie nahmen, darin einstimmen werden — das bezweifle ich.“

Die Wendung ist falsch.

„Bin ich denn der Einzige mit gesunden Sinnen und Gefühlen? — oder sah ich nicht gestern noch einen jungen Menschen, der allerdings Augen hatte, um Sie schön zu finden.“

Ost, daß Sie auf den armen Antonio kommen. Ich wollte von ihm reden, darum rief ich Sie herauf.

„Nur deshalb?“

Sie lächelte, antwortete aber nicht auf diese Frage, sondern fuhr in dem angefangnen Liedchen fort: aber man vergißt sehr leicht, was man sich nicht zu vergessen vornehmen muß.

Sollte ich nicht hier mit Recht sagen dürfen, was Sie vorher wol nur mit Unrecht: „Die Wendung ist falsch!“

a. In der That nicht. Es müßte mich alles trügen, oder dieser Antonio ist ein alltäglicher Mensch, der durch allerlei seltsame Ideen trunken exaltirt worden ist; und das ist mir ein unleidlicher Anblick. Darum hab ich mir auch den sonst unverzeihlichen Spas mit ihm gemacht, indem ich ihm weiß machte, ich liebte ihn. — — Glauben Sie mir, ich verzeihe Vielen vieles, mir selbst nicht ausgenommen, weil ich gern viel und viele belächele, mich selbst nicht ausgenommen, aber eine überspannte Schwärmerei kann ich weder verzeihen noch belächeln.

Ich sollte doch meinen, sie dürfe auf das Letztere mit allem Rechte Anspruch machen.

Ich kann es nicht, darum irritire ich sie. Mir ist sie zuwider, im höchsten Grade verhaßt, vielleicht gerade deshalb, weil ich sie so oft darzustellen gezwungen bin — so wie z. B. gestern Abend.

„O, meine Liebe, sagte Viktor, indem er ihre Hand an seinen Mund drückte, wenn

ich sie immer so dargestellt sähe, so fürchte ich, daß ich mich mit ihr versöhnen könnte. Aber Sie haben eigentlich Ihre Elvire nicht dargestellt, Sie haben nur gleichsam an der Rolle hinuntergespielt, die verschwimmenden Umrisse nur leise bestrichen, und nicht ohne eine feine Ironie die verschleierte belächelt."

Muß ich nicht, wenn mir das ganze Wesen nicht fatal werden soll? — Es wäre ja abscheulich, die heillosen Prätensionen gewisser moderner Comödiendichter zu erfüllen; auch nur auf wenige Stunden ist es mir nicht möglich, mich wegzuwenden an die Gemeinheiten, die der böse Mensch recht von *amor* gezeichnet hat — mein ganzes Innere widersieht dem. Da soll ich nun bald die traurige Hofsarth einer Hofrathin vorstellen, bloß um den Zuschauern den elenden Saß ins Gewissen zu schieben, daß die Demuth und Sparsamkeit doch gar nicht zu verachten sei, wenn ich gleich vom Gegentheil überzeugt bin, bald muß ich ein Mädchen sein, das

sich verplempert hat, um auf die reizbaren Gemüther der Zuschauerinnen zu wirken — welcher gebildete Mensch kann nun aber wol von mir verlangen, daß ich mich in die Vorstellungsart dieser jämmerlichen Kreaturen hineindenken soll? — Zur moralischen Vogel-scheuche fühl ich mich denn doch zu gut.

„Verhüte Apoll, daß Sie dergleichen Anforderungen niemals gewähren mögen. Lieber verpfiffen Sie das tragische Lustspiel und die komische Tragödie, so lange es Ihnen gefällt.“

Ganz recht — so lange es mir gefällt, denn ich fürchte es wird mir nicht lange mehr gefallen. Manches ist kaum einer Verpfiffung werth, und wenn die deutschen Schauspielschreiber fortfahren, so wenig Abwechslung in ihre Mittelmäßigkeit hineinzubringen, so werden wir über dem Verpfiffen und dem Verpfifferten einschlafen.

„Indes werden Sie doch gestehen, daß das nur von einer gewissen Klasse Titulars

Dichter geschehe, und es muß Ihnen doch Freude machen, der reinen Schöpfung des wahren Dichters den Stempel des ächten Lebens auszudrücken."

O mein Freund, antwortete Sophie mit vielem Feuer, das ihr neue Reize verlieh, diese Freude allein hat mich bestimmt, einen Stand zu erwählen, mit dem es traurig genug seyn muß, da er solche Tadler, und, was noch weit schlimmer ist, solche Lobredner finden konnte, als er sie gefunden hat. — Aber kann uns diese fast bis zur Einzigkeit seltsame Freude für alle die unaussprechlichen sich ewig wiederholenden Verdrüßlichkeiten entschädigen, von denen unser Leben begleitet ist? für das ekelnde Lob des flachen Enthusiasmen, für den widrigen Tadel der Einseitigkeit? — Denn, wenn wir gleich zuletzt eine sehr geruhige Gleichgültigkeit gegen das eine wie das andere bekommen, so ist doch auch nichts Erfreuliches an dieser Gleichgültigkeit,

„Diese bis zur Einzigkeit seltene Freude?
Ist das nicht übertrieben?“

Keinesweges. — Von unsern Lustspielen und Schauspielen sprach ich schon vorhin, es ist ein Jammer nur daran zu denken; es blieb uns also nur die Tragödie, und hier haben wir allerdings unsern Göthe, der in jeder Hinsicht einzig ist. Mit welcher Wonne such ich hier wieder zu geben, was der Künstler den Worten anvertraute — mit welcher Innigkeit bemühe ich mich, seine Iphigenie, sein Elärchen, Claudine, Lila, und die ganze blühende Reihe lieblicher Charaktere mir anzueignen, wie find ich schon in der Bemühung meinen Lohn, wie haß ich es, wenn hier auch nur eine Hand sich erhebt, und durch albernes Klatschen das vollsinnige Leben unterbricht, das, so harmonisch gerundet, und in sich selbst rein ausgebildet dasteht, oder fortschreitet! Das ist aber auch alles; wenigstens erwarte ich es nicht, daß Sie mir irgend einen andern

deutschen Tragöden nennen sollten, der neben diesem ohne Schaamröthe auftreten dürfte.

„Gewiß nicht, antwortete Viktor, denn hier gelten weder schreiend aufgetragene schillernde Farben, denen das ächte Leben so ganz abgeht, noch klingende Worte, die wol brausen und für den Moment erschüttern, aber nicht, wie die Poesie soll, spielend berühren können. Der so ganz armseligen Produktionen eines Isfand oder Kogebue will ich gar nicht erwähnen, so wie man ihrer eigentlich nie erwähnen sollte, außer wenn von unreinen Anthitesen des guten Geschmacks die Rede ist — aber auch ohne diese steht es schon arg genug um unsre Bühne, und in der That, wenn ich dürfte und schon jetzt ein Recht dazu hätte, so würde ich Sie, liebes Mädchen, fragen: Warum wurden Sie Schauspielerin?“

Er ergriff ihre Hand — und sah ihr in das schöne braune Auge. Sie blickte eine Zeitlang sehr ernsthaft, beinaß finstern vor sich

nieder, dann hob sie es, lachte laut auf, und sagte: Das böse Schicksal — das Sie hoffentlich durch neuere Tragödien kennen gelernt haben werden — das ist Schuld daran.

„Ich sehe Sie sonst so gern lächeln, warum nicht auch jetzt? — Nein, Sophie, ich bitte Sie sehr, lachen Sie niemals mehr über das böse Schicksal, das als die schneidende, schroffe Antithese im Hintergrunde des Lebens steht. Nicht deshalb, als könne sich dieses Lachen in Weinen verwandeln, denn hier wäre ja das letztere besser als das erstere, sondern weil es doch immer ein leiser Spott des Lachens bleibt und das Lachen ist doch so etwas Herzliches, Schönes! — Sie müssen mir Ihr Vertrauen schenken, ja Sie müssen, denn ich bin wirklich ein guter Mensch und nicht ohne Streben und Ahnung — Sie dürfen offen mit mir reden, ach! und ich wünsche es so heiß, so innig! — Ich sehe jetzt sehr einsam, und voll heißer Sehnsucht, der noch kein gleiches

Gefühl begegnete, die schon so oft an der starren Wand der Außenwelt zerbrach, und schen in sich selbst zurückfloß, wo sie vielleicht untergehen wird. — — Nein, nein, laß du sie nicht untergehen, theures Mädchen, das ein freundlicher Genius mir zuführte, ich kann dir nicht begegnen, wie einer Fremden, denn du bist mir nicht fremd, o stoße du mich nicht zurück wie einen Fremden; mir würde sonst die erhabenste Freude fremd bleiben, und ich ein Fremdling auf dieser Welt, die einsam zu durchwandeln, der Mühe nicht werth ist. Sieh, ich strecke schon lange meine Hände aus, aber ich faßte nur die leere Luft; wirst auch du mich zurückstoßen wollen? entziehen den Armen, die die Befreundete, die Geliebte zu umfassen streben?"

Er umschlang bei diesen Worten die Erstaunte mit allem Feuer, das so plötzlich und so höchst seltsam aus ihm hervorgedrungen war. Ueberrascht und bestremdet wegen dieses sonderbaren Ueberganges von einer so kühlen

Unterredung zu dieser hitzigen Exaltation; — doch nicht ohne ein schönes, neues, hingebendes Gefühl theilte sie seine feurige Umarmung, und mit tausend süßen Küssen schloß ihr Viktor den Mund, den sie zu manchen, sehr natürlichen Fragen öffnen wollte.

Erst nach einigen seligen Minuten konnte sie sich seinen Armen entwinden, und, indem sie den Zeigefinger hob, sagte sie: Sie überraschen mich also nicht wieder Viktor — gewiß nicht.

Aber ihr Auge widersprach dem strengen Wort, das sie sich vielleicht schon in demselben Augenblick zu brechen vornahm, als sie es aussprach. Dann winkte sie ihm zugehen, weil sie ihre Kunstpflichten abriefen, und er ging gern nach den schönen Momenten, die er genossen hatte. Er fühlte bestimmt, daß er für jetzt nach nichts Höherem streben dürfe, als das war, was er bereits besaß — Ahnung der innigsten Vereinigung, und daß er die Knospe zerstören werde, wenn ein zu

glühender Hauch sie berührte, um ihre Blätter zu entfalten.

„Wie ist mir? rief er in hoher Bewegung aus, als er sich wieder auf der Straße im Freien befand — darf ich der süßen Hoffnung glauben, die sich so sanft in mein Herz ergossen hat? — O gewiß, ich werde ihr glauben, weil ich ihr glauben muß. Wie diesen Gefühlen spielt der Himmel nicht, denn wo sollten wir uns dann hinflüchten mit dem Heiligsten in uns? Wahrlich, wenn das Schicksal dies zerstören wollte: so würde es ja kaum der Mühe werth sein, mich selbst zu zerstören. — Mir widert dieses Menschengewühl, ich will hinaus ins Freie, noch einmal einziehen den süßen Hauch ihres Mundes, noch einmal hören die leise Musik ihrer Worte, noch einmal fühlen den Kuß auf meinen Lippen.“

Er drängte sich durch die Menschen, die ihn schon lange mit Aufmerksamkeit betrach-

tet, und, da sie einige Bruchstücke aus seinem Monologe gehört, wie billig, für einen Träumenden gehalten hatten. „In der That, sagte er lächelnd, wir sollten uns erst dann recht fest auf unsre Vernünftigkeit verlassen, wenn wir von dem Möbel für verrückt erklärt werden. Ich glaube fast, daß ich in diesem Augenblicke dies Schicksal gehabt habe; aber ohne es ganz zu verdienen, denn ruhig bin ich doch wol nicht völlig, und ruhig wünschte ich doch so sehr zu sein, um jenen köstlichen Genuß noch einmal zu genießen. Weg also aus diesem staubigen Gemüth, hinaus in die stille Kühle der frisch ausblühenden Natur.“

„Wie fühlt ich mich so stark, so kühn! — Tausend schöne Gefühle, die das feindliche, enge Leben mit Eis bedeckt hatte, sprossen kräftig hervor, und reden zu mir in wunderbarer Sprache, wie das Rauschen des Hains im Lenz! — O Sonne, wenn der Mensch

sich selbst nicht mehr erkennt in seiner Wonne, und staunend sich fragt, ob er es selbst sei, der diese freudige Trunkenheit genieße. — Ja, ich erkenne deine Güte, trauliche Natur, die du den Sterblichen die schöne Leichtigkeit gabst, sich bald zu Lust und bald zu Schmerz zu bewegen. Gleich entfernt von stürmischer Raftlosigkeit und schwächlicher Ruhe führst du ein harmonisches Stillleben, und ladest freundlich den Menschen ein zu einem gleichen Wandel. Ich erkenne das tiefe Geheimniß, das in dir wohnt, es ist heilige Liebe: — die erhabene Sonne spiegelt sich freundlich in dem kleinen Wassertropfen, und des Vaches Rauschen beantwortet der Wald mit ernstem Wehen. O wehe herab auch auf mich die süßle Klarheit der Liebe, damit ich nicht einsam absterbe in freundloser unruhiger Selbstsucht! — Doch warum bitte ich noch, ich ahnde, daß eine schöne Erfüllung den tiefsten, nie ausgesprochenen Wünschen meiner Brust begegnen werde, ich fühle, daß ich liebe

und geliebt werde. Kann der Mensch mehr fordern? O nimmer will ich die Sünde dieser Unerfättlichkeit auf mich laden; meine Wünsche sind alle gestillt, wenn diese heiße Sehnsucht nach Mitempfindung gestillt worden ist, wenn das liebliche Morgenroth der Liebe durch die Dämmerung meines Lebens strahlt, und in der Begegnung des gleichgestimmten Gemüths die tiefsten Ahnungen meines Herzens mir klar werden, die bis dahin keine Sprache zu finden vermochten. — Triumph! ich bin glücklich! — o wie viele Menschen lebt es wol, die die ganze Bedeutung dieses Worts und seine göttliche Musik verstehen, und einstimmen können in meinen vollstimmigen Jubel?"

— Ich nicht, sagte ein junger Mann, dessen Nähe Viktor in seiner seltsamen dithyrambischen Stimmung nicht bemerkt hatte, ich kann nicht triumphirend ausrufen: Ich bin glücklich, ob ich gleich ehemals gar wohl verstanden habe die ganze Bedeutung und

göttliche Ruß! dieses Worte, — ich kann nicht einsimmen in Ihren Jubel, denn Sie, mein Herr, Sie haben mein Glück zerstört.

Viktor blickte erstaunt auf und erkannte den Jüngling, den er in einem so sonderbaren Verhältnisse mit Sophien getroffen hatte. „Sie glauben mir wol, sagte Viktor mit Theilnahme, zu der ihn seine sanfte Stimmung leitete, daß ich Sie deshalb bedaure, allein Sie fühlen es selbst gewiß schon jetzt, daß keine Schuld auf mir ruhe. Ich finde Sie in einem heftigen Wortwechsel mit einer Dame, Ihre Hize, die in der That den Anstand verlegte, macht mich aufmerksam, ich nähere mich und finde Sie in einer Attitüde, in der sich nur unsere grössten Theaterhelden finden lassen dürfen, nicht aber ein gebildeter Mensch, wofür ich Sie sonst wol halten möchte.“

Antonio (so hieß der Jüngling) schlug ein lautes Gelächter auf. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, sagte er, nennen Sie nur das

Wort nicht. Alle Menschen sind gebildet, oder auch, was ich lieber will, keiner! Leidenschaften haben wir alle, und auch meine schlagen zuweilen empor wie höllische Flammen, — so haben Sie mich gestern gefunden; heute, nachdem eine Menge Stunden und eine erbärmlich lange Nacht ohne Schlaf mich abgerieben und abgeäusert haben, sind sie alle wieder in meine Brust zurückgesunken, und ich bin still und sanft wie ein Lamm, thue keinem Menschen etwas zu Leide und bedarf auch nicht einmal einer hölzernen Waffe. — Nicht wahr, jetzt bin ich welgebildet; gestern aber roh und ohne Zartheit? —

Diktor lächelte mittheilend.

Auch das Lächeln bringt mich nicht auf; doch wäre es wohl gut, wenn Sie sich Ihres Sieges über mich nicht zu sehr überheben, doch, wie gesagt, mich bringen Sie nicht auf, da mich die schlaflose Nacht so harmonisch und fein gebildet hat. Deshalb widerruf ich denn auch, wie billig, meine gestrige Herausforderung.

Dikt. Wallf.

Mein Leben ist mir Gottlob, noch nicht „für eine Stecknadel fest,“ und ich habe die gute Hoffnung, eine Passion wie diese, müsse sich geben mit der Zeit.

„Hm — sagte Viktor mit Empfindlichkeit, so vernünftig ich es auch finde, daß Sie von der Thorheit absehen, wozu Sie mich gestern bereden wollten, so seltsam finde ich doch Ihre Sprache.“

Sie halten Sie vermuthlich für zurückgehaltene Wuth, allein, darin, mein Herr, darin irren Sie gar sehr. Diesen Triumph werde ich Ihnen niemals gönnen — wahrhaftig nicht.

„Sie fühlen wohl selbst, antwortete Viktor, daß ich Ihnen darauf nicht zu antworten brauche; aber ich bedaure Sie, daß Ihre Behaglichkeit so irre auf zwei Extremen umher schwankt, die sie nicht einmal mit Kraft beruhigen kann.“

Kraft? — hm, das ist auch so ein Wort, bei dem man so allerlei ins Blaue hinein denken und meinen kann. — Es ist doch am Ende

nichts anders als eine prekäre Anleihe an die Fantasie, oder die Magd derselben.

„Ich bitte Sie, unterbrach ihn Viktor, dem der ganze Mensch nur ein verfehltes Gemut zu sein schien, das ihm eine höchst widerliche Empfindung gab, ich bitte Sie, mich mit Ihren Expektorationen zu verschonen.“

Wozu auch so viele Worte? — Sie haben Recht — und um ein Mädchen. — Ich bin ruhig.

„Nicht Ruhe ist es; eine alberne Gemeinheit ist es, die aus Ihnen spricht.“

Viktor hatte in der That die Absicht, ihn zu beleidigen. Es war nicht bloß Feindseligkeit, sondern das Gefühl, das er sich von seinen unangenehmen Gefühlen nur durch irgend eine heftige Bewegung retten könnte, wozu ihm eine so pikante offene Beleidigung Gelegenheit geben mußte. Auch verfehlte er seinen Zweck keinesweges; denn bei dem Worte: „Gemeinheit“ sagte Antonio an den Degen.

Der Streit blieb nicht lange unentschieden,

dem Viktor, der seinem Gegner im Fechten bei weitem überlegen war, hatte ihn bald entwaffnet. — „Verschonen Sie mich hinfert mit ihren Vertraulichkeiten, und es mag vorbei sein.“ —

Antonio nahm beschämt seinen Degen von der Erde auf, warf ihm einen verdrießlichen Blick zu, und ging.

Viktor stand in tiefen Gedanken, die eben nicht so wohlthuend sein konnten, als jene, die ihm seine vorige Stimmung eingegeben hatte. Seine Fantasie, die er vorhin nicht ganz ohne Gewaltthätigkeit erhist zu haben schien, versagte ihm jetzt die Farben, mit denen er seine momentane Lage zu umgeben wünschte, und der Versuch einer neuen gezwungenen Anleihe an sie — worin Antonio frevelhaft genug die Kraft des Menschen setzte, — hatte nicht den erwünschten Erfolg.

„Ich mag es mir verbergen, wie ich will,“ sagte er endlich mit Unmuth, indem er den Blick, den er noch kurz zuvor triumphirend

und stolz emporgehoben hatte, nicht ohne trübe Empfindung zu Boden senkte, ich bin in der That verstümmt worden, und dieser Mensch, über den ich eben noch einen so leichten Sieg davontrug, hat eigentlich mich überwunden. Konnte er in so kurzer Zeit sein leidenschaftliches Gefühl besiegen, das gestern noch so hoch flammte, konnte ihn eine einzige Nacht über den Verlust eines Mädchens beruhigen, von dem ich so viel für meine Beruhigung erwartete, bei Gott! was soll ich dann von dem Werth dieses Mädchens denken? — Und es fehlte diesem Antonio, so schwächlich er auch war, nicht an Gefühl für Ehre; denn griff er nicht sogleich an den Degen, als ich das Wort, das ihn verletzen mußte, ausgesprochen hatte, um die ungerechte Beleidigung von sich zu entfernen? — Das Mädchen mochte ich ihm nehmen, nur nicht seine Ehre — wahrhaftig, er schien darauf zu halten, denn sprach er nicht von ihr so selbstsamingeworfen, daß er dadurch eine Flamme in meinen Busen warf? — so kalt bedeu-

tungstes, daß es mir wohl heiß und bedeutend werden mußte? — Verdamnte Zweideutigkeit, in dir liegt gerade die höchste Eindeutigkeit — und die heillose Vernünftigkeit, mit der er sprach, könnte mich rasend machen, daß ich mein kochendes Blut in seinem stoffigen kühlen möchte!“

Seine Unruhe trieb ihn irre auf dem Felde umher, bis er sich endlich an einen Baum lehnte, und auf diesem Standpunkte einen Standpunkt fand, von wo aus er seine Gedanken ordnen konnte.

„Ich bin ein Thor gewesen sagte er, und es fehlt mir durchaus an Erfahrung und Menschenkenntniß —“

— (Es ist ein gutes fernes Zeichen seiner wiederkehrenden Ruhe und Besonnenheit, daß er diese beiden vortreflichen Worte nannte, bei denen er des Lachens nie verfehlen konnte, wenn er auch vorher noch so ernsthaft und finstern gewesen war.) —

„Dieser Mensch, der in einer solchen

Weichlichkeit zu verschwimmen scheint, und innerlich hohl und kraftlos ist, wenn auch zuweilen eine halbe fränkliche Leidenschaft über ihn kommt, die sich noch dazu so fatal und häßlich offenbart, wie gestern, dieser Mensch mit dem verschwommenen Gesicht, dem leeren, glotzen Auge, das seinen Blick nicht einmal zur energischen Albernheit steigern kann, kurz, dieses häßte Produkt der Zeit und ihrer lieblich-dünnea Aufklärung, soll nicht länger den Triumph haben, auf meine Stimmung zu wirken! — Hinweg mit jeder Furcht, die dem Liebenden nicht ziemt, ich fühle Muth in mir, es mit der ganzen Welt aufzunehmen, oder wenigstens sie ruhig zu verachten, so bald nur sie mich innig liebt und ewig! Ja, in der That, ich fühle, daß ich sündige, wenn ich auch nur einen Augenblick zu zweifeln mich erlaube, ich fühle, daß ich ihr meine häßliche Aufwallung des Argwohns abbitten muß, und auch mir, denn auf diesen Moment fällt die Beschuldigung gegen ihn auf mich zurück. Gemeinheit zu

argwöhnen, selbst nur die leiseste Ahnung derselben, da wo sie nicht ist, und nicht sein kann, — das ist auch Gemeinheit. — — Wahrlich der Mensch hat viel zu thun mit sich; nicht einen Augenblick ist er sicher vor dem Schicksal und vor sich selbst. Ich will mich sorgfältig hüten vor jedem Rückfall, oder — setzte er nach einer langen Pause hinzu — sollte ich auf einem ganz irrigen Wege sein, der nie zur Ruhe führen kann und zu der lang ersehnten Klarheit?

Auch Sophie hatte während dessen manchen Wechsel in ihrer Gemüthsstimmung erfahren. Viktor hatte durch seine blühende Gestalt, die von einer leichten Grazie in Aufrund und Bewegung begleitet wurde, und in der That seltsam genug zu seiner nicht ohne alle Künstlichkeit gebauten Rede kontrastirte, durch manche Schmeichelei, der eine gewisse Trockenheit pikante Würze verleiht, zu interessieren gewußt,

so daß in ihrem Innern manche Hoffnungen rege wurden, die schon seit lange schlummerten: denn unmöglich konnten sie von der leichten Menge angesprochen und rege gemacht werden, die sie bisher umgab. — Zwar fühlte sie wol, daß sie ihm nicht das sein konnte, was er in ihr zu finden hoffte, zwar fühlte sie es wol, daß sie nicht ganz wahr gegen ihn sein durfte, wenn sie ihn für die Länge zu fesseln wünschte, — (und diesen Wunsch verhehlte sie sich nicht) — aber sie tröstete sich doch damit, daß sie ihm wenigstens wie eine Unwahrheit zu geben beschloß, auch wenn sie ihm manche Wahrheiten verschweigen mußte. Tiefere Seufzer als sonst entsiegen ihrem Busen, wenn sie sich jetzt betrachtete in ihrer verworrenen äußern Lage, der sie keine vollendet reine innere Klarheit entgegensetzen konnte; und wenn sie diese Wehmuth zumcilen überraschte mitten im Frohsinn, wenn Viktor, der gar bald jeden Zweifel an ihre Treue verbannt hatte, ganz hingegeden der ruhigsten Freude, an ihrem Busen lag, oh!

und er fragte so sanft und so innig: „Was ist dir geliebtes Mädchen, welche Sorgen können sich in dieses Herz schleichen, an dem ich so heilig schlummere?“ — ach; womit konnte sie ihm dann anders antworten, als mit heißen Thränen, die sie sonst nicht kannte! —

„Nur in der Liebe reißt des Lebens Bläthe,
In ihr allein erscheint die hohe Kraft,
Die aus dem Leben erst das Leben schafft,
Das Klarheit walt im mächtigen Gemüthe.“

Als Viktor einß in wonnerevoller Begeisterung in diese Worte ausbrach, da erschien ihr mit einem Male die ganze Bedeutung des Lebens, die sie, vom Taumel der Leidenschaft fortgerissen, an das Bedeutungslose hingegeden hatte, und in dem Gefühl ihrer verlorenen Kindlichkeit erhoben sich manche alte Schmerzen aus der Tiefe ihres Herzens, wo sie lange geschlummert hatten. Viktor lag zu ihren Füßen hingegessen und indem er ihren weißen Nacken umschlang, küßte er ihr weinendes Auge, und das

seidene Haar, das in vollen Locken die helle Stirn umzog.

„O Theuere, sagte er mit tiefer Rührung, wenn diesem holden Auge andere Thränen entfielen als Thränen der Freude, welche heiße Tropfen werde ich dann weinen müssen, ich, der ich deiner nie werth sein kann, ich, der ich noch immer zu hoch stehe, wenn ich vor dir hingefunken bin, und deine Milde preise, die mir vergönnt, deine liebe Hand an mein schlagendes Herz zu legen, und meine heiße Wange in den sanften Wellen deines Haars zu kühlen! Denn, sprich, Geliebte, sprich, was wäre ich ohne dich? Eine wesenlose, irre schwankende Gestalt, die in einer leeren Unendlichkeit vergehen müßte, weil ihr die schöne Form fehlte und die süße Begrenzung! — ein diffusirender Nachhall in der reinen Musik der Menschheit — ein verworrenes Räthsel mit künstlich verflochten Worten, dem die Auflösung fehlte — eine Blüthe, die einsam absterben

mühte und dustlos: — — O Geliebte, ich fühle es wol, daß ich es nie werde aussprechen können das endlose Glück, das du mir gewährtest in deiner Liebe, aber es macht mir Freude, mit der Sprache zu ringen, daß sie mir Worte laihe für meine Gefühle: — Wie bedeutungsvoll und klar, wie erhaben und faßt faßt mir jetzt das Leben, das mir ehemals so eruß erschien und höhere Arbeit und allerlei strenge Pflichten forderte, die ich aber Gottlob! alle wieder vergessen habe! — War mein Taschin damals wol des Aikemhelens werth, das ich daran verschwendete? — Ich verfloge die Zeit, die so flach und leer und ungenüß vorüber-
 flich, denn ich liebte ja nicht, und mußte wol oft die Geduld verlieren, den verirrtenen Knäuel des unharmonischen Lebens Tag für Tag auseinander zu wiseln, Tag für Tag zu füllen das Danoibengefäß meiner Wünsche, das bei jedem deutlichen Blick wieder leer war. — O meine Gatte, du, und ihr Mädchen alle seht diesen Zustand nicht, und könnt ihn nicht

fäßen, denn ihr seid von der Natur mit un-
 sterblicher Harmonie und lieblicher flarer
 Gemüthsamkeit ausgestattet; was aber sollte sie
 nur gleich bei der Geburt einen Hammer mit
 auf die Welt geben, als Symbol unsers Hand-
 werks, Lärm zu machen und Lärm zu treiben,
 und weil wir doch auch gar zu viel Schreien,
 und Eßiges an uns abzarbeiten haben. Denn
 laß du dich ja nicht etwa täuschen durch das
 feierliche Pathos und den vornehmen Ansand,
 mit dem wir unsre Arbeiten beginnen; was wir
 erringen wollen, das ist euch längst in der
 schönen Stille eures Gemüths von selbst zuge-
 fallen, und schimmert genug, daß das Meiste,
 wonach wir mit allen Kräften streben, von
 euch schon längst mit Seht verschmückt worden
 ist. In der That, mein Geschlecht gefällt mir
 wenig, und ich traume sehr eure Güte und
 Milde an, daß ihr unser Betteln um Liebe zu-
 weilen nicht unerhört laßt, und uns wol gar
 ein wenig gut sein könnt. Ach! und ihr wißt
 selbst nicht einmal um eure Güte, ihr Guten,

ihr habt auch dabei gar keine Absichten, und man muß es euch immer erst sagen wie lieb ihr seid, eher glaubt ihr gar nicht daran — und auch das unterlassen die rohen Seelen nur allzuoft, ja sie verbergen es sich selbst recht ge-
 heimlich!“ —

Eider Schwäger! sagte Sophie, indem Lächeln und Thränen auf ihrer Wange stritten, wie sanft schmeichelt sich diese milde Rede in mein Herz! — Ach, was soll ich dir sagen!

„Nichts, du Liebe, gar nichts; nur lächelnd mir zuwinkend, daß du mich doch für keinen gewöhnlichen und rohen Menschen hältst.“

Sophie schloß ihn sanft an ihre Brust, und sagte mit tiefer Rührung: Ach mein Freund, es ist nicht alles so wie du es hoffst; du trübst dich in mir, ich bin so gut nicht, als du denkst.

„Du bist mehr als gut; du bist schön — und nur das eine tadle ich an dir, daß du nicht freudig genug bist. Wenigstens giebst du dich der Freude nicht ganz ausschließend hin,

und das solltest du doch; denn kann es wol das Schicksal verlangen, daß du jemals Schmerz empfinden solltest? Nimmermehr! — deshalb ist es Sünde, wenn du dich irgend einem unbefimmten Gefühl vonummer, oder wol gar der sogenannten Wehmuth überlässest, wobei doch niemals etwas herauskommen kann, als daß du dich selbst verkenneest, was du leider ohnehin schon Anlage hast. — Könnte ich mir nur das Verdienst erwerben, dich ein wenig stolz zu machen, und . . . "

Etolz? ach, mein Freund, es ist Noth, daß ich sehr demüthig bin! — worauf könnte ich stolz sein?

„Worauf? seltsame Frage, daß du ein Mädchen bist, und noch dazu ein gutes, schönes, gebildetes. Du lächelst mich an durch deine Thränen? — Ei, du muthest mir doch nicht zu, ich könne hier Scherz treiben? — Der Himmel behüte mich davor! — Denn, wahrlich, wenn du und die Wenigen deines Gleichen nicht stolz sein dürften bloß darauf, daß sie sind, was

sie sind, was sollten wir dann thun, ich und die Vielen meines Gleichen, die wir uns wol gar auch ein wenig Hochmuth erlauben? Wir sind ja in der That nicht werth, die Klemen eurer niedlichen Schutze aufzulösen, und ihr — laßt ja auch keine männliche Hand dazu. — Lächelst du schon wieder so ungläubig? — Mich könnte das verdriessen, wenn ich es nicht für eine gar zu schwere Uebelthat hielte, über irgend etwas verdriesslich zu werden, was ihr sagt oder thut, weil ihr doch fast immer recht habt. Hier aber ist das Recht, bei Gott, auf meiner Seite, denn stolz mußt du noch werden, ich ruhe nicht eher, als bis ich dich so sehe. Oder wenn du glaubst, daß sich der Stolz mit der Harmonie deiner Ausbildung nicht wol vertragen dürfte, nun so darf ich dir doch wenigstens die Freuden nicht erlassen: — Der mußt du dich ganz weihen; nicht etwa wie einer schönen Kunst, sondern wie der schönen Kunst im Allgemeinen; und in der That, ihr seid nicht ganz tugendhaft, wenn ihr nicht von ganzem Gemüthe freudig seid.“

Sophie verärbte sich bei dem Worte „tugendhaft“ das er in ganz andrer Beziehung als wie sie es jetzt fühlte, und ohne alle Betonung ausgesprochen hatte. Sie blickte stumm vor sich hin, und in ihrem Auge war keine Thräne mehr, aber auch kein Lächeln.

Von ganzem Gemüthe, fuhr Viktor fort, der im Eifer seiner Rede den Wechsel ihrer Gesichtsfarbe nicht bemerkte, das ist es eben was euch so schön macht, daß ihr alles, was ihr seid, von ganzem Gemüthe seid. In euch ist keine Halbheit, wie in den Meisten von uns, und deshalb, weil ihr von so ungetheiltem Wesen seid, ist auch eure Freude so ungetheilt. Bei uns aber, die das Schicksal so recht com amore heßt, und uns nie zu Athem kommen läßt, bei uns ist die Freude, wenn auch keine gemeine Lustdicke, doch nie die liebliche Götterin, in deren Umarmung ihr euch ergötzt. Uns, wahrlich, uns schiebt man meistens nur eine Wolke statt der Juno vor; auch verstehen ja die Wenigsten von uns zu spielen, und das ist ein Vist. Daus.

großes Unglück, denn eine ernsthafte und profaische Freude giebt es nun einmal nicht. Die Meisten von uns sind nur irre Strebende nach etwas Seltsamem, wofür wir keinen rechten Namen wissen, oder nach etwas durchaus Tölelem, das wir höchst verständig nennen, oder nach etwas ganz Leetrem, dessen Leerheit wir uns nur nicht selbst eingestehen wollen. Solchen blinden minirenden Maulwürfen kann man nichts anders zurufen als Hamlets tief sinniges Wort: „Gieb Dich zur Ruhe, armer Geist!“ Euer Streben aber und euer Erstrebtes fällt in Eins zusammen, oder vielmehr ihr strebt gar nicht, weil es nicht nöthig ist, denn ihr habt alles ursprünglich. — — Doch, ich rede immer fort von dem, des das Herz so voll ist, und du bist gütig genug, meine Rede voller Salbung nicht zu unterbrechen, die natürlich unendlich sein muß, weil sie das Unendliche im Endlichen auszusprechen wünscht.“

Tage lang wollte ich dir zuhören, mein geliebter Viktor, aber heute bringen deine Worte

nur in ein bewegtes Herz, das die Ruhe nicht finden kann. —

Viktor legte die Hände um ihren schlanken Leib, blickte ihr seelenvoll in das schöne Auge, das sie jetzt langsam zu Boden senkte, und sagte mit tiefer Rührung: „Bin ich es nicht, der Ruhelose, der deine Ruhe gestört hat?“

Sie seufzte tief, sah ihn lange und seltsam an, und ging schweigend in ein Nebenzimmer.

Viktor stand lange stumm und tief erschüttert da. Tausend irr bewegte Gedanken schwankten in seiner Seele, ohne sich mit einander befreunden zu können. Er hatte das reinliche Gefühl noch niemals gehabt, die Geliebte nicht begreifen zu können, und so ahnte er denn auch jetzt zum ersten Male den Schmerz, den ein solches nicht gelöstes Räthsel in einer Brust, die jede Verworrenheit haßt, hervorbringen muß. Er fühlte sich von Neuem eins.

sam, und dachte nach langer Zeit wieder an seinen Freund Albert, dessen Briefe er schon seit Monaten nicht beantwortet hatte. Er machte sich harte Vorwürfe darüber, daß er ihn so lange vergessen konnte den Theuern, der ihn so innig liebte. Aber er that sich selbst Unrecht, er hatte ihn nie vergessen, aber durch das neue Verhältniß zu Sophien, das sein Gefühl bald auf den höchsten Ton der Leidenschaft stimmte, bald wieder herabfallen ließ zu einer süßen Ernüchterung und poetischen Trägheit, war er an der Mittheilung gehindert, die er sonst seinem Freunde nie versagte. Auch scheute er vielleicht Alberts klare und tiefe Besonnenheit, die wol Manches gegen eine Verbindung einwenden konnte, worüber er sich selbst geärgern mußte, daß er sie nicht ohne Eitelkeit und Eilfertigkeit begonnen hatte. Er fühlte tief, daß er seines Rathes bedürfe, und vielleicht bald auch seiner Hülfe, und seines Trostes bedürfen werde; aber nicht bloß die Empfindung dieses Bedürfnisses löste ihm ein

die Sehnsucht nach seinem Freunde, es war eine höhere Wallung in ihm, daß er ihn an seine Brust zu drücken wünschte.

Er konnte sich immer noch nicht entschließen, das geliebte Zimmer zu verlassen, in welchem ihm so wohl gewesen war, und das ihn vielleicht auch schon durch die genialistische Unordnung angezogen haben würde, wenn die Besitzgerinn ihm nicht so theuer gewesen wäre. Er ging ans Fenster und sein Gesicht sank auf einen Rosenstock, den er oft mit ihr gemeinschaftlich begossen, und dessen Duft er manches Mal in langsamen Zügen eingeathmet hatte. Aber ein früher Nachtfröhl, der schon im Anfange des Oktobers den nahen Winter verkündete, hatte ihm seinen köstlichen Duft geraubt, und von einer leisen Betäubung sanken die künstlich erhaltenen Blätter seiner Krone. Viktor, der jetzt in der Stimmung war, in der uns alles bedeutend und wie ein Fingerzeig des Schicksals erscheint, lächelte schmerzhaft, und spielte trübe

mit den weißen Blüthen. Er ging an das Pianoforte, und berührte mit langsamem Griff die Klaven, aber ein schreiender, verstimmtcr Ton schrie ihn ein wenig zurück. In diesem Augenblick trat ein junger Mensch herein, der trotz seines malkalten, gemeinde:müthigen Gesichts ziemlich brutal nach Sophien fragte. Viktor antwortete ihm kurz und unmutbig, sie sei nicht zu Hause. — — „Nun, antwortete der Mensch, die ewigen Wege habe ich satt. Sein Sie so gut, ihr diese Rechnung zu übergeben; mein Herr fängt an ungeduldig zu werden, und wenn er gleich nicht gern der Salomonte vergessen möchte, die er einer Dame schuldig ist, so könnte es doch leicht kommen, daß ihn dies ewige Zaudern und Hinhalten zu einem Schritte trächte, der für beide Theile nicht anders als unangenehm sein dürfte.“

Insolenter Mensch! rief Viktor, dem seine Entrüstung sehr wohl that, weil sie ihn so schnell aus der dumpfen Stimmung riß, der mit der Rechnung, ich bezahle sie!

Er riß sie ihm aus der Hand, und entfärbte sich; denn die Summe war sehr beträchtlich, und er hatte kaum so viel, um sein Wort zu halten. — „Jetzt augenblicklich fort, oder ich möchte ihm zeigen, daß ich der Freund der Dame bin, der Er so rüdelhaft gedroht hat.“

Der Mensch machte eine heftige Verbeugung, brummte für sich von vielen Freunden, die sie schon gehabt habe, und entfernte sich.

Viktor dachte in diesem Moment zum ersten Mal mit wahren Schmerz daran, daß seine Vermögensumstände so beschränkt waren, auch bedauerte er es in Hinsicht auf Sophie sehr, daß er bis jetzt, auch bei dem besten Willen, sich niemals mit der Oekonomie hatte vertraut machen können. Doch war er noch immer nicht sehr besorgt für seinen künftigen Unterhalt, denn er fühlte viel Muth und Kraft in sich, wenn er daran dachte, seine Sophie zu ernähren, ja er erlaunte nicht wenig, daß er sich sogar bereit fühlte, um ihrwillen irgend ein öffentliches Amt anzutreten, ein Entschluß, zu

dem ihn sonst kein Mensch in der Welt hätte bewegen können.

Dann aber dachte er wieder mit großem Verdruß daran, daß das gemeine Leben so rauh und ungeschlachtet in den Cirkel eindringen durfte, den Sophie um sich her gezogen hatte, und er wußte, daß die Frauen dergleichen plumpe Anfechtungen der Außenwelt und des Schicksals nicht so leicht ertragen, als die Männer, welche nun einmal alle Härte und Schreßheit, aber auch (wegen des beständigen Widerspruchs in ihnen) alle Ironie in Beschlag genommen haben. Der Witz und die Laune, mit der allein die Plattitüden des Lebens aufgenommen werden müssen, wenn sie uns nicht nach und nach schwächen oder wol gar erdrücken sollen, ist dem weiblichen Geschlechte nicht zu Theil worden, sie sind zu mild, zu gütig, und haben zu viel Rücksicht vor dem sogenannten Necken. Er wußte nicht, ob er sich freuen oder es beklagen sollte, daß sie ihm von diesen dringenden

Verhältnissen noch nichts gesagt hatte; weil sie sie entweder, als eine der wenigen Ausnahmen ihres Geschlechts, nicht achtete, oder — nicht Zutrauen genug hatte, sie ihm zu entdecken. Dann aber dachte er wieder nicht ohne tiefe innere Furcht daran, diese Schuld könne vielleicht nicht die einzige sein, und er fühlte sich unermöglich ihr zu helfen, denn sein Vermögen war bei der unklugen Art zu leben, fast ganz hinuntergeschmolzen, und wenn er gleich manche bedeutende Kenntnisse in Wissenschaft und Kunst besaß, so verstand er doch die Kunst zu erwerben durchaus nicht. Er, für sein Theil, war deshalb nie besorgt gewesen, und hatte ganz das gute Schicksal walten lassen, allein jetzt, da ein geliebtes Wesen sein Schicksal durch die zartesten Bande an das seinige geknüpft hatte, jetzt erfüllte sich sein Gemüth mit Sorgen für Nahrung, die ihm um so drückender sein mußten, je neuer sie ihm waren. Ihm, der bis dahin meistens nur ein intensives Leben geführt hatte, und nun so plötzlich in ein exten-

fiess geschleudert wurde, ihm kam es vor, als habe er bis jetzt nur eine duftende Flur an einem sanften, monderhellten Maiabend durchwandert, und werde nun auf einmal in ein Haides- und Moerland geworfen, wo die Natur den Alhermittwoch feiert, und vertraulich mit dem Novemberschlacker kofet.

Von manchen streitenden Gefühlen bewegt eilte er endlich die Treppen hinab, um ins Freie zu kommen; aber er wurde, als er schon an der Hausthür war, durch die Wirthin aufgehalten, die ihn mit vieler Freundlichkeit bat, nur ein wenig zu verziehen, und mit in ihr Stübchen zu kommen, wo sie ihm Dinge von Wichtigkeit anzuvertrauen habe. Ihre Stimme war so leise und sie sah sich dabei so oft um, ob man sie auch nicht behörche, daß Viktor, der ehedem schon zum Trübsinn gestimmt war, alles von ihrer geheimnißvollen Miene fürchtete.

„Neden Sie nur gleich hier, sagte er ängstlich, was bedarf es der vielen Umstände? Warum soll ich erst mit Ihnen in Ihr Zimmer

gehen? Können Sie mir nicht auch hier erzählen, was Sie mir zu erzählen haben?"

Wie leicht könnten wir hier beobachtet werden. Kommen Sie nur. Es ist ein Geheimniß.

Das Wort war unserm Freunde von jeher verhaßt gewesen, denn noch fast nie hatte ihm ein gelöstes Geheimniß etwas Gutes verkündet.

„Ich kenne Sie zwar nur wenig, sagte die Frau, nachdem sie mit vieler Bedächtigkeit Stühle gesetzt hatte, aber Sie scheinen mir ein junger, unerfahrener Herr zu sein, den man warnen muß, auch wenn er die Warnung nicht gar wolaufnehmen sollte, wie ich denn davon schon mehrere Beispiele erlebt habe, daß dergleichen gutgemeinte Rathschläge, wie ich Sie Ihnen jetzt geben möchte, mit Spott und Hohn und Un dank zurückgewiesen worden sind.“

Ohne Vorrede, ich bitte Sie sehr!

„Ganz gern; auch kann ich mir Ihre Unruhe wol erklären, und ich möchte Ihnen in der That wol nützlich sein, indem ich Ihnen einen Irrthum benehme, aus dem Sie doch

über kurz oder lang aufgeweckt werden müssen.
Sie lieben Ramsell Sophie?"

Ja; und mehr als Sie wahrscheinlich zu fassen vermögen.

„Desto schlimmer, denn dann werden Sie auch wol glauben, daß Sie von ihr eben so wiedergeliebt werden?"

Und hier, sagte Viktor, mit krampfhafter Bitterkeit, hier wäre der Irrthum?

„Allerdings — hier ist er.“

Weiter, weiter! Beweise, Beweise! oder bei Gott, ich vergesse, daß . . .

„Mit dieser Heftigkeit richten Sie nichts aus, fuhr die Frau mit großer Ruhe fort, indem sie eine Nadel an ihrer Haube befestigte, Sie sind betrogen.“

Betrogen? rief Viktor, indem er ihre Hand zwischen die feinen preßte.

„Ganz recht, so sagt' ich.“

~ Betrogen? hüte dich, mich zu betrügen, oder bei Gott, ich möchte mich so in diesem betrügen und betrogen werden verlieren, daß

ich wol um meine Seligkeit betrogen werden könnte.

„Sie dauern mich wirklich, sagte die Frau mit vermehrter Theilnahme, Sie sind ein junger Mann, dem man es wol hingehen lassen kann, wenn er sich ein liebes Mädchen wünscht, das um ihn sei, und gern und willig wie er um sie. In Sophien haben Sie es nicht gefunden. Sie nimmt Besuche an. Noch heute Morgen war ein junger Herr bei ihr stundenlang. Ich will Ihnen nur geradezu gestehen, daß ich gehercht habe, und ich sehe gar nicht ein, warum nicht, denn ich habe nun einmal Interesse für Sie, und zwar ohne allen Eigennuz, denn ich weiß, Sie sind ohne Vermögen. — Genug, ich wollte hinter die Wahrheit kommen, und hörchte.“

Und was hörten Sie? — nein, sagen Sie mir es nicht, ich fürchte, der Miston würde mein Inneres aus einander reißen.

„Er bot ihr seine Liebe an, und versprach ihr viel. Reich mußte er sein, das sah ich wol

an seinen Fingern, die von Diamanten schimmerten. Auch war seine Figur in der That gar nicht übel; und er hatte in seinem ganzen Wesen so ein gewisses Etwas, — wie nennt man es doch?“

Viktor holte tief Athem, und sagte halb bewußtlos: das mich zur Verzweiflung bringt.

„Ganz recht, Sie zur Verzweiflung, und die Ramsell zum Vergnügen. Sie that anfangs sehr spröde, nachher aber schien sie doch ein wenig gerührt, und als er beim Abschiede die wehmüthige Bitte that, sie besuchen zu dürfen, da antwortete sie zwar nicht, aber sie nickte ihm doch recht freundlich zu, welches denn in gutes Deutsch übersetzt: Ja heißt.“

Ja, rief Viktor betäubt, ohne zu wissen, was er sagte, ja? — O Gott, nein! — nein!

„Nein? — keinesweges, wenn man nein durch ein Zeichen ausdrücken will, so schüttelt man mit dem Kopfe. Nicht wahr?“

Wahr? — o wäre sie es gewesen!

Ja, es wäre wol gut, wenn sie wahr ge-

gen Sie gewesen; so aber ist es wahr, daß sie nicht wahr gewesen ist.

Es ist nicht möglich!

„Ach! das ist ein weites Wort, dessen Ende kein Mensch abschén kann.“

Sie haben falsch gehört.

„Nicht doch, ich habe nur eine Falsche gehört.“

Sie sind eine Betrügerinn, eine Verläumderinn, ein gemeines Weib.

„Ich bin das alles nicht; aber eine Thöerinn wár ich, wenn ich Ihnen in Ihrer Lage ein Wort übel nehmen könnte.“

„So ist es wahr? wirklich wahr? — nein, nimmermehr! — Sophie treulos? — Nein, die Bedeutung dieses Wortes dringt nicht in mein Herz, aber schon der bloße Miston regt es empörend auf. Aber Sie bleiben so ruhig bei Ihrer Behauptung? o diese Ruhe ist schrecklich, denn sie sagt mir, daß ich nie wieder ruhig werden kann!“

O mein lieber junger Herr, darin irren Sie

gar gewaltig; ruhig wird man doch wieder, wenn es auch nicht so die recht ächte Ruhe sein sollte. — Auch ich glaubte einst, es sei nun alles verloren.

Sie hielt inne, und ergriff Viktors Hand. Dann sagte sie mit steigender Rührung, die seltsam genug zu ihrer vorigen fast spielenden Ruhe kontrastirte: „Ich hatte auch einst einen Geliebten, der mich mit tausend Thränen und Schwüren versicherte, ich sei seine erste und werde auch immer seine einzige Liebe bleiben. Es war zwar recht albern, aber auch recht rührend, daß ich ihm das so glaubte; natürlich, daß er mich verliebte, und wie er die Stadt im Rücken hatte mich bald aus dem Gedächtnisse verlor. Das ist ein ganz gemeines Schicksal; aber auf mich hat es nicht eben gemein gewirkt. Der Mensch kann entsetzlich viel aushalten, und wenn er auch ermüdet, und wenn er auch verzweifelt; ganz aufgeben mag er das Leben doch nicht. Auch darf man ja niemals glauben, das Schicksal sei nun fertig

mit dieser oder jener Art von Leiden, es könne wenigstens in dieser Gattung nichts Neues mehr erfinden — o gewiß, es kann — es wird — denn es ist unerschöpflich, aber unsre Geduld nicht minder. Je mehr wir außer uns gerathen, desto mehr gerathen wir auch in uns zurück, und je gebildeter und schöner der Mensch ist, desto ungebildeter ist der Zufall gegen ihn. Doch, ich komme ins Schwagen und Grübeln, das mir selbst oft lästig wird, weil es oft sonderbar weit führt, ich wollte Sie nur gern trösten. Aber Sie hören mich nicht.“

Ich will Niemanden mehr anhören, der mir ein Geheimniß entdecken will — Niemanden, denn immer noch lauerte irgend ein Ungeheuer hinter diesem Worte. Verflucht sei Dein Geheimniß! und ich bin ein Thor, daß ich Dich angehört habe.

„So hab ich Sie nicht gewünscht, und jetzt fürchte ich allerdings für Sie.“

Für mich? Thörin, für mich ist die Furcht zu Ende wenn Du wahr gesprochen haßt: bist
Bist. Wallf.

Du aber eine Lügnerin, so ist es an Dir, für Dich zu fürchten.

„Ich fürchte nichts, denn ich redete die Wahrheit, aber fast reuet es mich, daß ich sie Ihnen entdeckt habe, denn ich fühle es, Sie werden sich nicht ohne große Schmerzen von ihr losreißen können.“

Nicht ohne große Schmerzen? fühlst Du das?

„O ja, gewiß, und ich habe viel Mitleiden mit Ihnen —“

Es könnte kommen, daß ich es bald mit mir selbst haben möchte —

„Denn losreißen müssen Sie sich nun doch einmal?“

Muß ich?

„Wenn Sie sich nicht über gewisse Dinge hinwegsetzen können —“

O ich möchte mit einem gewaltsamen Sprunge über mein ganzes Leben hinwegsetzen, wenn ich mir das auch nur auf einen Augenblick als möglich denken soll! — Zwar kenne ich mein Schicksal recht wol, und weiß, daß

es nie aufhören wird, mich vor sich herzuja-
gen, voll Schweiß und ohne Athem, aber bis
zu dieser Barbarei wird es mich nicht verfol-
gen, weil nachher jede Verfolgung unmöglich
werden würde, so weit nicht, weil es sonst sich
jedes Weitere unmöglich machte.

„Ich glaube nicht, daß das der rechte Weg
sei, um sich zu beruhigen.“

Viktor ging an ein Fenster, und sah einige
Minuten stumm und nachdenkend vor sich nie-
der; aber es war ihm nicht möglich, sich auf
eine entschiedene Art seine vorige Ruhe und Be-
sonnenheit wieder zu geben, er konnte es nur
auf eine spottende Weise, und mit einer halb
forcirten Laune versuchen.

Am Ende, sagte er, indem er zu lächeln
wünschte, was ihm aber mißlang, am Ende
ist es nichts, als ein albernes Spiel des Zu-
falls, der seine Poffen mit mir treiben will,
daß ich als bloßer Thor dastehe. Kann es nicht
irgend ein Verwandter, oder Bruder gewesen
sein, der, Gott weiß, durch was für roma-

neſte Abenteuer von ihr verſchlagen war, und nun zurück kommt, plötzlich wie ein Dieb in der Nacht? Kann man das nicht in mehreren wol ſtiliſirten Romanen und Familiengemälden des Breiteren leſen, wo das alles mit gehöriger Gründlichkeit motivirt worden iſt? — und ſieht es nicht dem Schickſal ganz ähnlich, einen ſolchen romantiſchen Fegen in mein Leben hineinzuwerfen, gerade weil ich dergleichen Romane mit motivirter Gründlichkeit ſehr motivirt und gründlich verachte? —

Er hörte auf, da das Fremdartige dieſer Sprache in einer ſolchen Lage ihn ergreifen mußte, beſonders da die Wirthin, welche ein nicht gemeines Intereſſe für ihn gefaßt zu haben ſchien, einen ſehr wehmüthigen Blick auf ihn ſenkte. Er ſchien ſich geſammelt zu haben, und fragte mit ruhigem Ton:

Kennen Sie den Mann, der mit ihr redete.
Es war doch nicht Antonio?

„Ich kenne dieſen Namen nicht.“

Es bedarf auch dieſer Frage nicht. Nein,

dieser kraftlos forcirte Weichling war ihr niemals etwas anders als Ziel des Spottes und des Wises, und diese Talente dürfen bei keinem Mädchen verrosten, wie viel weniger bei Sophien? Ihn habe ich nie gefürchtet, so bald ich ihn kannte, denn der ganze Mensch ist ekel und unschmackhaft wie eine Lasse Thee, die über Nacht gestanden hat. Auch ist sein Aeußeres gemein, so wenig er das auch gestehen mag, und seine Verworrenheit hat ihm auch nicht einmal etwas Pikantes gegeben. Er ist weder künstlich noch natürlich, weder gebildet noch roh, weder süß noch sauer, kurz gar nichts, als — durchaus unleidlich.

„Nun, da thun Sie freilich wol, sich vor einem solchen Nebenbuhler nicht zu fürchten, allein der kann es nicht gewesen sein. Der, von dem ich Ihnen erzählte, war ein ganz anderer Mann. Jung und schön —“

Schön? in der That?

„Viel Charakter im Gesicht.“

Im Gesicht wol nur allein?

„Hm — er schien der Mann nicht, der sich in einem einzigen Gespräch erforschen läßt.“

Gewiß — gewiß — ich bin sehr geneigt, ihn für einen großen Dichter zu halten, der gar Vieles verschweigt, damit man den Meister an ihn erkenne, der den tröstlichen Faktor in der Brust behält, und ihn nur leise andeutet durch den schwachen Exponenten.

„Es war viel Grazie in seinen Bewegungen.“

Ich fürchte, ich werde sie verlieren, wenn ich ihm begegne.

„Er wußte seine Worte wohl zu setzen.“

Es steht zu erwarten, ob auch den Degen.

„Hm! — Das würde Ihnen doch wol wenig Trost verschaffen, wenn Sie sie untreu finden sollten.“

Wenig, sehr wenig — es ist wahr; — aber es würde mich doch aus diesem dumpfen Schmerze reißen, dem ich unterliegen dürfte. — Es giebt Augenblicke, wo wir zu viel empfinden, um irgend etwas zu empfinden. Ich

bin in einem solchen. Doch reden Sie weiter, ich will mich zwingen, Sie ruhig anzuhören. Beschreiben Sie ihn mir mit Wahrheit, und so detaillirt als möglich.

„Er ist etwa mit Ihnen von gleicher Größe.“

Ich freue mich nicht, ihm zu gleichen.

„Braunes Haar, kurz abgeschnitten.“

Wie meine Hoffnungen.

„Schwarze Augen.“

Schwarz? — hat sich mein Gesicht darin verborgen?

„Voller Feuer.“

Ich will es nicht erkalten lassen, wenn ich ihm entgegengehe.

„Ein sehr regelmäßiges Gesicht. Ich glaube, man nennt ein solches Profil Griechisch — Stirn und Nase, wie ein Strich! — Nicht wahr, das nennt man so? —

Fragen Sie mich nicht. Ich weiß nur, wie ich zu nennen bin? — Unglücklich, — Doch weiter!

„Auf der linken Wange hatte er eine Narbe, die ihm gar nicht übel ließ.“

— Auf der linken Seite? — Sonderbar!

„Warum sonderbar?“

Mein Freund Albert hat eine gleiche Narbe, die ihm auch sehr schön steht.

„So? — den kenn ich nicht.“

Ich glaub' es. Auch ist er leider weit, weit! — Fahren Sie fort.

„Er ist schlank, groß, und hat, trotz seiner Jugend, schon tiefe Züge, die ihm in der That ein großes Interesse verschaffen müssen.“

Müssen? — Hm, mir kann es Niemand vorwerfen, daß ich mich nicht genug für ihn interessirte. —

„Mit meiner Beschreibung bin ich fertig. Ich kann ihn Ihnen ja nicht mahlen, und — daß er einen braunen Frack trägt, kann Ihnen wol ziemlich gleichgültig sein.“

Es ist genug, übergenuß. —

Er ging mit unsichern Schritten im Zimmer auf und ab, und als er dem Spiegel nahe

kam, erschraf er ein wenig über sein blasses Gesicht, dessen blühendes Leben er am frühen Morgen noch mit Wohlgefallen betrachtet hatte. —

In der That, sagte er, ich sollte mich schämen, daß diese Geschichte so sehr auf mich einwirken konnte, da sie sich doch noch recht gut endigen kann. Glauben Sie ja nicht, daß ich so schnell den Glauben an meine Sophie verloren habe. Wahrlich nicht. Auch bin ich ganz ruhig, (fuhr er fort, indem seine Anis wankten, und die zuckende Bewegung der Stirnadern den innern Kampf verräth,) — ganz ruhig und wol, und hoffe das Beste. Nur ein wenig matt.

Er setzte sich auf das Sopha, und die bleiche Wange sank ihm in die harte Hand.

„Wird Ihnen nicht wohl?“ fragte die Wirthin.

Viktor antwortete nicht.

Sie ging schnell an die Thür — „Geschwind, ein Glas Wasser — tummle dich, Rosalie —“

Viktor fuhr auf: Rosalie?

„So heißt meine Tochter.“

Rosalie? — Oh, woran erinnern Sie mich?

„Auch eine solche Bekanntschaft? — Wahrhaftig, junger Herr, Sie scheinen schon manche Erfahrung gemacht zu haben.“

Rosalie! keuchte er laut.

Da bin ich, Mutter, sagte diese, indem sie mit dem Glas Wasser hereintrat.

Sie zeigte nach Viktor, und die Kleine näherte sich ihm nicht ohne Zucht, weil sie ihn für krank hielt, was er auch vielleicht war.

Viktor trank und küßte dem Kinde die Stirn, das sich über den sonderbaren Menschen nicht genug wundern konnte.

„Warum küssen Sie mich?“ fragte es.

Um deines schönen, rührenden Namens willen.

„Ist der Name Rosalie so rührend?“

Wohl ist er das! —

Er setzte das Glas weg, nahm Hut und Stod, und sagte zur Wirthin: Ihnen, gute

Frau, danke ich von ganzem Herzen, denn, wenn Sie mich auch verwundet haben, so charactern Sie es doch aus guter, uneigennützigcr Absicht. Hab' ich Sie beleidigt durch irgend ein Wort — denn ich weiß nicht deutlich, was ich gesprochen habe — so vergeben Sie mir. Mich hat man vielleicht so schwer beleidigt, daß ich niemals werde vergeben können; — ach! — und — wird man meine Vergebung dann wol erbitten wollen?

Es war schon beinahe Abend geworden, als Viktor aus dem Hause ging, indem er heute einen so mannigfaltigen Wechsel von Empfindungen erfahren hatte. Ein heller freundlicher Sternhimmel blickte zu ihm herab, und der klare Schein des Vollmonds erleuchtete die erhellten Gassen, in denen manche fröhliche Spatziergänger scherzend auf und niederwogen, die des Tages Mühe und Arbeit längst vergessen zu haben, und sich auf die süße Ruhe

der Nacht zu freuen schienen. Er fühlte sich in diesem Augenblick so arm, daß er glaubte, ein Jeder müßte ihm seinen Schmerz im Auge lesen; darum vermied er auch die Menschen die ihm begegneten, und ging still und langsam und mit gesenktem Haupt dicht an den Häusern vorbei.

Diese Menschen, sagte er, sind alle froh und gefellig, ich darf mich ihnen nicht nähern, denn es ist ein unaussprechlich tiefer Schmerz in meiner Brust, und ich bin so einsam daß nur die Einsamkeit bei mir ist. Wenn das so fortgeht, dürfte ich leicht den Wunsch bekommen, mich selbst auch nur zu verlassen, und — das geht doch nicht. — "

Eckig ist es doch, fuhr er fort, daß der Mensch in seiner innersten Tiefe so reichlich ist. Auch ich fühle mich nicht frei davon, und ich setze dem Unglück viel Hartnäckigkeit entgegen, die nicht daran glauben will, und beharrt — mein Unglück werden kann. Wenn ich

hinauf sehe zu dem erhabenen Firmament, wo
 der Mond und die Sterne in stiller Reinheit
 ihren ewigen Kreislauf beschreiben, auf dem
 sich nichts Gemeines ihnen entgegenstellen und
 das Lächeln unterbrechen darf, mit dem sie sich
 selbst in lieblichem Stolz anschauen — ach,
 wenn ich zu euch heraufsehe, ihr leuchtenden
 Gestirne, so wird mir wohl, und ich vermag
 an keine Täuschung zu glauben, die der seligs-
 ten Wallung des Gemüthes spotten könnte; —
 aber wenn ich um mich her blicke zu den Men-
 schen, die sich selbst nicht versichern in ihren
 Wünschen und Hoffnungen, die von der Vio-
 lette des Lebens nur den Staub abstreifen,
 die die ruhig bestimmte Schale gern in das
 Chaos zurückführen möchten, weil die Arbeit
 das einzige Element ihres Lebens ist, das nicht
 dauern kann in der Ruhe, die sich nicht freuen
 können, als mit verhaltenem Stolz und tief
 verpackter Wuth, die sich nicht täuschen kön-
 nen, weil ihr ganzes Leben eine einzige Täu-
 schung ist — ach! wenn ich daran denke, so

ahnde ich es, wie auch Euphie mich getauscht haben könnte. — Getäuscht? — wie mich das Wort anspricht — rührt es mich nicht an wie ein summer Weiß, den anzuschauen kein sterbliches Auge Muth genug hat? — Getäuscht? — Von dem geliebten Wesen getäuscht, aus dessen Händen ich den Himmel heile? — o, bedarf der noch einer Hölle, der durch diese Hölle ging, und kann es einen Himmel geben, der dafür Lohn hat? — Je mehr ich mich in dem Gedanken verliere, je mehr fühle ich, daß ich ihn nie werde ganz ausdenken können, ich fühle, daß ich in ihm schnell altern würde, sehr schnell, und doch dürfte die Jugend jählich bleiben, um den Schmerz über das frühe Alter desto tiefer zu empfinden. — Getäuscht? — o, mein Gott, wer führt mir das Wort so unaufhörlich zu? Ich will ja nicht mehr daran denken. — Ich werde das nicht lange ertragen! . . . — Zwar binden mich viele und starke Bande an das Leben, aber ich bin doch stärker als sie alle, und kann sie alle zerreißen,

wenn sie mir läßig werden, oder wol gar verächtlich! — "

„Verächtlich? bewahrt mich der gute Geist meines Lebens vor diesem Gedanken, der, so ganz entfernt von aller Religion, mein ganzes Wesen veränderte würde, daß es, aus sich heraus gefallen und von sich selbst gerissen, zu Grunde gehen müßte. — Nein, nichts Barmherzigeres, — ich will dulden! — Gibt es denn auch eine Noth gegen eine Geliebte, wenn sie auch das Schönste und Höchste in uns mißhandelt? Was können wir anders thun, als schweigend leiden und schweigend sterben!“

Er stand jetzt vor seiner Wohnung und ging die Treppe hinauf. Man erzählte ihm, er sei während seiner Abwesenheit zu wiederholten Malen ein junger Mann da gewesen, der sich sehr anregentlich nach ihm erkundigt habe. Nach der Beschreibung konnte es Albert sein,

allein Viktor war nicht in der Stimmung, etwas Erfreuliches zu hoffen. Den langersehnten Freund wieder an seinen Busen zu drücken, sein sorgenvolles Herz an die ruhige Brust des Geliebten legen zu dürfen, diese Freude schien ihm zu groß, als daß er auf sie hätte hoffen sollen, besonders am heutigen Tage, der ihm einmal ganz ausschließlich zur innern und äußern Ruhe bestimmt zu sein schien. — Aber der tiefe Schmerz an Albert war in ihm doch schon zu lebhaft geworden, als daß er den langen Abend auf seinem Zimmer einsam hätte zubringen mögen. — Er eilte daher von Raum ins Freie, um den Krumm mit sich selbst zu ringen und seine mannigfaltigen Gedanken zu ordnen. Wenn er sich es doch endlich ein, daß er durch alles Brüdern nicht weiter kommen könne, da die Entscheidung nur von der Zeit zu erwarten war, die alle Räthsel enthüllen wird, auch sahte er es bald, welche eine Einsamkeit in dieser Mannigfaltigkeit war, und er frag sich nach Gesellschaft zu suchen, in der er seine

überflüssige Kraft verbrauchen und sich zerkümmern konnte.

Zur Erreichung des letzteren Zweckes fand sich sehr bald eine Gelegenheit. Er hatte sich an einen Pfeiler gesetzt, der einem großen erleuchteten Hause gegenüber stand. Eine rauschende Tanzmusik strömte zu ihm herab, und einzelne Massen, die sich vertheilt zu haben schienen, schossen schnell an ihm vorbei, um das flüchtige Vergnügen noch mit zu ergreifen. Auch Walter schloß sich durch das heilige Leben, das er nur von weitem sah, und durch die Musik angezogen, deren wunderbarer Gewalt er sich so gern hingab. Hörtel und Maestrenen leicht herbeigeholt, und in wenig Minuten befand er sich in dem Saale, wo ihm der Glanz und Schimmer von allen Seiten entgegenstrahlte. Er setzte sich in einer entfernten Ecke an einen Tisch, und sah nicht ohne Interesse den einzelnen Gruppen zu, die an ihm vorbeizogen, und seine Aufmerksamkeit für die Freude wurde durch manchen vertheilten weisigen Einfluß.

Hist. Zeit.

der sich hier oft genug in That und Wort zeigte, angesprochen. Er wollte sich zerstreuen und es mißlang ihm nicht, besonders da der feurige Rheinwein sein Blut schneller durch die Adern trieb.

„Wie gefallen Ihnen die Charaktermasken?“ fragte ein Mann, der sich neben ihm gesetzt, und mit gemüthlicher Behaglichkeit eine Tasse Thee trank.

„Sie scheinen mir sehr bedeutend, antwortete Walter sehr ernsthaft, denn ich bin dadurch an die Charakterstücke der Deutschen erinnert worden, wo auch die Charaktere nicht bloß — wie viele Jungen sagen dürften — auf dem Titel sehen, sondern auch im Stücke selbst, und nicht ohne Deutlichkeit, die, — wenn auch nicht immer Tugend, doch nie Laster ist, höchstens ein ästhetisches. — Jener Lärke, zum Beispiel, der sich in seinem Turm so wohl gefällt, spricht gewiß heute von nichts als Ewells, Bassen und Schwört — ich sehe Ihnen das für — gottelästerlich genug!

beim Alla und bei seinem Varte. Die Religionen dort hält gewiß dem Katholizismus eine Lobrede, und sollte sie auch in ihrem Leben kein Gefühl von Andacht gehabt haben. Den Diderot kennt sie gewiß. Jener Amadis wäre keine ganz üble Verhüllung der Wielandischen Chivalerie, aber er hat das traurige Schicksal der Absichtslosigkeit; aber aus dem Charakter fällt er gewiß nicht, so wie alle hier, bis auf den Schornsteinfeger, der vorhin einige großartige Metaphern von seinem Handwerke hernahm.“

Der Mann hatte ihn nicht verstanden, und nachdem er bald gelächelt, bald tief sinnig ausgesehen, bald: hm, hm, bald: Ei, ei! gesagt hatte, fragte er, was er denn eigentlich mit dem allen sagen wolle.

„Daß die ganze Sache höchst kahl und frostig ist, antwortete Viktor, diese Menschen sind meistens weder ernst noch spaßhaft, aber das Letztere dünken sie sich zu sein, und noch obendrein satirisch. Diese Satire ist aber so entseßlich breit und unbeholfen, daß sich die Wähe

kaum belohnen dürfte, eine Satire auf diese Satire zu machen. Der Wig, mein Herr, muß durchaus poetisch sein, und nichts im Hinterhalte haben, sondern sich ganz rein in schöner, flüchtiger Freiheit aussprechen. Presssaischer Wig ist selten mehr als Convulsion, oder elende Koketterie mit der Tugend, die vielleicht noch unaussehlicher ist, als Koketterie mit dem Laster, die doch wenigstens eine höchst seltene, nicht leicht zu erschwingende Vizarrerie für sich haben würde. — Wipig sind nun einmal die Deutschen im Allgemeinen nicht, (obgleich allerdings einige Wenige den höchsten Grad des Wiges erreicht haben,) — aber sie können es doch durchaus nicht lassen, danach zu ringen, mit Händen und Füßen, daß ihnen der Schweiß vom Gesichte herabläuft. Man könnte ihnen wol ein unschuldiges Vergnügen gönnen, wenn sie nur nicht so gar laut dabei würden. — Die Wuth, tragisch zu sein, kann man sich schon weit eher gefallen lassen, denn sie ist oft rein komisch und auf

diese Art höchst ersprießlich, zum Beispiel bei Babo, Rosengarten u. s. w. aber die Wuth komisch zu sein, z. B. bei Jffland, Beck, Kogebue, Jünger u. s. w. wird selten oder nie reintragisch werden, und ist daher durchaus nicht zu dulden. Ueberhaupt ist die ästhetische Toleranz das Einzige, wegen es Pflicht ist, so untolerant als nur irgend möglich zu sein."

Aber, mein Herr! . . .

„Ganz recht, fuhr Viktor fort, ohne sich unterbrechen zu lassen, Sie wollen mich an die Möglichkeit erinnern, daß sich doch wol etwas zur Entschuldigung sagen ließe. Es ist wahr, man trifft eine Zeit, wo weder Scharfsinn noch Tiefsinn, wo weder Philosophie noch Poesie wirken können, wo fast alles einem halben Zeichnahme gleicht, auf den nicht viel mehr wirkt, da er bald der Verwesung nahe sein wird. — Wann war die Zeit? — Aber, Sie lassen die Lasse fallen."

Sie haben einen schwarzen Charakter! sagte der Mann, und ging schnell von ihm.

„Eeltfam! sagte Viktor, dieser Mensch sollte mir danken, daß ich ihn durch etwas, was ihm sonderbar scheinen mußte, aus seiner Lethargie herausgerissen habe, in der er, wie in einem Zethausen begraben lag. Aber so geht er fort, und wirft mir einen schwarzen Charakter vor. — Wahrhaftig! dankbar sind die Menschen nicht. — Doch ich will mich wahrhaftig nicht über ihn erzürnen. Hat er mich nicht beinahe aus meinem Trübßnu gerissen, der so schnell und gewaltfam über mich gekommen war? — Ich fürchte, er wird schnell wieder erscheinen (oder erdunkeln) wenn ich mich nicht bald irgend einer neuen Zerspreuung hingebe.“ Er blickte auf, und sah im Hintergrunde, ihm gegenüber, eine weibliche Gestalt an einen Pfeiler gelehnt, dastehen. Er konnte nur die Umrisse erkennen, aber auch

die verschwimmenden Formen, die sein Auge zu erreichen im Stande war, gaben ihm ein ganz besonderes Interesse für sie.

Er stand auf, um sie näher zu betrachten. Sie mußte es sehen, daß sie beobachtet werde. aber sie bewegte sich nicht, sondern blieb in ihrer nachdenkenden Ruhe, wodurch sie bei unserm leichtbeweglichen Freunde ein Gefühl von Ehrfurcht erregte.

Sie war in graue Seide gekleidet, die in weiten Falten an ihrem schlanken Leibe hinunterwallte, und von einem schwarzen Gürtel dicht unter dem Busen nur leicht gefaßt wurde. Ihr Haar war geflochten, wie das Haar einer Pilgerin, und in ihrer linken Hand hielt sie einen Stab, während die rechte schlaff herunterhing. Ein Diamant in ihrem Haar erhöhte die Einfachheit, indem er ihr etwas Fantastisches verlieh.

Endlich näherte sich Viktor, und fragte mit vieler Bescheidenheit, ob sie ihn eines Tanzes würdigen wolle.

Sie sah ihn lange an mit ihren schwarzen Augen, die aus der langen Fiermaske hervorstühten, und deutlich genug sagten, daß sie ihn schon lange beobachtet habe. „Ich lange schon lange nicht mehr,“ antwortete sie sanft.

Schon lange? fragte Viktor — Sie können kaum zwanzig Jahre alt sein.

„Auch Tage sind lang — auch Stunden — auch Minuten.“

Sie sagte das sehr langsam, und erhöhte dadurch nur die tiefe Bedeutung, die diese lezten Worte für Viktor ohnehin haben mußten.

Wahr! o wahr! sagte Viktor, indem er ihre kleine, weiche Hand ergriff; aber ich hoffe, nur ich und meines gleichen, denen das Schicksal schon etwas bieten kann, ohne sie zu Grunde zu richten, nur solche hoffe ich, dürften diese Wahrheit erkennen. Im härteren Gemüth des Weibes dürfte sie gräßlich zu hören.

„Nein, sie versteht nicht. Auch das Weib muß die Nothwendigkeit anerkennen, und es

mehr noch ehren, als der Mann, daß sie den Eitel um ihr Leben schließe.“

Wie wird sie es anders anerkennen können, als mit Schmerz?

„Anfangs wohl, doch bald wird Ruhe über sie kommen und zuletzt wird sie diese Gewalt anerkennen mit höchster Freude.“

Mit Freude, wenn sie ihr Gefühl versteht?

„Sie hat es ausgegeben, einzelne Gefühle zu haben. Ihr Wesen ist eins geworden.“

Was bildet sie zur Einheit?

„Die Antwort wissen Sie, auch ohne daß ich sie ausspreche.“

Wohl weiß ich es — die Liebe.

Sie sah ihn vom Neuem sehr bedeutend an, und legte langsam den Finger auf den Mund.

Könnst' ich hier geirrt haben? fragte Viktor, ist es nicht Liebe, die dem Menschen zur Gesamtheit erhebt? — kann es irgend etwas anderes geben, daß seine Einzelheit versteht,

um sein ganzes Wesen zur Harmonie der Freiheit zu steigern?

„Religion.“

Religion? was ist sie anders als Liebe?

In der Idee nicht, doch in der Erscheinung — Liebe in der höchsten Güte ist Religion —

Viktor staunte das Wesen an, das dies alles so ruhig aussprach und doch so bedeutend. Ihre Stimme war sehr leise, und der Flor, der dicht um den Mund streifte, machte sie etwas undeutlich, aber das Geheimnisvolle wurde dadurch erhöht. Und Viktor war ja ein passionirter Verehrer des Mystischen, ob er es sich gleich niemals gesehen wollte, da er nur nach Klarheit zu streben vorgab, welches fast ihre Idee in ihm geworden war, weshalb wir denn auch diesen Lieblingsausdruck nicht eben selten bei ihm antreffen.

„Sie sehen mich verwundert an, sagte sie jetzt, und ich muß es selbst gesehen, daß dies kein Gespräch für die Redoute ist.“

Das Wahre und Schöne, antwortete Viktor, kann überall gesagt werden und es wird immer gefallen. Ich wünschte, Sie vergönnten mir, Sie kennen zu lernen.

„Wich? — Ich bin Ihnen vielleicht nicht fremd.“

Nicht? — Mir nicht fremd?

„Ich kenne Sie — Ihr Name ist Viktor von Gernau.“

Sie kennen meinen Namen?

„Mehr als Ihren Namen.“

Bei Gott, das ist seltsam. Wann haben Sie mich je gesehen? und wo?

Sie legte die Hand auf den Mund, und sagte: „W! — Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt.“

Wenn Sie in mir den Wunsch, die Bekanntschaft, Sie zu kennen, nicht rege machen wollten, Sie ganz zu kennen, so haben Sie allerdings schon zu viel gesagt. O legen Sie Sie die Maske ab, damit mich die bekannten Züge einer Freundin erfreuen.

„Ihre Freundin bin ich, antwortete Sie, indem sich ihre Stimme veränderte, die sie bis dahin fast künstlich gehalten hatte, Ihre warme Freundin, und niemals werde ich aufhören, es zu sein, aber die Maske leg ich noch nicht ab. — Gute Nacht, Viktor!“ —

Sie ging langsam den Saal hinunter, und ehe noch unser staunender Freund ein Wort erwidern konnte, war sie schon aus seinen Augen.

„Eckelham, eckelham!“, rief er aus, indem er ohne es zu wissen, so laut mit sich selbst sprach, daß er aller Augen auf sich zog — wer ist diese Unbekannte, die mich zu kennen vorgiebt? — Ich muß ihr nach!“

„Viktor! Viktor!“ rief jetzt ein junger Mann in Spanischer Tracht, und drängte sich zu ihm, um ihn aufzuhalten, aber jener war zu sehr von dem Gedanken erfüllt, das

Räthsel aufzulösen, als daß er sich hätte aufhalten lassen sollen. Schnell war er zur Thür hinaus, und auf dem Vorfaal. Er traf hier Niemand, die fast ganz herabgebrannten Lichter schimmerten nur noch schwach, und eine kühle Nachtlust spielte mit seinem flatternden Mantel. — Eine Guitarre lag auf dem Tische, deren Saiten feierlich rauschten, als er unwillkürlich daran vorbei streifte. Er wollte schnell hinweggehen, als er plötzlich aus der Ferne Musik hörte, und die wohlbekannte Stimme das Sonett sang, das ihn einst so bedeutend angesprochen hatte. Auch jetzt betonte sie die letzte Terzine mit einem besondern Ausdruck:

„O lehr zurück von irrem, wildem Streiten,
 Dir soll das Leben sanft vorübergleiten,
 Kein Schmerz dich finden in der Liebe
 Armen.“

Witter stand erschaut und sprachlos da; er begriff nicht, was ihn so wunderbar bewegte, aber es war viel Reiz in diesem Unbegreiflichen, das sich so sanft in sein Leben verflocht. Er

öffnete das Fenster um zu sehen, ob in den jenseitigen Zimmern noch Licht sei, aber überall war es dunkel und still, und doch hatte er den Gesang von daher vernommen.

„O wunderbares Wesen, rief er aus, das du so warmen Antheil nimmst an dem verworrenen Schicksal, in dem mein Leben fortgeht, wirst du mir denn niemals erscheinen, daß ich anschauen könne die milden Züge deines Gesichts, es sehe an dem Funkeln deines Auges, daß du mir wohlwilst. Ach löse, löse mir das schöne Räthsel deiner liebenden Theilnahme, du thust nicht wol, mich so lange in diesem Dunkel zu lassen, das meiner Sehnsucht neue Nahrung giebt!“

Viktor fühlte sich sehr erhitzt, und er war durch die mannigfaltigen Abenteuer, die sich so seltsam schnell an einander reihten, auf eine Weise bewegt worden, das er sich nur durch Poesie und Musik milder zu stimmen hoffen durfte. Er ergriff daher schnell die Guitarre, und nachdem er mit einigen sanften Accorden

präsubirt, sang er der Unbekannten folgendes
Sonett zur Antwort, das er so eben erst ge-
dichtet hatte:

Ein dichter Schleier ist um uns gebreitet,
Und hüllt uns ein mit unserm tiefen Sehnen,
Wir wanken hin und her mit leisem Wähnen,
Daß Kraft mit Kraft im Innern jährend
Preiset. — —

Dann wird es still und sel'ge Ahnung gleitet
Durch unsre Brust, es stillen sich die
Thränen,

Die Liebe nur kann alle Wünsche krönen,
Daß sanft das Leben uns verübergleitet.
Die Jugend lacht uns an in holder Klarheit,
Gefallen ist der dichte, düstre Schleier,
Und holder strahlt das Aug in sanfter Feier,
Und du, die Anmuth leiht der ernsten
Wahrheit,

Nicht länger wollest du dem Freunde
Schweigen,
Daß ihn die Freund' umtanz' in buntem Reigen.

Die Saiten des Instruments hielten langsam nach, als wollten sie das ganze Gedicht in einen einzigen Ton zusammenfassen und noch einmal wiederholen. Aber es blieb alles still und Viktor suchte vergeblich mit schneidendem Blick die düstre Nacht zu durchdringen. — Er wußte nicht, was er thun sollte, und fand daß es der gerreichendste Zustand ist, wenn der Mensch keinen Entschluß zu fassen vermag, wobei freilich nur der einzige Weg übrig wäre — ließe es nicht auf eine bizarre Täuschung hinaus — in der Geschwindigkeit nur den Entschluß zu fassen, keinen fassen zu wollen.

— „Leben, Leben! sagte Viktor endlich, indem er still vor sich niedersah, ach! Wer sagt mir, was du bist? Lange schon streb' ich, deine Bedeutung zu ergründen, und, wird es mir denn nie gelingen?“

Plötzlich hörte er von Neuem seinen Namen rufen, er blickte hinter sich, und sah die Spanische Maske vor sich stehen.

Viktor — kennst du mich nicht mehr?

„Diese Stimme — Himmel! ist möglich?“

Der Spanier nahm die Maske ab, und lag in Viktors Armen.

„Mein Albert!“

Mein Viktor!

Lange hielten sich die Freunde umarmt, die so lange getrennt waren, und erst nach mancherlei unzusammenhängenden Fragen und Antworten bemerkten sie, daß der Morgen schon herandrehe, und der Saal von Menschen leer war.

„Laß mich Arhem holen, sagte Viktor, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, und Alberts Hand an sein hochklopfendes Herz legte, denn ich habe noch niemals einen Tag gelebt wie diesen, wo eine Bewegung der andern so schnell gefolgt wäre, daß das Gefühl selbst vor dem schnellen Wechsel erschrecken muß, und nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Ich bitte dich, erzähle mir nichts, denn ich vermag nichts mehr zu fassen, mein Herz würde über-
Wirt. Wauff.

sicken, wie meine Augen, und ich muß mich hüten, vor jeder Verweichlichung."

Ich finde dich in der That sehr bewegt, Viktor, du bedarfst der Ruhe. Ich habe dir vieles zu sagen, und Ernstes, doch jetzt keine Sylbe. Ich fühle dein Herz fast fieberhaft schlagen, und wünsche, daß ein leichter und langer Schlaf dich erquickte.

„Leicht? — Hm, mein Guter, leicht war mein Schlaf schon seit lange nicht."

Er wird es wieder werden — Geh dich zur Ruhe.

„Geh dich zur Ruhe! — warum wähltest du gerade diesen Ausdruck? — „Geh dich zur Ruhe, armer Geist!" — Weißt du nicht, daß das gerade die Worte sind, die der tief sinnige Hamlet dem ruhelosen Geiste zuruft. Uns waren sie immer sehr bedeutend; — — doch, wahrlich, ich bin in einer sonderbaren Verfassung, daß ich die erste Stunde, in der mir mein Freund wieder erscheint, mit Sylbenstücken verderbe."

Darum, gute Nacht! — Morgen sehen wir uns wieder.

„Gute Nacht! — — aber . . . gesehen müssen wir doch, daß es das Heilloseste ist, was der menschlichen Natur nachgesagt werden kann, daß selbst die Freude sie erschöpft, und das herrliche Leben selbst sie zuletzt ermüdet! — Weinst du nicht auch?“

! — — „Der Weg, den du eingeschlagen hast, sagte Albert am andern Morgen, als die beiden Freunde traulich neben einander saßen, der Weg kann dich nicht zur Ruhe führen, nicht zur Vereinigung deiner Kräfte. Du bist mein Freund, Viktor, und, wahrlich, ich nenne dich so mit ganzem Gemüthe, ich liebe dich, aber auch das Ideal, was du erreichen könntest, aber so nicht erreichen kannst. Ich gebe dir deine ganze Individualität zu, diese einzige ächte Toleranz bin ich nicht bloß dir, sondern

allen Menschen schuldig, die es wirklich sind; dir aber besonders, denn ich liebe deine Eigenschüamlichkeit. Ich habe geschwiegen, wenn deine Reizung wählte, was die meinige ver-
schmähte, wenn du etwas Einzelnes verachte-
test, was ich ehrte. Ich habe dich nie nach
der allgemeinen Elle gemessen und werde es
niemals. — Aber jetzt, da unsre Wege sich
ganz trennen könnten“ „

Gott verhöte das, sagte Viktor.

„Jetzt ist es an mir zu reden.“

Nede, antwortete Viktor, und legte die
Hand auf Alberts Schulter.

„Gieb deinem irrenden umherschweifenden
Leben welchen Namen du willst; schön oder
auch nur nützlich wirst du es nie nennen
können, wenn du ehrlich gegen dich sein willst,
und das hast du bis dahin immer noch sein
wollen.“

Du berührst da eine Saite, sagte Viktor
nicht ohne Unmuth, die ich ungern berühren
lasse.

„Ist das männlich, Lieber? Darfst du dir eingestehen, daß du irgend eine Stelle in die Wund sein lässest, ohne auf ihre Heilung zu denken?“

Ich bin in der That nicht krank.

„Nimm es nicht so genau mit den Worten, die ich jetzt vielleicht nicht sorgfältig genug wählen mag. Ueberhaupt glaubst du es mir wol gern, daß ich das Unangenehme dieser Lage ganz fühle, worin mich nur eine unumgängliche Nothwendigkeit zu stürzen vermochte.“

Welcher Lage?

„Du bist zerstreut, Viktor. Kann ich eine andre meinen, als die, worin ich mich jetzt befinde, die Nothwendigkeit, dich vielleicht auf eine unangenehme Art zu berühren? — Ich bin nicht mit dir zufrieden, weil ich nicht mit dir zufrieden sein kann; — du verlässest deine Vaterstadt von Neuem, um den alten müßiggängerischen Hang zu befriedigen.“

Hm — sagte Viktor mit Empfindlichkeit, es ließe sich fragen, ob dieser müßiggängerische

Hang — wie du ihn zu nennen beliebst — nicht von ächter Freiheit ausging und von ächter Kunst geleitet wurde.

„Ich will darüber nicht entscheiden, antwortete Albert, aber verhehlen kann ich dir meinen Glauben nicht, daß auf eine solche Frage, wie du sie so eben in Hinsicht deiner aufgeworfen hast, nur Nein geantwortet werden könne. Wißt du dir bewußt, nach etwas Bestimmtem zu streben? mußt du dich nicht durch schwankende Worte, die nur auf das Allgemeine Bezug haben, beschwichtigen, wenn dir das Bedürfnis entsteht, dich so zu fragen? Aber ich bitte dich, verschmähe es, dich auf diese Art temporär zu beschwichtigen, da es in deiner Macht stände, dich auf eine würdigere Weise für immer zu beruhigen. — Du bist kein Künstler — wärst du das, und in der ganzen Bedeutung dieses mißhandelten Worte — wahrlich, ich würde dir niemals Vorwürfe zu machen wagen, weil ich mich dann beschreiben müßte, dich nicht zu begreifen, ich würde

es ahnden, daß du dann über die meisten Verhältnisse hinaus wärest, die mir noch bedeutend scheinen, und hoffen können, daß du auch bei dem gewaltigsten Andrang widriger Begebenheiten Veruhigung in deiner Kunst finden würdest. Aber du bist kein Künstler, darum solltest du streben, dich ganz zum Menschen und Bürger auszubilden.“

Daß ich mich zum Menschen auszubilden strebe, das weiß ich. Eure sogenannte Bürgerlichkeit ist mir aber meistens lächerlich.

„Die sogenannte darf es dir immer sein, nicht bloß meistens. — Du willst dich zur Gesammtheit erheben? — O, mein guter Viktor, fühlst du denn nicht, daß du, um diesen großen Zweck zu erreichen, dich in dich selbst vertiefen, dich in dir selbst ergründen müßtest, statt daß du dich jetzt an die Welt von außen hingiebst, die dir für dich selbst nichts anders geben kann, als sich selbst, welches der Mühe nicht werth ist, anzunehmen. — Du verschleuderst dein schönes Gefühl an

Menschen, denen es so fremd ist, wie du selbst ihnen selbst, und deine Kraft geht in Wallungen verloren, die selten mehr als das Mittelmäßige treffen, sie mögen es nun hassen oder lieben. — Ach, mit welchem herrlichen Leben, mit welcher rüstigen Energie würdest du das Leben, wenn du nicht selbst so gewaltsam auf dich einwirktest, wenn du nicht selbst dich den traurig engenden Verhältnissen hingäbest, die dich nach und nach ermatten müssen. Du zürst mit einem edeln Zorn wider jede Gemeinheit, und möchtest sie alle in der Wurzel ausrotten, und doch giebst du dich ihr hin; — und eine widerlichere Situation giebt es wohl nicht, als die, wenn ein gebildeter, strebender Jüngling unter flachen, alltäglichen Menschen steht, die ihn für ihres Gleichen halten.“

Viktors Gefühle wurden während dieser langen pathetischen Rede in sonderbarem Streite hin und herbewegt. Endlich sagte er: Die Geduld ist um so göttlicher, je niedriger das Lei-

den ist, das sie zu erdulden hat. Darum wäre es wol gut, wenn man sich zuweilen der Gemeinheit hingebe, um sie mit Passivität zu ertragen, welches weit schwerer ist als der Kampf mit ihr, der sich doch auf irgend eine Art interessant machen läßt. — Aber ich, ich habe mich wahrlich nie mit ihr befassen mögen, und ich hätte mich eher jedem andern Vorwurfe Preis gegeben, als diesem, denn keiner kann mich so wenig treffen als dieser.

„Du kennst die Menschen nicht, die dich umgeben, darum glaubst du auch an ihre Würde.“

Es kann sein, daß ich mich oft in ihnen irre, aber ich verachte eine gewisse Art von Menschenkenntniß, nach der auch du niemals gestrebt hast. Mich schaudert, wenn ich daran denke, was alles dazu erforderlich ist: Ahnungen aufgeben, Wallungen bemitleiden, Fantasten beschwichtigen, Freuden belächeln, goldne Hoffnungen zur Ruhe bringen — Träume nur für die Schlafkammer bestimmen — ge-

schwind in das praktische Leben hinein! — zuweilen von der schönen Mittelfraße geredet, Poesie nur nach Tische im Halbschlummer auf dem Sofa — dann ist man ein vernünftiger, gelehrter, und — nach einem sehr charakteristischen gewichtigen Ausdruck — gemachter Mann. Allenfalls kann man noch obendrein eine Frau nehmen, die man nicht liebt — und der resignirende Bürger ist vorhanden.

„Daß ich dich zu keinem solchen verächtlichen Menschen machen möchte, darauf, mein Freund, erwartest du wol nicht einmal eine Antwort von mir, aber daß ich dich warne, wenn du dich Menschen hingiebst, die auch nicht die leiseste Ahndung von dir haben, das erfordert die Pflicht des Freundes, und diese werde ich immer üben, selbst dann noch, wenn du sie nicht mehr verstehen wolltest. — Du vertiebest Kefallen, die dich so innig liebte, um

Liebte sie mich wirklich innig? Ich weiß, Albert, du gebrauchst nie ein Wort, ohne daß

der Sinn desselben ganz lebendig vor dir stände.

— Verschwendest du es dies Mal nicht?

„Es thut mir wehe, daß du so fragst; nicht um meinetwillen, sondern um Rosaliens willen. Dein Bild steht ewig und tief in ihrem innersten Gemüthe, und du selbst wirst es niemals verlöschen können.“

Du hast ein schönes, sanftes Wort gesprochen, das viele bittere verlöscht, die du vorhin in meine Seele warfst. Aber laß es mich auch begreifen, was du gesprochen hast.

„Begreifen? Rosaliens stiller, reines Gemüth wird dir klar werden, wenn du dir selbst erst ganz klar geworden bist.“

Die Antwort ist hart.

„Ich wollte dich nicht verwunden, aber ich fühle, daß ich dir Wahrheit schuldig bin, wie du mir. — Liebst du Rosalien?“

Ich ehre sie, ich bin ihr gut, und wenn ich sie zuweilen ahnde, so ist es mir wol, als liebte ich sie. Aber du wirst mich nicht leicht überreden, daß ich von ihr geliebt sei. Sie

ließ mich ziehen, zwar nicht ruhig, aber doch mit der besten Hoffnung, sich bald wieder zu fassen. Glaube mir, sie hat mich längst vergessen, oder ich erscheine ihr doch wol nur selten in nüchternen Träumen. — Ich werde sie nie vergessen.

„O Viktor, rief Albert, du hast sie nie gekannt, du hast vor ihr gestanden, wie vor einer Erscheinung aus fremdem Lande, dessen Sprache du nicht verstehst. Du weißt nicht, du ahndest nicht, was sie für dich gethan, und gewagt, sie, das stille eingezogene schwache Mädchen für dich, den schwärmenden starken Jüngling, du fühlst nicht, daß sie . . .“

Ich verstehe dich nicht.

Albert, der von einem seltenen Feuer fortgerissen war, schien sich erst jetzt wieder zu sammeln, und sagte: „Laß uns diese Angelegenheiten nicht unter einander mischen, sondern beantworte mir eine andre Frage, die mich zu dir geführt hat: Liebst du Sophien?“

Weißt du um dies Verhältniß?

„Du bist mir nie aus dem Auge gekommen, so fern du mir auch warst. Ich weiß darum.“

Ja, ich liebe sie.

Albert ging einige Schritte von ihm, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: „Ich bedauere dich.“

Kennst du Sophien?

„Weil ich sie kenne, darum bedauere ich dich von ganzem Herzen.“

Du irrst! — zwar hat man mir auch gestern schon Zweifel geben wollen, und auch wirklich schon für einige Zeit gegeben, aber, Gottlob, sie sind alle verfliegen — alle — alle!

„Sie betrügt dich.“

Betrügt mich? fuhr Viktor auf. Bei Gott, Albert, du rechnest sehr auf meine Freundschaft, aber ich bitte dich, gehe nicht weiter.

„Ich wage es darauf, auch wenn du es nicht fühlen solltest, wie weh mir es thut, daß ich es dir sagen muß. — Sie liebt dich nicht.“

Liebt mich nicht, und sagte mir, daß sie

mich liebe? wußte, daß ich sie anbetete und in dem Gedanken schwebte mich zu vergessen in ihr? — Lieben und nicht geliebt werden! — o bei Gott! die Seele erschwingt keinen heftigeren Gedanken, denn in ihm allein liegt Stof zum ewigen Schmerz; jeder andere ist endlich! .. Lieben, und nicht geliebt werden! — Eeligkeit ahnden, und die Hölle um sich her, so düster und einsam, daß man sich selbst nach dem Klagen der Witverdamnten nur vergeblich sehnt. — O Albert! — ich hatte gestern eine leise Ahndung von diesem Schmerz, aber die kühle Nacht hat mein heißes Herz zufrieden gesprochen, und du willst diese Flammen von Neuem in mir wecken? — Ich bitte dich, Geliebter, verwunde mich nur nicht hier, wecke sie nicht, sie könnten über mir zusammenschlagen, und mich verzehren. Laß mich nur in diesem Stücke nicht Unrecht haben; sonst will ich es ja gern immer haben! Hätte ich hier Unrecht, so hätte es auch das Schicksal, das mich Unrecht haben läßt. — Gönne mir die Liebe, mein

Freund, denn ohne sie bin ich ja nichts, und nur durch sie bin ich dein Freund! — —

„Umarme mich, Viktor, ich fühle es, daß ich dich liebe im ganzen Umfang dieses göttlichen Wortes; umarme mich, daß ich dein Herz recht nahe an dem meinen fühle, und es liebend denken kann, wenn ich es so unsanft berühre, als ich es muß. — — Du bist betrogen; weggeworfen hast du deine Gefühle an ein wankelmüthiges Geschöpf, das sich selbst niemals verstanden hat, wenn es von Liebe sprach.“

Viktor riß sich schnell und gewaltsam aus seiner Umarmung los.

„Nur Ihrer Eitelkeit hast du durch deine brennende Leidenschaft geschmeichelt; ein höheres Gefühl konnte bei ihr nicht rege gemacht werden.“

Kein solches Wort mehr!

„Sie begünstigt einen Andern.“

Du verläumddest eine Unglückliche, ohne daß sie sich vertheidigen kann. Das ist klein.

„Weil die Vermögen fehlt, um ihren begierren Hang zu rauschenden Vergnügungen, zur regellosen Verschwendung zu befriedigen — darum wirßt du hintangesetzt.“

Ich glaube dir nicht — ich kenne dich nicht.

Albert ergriff seine Hand, und sagte mit tiefer Empfindung: „Du haßt mich schwer beleidigt, aber ich vergebe deinem Schmerz, wenn du die selbst vergeben kannst. — Doch, daß ich wahr gewesen bin, sollst du erfahren — ich gebe die Ueberzeugung.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Walter sah ihm lange nach, und ging dann im Zimmer auf und nieder.

„Ja, in der That, sagte er endlich, er ist fortgegangen, und hat mich einsam gelassen. Einsam? und wenn er nun Recht hätte — ich will doch sehen, ob ich den Gedanken wol auf einen Augenblick zu fassen vermag —

wenn Sophie mich wirklich verlassen könnte, dann ständ' ich doch wahrlich so einsam, daß — ich wol hinterher nicht lange mehr würde sagen können: Ich sehe einsam. — Aber einsam fallen! — Fliehe hinweg von mir, du finsterner Gedanke, flattere nicht länger so schwer und traurig um meine Seele, die sich einst so frei fühlte. — Ich kann dich nicht anschauen, düstere Fantase — o, fliehe hinweg!“

„Hab ich doch gestern schon einen ähnlichen Kampf bestanden, fuhr er nach einer Pause mit geübter Gelassenheit fort, und man sollte meinen, daß sich ein Schmerz leichter ertragen lasse, wenn er schon einmal erduldet ist. Aber ich fühle, daß er dann noch schneidender auf uns einwirkt, und je öfter uns die Täuschung schon getäuscht hat, desto tiefer wird sie es bei der Wiederholung.“

„Albert nennt Sie irreführend! — ein alltäglicher Geschwätz, das sich selbst nicht versteht, wenn es von Liebe redet. Bei Gott, das ist viel, sehr viel gesagt! — Und mit welcher Will. Daff.

Eisernheit sprach er die schrecklichen, gemüth-
 lichen Worte aus! — Niemals war ihm die
 Wahrheit feil, niemals sprach er ein Wort
 aus, ohne reiflich überlegt zu haben, ob es
 nicht zu viel bedeute. Er that das sonst nie-
 mals, und hier — hier sollte er minder über-
 legt haben, da dieses einzige Wort mein ganzes
 Glück zertrümmern konnte. — Und sein Glück
 ist schief — der Menschen Thun und Treiben
 hat er oft durchschaut, und was mir unerklär-
 lich war, empfand er in seiner inneren
 Tiefe.“ —

„Ich bin schorffkönnig, mich zu soltern, und
 es glüht mir nur zu gut, alles aufzuheben,
 was mich trübe machen kann. Hab ich doch
 von jeher jeden Schmerz doppelt tief empfun-
 den, während die Freuden nur leicht und un-
 stat an mir vorbeiziehen, und leichte Jantäfen
 nur darum neidend und flüchtig meine Schläfe
 umwehen, um mich dann desto gewisser den
 düstern Träumen zu überliefern. — Aber ich
 will mich mit Gewalt losreißen von diesem

bedenkten Schick, mit einem einzigen Wort
schlag ich seinen ganzen Verdacht nieder. —
„Es kann nicht sein!“ — mit diesem einzi-
gen Wort will ich mich gegen jeden Zweifel
vertheidigen, der mich anfallen dürfte, und
wenn es sein muß, auch — gegen mich
selbst!“ — —

Er ging von Neuem im Zimmer auf und
ab; er konnte sein bewegtes Herz durch sein
Stichtwort zur Ruhe bringen, und seinen Ge-
süßten nicht beschien, sich anders zu süßen.

„Das ist also die Freude, die ich mir ver-
sprach, wenn ich ihn wiedersehen würde den
Freund, den ich so innig liebe. Er kommt,
und mit grausamer Hand erschlägt er die Laute,
die mir einst so lieblich tönte, zerreißt den
glühenden Vorhang, den meine trankne Jau-
tast vor das nackte Leben warf, und zeigt mir
im Hintergrunde die blassen Haiden, wo kein
freundliches Herdenheil mein Auge mehr be-
rührt, kein süßer Ton mein Ohr aufschmeichelt
und mein Herz beruhigt.“

Er trat aus Fenster und sah gen Himmel, wo sich Vögeln jagten und ballten und in einer andern verschwammen, wie in einem flüssigen Raum. —

„Ich sei schuldig, sagte er dann, nun so werde ich wol seines langen Entschlusses bedürfen, oder jeder Entschluß für mich zu Ende sein. Ich sei aber unschuldig — und ich kann mich eher von mir selbst, als von dieser Hoffnung trennen — nun wol, dann habe ich zwar einen Freund verloren, aber mich selbst wieder gewonnen, und wenn ich nur mich habe, und Hoffnung, dann wird mich ja wol die Zeit das andere erkalten lassen!“

Endlich verließ Viktor sein Zimmer, weil er fühlte, daß nur in der freien Natur seine Stimmung sich ändern würde. Er ging die Straße mehrere Male auf und nieder, und es schien ihm in der That fast an Muth, zu

Euphon zu sehen. Ein dicker, dichter Nordlicher
 Himmel hing über der Stadt, ein rauher
 Wind wehte durch die Straßen, und eine un-
 geßliche Beschäftigkeit schien unter den Men-
 schen zu herrschen. Einzelne Menschen mit klei-
 nem aufreißendem Gesicht, das der hoch her-
 aufgezogene Mantel beinahe ganz bedeckte, gin-
 gen schnell an ihm vorbei, und er glaubte in
 ihren Mienen zu lesen, daß sie die Liebe für
 eine Zeit von halb erlaubter, halb verbotener
 Freiheit hielten, für die aber der bürgerlich
 thätige Mensch seine Zeit übrig behalte, beson-
 ders nicht im Frühling, wo trübes Wetter
 und Sorge für die dringenden Bedürfnisse des
 Lebens dem Gefühl seine bedeutende Stellung
 erlauben zu wollen scheinen. Einzelne Gruppen
 fanden abgelenkt, und sprachen mit einander
 in einem rüthelhaften Zaun, dort hob man so
 gar die Hände in drohender Geste gegen ein-
 ander auf. Alles dieß, so unbedeutend es
 auch für sich betrachtet ist, schien unserm Fik-
 ter schon bedenklich, und das, worüber er

sonst kaum zu lächeln der Mühe werth gefunden hätte, weil es nicht mehr als Tagesordnung ist, nahm er heute für eine böse Vorbedeutung.

„Ich kann es mir erklären, sagte er endlich, weil er wußte, daß er sich durch Neden erleichterte, und beruhigte, (in welchem Stücke er mit den Frauen und Mädchen übereinkommt) Ich kann es mir jetzt gründlich darthun, warum der Dichter zuweilen gezwungen ist, auf das Land zu gehen. Hier hat er doch nicht nöthig, die Erbarmlichkeiten mancher menschlicher Naturen anzuschauen, mit denen er sich doch nur einmal befaßen muß, wenn er nicht auf seiner eignen Studierstube zum Einsiedler werden will. Jetzt aber, wo er es nur mit dem lebendigen Leben in allen Wern und Pulsen der Menschheit an ges zu thun hat, dort ist die Natur seine Geliebte, und er ahndet es nicht, daß sie doch im Grunde seine Feindinn ist. — In der Thatung liegt schon an sich das Prinzip der

Freiheit, die über die Masse herrschen will, allein es wird ihr, als solcher, nicht gelingen, die Natur zu besiegen, weil in ihr die Nothwendigkeit regiert. Nur wenn die Freiheit in ihrer höchsten Potenz wieder zur Nothwendigkeit wird, oder zur Poesie sich steigert, wird von keinem Streite mehr die Rede sein können, denn! Streit ist nur unter arbeitenden Massen, nicht unter spielenden Formen. — — Ich! ich fühle nur zu lebendig, daß bei mir der Streit niemals geschlichtet werden wird, und ich ahnde es wieder, welch ein großer, welch ein namenloser Moment es sein muß, in welchem dem Dichter zum ersten Mal die Ueberzeugung lähn und ruhig vor die Seele tritt, er sei Dichter — dieser Augenblick muß der Anfang seines Lebens sein, und jeder Zweifel an seiner Unsterblichkeit, den ihm der einseitig flügelnde Verstand geben könnte, ist verschwunden, da er nun mehr ist als Verstand, mehr als Gefühl; — eine Einheit von allem in ihm — Gemüth.“

„Ich bin nicht Dichter, fuhr er dann nach einer Pause mit einem tiefen Seufzer fort, aber die Liebe fühle ich als ein reiner Mensch — und mehr kann ja auch der Dichter nicht sein — und die Liebe allein kann mich erhalten und bilden und selig machen, denn ohne sie . . . ich will nicht weiter daran denken.“

Er trat jetzt schnell in Cephrens Haus, mit einigen Sprüngen war er die Treppen hinan. Er hörte das Rauschen ihres Pianoforte, das gütig in einigen lauten Akkorden verhallte. Endlich ertönte es von Neuem, und Cephrens wohlbekannte liebliche Stimme sang:

Ich liebte sie mit innigem Gefühle,

Ich lebte nur in ihres Auges Blick,

In ihr allein fand ich mein ganzes Glück,

Das schwere Leben wurde mir zum Spiele.

Nun war die Jugend mir so wenig kühl,

Denn Ruhe strakt und Schönheit sie zurück,

Ich kannte kein nothwendiges Geschick,

Mein ganzer Ernst war wie ich ihr ge-

hele.

Da sah das Schicksal uns mit finstern
 Spotte,
 Entführte mir die liebliche Gestalt,
 Nun ist das Leben wieder matt und kalt.
 Ich war so selig, träumte mich zum Gotte,
 Warum, o Schicksal, trenntest du die
 Treuen?
 Wie soll ich auf der Welt mich nun noch
 freuen?

Tiefbewegt, aber leise trat jetzt Viktor her-
 ein, Sophie bemerkte ihn nicht, sondern sang
 nach einer neuen Pause:

Ich weinte heiße Thränen in die Nacht,
 Die mich umgab mit ruhig kühlem
 Schweigen,
 Auf sah ich vor mir her die Zukunft steigen,
 Und ich erschrak vor ihrer dunkeln Nacht.
 Da trat sie zu mir hin so still und sacht,
 Berührte zart den Mund mit süßem Reigen,
 Wir flogen hin durch wollustvolle Reigen,
 Wo glühende Sehnsucht überall erwacht.

- Im tiefen Innern wogte das Gefühl,
Mir war so weh, so wol, so heih, so
fühl —
- Ich sagt' es ihr mit leiserem Bejüßer. —
Sie sah mich an, und konnte mich verlassen,
Nicht werd' ich länger meine Schmerzen
fassen,
Denn kalt von Neuem ist das nächst'ge
Düßer.

Sie blickte still vor sich nieder, und die tiefe
Bewegung, in die sie der Gesang dieser rüh-
renden Lieder versetzt hatte, maßte sich in ihr
dem schönen Gesichte und machte es noch
schöner.

Doktor ging ihr näher und vermochte an-
fangs kein Wort auszusprechen, weil ihm kei-
nes würdig genug schien, um die gerühete
Stille seines Gemüths zu unterbrechen. End-
lich sagte er mit leisem Ton: „Sophie!“ —
Zuerst hatte er diesen Namen noch niemals
ausgesprochen, und es war, als wolle er alles

Schöne und Erhabene seines Gemüths nur mit diesem Worte umhüllen, in dem er seine ganze Seligkeit anzudeuten glaubte.

Distor! rief sie laut, und er antwortete noch einmal, und noch leiser:

„Sophie!“

Es war eine lange Pause, in der unser Freund sich selbst vielleicht nicht verstand, aber um so glücklicher war, während auch Sophie ihn nicht zu begreifen vermochte, aber ohne deshalb glücklicher zu sein.

„Nein Sophie, sagte er endlich, indem er sich sanft auf ihre Schulter beugte, nein Du wirst mich nie verlassen können, ich würde ja meine Schmerzen nicht länger zu fassen vermögen, wenn das nächtliche Dunkel mich von Neuem frohig umgäbe!“

Er blickte sie noch einmal an, und wie er die geliebte Gestalt ganz in sein Inneres aufgenommen hatte, da trat noch einmal der bleiche Gedanke ihn an, er könne sie verlieren, und er sank unwillkürlich vor ihr nieder, und,

indem er ihre Hände an sein Auge drückte, fühlte er seine Thränen. „Bei Gott, sagte er dann, ich laun es mir nicht verbergen, daß ich weine, und ich habe von jeher die Thräne eines Mannes nur mit Furcht betrachtet, und ein tiefes Geheimniß darin gesucht. — Der Moment, in dem der Mann weint, schien mir nur ein Equivalent für das Untergehen, das ihm die Natur nur noch auf einige Zeit erläßt. Es war mir das Anerkennen der Nothwendigkeit mit schmerzhafter Geduld, deren Nothwendigkeit gleichfalls darin liegt. — Ich irrte, denn ich fühle mich jetzt härter; — doch . . . nicht so stark, daß du mich nicht verstehen könntest.“

Ich höre dich mit Staunen an, mein Freund, ich finde dich in einer Bewegung, worin ich dich noch niemals sah. Du bist gewaltsam aus deiner Stimmung gerissen, und deine sonst so heitere Seele, die sich sonst nur lächelnd ansah, scheint jetzt von außen her gefoltert, und sich selbst entfremdet.

„Es ist wahr, ich selbst komme mir höchst seltsam vor, wenn ich mich in Trauer erblicke, denn in meiner Natur ist nichts, was ihr entspräche, und ich werde mich niemals daran gewöhnen. Darum fühle ich mich auch so unbeholfen in dem Schmerz, der nicht für mich gebildet zu sein scheint.“

Wie ganz anders blickte dein Auge, als du gestern so süße Worte zu mir redetest.

„Gestern? — in der That, war das erst gestern? Dänkt es mich doch so lange her dies Gestern — wahrlich, es liegt eine große Kluft zwischen ihm und heute!“

Sophie faßte seine Hand, und indem sie mit der andern leise über seine Stirn fuhr, sagte sie: Wahrlich, du bist auch älter geworden, als einen Tag!

„Ich fühle, daß es Recht daß, auch ist es nicht die Zeit, die uns reißt, sondern der Moment. — — Sophie, du solltest mich nicht lieben — du solltest mir untreu sein — das ist es, was man mir gesagt hat.“

! Auf ihrer Wange wechselten die Farben, und sie konnte es nicht verbergen, daß sie erschüttert war, wozu vielleicht die sonderbare Art, mit der ihr Viktor es erzählte, nicht wenig beitrug. Endlich schien sie sich gefaßt zu haben, und sagte mit leiser Stimme, die fast ein wenig zitterte: Und du glaubst es? — „Ich bitte dich, verhehle mir nichts, sag mir die strengste Wahrheit.“

„Wahrheit? — war denn jemals Lüge in mir? — Nein, Sophie, ich glaubte dieser Nachricht nicht, weil ich ihr nicht glauben konnte. Aber ich fürchte mich vor dem Jenseinde, wenn ich es einmal müssen sollte. — Doch ich werde ja nicht müssen, gewiß, ich werde nicht. — Nicht wahr, Sophie?“

„Nein guter Viktor!“

„Auch hatte ich bereits jeden Gedanken bezwungen, der sich auch nur ganz leise an die zu zweifeln erlaubte, aber da wurde mein Herz von Neuem bewegt — ach! und durch wen! — Sophie, nein du kannst mich nicht ver-

stehen, denn ich sehe jetzt allein, mutterseelen-
 allein, wenn du mich noch verlässest. Wohin
 ich sehe, erblicke ich nur Fremdlinge, mit de-
 nen ich keine Gemeinschaft haben kann, weil
 sie sich selbst fremd sind, und werde ich mir
 nicht selbst fremd werden müssen, wenn die
 Liebe mir fremd wird? — Wohin ich auch meine
 Hand ausstrecke, Niemand ist da, der sie les-
 bend faßt; — meine Stimme verhallt in unde-
 kannten Oergenden, wo ich keine Heimath fin-
 den kann — nur einzelne unbekannte Gesalten
 gehen an mir vorbei, locken mich mit wunder-
 barem Gesange und wenn ich hinzutreten will,
 so sind sie verschwunden in das nächste Dun-
 kel, aus dem sie nur hervorgingen, um dem
 Menschen das bißchen Licht zu rauben, das er
 noch hat. — Ach, meine Freundin, freue
 dich daß du das nicht verhehst, was ich gesagt
 habe; in deiner Brust müsse immer ein stiller
 Friede sein, wie ein Abend des jungen Früh-
 lings, den des Mondes Glanz anlächelt. —
 Aber gieb auch mir meine Ruhe wieder — du

kannst es — oder (fuhr er nach einer Pause fort) kannst du es nicht, oder willst du es nicht, so raube mir ohne Mitleid meinen Irrthum, damit ich weiß, daß mein ganzes Leben ein einziger Irrthum ist.“

Viktor, sagte Sophie mit seltener Bewegung, ich hoffe, deine Ruhe wird dauern. — Lieben werde ich dich immer! —

Sie sprach die Worte schnell und nicht ohne Kampf aus, und ein tiefer Seufzer begleitete sie.

Viktor hatte keine Worte mehr, denn er war glücklich.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich Viktor wieder in der ganzen Fülle seiner Kräfte, von denen er früher zu viel an Kleinigkeiten verbraucht hatte. — In Sophiens Liebe sah er alle seine Wünsche erfüllt, und wenn er gleich in ihr durchaus nicht alles das erblickte, was er in seinem Ideal fand, so gab

er doch nur sich allein die Schuld, und machte sich Vorwürfe, daß sein Auge nicht klar und scharf genug sei, um ihre Vollkommenheiten alle zu erblicken. Daß er hier getäuscht werde, davon hatte er jetzt auch selbst den „Schatten eines Traums“ verloren. Sie mochte sich jetzt benehmen, wie sie wollte, er war schnell fertig, sie sich auf das Schöne zu erklären, und selbst die widersprechendsten ihrer Handlungen zu einem organischen Ganzen auszubilden. Es machte ihn durchaus nicht irre, daß sie zuweilen ganz ruhig und kalt dasaß, oder mit ihrem Kanarienvogel kochte, wenn er von hohen Dingen, von Poesie oder Religion sprach. —

„Die gebildetsten Weiber, sagte er sich oft zu seiner Beruhigung, werden doch nur sehr selten im Stande sein, Worte zu finden für ihre Ahnungen und Gefühle, und um so weniger, je schöner und tiefer diese geschöpft sind. Aber ein einziges Wort, das diese Empfindungen bezeichnet, kann sie dann wieder

beruhigen. Ihr Leben ist ein reinpoetisch —
thätiges — und wenn ich es so nennen darf —
voll ruhiger Unruhe, oder (wenn man lieber
will) unruhiger Ruhe, nothwendiger Frei-
heit und freier Nothwendigkeit. Sie leben
in dem Zustande des Dichters, so lange er mit
seinem Kunstwerk noch nicht auf das Reine ge-
kommen ist. — Die Liebe allein kann ihnen
Aufschlüsse über die tiefsten Geheimnisse ihres
Wesens geben — die Liebe, sage ich, und
will das Wort in seiner ganzen Bedeutung
verstanden wissen. — Sie giebt ihnen alles,
nur — Worte nicht, welche sie ihr ganzes
Leben hindurch entbehren müssen, so wenig
sie auch an dieses Entbehren und Entbehren
müssen glauben.

Es machte ihn durchaus nicht irre, wenn er
sie zuweilen im heftigen Zorn gegen ihre Do-
mestiken und andre Leute dieser Art auffahren
sah, die sie ihres Zornes nicht hätte werth
achten sollen. Dieser Ausbruch war oft we-
der religiös noch poetisch, und Viktor hatte

bis dahin immer die Ueberzeugung bei sich bewahrt, die leidenschaftliche Aufwallung eines nicht gebildeten Wesens müsse, steige sie auch noch so hoch, immer mit einer schönen Form umgeben sein; hierin unterscheidet er sich gerade am entschiedensten von dem rohen Haufen, der keine Abndung von dem Formellen hat, und immer nur Stoff haben will. Auch jetzt konnte er sich von dieser Ueberzeugung nicht trennen, allein er gab von Neuem sich allein die Schuld, daß sein Sinn für das Schöne noch nicht genug geläutert sei, das, wenn gleich immer nur eines, sich doch unter tausendfach wechselnden Formen offenbare. — —

„Einsseitigkeit, sagte Viktor, und leider oft sehr konsequente Einsseitigkeit ist das Loos der Männer, aber ich will mich davon losreißen, es koste auch was es wolle. Ueberhaupt hab ich und meines Gleichen gutes Spiel, die Bragie nicht zu verlieren, wenn ich anders welche habe. Ich bleibe weg von dem hohen Meer der Zeit

denschaft, und kann mich deshalb auch ziemlich leicht zahn und gelassen bezwingen, oder, wenn mich ja einmal irgend ein Sturmwind des Schicksals in diese Wirbel führt, so mach ich es, wie Franzische Tragödienscribenten, und laufe geschwind hinter die Coulissen, wo ich denn in der Einsamkeit ein wenig tobe. Sieht mich aber Jemand, so leg ich geschwind ein anderes Gesicht an, und rede, mit ruhigem Pathos von Resignation und Geduld, wobei sich Sentenzen aus dem Seneca anführen lassen. — Ganz anders verhält sich Sophie. Führt sie das Schicksal grob und ungeschlacht an, so lächelt sie entweder mitleidig über die vergebliche Mühe, sie zu irritiren, oder, wenn es dem großen Christoph wirklich geglückt ist, sie zu bewegen, je nun so stemmt sie freilich einmal die Arme in die Seite, und schleudert ihm mit Katapulten und Balisten Worte zu, so schwer wie Felsstücke. — Das nennen nun die Menschen sehr oberflächlich: „Sie verliert die Grazie“ und freuen sich gar sehr, daß sie

in diese Gefahr nicht kommen werden, da sie niemals Grazie zu verlieren hatten. — Doch, gesetzt auch, sie überließe sich zuweilen irgend einer Leidenschaft ein wenig zu sehr, so thut sie es doch mit Freiheit, und, was man mit Freiheit thut, ist eigentlich niemals durchaus häßlich; — und, — wäre auch das nicht, soll ich mich der Thorheit schuldig machen, einen Menschen nach einzelnen Handlungen zu beurtheilen? — Es giebt in der That einige höchst unangenehme Momente im Leben — der Zustand vor einem Entschlusse zum Beispiel — wehe uns, wenn dabei auf beiden Seiten die Wagschalen gleich liegen — wehe uns, wann wir etwa, um etwas ungewisses zu erreichen, einen langen Weg mit langweiligen Menschen machen müß. — Hu! wie sich da die Zeit auszerret, wie sich ihr jeder Muskel — kein großer Gedacht kann in solchen Tagen aufkommen, und man darf sich daher gar nicht wundern, wenn sich auch in das Leben der vorzüglichsten Mens

schon Momente einschleichen, die sie selbst mit etwas Häßlichem bezeichnet haben, wovon sie, bei der Erinnerung, erröthen müssen. Bezeigte sich nur immer der Zufall würdig und anständig genug gegen sie, so würde es gewiß nie geschehen, aber da die Welt nun einmal ist, wie sie ist, so kann das Schöne auch über den schönsten Menschen zu keiner univervellen Herrschaft gelangen.“

Uebrigens war das schöne Verhältniß zwischen ihm und Albert aufgehoben. Still und düster gingen die Freunde an einander vorüber, die ehemals mit einander des Lebens schönste Frucht genossen hatten. Albert fühlte viel Mitleiden mit unserm Viktor, für den er um so mehr fürchtete, je mehr jener hoffte, und für Viktor gab es Momente, wo er mit sich selbst zürnte, daß er mit Albert nicht zürnen

konnte, der ihm doch so ganz seinen Haß zu verdienen schien.

„Die Beschränktheit des Menschen, sagte Viktor einst zu sich selbst, ist doch nie so klar, als in der Sehnsucht nach einem Freunde. Er, der es doch tief im Innern fühlen sollte, daß Selbstständigkeit allein den Mann macht, er kann es über sich erhalten, einem Triebe nachzugeben, der doch wahrlich seiner unwerth ist, weil er nur eine Einzelheit zu befriedigen strebt, die er längst durch Harmonie und Liebe vertilgt haben sollte. Die Liebe allein vermag ihn zu bilden, sie ist es, die ihn aus dem Chaos seiner selbst herausreißt, um ihn zur ruhigen Anschauung zu steigern, damit er niemals mehr irren könne. Aber die Freundschaft wird ihn nur verbilden, ihn zurückreißen wollen in das Chaos, aus dem er sich nur mit Mühe gehoben hat, damit er von Neuem uncins werde mit sich selbst, und Irrthum häufe auf Irrthum. Er scheint hier bloß einen Ableiter der Gedanken und Gefühle ha-

ben zu wollen, die die Liebe verschmäht, aber aus reiner Liebe zur Oekonomie will er sie doch nicht umkommen lassen, darum sucht er sie in der Freundschaft an den Mann zu bringen, ob er gleich mit bestimmter Deutlichkeit weiß, daß sie nur — ein: *Je ne sais quoi!* oder: *comment dirai — je?* sei. — — Der Mensch soll mit sich selbst zufrieden sein, das heißt: Er soll sich genügen lassen, wenn er liebt, und in der Liebe das All seiner Kräfte besitzt. Aber er ist der radikale Blinde, der in toller Unersättlichkeit nun auch noch den Abfall seiner Einsamkeiten gebrauchen will, darum sucht er einen Freund. Er ist leider ein bis zur Ueberschwenglichkeit geselliges Wesen, und wenn er gleich alle die tausendfachen Leiden, und doch, trotz ihrer Mannigfaltigkeit, so einförmigen Verdrießlichkeiten erfahren hat, die diese gepriesene Geselligkeit für ihn bewahrt, so geht er doch hinein, und verschmäht die Einsamkeit, auch wenn er ihre Freuden schon oft und in aller Fülle kostete. Er ist ein seltsames Wesen, das

sich tausend Mal in stolzer Behaglichkeit zurufen mag: „Du bist dir selbst genug!“ — Er ist es doch nicht. —

„Aber bei Gott, diese Freundschaftswuth sollte man mit Kraft vernichten, denn sie kann dem Menschen das Höchste rauben, was er besitzt: Seinen Charakter, — und ihn verschwimmen lassen in den Charakter des Andern. Einer muß Herr sein, oder sie würden ja nur neben einander stehen, wie Statuen, die sich nicht berühren. Freilich läßt man sich das Gefühl der Superiorität des Andern oft ganz gern gefallen, aber man ist sehr schwach, wenn man sie sich gefallen läßt, und um so schwächer, je williger man es thut. Hat man nicht Beispiele, daß der eine Freund dem andern seine Fantasien, seine Lieblingsneigungen, seine Träume und Hoffnungen geopfert hat, bloß weil es dem andern nicht beliebte, sie gelten zu lassen? — Und sind es nicht gerade diese Fantasien und Lieblingsneigungen, die den individuellen Charakter des

Menschen bilden, oder ihn wenigstens, wie mit einer duftenden Blumenkette umgeben? — Und, wehe uns, wenn erst diese lieblichen Begrenzungen hinweggerissen sind, denn dann geht das irre Streben nach etwas Irrem von Neuem wieder an. — Ist nicht Charakterlosigkeit der Charakter der Zeit? — Bei Gott, ich will diesen Charakter nicht mit ihr theilen, sondern nur in der Liebe mir ihn bilden, selbstständig und mit Kraft. Hab ich mich einst mit der Freundschaft zu sehr befreundet, so will ich mich jetzt nur mit mir selbst befreunden, und die Liebe ist ja nichts außer mir. — In mir ist die Liebe, oder ich bin nur durch sie. — Aber der Freundschaft will ich ganz entsagen, denn sie trennt doch nur und vereinzelt, was jene zur Harmonie verknüpft hat, und sie ist auch wol nur eine Erfindung solcher Menschen, denen das Leben weiter nichts ist, als ein einziges bald verhaltenes, bald unverhaltenes Gähnen.

Wittor fühlte sich nach diesem sonderbaren Monologe, in dem er mit sophistischen Waffen das Heilige bekriegt hatte, durch Unruhe und Verwirrung bestraft, so wie sich der Witz jedes Mal an sich selbst rächen muß, so bald er das Göttliche und eben deshalb auch Unbegreifliche anzutasten wagt. Er sah mit Schauern ein, daß er sich hier immer mehr verwirren müsse, je klarer er werden wollte, und daß ihm bei diesem Anatsomiren des Gefühls, die erhabene Gestalt des Lebens gar bald einschwinden müsse zu einer Fackel, die er dann freilich leicht überschauen könnte. Als nun aber auch noch der Abend herabsank und aus dem lichten Blau die Gestirne alle in geheimnisvoller Würde herableuchteten und die milde magische Dämmerung so vertraulich und doch so mystisch zu ihm sprach, ach! da machte er sich die schneidendsten Vorwürfe über sein unheiliges Raifonnement, und er konnte sich nur durch den Vorsatz beruhigen, alles zu wagen, um die Freundschaft seines

Albert wieder zu gewinnen. Er beschloß ihn schnell auszuführen, und bereuete nur, es nicht früher gethan zu haben, denn wirklich waren schon vierzehn Tage verfloßen, seit er den Freund nicht gesehen hatte, von dem er mit Groll im Herzen weggegangen war. Er machte sich sogleich auf den Weg nach Alberts Wohnung, aber er traf ihn nicht. Mit einigem Unmuth, daß ihm die Ausführung dieses schönen Entschlusses verzögert werden sollte, durchstrich er, um sich zu zerstreuen, einen Theil der Stadt. Endlich hörte er hinter sich eine leise Stimme seinen Namen nennen, und als er sich umsah, erkannte er die Tochter der Wirthinn, die kleine Rosalie.

„Was willst du liebes Kind?“ fragte Viktor.

„Ach, antwortete die Kleine, ich hatte mir vorhin ein Herz gefaßt, aber nun ist es wieder weg.“

„Warum das? sagte Viktor sehr sanft, um ihr Muth zu machen, denn er sah, daß sie

wirklich ein wenig zitterte. „Er nahm ihre Hand und sagte freundlich bewegt: Mit dieser Hand brachtest du mir einst ein Glas Wasser, das mich sehr erquickte. Damals zitterte ich.“

Ja, ich weiß es noch recht wohl, und seit der Zeit bin ich Ihnen recht gut, und Sie haben mich ja auch geküßt, und gesagt, ich hätte einen rührenden Namen.

„Ich wünschte, du erinnerstest mich daran nicht. — Aber was willst du eigentlich?“

Ja, sehen Sie nur, weil ich Ihnen so gut bin, so möchte ich doch auch gern wissen, wie es mit Ihnen steht, ob Sie auch recht glücklich sind.

„Die Frage ist besonders — was bringt dich dazu?“

Ach, beantworten Sie sie mir nur erst, dann will ich schon erzählen, so viel Sie wollen.

„Ich bin nicht unglücklich, liebes Mädchen, und hoffe noch sehr glücklich zu werden.“

Gewiß? o, das ist schön! Aber irren Sie sich auch nicht?

„Seltsame Frage! — Wie kann man sich hierinn irren? Wir sind alle gerade so glücklich, und gerade so unglücklich, als wir uns halten.“

„Nun bin ich ruhig. Sehen Sie nur, die Mutter, die Ihnen auch recht gut ist, so wie Ihnen gewiß alle Menschen gut sind, weil Sie so gut sind, und so freundlich, — die sagte vor einigen Tagen noch, als Sie eben zu Ramsell Sophien gingen: Sie wären recht unglücklich, und sehr zu bedauern, weil Sie sich in Sophien irrten. Ich fragte warum? aber sie meinte, ich verstehe das nicht, ich sei ein zwölfjähriges Ding, und solle mich um dergleichen nicht bekümmern. Aber es hat mich doch recht bekümmert, und ich nahm mir gleich vor, Sie einmal zu fragen; ich habe Sie aber nicht eher zu sehen kriegen können, als jetzt, wo ich für Mutter in die Apotheke gehen soll.“

„Hm — sagte Viktor mit Ruhe — deine Mutter ist hypochondrisch. Für mich ist nichts

zu besorgen, gar nichts; aber dir, Kleine, danke ich für deine Theilnahme."

Dafür danken Sie? —

„Weißt du etwa, es nähmen alle Leute Theil an mir?"

Die Sie kennen gewiß.

„Du bist bei Laune, liebe Rosalie."

Ach nein, antwortete sie, denn ich fürchte immer, es steht Ihnen etwas bevor.

„Mir? — so besorglich schon im zwölften Jahre? Was wirst du im zwanzigsten sein?"

Ja, das weiß der Himmel! — Aber sind Sie auch gewiß glücklich?

„Eonderbare Frage! — Weißt denn auch Du schon von Glück und Unglück?"

Ich lache ja, und ich weine ja. Nun also, sind Sie wirklich glücklich?

„Wenigstens nicht unglücklich?

Und auch ruhig?

„Ganz ruhig. — Aber, noch einmal, warum fragst du so oft danach?"

Ich möchte Ihnen wol noch etwas sagen.

„Sag es.“

Sie müssen aber nicht böse werden.

„In keinem Fall.“

Es ist aber gar nichts Angenehmes.

„Das muß ich nach diesem Eingange wohl vermuthen. Zaudere nicht länger, sondern sag mir alles ohne Umschweife, was du mir zu sagen hast.“

Ramsell Sophie

„Daher also? — Doch, das war ja vorher zu sehen. — Also, weiter? Laß dich nicht irre machen.“

Ach, wenn man Sie nur nicht irre führt, denn das sollte mir sehr leid thun. Lieben Sie denn Ramsell Sophien recht von Herzen?

„Mit ganzem Gemüth.“

Dann möchte meine Mutter doch wol Recht haben, wenn sie meint, daß Sie zu bedauern sind.

„In der That?“ fragte Viktor lächelnd, indem er ihre Wange streichelte.

Rosalie ließ sich durch sein Lächeln nicht

irre machen, sondern fuhr sehr traurig fort:
denn so liebt sie Sie gewiß nicht wieder —
ach! gewiß nicht.

„Warum? — weißt du auch, was du redest?“

Sie nimmt Besuche an.

„Nimmt sie?“

Von fremden Mannspersonen.

„Ei! ei! —“

Viktor hatte sich in eine fröhliche Stimmung hinein philosophirt, darum blieb er auch jetzt darin, und lachte hell auf.

Sie lachen? fragte Rosalie.

„Nimm mirs nicht übel, mein gutes Mädchen, aber ich kann wahrhaftig nicht anders; auch wolltest du ja vorhin wissen, ob ich ruhig sei. Ueberzeuge dich davon, und um meine Ruhe noch mehr zu befestigen, und damit ich sie bewahrt finde, erzähle mir noch mehr von dergleichen Sachen, die so fürchterlich klingen sollen, und doch ziemlich lächerlich sind.“

Vikt. Wollf.

schwerlich? — nun, wenn das ist, so brauche ich freilich keine Furcht zu haben. Die Mamsell wird von vielen häßlichen Menschen beunruhigt, die Geld von ihr zu fordern haben, und weil sie sie nicht gleich bezahlen kann, so betragen sie sich recht widrig und brutal gegen sie.

„Glaubt ich sie doch sicher von dieser Seite — werde ich ihr aber auch helfen können?“

Er blickt einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort:

„Gewiß, ich werde es können, weil ihr geholfen werden muß.“

Denn sie es nur verdient: sagte Rosalie schnell und stark.

Viktor blickte sie stehend an, doch schloß er bald wieder, und sagte nur: „Kind — begnüge dich damit, es zu sein — wolle nicht mehr.“

Ich wollte, ich bliebe es immer. — Sehen Sie mir doch Ihre Hand — wie weich sie ist und doch so stark! — wer weiß, wie bald sie

wieder zittert, daß ich Ihnen von Neuem ein Glas Wasser reichen muß, denn, gewiß, zu bedauern sind Sie doch! — Gute Nacht!

Ich zu bedauern? sagte Viktor mit Lächeln, nun dann laße der Himmel mich immer in diesem bedauernswürdigen Zustande, ich werde niemals einen andern verlangen. Es ist wol kaum lächerlich, daß eine alltägliche Frau Sophien nicht leiden kann, vermuthlich weil sie zu bescheiden war, um sich auf eine gemeinbescheidne Art mit ihr abzugeben. Das ist nun einmal so das Loos der gebildeten Mädchen, daß die gewöhnlichen sie nicht vertragen können, und wo möglich hassen, was denn auch am Ende ganz billig ist. Aber daß man auch Kinder beunruhigt, die, Gott weiß wie, mir gut geworden sind, das ist denn doch in der That fast unverzeihlich. — Wirklich, diese Rosalie liebt mich so sehr, als ihr zwölfjähriges Herz

zu lieben vermag, denn es standen ihr Thränen in den Augen, die Kinder sonst nur über äußeres Leiden zu vergießen pflegen. — Ihn — diese Thränen können für mich nichts anders bedeuten, als Freude. — — Ja, wahrlich, ich fühle mich sehr ruhig und heiter, da ist auch nicht ein Puls, der anders schlägt, als er im völlig gefunden, unangestraften Zustande schlagen sollte, und, je mehr man mich versichert, Sophie liebe mich nicht so, wie ich sie liebe, je weniger bedarf es ihrer Versicherung, daß sie mich so liebe. — Jetzt darf ich in der That hoffen, wieder gut gemacht zu haben, was ich durch meine ehemaligen unlautern Zweifel an ihr verschuldet, jetzt, da ich so völlig ruhig bin, und klar, und rein von jeder Furcht, erst jetzt darf ich sagen, daß ich sie liebe.

Er ging in ihre Wohnung, wo ihn die Dirchsen mit einem sehr bedenklichen Gesicht empfing. Sie schien ihn anreden zu wollen, aber er vermied es; nicht aus Furcht, etwas Un-

angenehmes von ihr zu erfahren, sondern weil er seine Zeit nicht an sie verschwenden wollte.

„Wir haben nichts mit einander zu reden!“ sagte er, indem er an ihr vorbei die Treppe hinauf ging, die zu Sophiens Zimmer führte.

Er fand sie in einer Ecke des Zimmers auf dem Sopha sitzend, gedankenvoll vor sich hinstarren, und sie bemerkte ihn nicht, als er hereintrat.

„Hi, Liebe,“ sagte er mit gemüthlichem Scherz, du läugst gar an, nachdenkend zu werden. Ueberlaß doch dies traurige Analysiren uns Männern, die nur auf diese Weise zur Entzifferung kommen können, ihr Mädchen seid ja von Natur eins, und concentrirt. — Wie du bleich bist! — Du hast dich doch wol nicht vor meinen schwerfälligen Worten entsezt? Ein wenig magst du immerhin erschrecken, laß das deine Strafe sein; und Strafe verdienst du auch wirklich, weil du nicht genug Vertrauen zu dir hast, denn nur durch diesen Mangel kannst du zum Nachdenken, oder wol gar

— was ich jedoch nicht hoffen will — zum Trübhum verurtheilt werden sein. — Oder du fürchtest dich doch wol nicht vor irgend einer Woge des Lebens? — Es kann keine so schreck und widerspenstig sein, daß sie sich nicht unter deiner Hand zu einer schönen Form gestalten sollte. — In diesem Staate seid ihr fast alle geheime Diktirinnen.“

Es war, als sähe sie ihn jetzt erst, denn sie sprang schnell auf, und, indem sie ihn lange und seltsam und irrschweifend ansah, fragte sie: Was sagst du, Viktor?

„Nichts,“ antwortete er freundlich, nichts, was des Wiederholens werth wäre. Aber ich bin so froh und leicht zu dir gekommen, denn ich habe heute viel gute Vorfälle erlebt, die ich auch gewiß ausführen werde — nun komme ich zu dir, um dir eine Menge wichtige Kleinigkeiten zu erzählen, und erwarte, daß du mir Lebenden und Strafrechtigen hilfst, wie es dir gutdünkt — denn ich habe beides gleich gern von dir — aber ich finde dich so tiefstimmig.“

Sie fiel ihm mit ungewöhnlichem Jure um den Hals, und rief: Ach Viktor!

Nach einer langen Pause sagte Viktor:
„O Liebe, was ist dir? — So haß du mich noch nie geliebt, und meinen Namen nie so ausgesprochen!“ —

Ihre Thränen flossen auf seine heisse Wange, und sie konnte nur von Neuem seinen Namen nennen.

„Du weißt, Sophie? sagte Viktor, o Geliebter, laß mich glauben, daß du vor Jemande weißt, oder doch nur aus einem unbekanntem Gefühl. Nur nicht vor Schmerz, denn, wahrlich, Sophie, davon darf ich nie glauben wollen. Laß auch die Wogen des Lebens mit noch so häßlichem Wogestum um dich her rauschen, du wirst doch immer schön bleiben; mögen sie auch mit plumper, eiliger Verworfenheit dich umtoben, gönne ihnen deshalb keine Thräne, oder bilde dir wenigstens ein, du vernehest sie freiwillig, denn eine Nothwendigkeit darfst du nicht anerkennen. Sieh, ich habe

keine Thränen beschwores, denn sie stießen nicht mehr, und, wenn ich das schon annehme, was sollte dir zu schwer fallen?"

Er lächelte ihre Augen an.

„Siehe nun starrt mich dein Blick von Truem an mit schöner Klarheit, so wie er immer zu mir niederzuschauen sollte, aber laß nicht daß dein Auge klar sein; auch in deinem Innern darf keine Bewegung sein, die du nicht selbst hervorgerufen hast, keine Ursache. Alles in dir sei nur eine einzige Harmonie, leicht und festlich.“

Leicht und festlich? fragte Eusebe, indem sie beide Worte mit Bedröhung aufzufangen schien.

„Worum nicht? wer darf in euer Leben schon schon irgend eine Schwere legen oder heben? Sei leicht, wolle es nur sein und du bist es.“

Leicht? sagte sie, indem sie das Wort von Truem schwer accentuirte — ich werde es sein, weil ich es sein muß, aber ich bitte dich,

Witter, glaube mir daß es mir schwerer fällt, leicht zu sein und heftig. — Vergiß nicht, was ich geschrieben habe.

„Ich vergesse nicht, was du zu mir geschrieben hast, auch wenn ich es nicht begreife, so wie jetzt. Ich habe dir nicht bloß mein Herz geschenkt, auch mein Selbstgefühl.“

Ja — ich weiß es wol, du wirst meiner immer gedenken, wenn wir einmal getrennt werden sollten — —

„Bewusst? wie kommt das Wort in dein Gemüth, und seine Bedeutung in dein Herz? Das ist dir von außen her gegeben worden.“

Was meinst du damit? fragte Cassie mit Banghülft.

„Nichts, antwortete er lächelnd, als daß das böse herrliche Elend an allen diesen Vorgesetzten Schuld ist. Eine Organisation, so fein und hart wie die Dornige kann unmöglich dieses brüderliche eisenstärkere Zusammenwachsen erlauben, von dem selbst die meiste angehöret wird, ob sie gleich über allmächtige Zerst-

Zeit und Zirkel ich nicht beschweren kann. Wollen wir Deutschland verlassen, wollen wir nach Italien gehen, in das Land, wo die Eichen blühen, aus dunkeln Laube werden auch für uns die Goldorangen glühen, ein sanfter Wind aus blauem Himmel wehen, auch für uns die stille Myrthe und der hohe Lorbeer duften.“ — Wollen wir? — befehl, und der Wagen soll schnell vor deiner Thür stehen, der uns aus allen diesen engenden Verhältnissen in den ewigen Frühling trägt. — Wollen wir?“

Es schien in der That, als überlasse sie sich einige Augenblicke dieser süßen romanescen Idee, die der arme Viktor so wenig im Stande war auszuführen. Aber der Schlag einer Uhr schreckte sie auf. Sie ward von Neuem blaß und fragte fast stöhnend: Herr Viktor, zähle doch, was schlägt es?

„Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.“ — Sollte der Ausruf nicht wahr sein?“

Sin ich denn glücklich? fragte sie, indem sie ihn schmerzlich ansah.

Diktor schien heute keine Trauer zu verstehen, sondern antwortete halb scherzend: „Der böse November! In der That, wir müssen fort von hier. Nach Italien, ich bitte dich.“

„O still, still von diesen Träumen.“

„Wir haben ja keine bessere.“

Du solltest sie alle aufgeben, denn du wirst doch erweckt werden müssen.

„Kassandra! ich glaube dir nicht.“

Du glaubst mir nicht? Ach, wem wirst du hinfert noch glauben? . . . Aber du hast vergessen, die Schläge der Thurmuhre zu zählen.

„Es ist neun Uhr.“

Neun? wirklich schon neun?

„Hier ist meine Uhr — sieh selbst.“

Ja es ist so — die sen Ziger kann ich freilich zurückstellen, aber . . . geh, Diktor.

„Wie? — hab ich wirklich recht gehört?“

Ja, mein Freund, verlaß mich, ich bitte dich sehr darum, aber . . . glaube mir, es

wird mir schwer. — Frage mich nicht weiter. —

Viktor nahm Hut und Stief, und stand einen Augenblick nachdenkend, doch bald bekam er seine frohe Laune wieder, die, wie es schien, ihn heute nicht verlassen wollte. — „Ich gehe,“ sagte er, denn du bleibst ja doch bei mir, liebe Sophie — glaube mir du lebst in meinen Gedanken eben so deutlich als vor meinen Augen, und in meiner Fantasie ist auch nicht der kleinste Zug von dir verloren gegangen, und sie ruhen alle bestimmt und fest in mir. — Gute Nacht, Sophie, du bedarfst der Ruhe, auf deiner Wange wechseln die Farben fast fieberhaft, doch alles das kann dir ein einziger leichter Schlaf hinwegschuchen, und ich wäre sehr geneigt, dich hineinzuplaudern, doch du willst das nicht. Morgen aber erscheine ich dir mit der Morgenröthe, und küsse den Schlaf von deinen Augen, und du sollst dich dann selbst ein wenig belächeln, daß du heute so seltsam gewesen bist. — Schlafe sanft! — aber wahrlich, es

ist mit gar nicht so, als sollte ich dich jetzt schon verlassen — und wer weiß, setzte er lächelnd hinzu, ob ich nicht wieder komme. Nimm dich in Acht! — Wahrlich, du zitterst! — o wahrhaftig, ich möchte den November mit tausend Fenien bewerfen, wenn ich hoffen könnte, daß er davor erschärke. — Adieu.“

Sophie umarmte ihn noch einmal mit zitternder Bewegung und er war schnell zur Thür hinaus.

Ein rauher Nordwind fuhr unsern Viktor an, als er sich im Freien befand, die Gassen waren meistens leer von Menschen, die das unfreundliche Wetter in ihre Wohnungen getrieben hatte. Ein graues Dunkel ruhte überall, nur sparsam brannten in den Laternen noch die Lichter, und die Wetterfahnen, mit denen der Wind zur Abwechslung ein wenig spielte, machten ein widerliches Getöse, das Viktor'n wohl

ein unheimliches Gefühl hätte geben können, wäre nicht heute Abend gerade seine gute Laune von so widerer Dauerhaftigkeit gewesen.

„Was geht mich diese läble Laune der Natur an, die ihr recht wohl zu verzeihen ist, da sie den ganzen Frühling und Sommer hindurch so aufgeräumt war, und manche angenehme und fantastische Sprünge machte. — Nachher ist sie desto sanfter wieder, und sie will gewiß nicht, daß wir unsre Trübseligkeit durch sie verlieren sollen. In mir ist es heil, das draußen kimmert mich nicht. Ich ahne schöne Zeiten: Albert wird seinen Irrthum einsehen, und gern gestehen, daß er ihr und mir Unrecht that. — Sie wird vergeben, was ich ihr bis jetzt verschwiegen — denn diese schöne Seele soll von mir niemals unangenehm bewegt werden. Aber vergeben wird sie ihm gewiß; — denn wie könnte sie grollen? — dieses schöne Gemüth kennt keinen Gegensatz der Liebe — sie verschmähet den Haß und liebt nur. — Aber er darf das nicht wissen, denn um Vergebung

sehen muß er — das ist gerecht — dann hebt sie ihn auf, sie blickt ihn freundlich an, und reicht ihm als Pfand der Versöhnung die schöne Hand, ich schlinge meinen Arm um sie und Albert, wir feiern das himmlische Fest der Liebe und Freundschaft, und sind glücklich — vollendet glücklich. — Müssen wir es nicht sein? Kann es Menschen geben, die in ihrer Verworfenheit so weit gehen, noch mehr zu begehren? — Ich bin keiner von ihnen, denn ich fühle in der tiefsten Tiefe meines Gemüths: Ich bin glücklich, wenn heilige Liebe mich umgibt und volle Freundschaft.“

Er hatte bei diesem Selbstgespräch wenig auf die Menschen gesehen, die an ihm vorbeigingen. Jetzt aber streifte schnell ein Mann an ihm vorüber, dessen Gang ihm bekannt schien. Das Gesicht konnte er nicht erkennen, denn es war tief in einen Mantel gehüllt; aber es wurde ihm mit jedem Schritte, die der Fremde vor ihm her that, deutlicher, daß es Albert sei. Er rief ihm zu, aber er war vermuthlich

schon zu weit, als daß die Stimme sein Ohr hätte erreichen können.

Viktor sah nicht darauf, durch welche Straßen er ging, und so kam es denn auch, daß er sich bald, durch Instinkt oder Uingefähr getrieben, am Eingange der Gasse befand, deren Ende Sophiens Wohnung bezeichnete.

„Freundlicher Ort, sagte er jetzt mit leiser Stimme, der alle meine Freuden verschluckt; ein stiller Friede müsse über dir schweben, wie ein mildes Mondlicht, damit auch nicht die entfernteste Disharmonie den sanften Schlummer meiner Lieben störe. Süßer Schlaf, der du jetzt ihre Augen bedeckt hast, damit sie wieder klar die Liebe aussprechen können, die in ihrem Herzen wohnt, führe ihr das Bild des Jünglings vor, der in ihrer Liebe so glücklich ist, laß es ihr lächelnd erscheinen, damit es sie erfreue, daß sie ihm das Lächeln auf die Wange gerufen habe. — . . . Doch nein, laß keinen Traum, auch den süßesten nicht, um sie her pattern, damit sie sich ganz der ungehörten

Ruhe hingeben könne. Nur für unser wild
 umher schweifendes und irre schweifendes Män-
 nergeschlecht ist der Traum da, weil unser Le-
 ben, ehe wir lieben, doch niemals mehr ist,
 als ein Traum; — nicht für sie. — — Oder,
 wenn sie gar der Schummer fühle, weil ein
 Herr von Sorgen, mit lästlichen, boshaften
 Gesichtern, wie Harpoclen um ihr Bett sa-
 tern, und die Vorhänge hinwegstreifen, damit
 ein grelles Licht in ihr müdes Auge ströme, daß
 es sich nicht schließen kann? — — Bei Gott,
 der Gedanke empört mich gewaltig! — —
 Doch, es kann ja nicht sein — hat sie doch
 meinen Unfrieden beschworen, daß leichter Ruhe
 daraus hervorgieng, wird ihre eigne Sorge
 schwerer wanken? — O ihr finstern Besorgnisse
 alle wendet euch hinweg von ihr, und kehrt
 euer düsteres Auge nur mir zu; ich habe Kraft
 für euch, und fühle Muth in mir, mit euch
 zu ringen, ohne zu weichen, und du, heiliger
 Schlaf, vertilge bei ihr jede Spur des nicht-
 gen Lebens, das sie vielleicht zu rauch anfing,
 Wilt. Walf.

und, willst du für die Wohlthat auch ein Opfer, nun, so laß mich es sein, der schlummerlos die Nacht durchwacht und den jungen Morgen mit unerquidtem Auge erblickt.“

Er stand jetzt vor ihrem Hause, und blickte nach dem Fenster ihres Zimmers. Er erschauet ein wenig, als er noch Licht erblickte.

„Noch nicht zur Ruhe?“ sagte er.

Er hörte Tritte, Geusyer, leises Reden, und sein Herz klopfte.

Was ist das? sagte er, und es war, als redete eine leise Stimme in ihm: Fliehe hinweg, Viktor, nichts Gutes kann dich hier erwarten.

Er sah Sophien langsam durch das Zimmer gehen, und er glaubte leise Klagen von ihr zu hören, ein junger Mann im Mantel folgte ihr mit stillem Gange.

Viktors Auge starrte nach dem Fenster hin, und die seltsame Erscheinung schien ihm ein Bild seiner gespannten Fantasie zu sein — denn er vermochte es nicht an die Wirklichkeit derselben zu glauben.

„Ich bitte dich, mein gutes Schicksal,
treibe keinen so freudhasigen Spott mit mir.“

Er sagte diese Worte still für sich hin, und
 schien selbst nicht zu wissen, daß er redete.

Da hörte er Sophiens Stimme — es war
sein Name, den sie aussprach.

Er kann Ihnen nicht helfen, antwortete
der fremde Mann.

„Solan, ich entlasse ihn,“

Distor'n wars, da er diese Worte hörte,
als brünne eine unbekante Hand den Gang
seines Lebens, als stocke das Blut in seinen
Adern, und das Herz vergeße, kraftlos, zu
schlagen.

Dann raffte er sich gewaltig zusammen
und stürzte die Treppen hinauf, aber als er
schon die Hand an die Thüre gelegt hatte, ver-
ließ ihn seine Kraft von Neuem.

„Ich bin die Ihre,“ sagte Sophie —

Trennlose! rief der Fremde, mehr bedarf es
wohl nicht, Sie zu entlarven.

Distor hörte diese letzten Worte nicht, seine

Seele rang noch mit dem schrecklichen Ausruf: „Ich bin die Ihre!“ — aber sie vermochte den Gedanken nicht auszudenken.

Endlich riß er die Thür auf, und die sunfelnden Augen starrten aus dem bleichen Gesichte heraus nach Sophien hin, die ihn nicht bemerkte, sondern still vor sich niedersah.

„Sophie!“ rief er leise.

Sie sah auf, und sank mit einem Ausruf des Schreckens neben dem Sofa nieder.

Der Fremde hatte die Hand vor dem Gesichte, und schien nachzudenken.

Viktor drang auf ihn ein und rief aus tiefer Brust: „Stehe mir Glender!“

Halt — Viktor! — sieh mich an.

Viktor trat zurück, und seine blaffen Lippen versagten ihm den Ton.

Ich bin es — Albert —

„Ich bin es nicht — Viktor —“

Verkenne mich nicht — Freund —

„Ich erkenne dich —“

Albert näherte sich ihm mit Ruhe, und sagte still: Du bedarfst der Ruhe.

„Ruhe? — Spottest du meiner? — O Gott, wer hemmt in diesem Augenblicke meine Kraft?“

Viktor! seufzte Eophie.

Der Name rührte ihn und weckte sein Mitleid, aber es war, als sei er auf den Fleck gethannt worden, wo er stand, er konnte ihr nicht zu Hülfe eilen, sondern streckte nur langsam die Hände nach ihr aus, als wolle er sie beruhigen.

Jetzt eilte Albert nach ihr hin, um sie aufzurichten. Dieser Anblick empörte Viktor, und riß ihn aus seiner dumpfen Ruhe. Schnell wollte er zu ihr hinfliegen, aber dicht vor ihr verließ ihn seine Kraft, er taumelte an einem Tische nieder, der mit ihm umschlug, daß das Licht auf den Boden herabsiel und verlöschte. Um ihn her war es Nacht, und in ihm Nacht. Er hörte nichts mehr von allem, was um ihn her vorging, denn seine Sinne hatten ihn verlassen.

Als er wieder ins Bewußtsein zurückkehrte, befand er sich in dem Zimmer der Wirthin, die viel ämfige Sorgfalt für ihn gehabt hatte. Die kleine Rosalie stand mit Thränen in den Augen vor ihm, und reichte ihm ein Glas Wasser. Es werde ihm wolthun, meinte sie, und Kühlung verschaffen, so wie es ihn schon einmal gekühlt und erfrischt habe.

Wenn wir auch Viktorn in seiner jetzigen Lage unser ganzes Mitleid schenken wollen, so dürfen wir ihm doch in diesem Schmerz nicht weiter folgen, weil das Leiden in einer gewissen Stufe — da wo es beim Andrang des Schicksals convulsivisch zu werden droht — kein Gegenstand der künstlichen Darstellung mehr ist. Da, wo der Mensch nur von der Nothwendigkeit festgehalten wird, ohne daß sie wieder zur Freiheit zurückkehren könnte, da ist nur Noth, als solche, und keine Form wird sie jemals umschlingen können. In solchen

Momenten, wo das Leben aufhört, des Lebens Zweck zu sein, wo jede liebliche Ironie und Selbstanschauung hinwegflieht, und nur eine unfreie Liebe für das Leben zurückbleibt, die weder von der Stärke noch von der Weichlichkeit erzeugt wird, sondern nur aus einer dumpfen Verwirrenheit hervorgeht, in solchen Momenten leidet der Mensch keine Betrachtung, und die Zudringlichkeit, mit der ihn Trivialität und Reugler auch dann noch anzuschauen strebt, bezahlt sich nicht selten durch ein ähnliches Gefühl der Verwirrenheit.

Die gutmüthige Wirthinn, die wirklich kein gemeines Interesse für Viktor gefaßt, und durch das Leiden, das sie ihm mit Sicherheit prophezeit hatte, noch mehr gerührt wurde, gab es nicht zu, daß man ihn nach seiner gewöhnlichen Wohnung zurückbringen wollte, wo keine sorgsame Hand des erschöpften Kranken

warten würde, und nur fremdartige Menschen mit verdricklichen Mienen an seinem Bette stehen durften.

Der erste Anfall vom Fieber, den unser Freund erlitt, war zu heftig, um anhaltend sein zu können; und nur eine tiefe Ermattung, die in gewissen Momenten nicht ohne besondern Reiz war, blieb zurück.

Die kleine Rosalie war immer sehr ämßig mit ihm beschäftigt, sie reichte ihm mit mitleidigem Gesichte die traurigen Arzneien, die sie ohne sein Vorwissen heimlich mit Zucker versüßt hatte, erzählte ihm allerlei fantastische Märchen, die er um so lieber hatte, je kindischer sie waren, und sang ihm allerlei Lieder vor von der bunten Kuh, und der armen jungen Maus, die die betrüglche Kose singt, oder den lieblichen Wunsch, ein Vöglein zu sein und auch zwei Flüglein zu haben, und unser Viktor hatte eine recht innige Erbauung an diesen Liedern. Aber sie glaubte doch, es sei ihm das alles noch nicht gut genug, und sie

lernte heimlich die Lieder auswendig, die in dem trefflichen Buche standen, das sie in seiner Rocktasche gefunden hatte, von dem König in Thule, der den Becher seiner Gule ins Meer wirft, weil er ihn seinen Erben nicht gönnt, und von dem seltsamen Erbkönig, der das arme Kind erdrückt. —

Wenn er schlief, besuchte ihn Albert, der ihm bis jetzt noch jede zu heftige Bewegung erlassen wollte, und theilte Sorgen und Hoffnung für ihn.

„Sehen Sie nur, sagte eines Tages die Kleine, als er wieder da war, sehen Sie nur, wie sanft er schläft, ich fühle mich ordentlich zu ihm hingezogen wie zu meines Gleichen, so ein schönes und recht kindisches Lächeln geht da um seinen Mund herum.“

Wir sollen alle werden, wie die Kinder.

„Ach ja! ich möchte auch immer bleiben wie ich bin. Mit dem Altwerden muß es doch nichts sein.“

Ich hoffe du wirst immer jung bleiben, auch wenn du hohe Jahre zählst. — In der That, du verdienst deinen Namen, Rosalie, und du bist nicht die einzige, die für ihn sorgt, und innigen Antheil nimmt — eine schöne Seele, deren Nähe er nicht ahndet, und nie geahndet hat, sorgt mit dir für ihn und beneidet dich um dein Amt, ihn zu warten.

„Ja, das glaube ich, beneiden mag sie mich, aber abtreten werd ich es nicht. — Die Sonne steht schon hoch, ich will die grünen Vorhänge ziehen, damit sie nicht so plötzlich in sein Auge fallen.“

Ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder betrüben, daß ich dir deine liebende Emßigkeit so gar nicht belohnen darf?

„Halten Sie das, wie Sie wollen, antworte Rosalie ein wenig empfindlich, aber es

ist doch gut, daß Sie fühlen, wie unnütz hier Ihr Reichthum ist."

Ganz recht, und nur dein Herz kann dich belohnen.

"Sie sind ein guter Mensch, und ich weiß nicht, wie Sie sich mit Viktor haben entzweien können. Wären Sie beide nur Kinder; es wäre nicht geschehen! — Doch sehen Sie, seine Hand bewegt sich — er scheint zu erwachen."

Ich gehe, sagte Albert mit Kampfs, doch bald wird die Zeit kommen, wo ich ihn nie verlassen darf — sehr bald!

Er ging und Viktor schlug die Augen auf.

"Guten Morgen," rief ihm Rosalie entgegen.

Guten Morgen, Kleine, sagte er indem er ihr seine Hand reichte, mir ist recht wohl, nur meine ehemalige Stärke will noch immer nicht ganz wieder kommen. — — Hast du geschlafen?

"Nein — ich habe die ganze Nacht bei Ihnen gewacht."

Wie oft muß ich dir das verbieten? — Soll ich gesunden, damit du krank wirst?

„Ich werde gewiß nicht krank — so jung wie ich, was schadet da eine durchwachte Nacht?“

Glaube das nicht, in einer Nacht, wo wir nicht schlafen, begegnet uns meistens lauter Unheil. Ich habe das erfahren.

„Ich nicht. — Recht gut hab ich gelebt diese Nacht. Gegen Mitternacht schliefen Sie ein, als ich das Lied von dem Wanderer sang, der am Bach sitzt und den fliehenden Wellen nachsieht. — Dann ging ich so für mich leise in der Stube herum und sprach mit mir selbst von allerlei Dingen, die ich leiden mag, oder ich sah aus dem Fenster nach den Wolken hin, die sich so wunderbar bewegten und nicht recht wußten, wo sie hinsollten, und der Mond ging zuweilen darüber hin, und zuweilen kroch er wieder darunter. Mir wurde recht sonderbar, und ich wußte zuletzt gar selbst nicht mehr, was ich dachte, so viel

daß ich zu gleicher Zeit. Aber vergnügt war ich gewiß.“

Viktor nickte freundlich, und sie reichte ihm Arznei.

„Sie ist wol sehr bitter?“

Sauer süß — wie das Leben.

„Es geht vorüber, wenn man etwas nachtrinkt — Wasser — oder Citronensaft mit Zucker.“

Geht es vorüber? meinst du?

Er war ernst geworden — sie sah es, und reichte ihm den Rosenstock, dessen Blüthen die Stubenwärme getrieben hatte.

Er hat nur schwachen Duft, sagte Viktor — So sind die Treibhausgewächse — wie die Menschen unsrer Zeit.

„Ja, wirklich, es wird bald vorbei mit ihm sein, und ich habe ihn doch so oft begossen.“

Zu oft. — Menschen und Blumen dürfen nicht zu oft begossen werden, damit sie die Kraft in sich erfahren, und nicht zu üppig emporranken, um — desto schneller abzublühen.

„Wie könnt ich nun gleich über alles dergleichen Betrachtungen anstellen!“

Du hast Recht — es ist keine gute Gewohnheit. — Setz dich näher zu mir. — Du siehst, mir ist heute recht wol, und einmal muß ich ja doch stark genug sein, um alles zu erfahren. — Wir wollen ein Ende machen, erzähle mir jetzt, wo ist Sophie? — wie siehst du mit ihr?

„Sie sind doch blaß geworden bei dem Namen. — Aber warum wollen Sie sich eine trübe Stunde machen? —“

„Trübe? — Meine trübe Stunde ist gewesen. — Auch sind es ja wol schon vier Wochen her, und in der Zeit gewöhnt man sich allgemach.“

„Vier Wochen? ach, nein, es sind heute erst zwölf Tage seit jener unglücklichen Nacht verfloßen, als Sie ohnmächtig in dieses Zimmer getragen wurden.“

Ohnmächtig? — ja, die Kraft hatte sich übertrieben, und war aus einander gerissen. — — Aber zwölf Tage erst? nicht mehr? —

Dünkt mich doch die Zeit so unaussprechlich lang, so gewaltfam gedehnt, wie ein lauwarmes Drama, wo die Handlung schleppt, und keinen erfreulichen Ausgang verspricht. — Und doch hab ich wahrlich keinen Augenblick Langerweile gehabt — wahrhaftig, ich habe nur jeden Augenblick mit meines Auges Blick zu deutlich aufgefaßt, und zu häufig angesehen, als daß es mir nicht lang scheinen sollte. — Da liegt's! Ich denke gar zu viel an das Leben; — glückliche Menschen leben nur, und betrachten es wenig. Ich werde das noch lernen müssen — — jetzt respektire ich noch die Zeit zu sehr, wenn ich gleich, Gottlob! Stunden habe, in denen ich über die Zeit so ziemlich hinaus bin. — — Doch, fahre fort.

„Sie waren anfangs sehr still und gelassen — in der That, sehr gelassen.“

Still? — gelassen? — hm! — Aus der Noth eine Tugend machen ist nicht übel, aber aus der Tugend eine Noth ist schlimm. — Doch was redest du von mir. Sophie — nun Es-

phie — ich will mich üben diesen Namen auszusprechen — wie stand es mit ihr? —

„Sie erholte sich bald; Herr Karlsen blieb auf ihrem Zimmer, da Sie sein Anblick würde erschüttert haben. — Ein Lohnbedienter mußte ihre Koffer packen, und noch ehe der Tag graute, saß sie schon mit ihrem Mädchen im Wagen.“

Ehe der Tag graute?

„Warum fällt Ihnen das auf?“

Ich weiß es nicht. — Wie sah sie aus? ich bitte dich, sag mir alles recht genau — verschweig mir nichts; mir kann ja nun nichts mehr viel Bedeutendes begegnen.

„Sie war sehr blaß, und hatte Thränen in den Augen.“

Thränen? — Sie ist weit glücklicher als ich; ich habe keine gehabt — keine — ob ich gleich danach rang. —

„Sie streckte die Hände noch einmal nach diesem Hause aus —“

Ach! diese Hand, glaubte ich, sollte mich sanft hindurch führen durch die rauhe Bahn des

Lebens, aber sie rieß mich unsanft zurück — und so plötzlich! — so unvorbereitet! — Nicht wahr, Rosalie, wenn sie mich auch hätte täuschen wollen, so plötzlich hätte sie doch den Schleier nicht wegnehmen sollen von meinem Auge — so plötzlich nicht!

„Niemals, niemals!“

Und welch ein Augenblick war's, in dem sie mich so kalt berührte, so frostig, daß mich noch jetzt ein Schauer ergreift bei der Erinnerung! — Ich war so heiter und leicht gewesen — das Leben tanzte um mich in der Gestalt der Anmuth, sah mich an mit glänzenden, aber milden Farben, redete zu mir in solchen traumlichen rührenden und erfreuenden Tönen! — Und mit einem Male rauscht der gewaltige Wiston daher und reißt die liebliche Musik auseinander — aber des Jünglings Leben reißt nicht mit, denn es ist von eherner Dauer. Es trägt jeden Schmerz, und dränge er auch noch so kolossal, und in der häßlichsten Uniform auf uns ein. Wol kann er uns umfärben auf eine

Wilt. Walf.

lange Zeit; aber zerschmettern nicht. — Ach, Kind, es ist schrecklich, aber nur allzuwahr, es giebt Momente, wo wir so sehr von aller Religion verlassen sind, daß wir diese rüstige Energie des Lebens bedauern, und eine Schwächlichkeit an ihre Stelle wünschten, die leichter zu zerstören ist.

„Ich kann mich nicht hineinsetzen in solche Augenblicke, sagte Rosalie.“

Wol dir! — o bleibe immer Kind!

Er hielt einige Minuten inne. Dann sagte er mit mühsam errungener Ruhe: Und Albert, — warum sagst du mir von ihm nichts?

„Ach, von ihm werde ich sehr gern reden.“

Bern? — wie benahm er sich? er schlang wol seinen Arm recht traulich um ihren Leib, und küßte halb zärtlich, halb unwillig die Thränen ihr vom Auge, die sie noch um mich weinte? — — Und dann fuhr er mit ihr davon. So ist's! — natürlich! so muß es sein — was bedarf es denn auch der Frage?

„Sie irren — hören Sie mich nur an.“

Viktor hörte sie nicht, sondern fuhr fort: Dieser Tag — dieser Moment raubte mir Geliebte und Freund — nicht einzeln, sondern Beide zugleich und durch einander. — Das Geschick vergönnte mir auch nicht einen Augenblick der Vorbereitung; ich hätte eher meine eigne Untreue an mir selbst vermuthet, als ihre. — Aber so ist es eben — das Schicksal — das als furchtbare Antithese im Hintergrunde des Lebens steht, was — liebt auch die Antithesen. — „Im Hintergrunde des Lebens“ — schon einmal braucht ich diesen Ausdruck bei Sophien; — und glaubte ihn auch zu verstehen, aber ich verstand ihn damals nicht so ganz wie jetzt.

„Auch ich verstehe Sie wol nicht, sagte Rosalie, aber das verstehe ich, daß Sie Ihrem Freunde Albert Unrecht thun.“

Unrecht? — ~~sagte~~ Viktor lächelnd — ich ihm? — Du spottest seiner sehr bitter.

„Ach! ich spottete gar nicht. Er ist Ihr Freund geblieben, und war es niemals mehr,

als in dem Augenblick, wie Sie ihn für Ihren Feind hielten.“

Willst du meine Sinne verwirren?

„Nur geprüft hat er Sophien, da er wusste, daß Sie niemals Ruhe dazu haben würden, und niemals Luß. Und doch mußte es ihm wol nothwendig scheinen, denn alle Warnungen waren ja vergebens.“

Geprüft nur hätte er sie? — Er schüttelte ungläubig den Kopf, und sagte: Die Erfindung ist verbraucht.

„Verbraucht? sagte Rosalie — ich kenne das Wort nicht, aber fast kenne ich Sie auch nicht mehr.“

Und er wäre nicht mit ihr hinweggeflohen? hätte sie mit nicht entrißen?

„Er mit ihr hinweggeflohen? — Haben Sie jemals so etwas fürchten können? — “

Konnt' ich denn anders, und ist es etwa nicht so? —

„Er ist hier, er hat Sie niemals verlassen

— hat gewacht an Ihrem Krankentager, gesorgt für Sie, geweint um Sie.“

Das hätte Albert?

„Er selbst — und würden Sie nicht ein Gleiches für ihn gethan haben?“

O, in den schönen Tagen unsrer Freundschaft hätte ich mein Leben für eine bedeutungslose Kleinigkeit gehalten, wenn es mir abgefordert worden wäre für ihn. Ach ich hatte ja nur ihn und Rosalie; ihn verstand ich; sie konnte ich nur ahnden. — — Aber, ich bitte dich, ich flehe dich an, täusche mich durch keine Unwahrheit.

Rosalie sah ihm fest ins Auge, und sagte, indem sie die Hand aufs Herz legte: „So will ich Ihnen alle Ihre Fragen beantworten.“

Er wäre nicht mit ihr geklohen? hätte mich nie verlassen? gewacht an meinem Krankentager, gesorgt für mich, geweint um mich? — Er hätte nie aufgehört, mein Freund zu sein?

„Niemals, niemals!“

Ich will dir glauben, gutes Kind, sagte

er, und fiel ihr mit trunkenem Gefühl um den Hals. Ich will dir glauben, weil ich dir gern glaube. Aber wo bleibt er? wo ißt er? warum kommt er nicht?

„Ich sage Ihnen, er war sehr oft bei Ihnen, während Sie schliefen.“

Während ich schlief?

„Noch so eben ging er von hier weg, als Sie erwachen wollten.“

Warum entzieht er mir seinen Blick?

„Er ahndet Ihren Verdacht, und fürchtet Sie zu erschüttern, weil Sie noch schwach sind.“

Schwach? — o ich bin stark, ich fühle mich gesund durch diese Nachricht, und meine Krankheit ist mir nur noch wie ein schwerer Traum, von dem ich mich nur noch dunkel erinnere, geträumt zu haben.

Er versank in ein neues Nachdenken.

Prüfen wollte er sie, und sie bestand die Probe nicht? — Aber warum prüfen? wozu diese besorgliche Erleuchtung, die so grell hineinfel in die schöne Dämmerung, die mich

umschwebte? warum greif er so eigenmächtig ein in den Gang meines Lebens? — Ich bedarf der Liebe, und auch eine Täuschung, wenn sie mich nur nicht auf eine gewöhnliche Art täuscht, ist mir Freude; und deshalb wird es mir auch nie gelingen, Sophien zu hassen, was ich doch auch niemals wollen kann. Ich bedarf der Liebe: zum Leben! — — ist es denn auch nicht eines? — Kann ich sie jemals hassen ohne Täuschung? — Ach, Rosalie!

„Was soll ich thun?“

Es ist dein Name nur, den ich nannte. Du kennst sie nicht; vielleicht auch ich nicht; aber . . . sollte es denn auch der Zukunft nicht vorbehalten sein, sie zu ergreifen? — Sollte sie mich wirklich geliebt haben? — Es war in ihrer Strenge viele Milde, aber ich verstand nur die Strenge. Ich sehe jetzt anders — freier — klarer —

„Dir soll das Leben sanft vorübergleiten,

Rein Schmerz dich finden in der Liebe Armen.“

„So lang die wunderbare Stimme, aber wird sie es je erfüllen können? — Ohn — Bin ich doch wie ein Mensch, der vor allzu großer Müdigkeit keinen Schlaf finden kann! —“

Nesalle schwing, Viktor schwing, die ihre Stille durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen wurde. Es war ein Brief an Viktor, den man brachte.

„Es ist eine Weiberhand!“ sagte Nesalle, indem sie ihn ihm hinreichte.

Viktor griff schnell danach, und wurde ein wenig blaß: Von Sophie! sagte er.

„Wollen Sie ihn lesen?“

Warum nicht? — ich fühle mich still und gelassen, und es ist ja doch alles überstanden. Er öffnet, und las:

„Ich kann nicht ohne Abschied von Ihnen scheiden, wenn ich Ihnen gleich weiter nichts zu sagen habe, als einen solchen Wunsch. Sie sind mir sehr theuer gewesen, Sie sind es noch,

Sie werden es immer sein. Ich könnte sagen, das Schicksal habe uns getrennt, aber ich verschmähe diesen Küßhalt. Ich habe es nur mit Mühe und hartem Kampfe meinem Stolz abgerungen, aber doch wirklich abgerungen das Gesändniß: Ich war Ihrer niemals würdig! — Zwar kann ich dadurch nicht wieder gut machen, was ich an Ihnen verschuldete, aber ich darf Ihrem feinen und tiefen Gefühl vertrauen, daß es fühlen werde, wie groß das Opfer ist, was ich durch ein solches Gesändniß bringe. — Ich konnte Ihnen niemals das sein, was Sie glaubten, daß ich sei. Hätten Sie mich früher gesehen, es wäre besser gewesen, aber als Sie mich kennen lernten, waren schon drückende, enge Verhältnisse um mich hergezogen. Ohne Freund, ohne Verwandte, einsam in der großen Welt, die mir oft schrecklich genug erschien, um mich vor ihr zu fürchten — so kam ich in die Stadt, die ich nie wieder sehen werde, und die mir nur deshalb theuer ist, weil ich Sie dort sah.

Ich wählte aus Noth den Stand, in dem Ele mich fanden, aber er genügt mir nicht, und ich verachtete ihn beinaß aus dem Grunde, die ich Ihnen einst mitgetheilt habe. — Man bemerkte mich, und eine Schaar junger Männer drängte sich zu mir. Aber es waren meistens ziellose Figuren, aschfarbige Schwämme, Geiste von zwanzig Jahren, ohne guten noch bösen Willen, die nur eine winzige Eitelkeit und thörichte Vergnügungssucht am Leben erhielt, die sich im Genuße selbst befrachten. — Anfangs waren sie mir alle sehr verächtlich, und das blieben sie auch, wie billig, für alle Zeiten, allein in der Folge machte es mir doch einiges Vergnügen, sie zu verachten, und vielen Traß, daß sie keinen hatten, um dem meinigen damit zu begegnen. Ich amüßte mich, wo ich nichts anders haben konnte, als Amüsement, aber Ihnen geschehe ich gern, daß ich jetzt fühle, es wäre besser gewesen, ich hätte mich nie so amüßten wollen. — "

„So ging meine Zeit unter Geschäften, die

ich nicht schierte, und unter Zerstreuungen, die keine Freude sondern nur Verblöbung gaben, dahin. Ich fühlte es nicht selten tief, daß dies der Weg nicht sei, der zur Ruhe führen könnte, aber ich fand nun einmal unter diesen Menschen, die meine Zeit tödteten und verderben, und alles in mir unbeschäftigt ließen, nur meine Laune und meinen Witz nicht, der nur zu oft zur satirischen Bitterkeit wurde, und eine Schärfe in mir ansetzte, welche ich, ach! vielleicht niemals werde ganz vertilgen können. Mir fehlte ein Freund, mit dessen Hilfe ich sie alle würde vertrieben haben, — und weil er mir fehlte, fehlte mir alles.“

„Ich lernte Antonio kennen, oder vielmehr, ich lernte ihn *ver* kennen, denn ich schätzte seinen Werth viel zu hoch an. Von der ersten Hülfe seiner Jugend hatte er nur wenige Bruchstücke gerettet, aber er wußte sie zu gebrauchen, und seinen Lebensbuhlern zu imponiren, deren Befriedigung freilich nicht sonderlich viel Mühe kosten konnte. Er wußte sich mit durch man-

Die Lusten des Lebens, die mir neu waren, so interessant zu machen, daß ich in der That zuglauben anfang, ich könne ihn lieben.“ —

„Sie schrieben einmal in einer müßigen Stunde auf ein Blatt, das ich gerade jetzt in meiner Schreibtafel verstecke, folgende Worte, die hier vollkommen paßen:

„Es laßt sich in unserm Zeitalter gewisse sehr bedeutende Worte, die von Manchem ohne Sinn, — mit Sinn: — für die Worte, ohne nicht für den Sinn — gebraucht werden. Das ihm gehören: Heilig, wunderbar, (seltsam) Religion, Poesie, sich ausdrücken, objektiv, univervell, gebiegen, gelassen, besonnen u. s. w. — Sollte man sich doch nur wenigstens an die drei letzten halten!“ —

„Es ward mir bald klar, daß er das alles gleichsam nur geschichtlich behalten hatte, und diese schönen Worte an einander geschlagen ließ, um dadurch eine angenehme Musik hervorzubringen, was ihm denn auch nicht selten

wirklich gelungen war. Ich bin nicht gewohnt, vielleicht auch zu bequem, um zu händeln, und entsetzte ihn bestimmt meine Meinung von ihm. Aber er hörte auch dann noch nicht auf mich zu verfolgen, als ich ihm offenkundig gestand, daß ich mich sehr geirrt habe, als ich glaubte ihn zu lieben. Weder Evidenzthalts, noch Heioetät, weder Theben, noch Eßer, hal-
 fen bei mir etwas, er wurde mir immer lässiger, und meine Schuld immer geringer, so daß auch zuletzt jene Scene entstehen mußte, bei der Sie uns überraschten, und mich schneller als ich hatte hoffen dürfen, von einem Menschen er-
 lösen, dessen Wesen eine einzige Lüge war — für sich selbst und für andre.¹⁷

„Ich hatte viel Dankbarkeit für Sie, aber dies Gefühl verwandelte sich bald in ein höhe-
 res. Sie liebten mich so innig, und mit so
 ganzem Gemüthe, daß mir das schon bedeuten-
 der wurde, als es mir jemals gewesen ist. So
 glücklich habe ich Sie nur damals, als mich alles
 glücklich, und ich in Gefahr war, von der Bru-

ausen Gemeinheit meiner Freiheit beraubt zu werden. Eine Summe von zweitausend Thälern, die ich schuldig war, hat uns getrennt. Sie vermachten es nicht, mir zu helfen, ich wußte das, und habe Ihnen deshalb niemals gesagt, was ich von den rohen Menschen zu erbalten hatte. Da trat Albert zu mir — da ward ich an meine Gunst — ich widerstand — meine Umgebungen wurden immer drückender — (in der Evolution ihres ganzen Gefühls haben Sie das mir entdeckt) — aber ich widerstand noch immer mit kühnem Muth, und erst dann, als meiner Freiheit Gefahr drohte (die er zu retten versprach, was er auch ehrlich genug gehalten hat) — da wich ich der Nothwendigkeit, mich von Ihnen zu trennen. Mit welchem Gefühl — davon waren Sie an jenem unglückseligen Abend Zeuge. Sanft und leise wollte ich Sie an dieser Entwicklung Ihres Bewußtseins mit mir vorüber führen, aber das Schicksal ludte meiner Pläne, und befrachtete mich, indem es Sie gewaltsam in den

Element hineinstürzen ließ, der Ihr ganzes
 bisheriges Leben vernichtete. Lassen Sie mich
 einen Schleier werfen über diesen Augenblick,
 der für Sie weit weniger Qualen hatte, als
 für mich. — Ich bin auf eine Art gekehrt
 worden, an die ich mich nur schwer gewöhnen
 werde, denn hier ist Täuschung in der Täu-
 schung. Und obendrein muß ich in ihm noch
 meinen Wohlthäter erkennen, und in dem
 Unvermögen ihn zu hassen, oder zu lieben, ist
 mein Herz auf die Folter gespannt, und, in-
 dem es sich bald auf diese, bald auf jene Seite
 neigt, fühlt es tausend Schmerzen, die ich
 nicht zu nennen vermag und niemals noch em-
 pfunden habe. — Vor allem, was mir ehemals
 drohte, bin ich gesichert; nur nicht vor gewis-
 sen Erinnerungen, die mich noch oft, und —
 peinlich genug! — beschleichen werden. Ich
 werde mich nicht hineinfinden in die Idee der
 Menschheit, und in das traurige Gefühl des
 Beschränktheits. — — Siehe da fallen mir
 von Neuem zwei Blätter von Ihnen in die

Hände, deren Inhalt ich ehemals so wenig verstand:

„Die Menschheit in der Idee ist reine Poesie; die Menschheit in der Erscheinung nur eine unbeholfene Masse ohne Form, wenigstens nur selten mehr als fruchtloser Versuch, sich zur Poesie zu erheben.“

„In wie weit der Mensch begränzt sei, wird die Philosophie ihm zeigen können, und, als solche, auch müssen. Wie aber diese Begränzung harmonisch werden könne, das vermag ihm keine Wissenschaft zu lehren. Vermag er selbst aber diese Begränzung zur Harmonie zu bilden, so ist er Dichter, und — wenn auch niemals eine gereimte Zeile aus seiner Feder geflossen wäre.“

„Es ist ein Unglück, daß ich das verstehe, und nur zu tief empfinde, daß ich immer nur die Menschheit in der Erscheinung gekannt habe, und niemals mit der Harmonie der Begränzung erstreben werde.“

„Mein Brief ist seltsam, und verworren,

wie mein Leben. Ich schreibe ihn vierzehn Meilen von Ihnen in einem unfreundlichen Wirthshause, wohin ich mich habe richten müssen, weil ein Rad an meinem Wagen gebrochen ist. Stürmisch raffelt der kalte Regen an meine Fensterscheiben, die, halb zerbrochen, ein klirrendes Spielwerk für den Wind abgeben. Ich möchte weinen können, aber es gelingt mir nicht, ob ich gleich alles gefissentlich aufsuche, was mich verwunden könnte, um mich nur recht tief zu rühren, ich bin nur beengt, und schwer gepreßt, aber ich habe keinen eigentlichen Schmerz, vermuthlich weil ich mich nach ihm sehne. — Ach! bin ich denn schon so ganz zur Comédiantinn geworden, daß alles unwahr an mir zu werden droht? — und jetzt auch noch der Schmerz? — Bedauern Sie mich, mein Freund! — darf ich Sie noch so nennen?

Nein, ich darf nicht, und ich weiche still, und mit Wehmuth zurück.

Sie werden noch glücklich werden, Viktor,
 Dikt. Mass.

gewiß, Sie werden es. Mein heißer Wunsch wird nicht unerhört bleiben, wenn er auch nicht durch mich selbst in Erfüllung gebracht werden konnte. — Wahrlich, Sie werden glücklich sein. Sie haben einen Freund, der mich künstlich und planvoll getäuscht hat, weil er Sie aus einer Täuschung reißen wollte. Aber der Himmel wird Ihnen mehr geben, als Freundschaft; auch Liebe wird er Ihnen zu Theil werden lassen, die Sie allein ganz erfüllen kann, die Liebe, nach der alles Schöne in Ihnen, mit rührender Sehnsucht und Innigkeit strebt! — O die Glückliche, der es beschieden ist, Sie glücklich zu machen! — Ich darf den Gedanken nicht weiter verfolgen.

Ob auch ich jemals glücklich werde? — das, Viktor, das fragen Sie niemals!

Sophie."

Victor mußte den Brief mehrere Male lesen, ehe er sich entschließen konnte, ihn aus der Hand zu legen. Er starrte festsam vor sich hin, und verstand selbst die Empfindung nicht, die in seinem Busen war. — Der Brief schien ihm oft so kalt, und gekünstelt, und die einzelnen Fragmente aus seinen Papieren, die sie so ordentlich abgeschrieben hatte, die wunderlichen Betrachtungen, die sie über sich selbst anstellte, ihre Schreibart, die ihm bald zu süchtig, bald zu pretids vorkam, alles das ließ ihn mit seinen Gefühlen nicht zur Ruhe und Einigkeit kommen. Nur ein Zufall vermochte sein Gefühl zu öffnen. Als er nämlich Cypriens Brief still und langsam in seine Brieftasche legen wollte, fiel ihm ein Gedicht in die Hände, das er einmal hingeworfen hatte, als ihn der Gedanke überfiel, wie unglücklich er werden müsse, wenn er Cyprien jemals verlieren sollte:

„Als noch ein mildes Geschick den ruhigen
Jüngling umschwebte,

Als noch das stillere Herz friedlich der Be-
 genwart schlug,
 Als noch die Wünsche nicht, und das ahnungs-
 vollere Sehnen
 Nicht umspannt' und des Aug's heitere
 Klarheit vertrieb;
 Ach! da war mir das Leben so hold wie die
 liebliche Mainacht,
 Wenn sie mit kühlendem Hauch Jüngling
 und Mädchen vereint.
 Doch, nun schweif ich umher auf dem Meer
 des bewegtesten Lebens,
 Und es drohet dem Schiff ewig die nahe
 Gefahr.
 Viel schon sanken der Stern- und Schwanden
 dem sehnennden Auge,
 Nur ein einziger blieb, strahlet noch freunds-
 lich herab. —
 Heiliger Stern der Lieb', o sink nie mehr
 dem Herzen,
 Daß es nicht einsam vergeh in der chaoti-
 schen Nacht!

Er i gesunken, dieser glänzende Stern, sagte Viktor, aber es war kein heiliger Stern, ein flammender Komet, der verheerend an mir vorüberfuhr, um mein Herz in seiner Tiefe zu berühren, und es dann kalt zu lassen, daß es einsam vergehe in der chaotischen Nacht! — Aber nein, nein, ich will mich fest halten in meinem Innern, wie ein Mann, -duldend und mit Stärke. Keine gewaltsame unfreie Bewegung soll jemals wieder mein Gemüth ergreifen; ich will mich nicht mehr täuschen mit dem Strahlen nach Klarheit und Uebereinstimmung, während dessen nur der eine Flügel über die dunkeln Wogen des Lebens hervortragt, und der andere tief in ihnen untertaucht. Nichts Halbes soll mich jemals wieder beschwichtigen, muthig will ich das Leben nur in seiner Mitte ergreifen, wie mich selbst. O ich fühle, was mir fehlte: das Eine, das Höchste: Religion.

Ein milder Glanz strahlte in den Zügen seines von Neuem aufblühenden Gesichts, als er dies göttliche Wort ausgesprochen hatte. Mit feinem

der Stille stand er einige Zeit in tiefes Nachdenken versunken da, und er ahndete schon, wie sich nun die Stürme um ihn her, und in ihm lagten würden, und das Leben, dessen Verworrenheit er so oft in unthätiger Thätigkeit, mit Pathos und Bitterkeit angeklagt hatte, zu einer reinen Gestalt sich ausbilden müsse.

Aber — fuhr er nach dieser erfreulichen Betrachtung fort — werde ich allein dies Ziel erreichen können, ohne der fremden Hand zu bedürfen, die mich leitet und freundlich die weinige sagt, wenn ich ermatten will? — werde ich Einsamer die Höhe erstreben?! — Doch — ich bin ja nicht einsam — Er, in dem keine Lüge ist — mein Freund, versichert mich, daß Kosalie mich nicht vergessen habe — er tröstet mich jetzt. Da er einst mich mit schmerzlicher Hast anlassen mußte, er giebt mir jetzt durch diese schöne Versicherung Ruhe und Rührung, da er einst durch dieses Wort nur eine neue Flamme warf in mein flammendes Leben. — Es wird anders werden und besser — ich

fühle das so lebendig, so innig, daß jedes andere Gefühl vor diesem gleichsam ehrfurchtsvoll zurückweicht, und wie von einem Zauberwort geschreckt,iß meine Krankheit schnell hinweggewichen, und neues frisches Leben strömt durch alle meine Adern, die sich der schönen Lebenswärme freuen. — O Hoffnung, Hoffnung, du rufst den Frühling in die düstere Winternacht, und legst dich sanft mit deinen Flügeln auf das müde Herz, das, froh erwacht, der neuen Freude, der neuen Sehnsucht, sehnsuchtsvoll entgegen schlägt. — Albert, o mein Freund, wärst du doch hier, um meine Ahnungen zu theilen!

„Er ist hier!“ rief Albert, indem er schnell in seine Arme sank, er theilt deine Ahnungen, und freut sich laut des wiedergefundenen Freundes!

„Kannst du vergeben?“ fragte Albert.

Kannst du vergeben? fragte auch Viktor.

Sie umarmten sich von Neuem still und leise, und mit desto tieferem Gefühl.

Was könnt' ich dir zu vergeben haben? fragte Viktor.

„Ich raubte dir einen schönen Traum.“

Ich bin erwacht und fühle mich stark.

„Ich weckte dich unsanft, das ist mein Verschulden, ich raubte dir eine fröhliche Täuschung.“

Aber doch eine Täuschung, und eine solche, die mir mein ganzes Leben hätte zur Täuschung machen können. Aber ich, o ich habe dir viel abzubitten, ich konnte irre werden an dir, zweifeln an deiner Wahrheit — das kannst du mir wol vergeben, aber ich nicht.

„Du warst nicht du selbst, als du mir zu nahe thatst; und hatt' ich es nicht verdient? — Heimlich habe ich gehandelt; zwar aus Liebe zu dir, aber doch heimlich, und der Freund soll niemals Geheimnisse haben vor dem Freunde — das ist mein Vergehen, das du wol vergeben kannst, aber ich nicht.“

Wies mir deine Hand.

Albert reichte sie ihm.

Ich lasse sie niemals wieder.

„Niemals!“

Ich mag nie mehr allein stehen — ich kann es nicht — ich will es nicht können. Ich verschmähe, ich hasse die sogenannte Selbstständigkeit, die in dumpfen Stolz eingemauert, fertig werden kann ohne Freundschaft und Liebe.

Albert antwortete nicht, sondern drückte ihm nur warm aber ruhig von Neuem die Hand.

„Nun keine Erweichung mehr! sprach er dann, du bedarfst Erholung, Erfrischung.“

Ich bin erfrischt, ich bin gesund. Frei und offen sehe ich hinaus in das Leben, das mich jetzt wieder mit ganz andern Augen anschaut, als ehe dem. Ich fühle Kraft in mir, aber ich gebe dir mein Wort, ich will sie niemals mehr an mittelmäßige Wallungen verschwenden.

„Ich nehme das Wort, sagte Albert, und die Ruhe, mit der du das gewichtige Verspre-

chen gießt, läßt mich hoffen, du wirst es niemals Drecken.“

Niemals, und du wirst mich lehren, es zu halten. — — Ist es nicht, als habe sich der November in den März verwandelt? — steht nicht diese leise Sonne recht sanft zu uns herab, als wolle sie uns einladen, in ihren Strahlen sich zu erquicken?

„Bist du wirklich gesund, so laß uns dieses enge Zimmer verlassen.“

Hinaus, hinaus! rief Viktor, indem er schnell den Mantel umwarf, „hinaus ins Freie, da wo wir hingehören!“ — Hier keine Frage mehr nach Ihr, die ich nun bald zu versichern hoffen darf! — —

Ein freundlicher Sonnenschein kam ihnen entgegen als sie aus der Stadt in das freie Feld gingen. Die Natur war freilich entkleidet von ihren Blüten, aber es war doch immernoch ein tiefes Leben in ihr, wenn sie sich gleich schon zur Ruhe begeben hatte. Die Luft war rein und kalt, und hauchte eine gesunde Pro-

sa, die, wenn man sie sich als Nachtreterinn oder Verfolgerinn der Poesie des Frühlings denkt, eine ganz eigene Bedeutung erhält.

Mich erfreut diese herbliche Natur, sagte Viktor, und ich könnte nicht mehr sagen, was ich einst im Gefühl meines Schmerzes dichtete:

„Ach Natur!

Deine Blüten sind gestorben,

Deine Blätter gefallen

Und du legst dich

Still zur Ruhe. —

Auch meine Blüten sind gestorben,

Meine Blätter gefallen,

Aber ich darf mich

Nicht zur Ruhe legen.“ —

Nein, mein Freund, das könnte ich nicht mehr sagen, weil ich es für Trevel halten müßte.

„Dah du es bei dem Schmerz um Sophien dachtest, erwiederte Albert, war nicht Trevel, sondern nur menschliche Schwachheit; dah du es jetzt, da Niemand noch darum gewußt, die selbst abbittest, ist edel und schön. Ich habe

eine innige Freude an dir, denn die Veränderung, die ich an dir bemerkte, ist nicht durch einen Sprung der Fantasie geschehen, sondern aus dem Gemüthe hervorgegangen."

Arge Eithrme mußten vorhergehen, ein Bligschlag des Schicksals mußte mich erst danies der schlagen, ehe ich freudig und kräftig wieder aufstehen konnte, und, um zu gesunden, mußte ich erst den Schmerz der Krankheit überstehen. Ja, Geliebter, in deine Hand lege ich das Gelübde ab, ich will mich redlich bemühen, die erhabene Kunst des Lebens zu erstreben. Ich will mich niemals mehr aus Triviolität, oder um irgend eine andere Einzelheit in mir zu befriedigen, an die Realität hingeben, sondern damit meine Idealität nicht bloß gereinigt und gesichert werde, sondern auch Freiheit gewinne, indem sie nothwendig wird. Ich will mich nicht mehr durch das Miniaturkunswerk eines wichtigen Einfalls beruhigen, sondern die ächte Beruhigung nur in dem Leben selbst suchen, wo sie allein zu finden ist, wenn man

es zum reinen ächten Kunstwerk gebildet hat. Ich will nicht mehr jürnen über die Beschränktheit und Endlichkeit des Menschen, denn ohne sie würden wir die Unendlichkeit nicht begreifen können. Gott allein ist das reine Sein. Ohne Widerstand ist keine Kraft möglich; ich habe ihn gefunden, um sie daran zu erproben. Bestanden bin ich nicht, aber ich fühle, daß ich in einem neuen Kampfe bestehen würde, denn ich bin nicht mehr übermüthig, sondern nur müthig, nicht mehr stolz sondern religiös.

„O Viktor, sagte Albert, indem er den Freund an seinen Busen drückte, setzt dich da, wo ich dich sehen wollte. Jetzt wirst du mit Wonne die neue frische Gestalt des Lebens erblicken, an dessen Blüthen und Früchten du ehemals nur mit getheiltem Sinn vorübergingst. Du bist erwacht, und eine Sonne strahlt dich an, milde wärmend und leuchtend, wie heiliges Mondlicht.“

Aber ich bin spät erwacht, sagte Viktor,

ich fühle das, und danke dir und mir, daß es nicht zu spät ist.

„Um so sicherer wirst du jetzt sehen, erwiderte Albert. Je weiter und tiefer das Leben ist, das ein Individuum in sich vorfindet, desto mehr Mühe wird es haben, irgend etwas Bestimmtes und Einziges zu ergreifen, worin es sich gründen, und von wo aus es die Unermeßlichkeit seines Wesens mit Klarheit und Festigkeit überschauen, und harmonisch begränzen könne. Viele erhabene Geister sind in sich selbst untergegangen, weil sie einen solchen Punkt nicht finden konnten, indem sie in dem gränzenlosen Meere ihres Seins verschwammen.“

Viktor lächelte.

Ich hätte verschwimmen können, ohne zu diesen erhabenen Geistern zu gehören; aber ich bin gerettet, denn ich habe einen festen Anker

gefunden, an dem ich mich halten werde —
Freundschaft; (und — setzte er langsam
halb mit Zweifel halb mit Hoffnung hinzu)
— Liebe.

„Du hast sie gefunden.“

Hab ich? — O Albert, jetzt, erst jetzt
darf ich dich bitten, erzähle mir von Rosalien.
Wo ist sie? wie lebt sie? Hat sie meiner wirk-
lich nicht vergessen, sollte sie mir verzeihen könn-
en, wenn sie meine Verirrungen kannte?

„Sie wird verzeihen — sie hat ver-
ziehen.“

Sie hat verziehen? Woher weißt du das?

„So hat noch kein Mann geliebt, wie die-
ses Mädchen, und so ist noch kein Mann ge-
liebt worden als du.“

Versteh ich dich?

„Wie ein Schutzgeist hat sie dich umschwebt.“

Albert! —

„Dich nie verlassen.“

Erkläre mir . . .

„Theil genommen an dem Geringssten, was

dich betraf, gewacht für dich, geweint um dich, sich erfreut mit dir, wenn dir ein glücklicher Stern aufging, der ihr nur Thränen bringen konnte. Viktor, was hat sie nicht alles für dich gethan und gelitten, sie, ein Mädchen mit dem weichen zarten Herzen für dich, den starken, kräftigen Mann. O Glücklicher, wie wirst du geliebt!"

Ich stehe staunend da, und höre süße Worte, die mich sanft berauschen. O löse mir das Räthsel, daß ich der schönen Lösung nicht erfreue. Laß mich das Glück begreifen, daß du mir verkündest.

Albert sah nach der Uhr, und sagte: „du wirst es bald begreifen. — Laß uns diesen Weg einschlagen, der nach dem Thale führt — dort an jener Waldung.“

Warum nicht hier durch diese ebenen Fluren hin?

„Nein, folge mir, es wird dich nicht gereuen. Dort an dem sanften Abhang jenes Hügelg erblühet dir vielleicht das unbekannte Glück.“

Ich folge dir auch wenn ich dich nicht begreife, warum ich dir dahin folgen soll.

„Du wirst es begreifen, du Glücklicher!“

Ihr Weg ging durch eine reizende Ebene in ein kleines sanftgewundenes Thal, das freundlich zu ihren Füßen lag. Hier lagerten sich die Freunde auf eine Bank von weichem Moos, und Albert hub seine Erzählung an:

„Rosaliens innige Liebe ertrug deine Abwesenheit nicht. Doch beim Abschiede befragte sie dich um den Weg, den du nehmen wollest, und der Entschluß, dich auch jetzt nicht zu verlassen, kam in ihr zur Reife. Sie wußte, daß sie von dir geliebt werde, aber sie kannte auch den Irrthum, der dich von ihr trennte, und sie hoffte deshalb wenig mehr für sich; aber für dich fürchtete sie sehr viel, und sie beschloß alles für dich zu wagen, um dich zu retten. Noch an demselben Abend, als du von ihr Abschied genommen hattest, reiste sie, nur von einem alten treuen Bedienten begleitet, aus der Stadt, die

kein Interesse mehr für sie hatte, da du nicht mehr in ihren Mauern warst.“

Werde ich das je verdienen können? sagte Viktor nicht ohne Wehmuth; — ach!, und ich kurzschäftiger Thor, ich glaubte nicht an ihre Liebe, ich hielt sie wol gar für kalt, da sie das schöne glühende Leben nicht ewig aussprechen mochte in pomphaften Worten, sondern still und lauter in ihrem Busen verbarg.

„Du bist zurückgekommen von deinem Irthum, und deshalb um so sicherer vor ihm. — „Ein junger Mann, sagt der ehrliche Sebastian Franke, muß viermal verderben, ehe er das Glück überbohet und recht haufen lernt.“) — Dieser rechtliche Kernspruch war meine Beruhigung bei allen deinen Verirrungen, und . . . laß auch ihn dich beruhigen. — —

In einem freundlichen Landhause, das an dem Wege lag, wo du vorbei mußt, nöthigte eine

*) G. Lessings Leben, Th. III., S. 241. —
(unter der Rubrik: Alldentscher Witz
und Verstand.)

Keine Unpäßlichkeit das gute Mädchen zu verweilen, das an keine so schnelle Reise gewohnt war. Hier überraschte dich die seltsame Stimmung, die du mir in einem deiner Briefe beschrieben haßt. Sie erblickte dich, wie du nahe am Hause einsam und finster spazieren gingst, sie wurde ergriffen von dem Anblick, und sang die jenes Lied zu, das dich so tief angesprochen hat.“

So wars Rosalie? rief Viktor aus. Ich sah nur ihren Arm, an dem ein rother Shawl hinunterließ, von ihrer Gestalt sah ich nichts, denn als ich die holde Sangerinn entdecken wollte, fand ich nur ein leeres Zimmer.

„Sie hatte das geahndet, und war in der dichtesten Laube des Gartens verborgen. — Der Eindruck verslog in dem Gewühl der Hauptstadt, wohin die Treue dir so schnell als möglich gefolgt war; aber nur ein Zufall half ihr zu deiner Entdeckung.“

Im Schauspielhause?

„Ja, damals als deine Liebe zu Sophien von Neuem erregt wurde, die du hier von aller Pracht ihrer imposanten Kunst umgeben sahest,

während sie, das liebe, stille Mädchen im Winkel einer Loge dicht über dir saß, und ihr Auge zum ersten Mal mit Gläsern aller Art bewaffnete, um den geliebten Flüchtling zu erspähen, der in diesem Augenblicke, wo ihr ganzer Sinn nur auf ihn gerichtet war, wol schwerlich einen Gedanken für sie hatte.“

Kann sie dem Irrenden verzeihen?

Albert antwortete nicht, aber er drückte ihm herzlich die Hand, und fuhr fort:

„Erst am Ende des Stücks erblickte sie dich, als du dir durch die Menschenmassen Bahn machtest, und es entsprang ihrer bewegten Brust ein unwillkürlicher Ausruf der Verwunderung, der sie dir beinahe verrathen hätte.“

Aber warum dieses mythische Zurückziehen? Warum zeigte sie sich nicht, die Freundin, dem Freunde?

„Nur umschweben wollte sie dich — nur um dich sein — mehr konnte sie nicht thun.“

O Gott, sagte Viktor, können sich zwei gute Menschen, die sich lieben, so seltsam missverstehen?

„Nest erfuhr sie nun auch dein immer enger werdendes Verhältniß zu Sophien. Sie hatte gehört von ihrem Wankelmuth, und ihrer regellosen Verschwendung, man erzählte ihr von deiner glühenden Leidenschaft, und sie hatte nun keinen Schmerz mehr für sich, aber sie zitterte für dich, und der Gedanke, daß du betrogen werden könntest, da wo du Seligkeit erwartetest, verschlechte oft in langen Nächten den Schlaf von ihrem Bette. Aber sie war Mädchen, und sie zog sich nun auch in diesem Dunkel noch tiefer zurück, um auch den leisesten Schein von Eigenmächtigkeit von sich zu entfernen. Weibliche Strenge verbot ihr nun sogar auch noch, nach dir zu forschen, und ihre ängstlichen Thränen konnte keine schwankende Hoffnung zurückhalten. — Auch ich schwebte unterdeß unter mancherlei Unruhen und Besorgnissen für dich umher, denn drei bis vier Monate waren bereits vergangen, ohne daß ich auch nur eine Zeile von dir bekommen hätte, und du hattest dein Wort nicht gehalten, durch meinen Wohnort zu reisen. Ich beschloß daher gleichfalls, da meine Be-

schäfte um diese Zeit nicht eben überhäuft sind, dir nachzureisen, um mit eignen Augen zu sehen, wie es mit dir stände, und dir jede Hülfe zu leisten, die der Freund dem Freunde leisten kann.“

Viktor sah schweigend vor sich hin.

„Ich traf Rosalien in tiefer Trauer, aber still und resignirt. Sie erzählte mir von deinen Verhältnissen, theilte mir alle ihre Besorgnisse mit, und beschwor mich dringend, wozu es keines Beschwörens bedurfte, dir zu helfen, wenn Hülfe noch möglich sein sollte. Ich eilte nun zu dir, aber ich traf dich zu verschiedenen Malen nicht in deiner Wohnung. Bei Sophien erhielt ich durch einen ehemaligen Universitätsfreund Zutritt, und da sie von unsrer Freundschaft nichts wußte, so ward ich von ihr wie ein Fremder, von dessen Reichthum man ihr erzählt hatte, leider sehr zuvorkommend aufgenommen.“

„Dann eilte ich von Neuem zu dir, fand dich aber auch dies Mal nicht. Voll Unmuth darüber wohnte ich der Masquerade bei, die in derselben Nacht gegeben wurde, weil ich dich

hier zu finden hoffte. Auch Rosalien beredete ich, an dem Vergnügen Theil zu nehmen, aber ich bat anfangs umsonst, bis sie endlich meinen dringenden Bitten und den Vorstellungen nachgab, daß eine solche einsiedlerisch eingezogene Lebensart ihre Gesundheit nothwendig untergraben müsse. Sie ging in einem Kleide, das ihre Trauer gewählt und bedeutend gemacht hatte, man wußte selbst nicht, ob man sie für eine Pilgerinn oder Eremitinn halten sollte — sie wußte es selbst nicht. Ich hätte nicht hoffen sollen sie auf eine solche Art zu zerstreuen, denn von dieser glanzvollen auf und nieder wogenden Menschenmasse umgeben, war sie in der That fast einsamer noch als auf ihrem einsamen Zimmer. — Erst spät erblickte ich dich, und gerade zu der Zeit, als du mit Rosalien redetest. "

Ach, und ich ahndete so gar nicht, mit wem ich sprach. Dem Lärm betäubt und mancherlei widersprechenden Gefühlen bewegt, war mir der Austritt anfangs mehr abenteuerlich als bedeutend, bis er mir nicht bloß das, sondern auch unbegreiflich wurde, da er von Neuem

mit jenem Tiede endigte, daß sich durch mein ganzes Leben hinzuziehen scheint.

„O laß es nicht bloß durch dein Leben hinziehen, und nicht bloß jenen Austeriet endigen, sondern auch den wichtigsten, der dir je begegnen wird.“

Ich habe eine frohe Ahndung, sagte Viktor, indem er um so fröhlicher hoffen konnte, da er so lange schon nicht mehr fröhlich und muthig gehofft hatte.

„O ahnde nur und hoffe fröhlich du Glücklicher, es wird dich keine Hoffnung wieder täuschen.“

Da ertönte von dem jenseitigen Hügel eine sanfte Musik herab.

Diese Töne, sagte Viktor, — woher erschallen Sie?

„Die schönsten Anklänge im Leben, erwiderte Albert, kommen von etwas Unbegreiflichen, und nur unverheßt kann sich des Glückes Stunde nähern.“

Horch! sie kommen näher — immer ver-

nehmlicher — bei Gott, das ist die Melodie
jenes Liedes — Albert, was ist das?

„Freude,“ sagte Albert, indem er ihn sanft
lächelnd ansah.

Vom Hügel herab kam eine schöne weibliche
Gestalt.

„O Gott! rief Viktor aus, es ist Rosalie?

„Sie ist es!“ sagte Albert, indem er ihn
umfasste.

Viktor riß sich schnell von ihm los, und eilte
der Geliebten entgegen, aber plötzlich hielt er
inne, und es war, als fielen ihm in diesem Mo-
ment alle seine Verirrungen von Neuem ein. Da
sank er still und demüthig nieder vor ihr auf die
Knie, und streckte nur bittend die Hände nach
ihr aus. Aber sie blickte ihn liebevoll an, und
hob ihn sanft zu sich empor, und umarmte ihn
mit mildem Feuer.

Albert mischte sich in die Gruppe, und
schlang seinen Arm um die Vereinten.

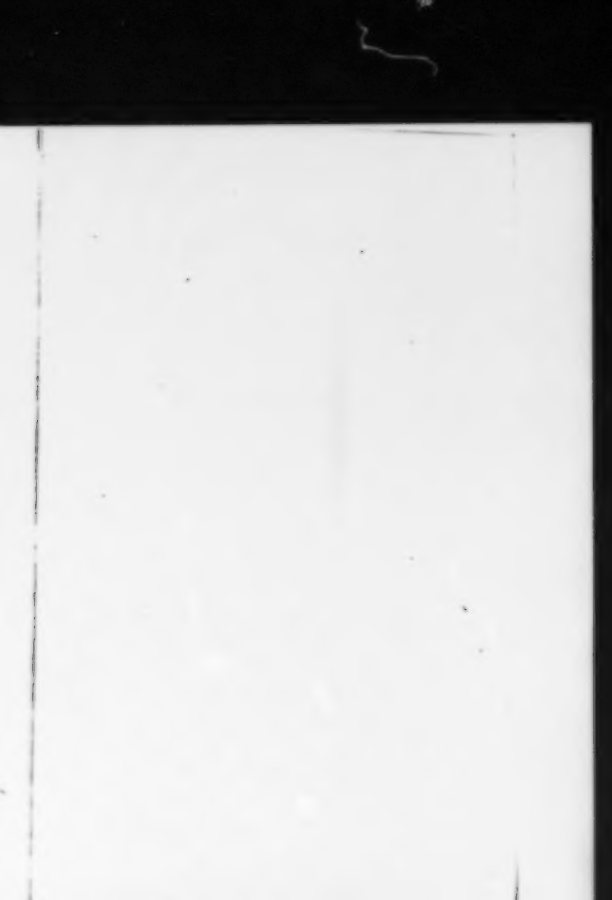
Kannst du vergeben? fragte Viktor.

„Vergeben? erwiederte Rosalie, ach! ich
liebe dich ja.“ —

Du liebst mich? Ja, ich fühle es an dem Klopfen deines Herzens, ich sehe es in dem schönen Glanz deines Auges! — O, mein Freund, und ich durfte es wagen von herbstlicher Natur zu reden, die mich umgäbe? — Ich täuschte mich! — Um mich her ist Frühling, und in mir Frühling! — denn du, Geliebte, du wirst erfüllen, was dein süßer Gesang mir verspricht! —

Rosalie legte ihren Arm um seine Schulter und sagte leise:

„Dir soll das Leben sanft vorbeigleiten,
Kein Schmerz dich finden in der Liebe Armen.“





Henrico,

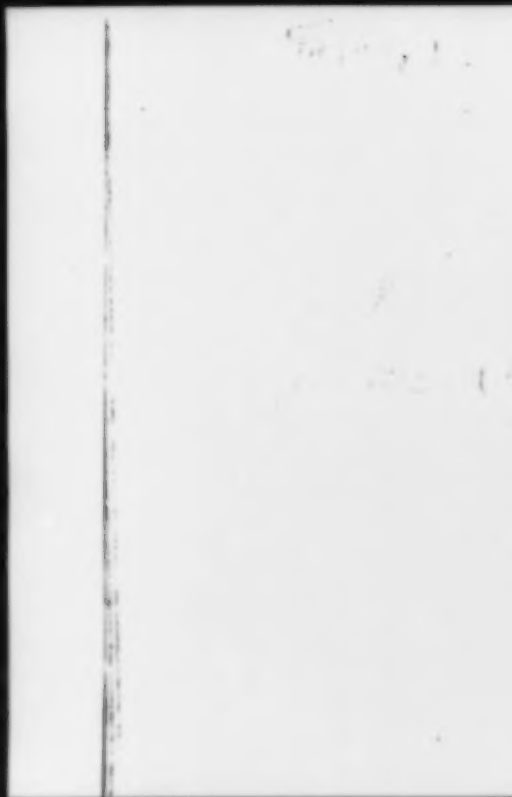
von

H. Horn,

Erster Theil.

Neu i. Kupfer.

Posen, 1804.
bei Joh. Friedr. Kuhn.



V o r r e d e .

Indem ich diesen Roman dem Drucke übergebe, finde ich für gut, zu bemerken, daß die Idee zu demselben in frühere Jahre fällt, und bereits im Verfrühling 1802 der Auszug gemacht wurde, sie anzuführen. Nicht lange darauf wurde ich durch verschiedene anderweitige Geschäfte und literarische Arbeiten, die dem Publikum vorgelegt werden mußten, abgehalten, weiter Hand an die Vollendung dieser Schrift zu legen, bis ich im Sommer und Herbst des verflohenen Jahres Muße und Neigung dazu wieder fand.

Für eine gewisse mir befreundete Klasse von Lesern stehe diese Bemerkung hier, welche in einer besondern Hinsicht, die ich nicht weiter anzudeuten brauche, Bedeutung für sie haben dürfte.

Den zweiten und letzten Theil dieses Romans hoffe ich, wenn Gesundheit und Heiterkeit mich begünstigen, in der nächsten Michaelismesse nachfolgen lassen zu können.

Berlin am 17 Januar 1804.

Franz Horn.

Doktor der Philosophie

Erstes Buch.



Erstes Kapitel.

„Da stehen nun die bösen Worte,“ sagte Ous-
tomar, als er diese Ueberschrift in seiner Briefs-
tasche sauber aufgezeichnet hatte, „und ich be-
trachte sie wirklich mit einem sonderbaren Ge-
fühl; denn auf ein erstes Kapitel muß doch noth-
wendig ein zweites, und auf ein zweites ein
drittes folgen, und so ins Unendliche fort, bis
das Schicksal selbst ins Mittel tritt, und den
Lebensfaden des Helden zerschneidet und den
Roman gleichfalls. Es ist eine Freude, der-
gleichen Dichtungen zu beginnen, aber der
Himmel weiß, eine solche, bei der das Herz
keinen Augenblick ruhig bleibt: vielleicht des-

halb, weil in der Geschichte selbst noch alles ruhig ist; so wie man immer zufriedener und gemächlicher fortschreibt, je mehr Trauer und Zwiespalt in die Erzählung selbst hinein kommt. Darum ist aber auch das erste Kapitel das schwerste. Das ganze Werk liegt gleichsam, wie von einem Nebel umhüllt, vor unsern Augen, aber das ist es gerade, was uns oft in die ärgste Verlegenheit setzt. Wir haben alle nur mögliche Freiheit aus unserm Buche zu machen was wir wollen, aber es ist viel Pein bei dieser Freiheit, und wir gäben sie zuweilen recht gern für einigen Zwang weg. Tausend Bilder drängen sich vor unsre Seele, aber wir wissen nicht, welches von ihnen wir ergreifen sollen, um es gehörig zu gestalten. Ueberdem will nun auch der Leser sogleich wissen, wie er daran ist, und thut tausend bescheidne oder unbescheidne Fragen, um sich für oder wider uns zu erklären. Und doch dürfen wir nicht so ungenirt mit der Thür ins Haus fallen, wenn wir auch sein Verlangen befriedigen und ihn sogleich in medias res führen wollen. — Was hilft es uns aber, wenn er sich von uns abwendet, daß wir die

schönsten pathetischen und rührendsten Scenen im Hinterhalte haben, so wie das angenehmste Charivari von romantischen, fantastischen und humoristischen Episoden? was hilft es uns, wenn wir nicht gleich im ersten Kapitel so beginnen, daß er lästern genug wird, und sie alle ruhig abwartet? Denn wenn er ungeduldig wird, so ist sowohl ihm als dem Schriftsteller, weiß der Himmel, übel gerathen. Den Schwärzen der Autoren glaubt man eben nicht sehr, sonst wäre ich bereit die heiligsten zu thun, daß es Niemanden gereuen sollte, das Buch ganz auszulesen. Ich wollte auf ein Schwerdt schwören, das mich zugleich an das Schwerdt des Kritikers erinnern sollte, und dieser könnte wie der alte Minner im Hamlet dreimal rufen: „Schwör bei allen resensirenden Nichtsthälen,“ ich würde den Muth nicht verlieren. — „Aber was quäl’ ich mich auch so? Angefangen muß nun doch einmal werden, und ein Anfang ist doch nur möglich. Auch belohnt ja das zweite Kapitel allemal für das erste.“

Zweites Kapitel.

Ottomar spitzte nach diesem Selbstgespräch die Pfeilseder von Neuem, blick einige Acafenbläschen von dem Afche, die ein lichter Frühlingswind von dem Baum herabgeweht hatte, unter dem er faß, glättete noch einmal das Pergament feiner Schreiftafel und wollte fo eben beginnen, als er fein Geficht von einer warmen Hand umfchlungen fühlte, und eine halb verftellte Stimme fragte: Wer bin ich?

„Du bift 'es,“ antwortete Ottomar etwas verächtlich, „ein böfes Mädchen, das feine Freude daran hat, mich zu ftechen.“

„Es giebt der böfen Mädchen viele, nenne meinen Namen.“

„Ich habe dich gleich erkannt, Therese. Laß mir die Augen ftehen.“

Ich sollte dich billig noch länger quälen, doch es mag darum seyn. Aber was treibt dich denn hieher, du unsäuer Geist?

„Du sollst es nicht wissen.“

Sehr höflich, mein Herr, sehr höflich. Nun will ich es aber durchaus erfahren, ohne eben neugierig zu seyn, denn es sind doch nur Possen, die du treibst und nichts weiter. Her mit der Schreibtafel!

„Du kriegst sie nicht.“

Das wollen wir sehen, sagte Therese und rang mit ihm, aber Ottomar hielt sie fest in seinen Händen und lachte.

Nun so komme auch lauter Unheil über dich! — Ich will den Himmel bitten, daß dir alle deine Poetereien übel ausschlagen. Wenn du ein Trauerspiel machen willst, so sollen die die Jamben nicht fließen und die Gedanken noch weniger, das Schicksal soll durchaus nicht erscheinen, und wenn du es auch noch so eifrig eiltirß.

„Uns Himmelswillen, sagte Ottomar, das wäre ja heillos. Ohne Schicksal läßt sich ja gar keine Tragödie machen, es muß durchaus da

seyn, es mag auch herkommen wo es will. Wie oft hab ich dir nicht das schon gesagt!“

Eben darum soll es dir nicht pariren. Wenn du ein Lustspiel machen willst, so sollen die Personen, wider deinen Willen, alle ganz erschrecklich steif und langweilig werden, und nicht ein einziger Spass soll dir gelingen.

„Halt ein, ich bitte dich.“

Im Sonett sollst du durchaus kein Wort finden können, das vier Reime hätte, oder es sollen dir, ohne daß du es merkst, Alexandriner mit unterlaufen. In deinen Hexametern soll keine Cäsur seyn, und wenn du einen Roman anfängst — — —

„Mädchen, um alles in der Welt, rede nur nicht von Romanen, denn ich will eben einen anfangen, und ich habe mich schon genug das mit gequält. Sieh, hier ist meine Schreibtaschel, hier stehen die zwei elenden Worte: „Erstes Kapitel“ und weiter nichts. „Es wäre vortels leicht schon fertig, aber du hast mich aus der Illusion gebracht mit deinen Hexensprüchen.“

Nimm mich für deine Muse, Ottomar, ich will dich begeistern.

„Da mich? herausgebracht hast du mich aus der Begreifung, und der Hecker mag dann gleich wieder herein kommen. Aber so geht es, setze er halb laut hinzu, wenn man mit verliebten Mädchen zu thun hat!“

Was, du abscheulicher Mensch, rief Therese aus, ich wäre ein verliebtes Mädchen?! Doch nicht etwa in dich? Nein, glaub das ja nicht, ich bin dir gar nicht gut, gar nicht. Ich habe dich nie leiden können, ich bin dir immer gram gewesen, ich habe mich niemals um dich bekümmert. O du arger Mensch, ich ein verliebtes Mädchen? — Nein, wenn ich dich auch sonst wohl leiden mochte, nun ist's aus, ganz aus. Aber ich muß weinen, daß du so was Schätliches gesagt hast.

Ottomar hatte vor Angst die Schreibtafel fallen lassen, und wollte reden, doch konnte er kein Wort finden. „Aber du mein großer Gott! sagte er endlich, was habe ich dir denn gethan, daß du so böse wirst? Sei doch nur wieder gut, ich will dir ja gern alles abbitten, weine nur nicht.“

Was fragst du darnach, ob ich weine? fragte
 te Theresse und weinte noch heftiger.

„Ich weiß gar nicht, was ich dir zuerst sagen
 soll, so vieles habe ich dir zu sagen. Du
 hast mich ja sonst wohl leiden mögen, das kannst
 du mir doch nicht läugnen, du hast auch wohl
 zuweilen gesagt, du liebtest mich ein wenig,
 und nun sagt' ich eben, du seist verliebt. Das
 ist ja das größte Lob! Was kann man denn
 Besseres thun, als sich verlieben, und ich bin
 ja noch tausend Mal verlebter als du.“

In wen? fragte Theresse und drehte sich mit
 hellen Augen zu ihm.

„In wen? wie du auch fragen kannst! In
 dich. Aber vergieb mir doch nun auch, du lles
 be Seele.“

Du hast noch nicht genug gefleht.

„Ach! ich flehe ja alles was ich kann. Was
 soll ich denn sagen?“

Das mußt du wissen, und alle Personen, die
 in deinen Romanen vorkommen, wissen es.
 Die können schon Worte finden.

„Geh mir mit allen diesen Personen. Sie
 lieben doch alle nicht so als ich, der ich sie ers

schaffen habe. Wenn ich dergleichen schreibe, so bin ich ruhig und kann die Leute wohl sprechen lassen, ein Langes und ein Breites. Aber jetzt weiß ich kein Wort zu finden. Sag mir sie vor, ich will sie nachsagen."

Gut, so sprich nach: Liebe Therese!

„Allerbeste, liebenswürdigste Therese!“

Ich habe dich beleidigt.

„aber es nicht wollen.“

Doch bin ich sehr strafbar. Fühlst du das, Ottomar?

„Ach ja wohl, sehr tief.“

Fall auf die Knie.

„Mit Vergnügen.“

Ach nein, sagte Therese, nein falle nicht auf die Knie, es war nur Spaß. Steh auf, lieber Ottomar, ich schäme mich, dich so zu sehen.

„Mein, ich bleibe liegen.“

Quäle mich doch nicht so! — Du bist zu stark, sonst jöge ich dich heraus.

„Sage das nicht, du bist stark genug gewesen, mich zu dir heraus zu ziehen; doch jetzt ist mir zu wohl in dieser demüthigen Stellung, als daß ich sie so schnell verlassen sollte. Auch

ist weit mehr Vergnügen dabei, gegen die Mädchen demüthig zu seyn, als stolz.“

So muß ich auch auf meine Knie fallen, sagte Therese, indem sie sich vor ihm niederwarf, denn unmöglich kann ich hier so kalt und steif da stehen, wie eine französische Theaterprinzessin.

„Das hab ich nur gewollt,“ sagte Ottomar, indem er sie auf Aug und Mund küßte.

Was war also deine Demuth? Du arger Mensch, du sollst mich auch nimmermehr täuschen.

„Das hab ich auch nicht. — Aber kann man denn wohl etwas Bessers thun, als kindisch seyn und küssen?“

Wenn uns nun Jemand gesehen hätte!

„Es ist erst 5 Uhr, und alle Welt liegt noch in den Federn. Und wenn auch! das einzige Fatale wäre nur, daß man so manchen fatalen Menschen einen so niedlichen Anblick gar nicht gönnen sollte.“

Es ist mit dir kein Auskommen, aber ich rühme dich. Adieu, Lieber, hüte dich vor der kalten Lust, wenn du von heißer Liebe schreibst.

Drittes Kapitel.

„Da geht sie nun hin, die liebe Seele, sagte Ottomar, und ich armer Mensch bleibe allein. Als sie kam, wünschte ich sie weg, und jetzt da sie geht, wünscht ich sie zurück. Das ist seltsam genug, aber so sind nun einmal die Romanschreiber, und auch nicht die allein; die Menschen alle fast sind so. Was soll ich nun beginnen?“

Er hob die Schreibtafel auf, die noch am Boden lag. „Armes Ding! wenn man dich schon als Embryo in den Staub wirft, was wird man mit dir machen, wenn du erst das Licht der Welt erblickt hast, und mit diesem Licht auch ihren Schatten und den der Hölle! Ich will mich nun aber auf gut Glück zum Schreiben setzen, ohne allen Plan, frisch darauf los, und

wenn mich jemand fragt, was ich habe, so will ich ihm wie Orbaneja, der Maler von Ubeda, antworten: Was draus wird."

Er setzte sich nieder und schrieb:

"In der glorreichen Residenz des glorreichen Herzogs von Kubbuz lebte einst der berühmte wenn gleich noch junge Dichter Beth, welchem die vortrefflichen kritischen Zeitungen zu Silluk und Aschnach schon oft die verdiente Ehre angethan hatten, ihn zu loben, und ein niedliches Mädchen die unverdiente Ehre, ihn zu lieben."

Er setzte ab, und indem er diese Arbeit noch einmal überschaute, durchstrich er sie auch schon wieder, da er nicht ohne Verdruss bemerkte, daß der Periode ein wenig steif gerathen sei.

"Der Hentke hole das Schreiben unter freiem Himmel und bei schönem Wetter, und die Leute die es anrathen, und den freien Himmel und das schöne Wetter obendrein! Ich wollt', es regnete, was nur immer des Himmels überdrüssig wäre, und auf der Erde Platz nehmen möchte, und ich säße dann am gütlich gebildeten Schreibtisch und Therese neben mir mit dem Strickzeuge und reichte mir den lieb-

lich dampfenden Kaffee. Ja, dann würde die Feder tanzen, wie der besflügelte Fuß auf geebnetem Boden, da sie jetzt träge stockt und nicht weiß wo aus noch ein. Ich will es auch nur gut seyn lassen für jetzt, und erst dann wieder zur Feder greifen, wenn ich nicht so exaltirt bin wie jetzt; denn wenn man gleich den Leser aus seiner Ruhe herausbringen soll, so wird man das doch nur dann können, wenn man sich selbst erst hincin gebracht hat."

Er steckte die Schreibtafel langsam in die Tasche, und war eben im Begriff zu gehen, als aus der vorderen Allee ein junger Mensch hervortrat, dessen Aeußeres interessant genug war, um noch einige Zeit zu verweilen, und ihn mit Muse anzuschauen. Er schien etwa sechszehn bis siebenzehn Jahre alt zu seyn, und in seinem Gesicht malte sich auch das blühende Leben in seiner ganzen äppigen Fülle, welches diesem Alter so viele Reize giebt. Um die weiße Stirn spielte das blonde Haar, das sich zu leichten Locken kräufelte, und, wenn er sich niederbeugte, die blauen Augen beschattete, deren Blick in der That anziehend und bedeutend war; und

nicht ohne eine gewisse Lieblichkeit, die gewöhnlich nur dem weiblichen Geschlecht eigen ist, so daß man ihn auch fast zu demselben hätte zählen sollen, wenn nicht seine Kleidung dem widersprochen hätte. Was ihn aber für Ottomar besonders interessant machte, war das Fremdartige und Ausländische in seinem Gesicht, und seiner Kleidung, die viel Aehnlichkeit mit der Pagentracht hatte, wie wir sie wohl auf unsern Bühnen in solchen Dramen sehen, die in Spanien oder Italien spielen, und unser romantischer Freund erwartete hier nicht ohne Grund irgend ein Abenteuer, das ihn fesseln würde.

„Wo soll ich ihn nun finden? sagte der fremde Jüngling, indem er sich überall herumseh, dort am Abhange ist er nicht, und auch hier finde ich keine Spur von ihm.“

Bravo, sagte Ottomar, der sich hinter der Mäule verborgen hielt, hier treffe ich doch endlich einmal einen Menschen, der sich in einem Roman gebrauchen läßt, und daß er mit einem Monolog beginnt, indem er etwas sucht, was noch keiner kennt, das macht ihn mir interess

sant und würde auch die Neugierde des Publikums spannen, wenn es ihn so wie ich belauschen könnte.

„Soll ich nun von Neuem diese Anhöhen ersteigen, von Neuem diese düstern Gebüsch durchkriechen, oder in das jenseitige Thal hinunter gehen, den kleinen Fluß entlang? — Ich möchte wohl, aber kann ich ihn nicht gerade dann verfehlen, wenn ich ihn am ämstigsten suche? Ist es nicht besser, wenn ich ihn hier erwarte? Ach, ich muß auch wohl, denn meine Kräfte sind doch ein wenig erschöpft durch die Nachtwache; und meine Füße wollen mich nicht mehr tragen.“

Er setzte sich nieder auf das bethaute Gras, und sagte: „Ich bin doch ein schwaches Kind! aber was will ich machen, ich bin es nun einmal! Die Augenlieder wollen mir zufallen, aber das sollen sie wahrhaftig nicht, ehe ich ihn gefunden habe. — Don Hencico! gnädiger Herr! — Keine Antwort! — Das ist schlimm! — Häßlicher Schlaf, ich will dich nicht, ich bin auch gar nicht müde. — Wie wenn er nun gar nicht wieder käme! Nicht zus

rück kehrte, und ich . . . Nein, ich will diesen Gedanken nicht zu Ende bringen, ich würde auch nicht können, wenn ich wollte.“

Aber es schien, als sey dieser Gedanke doch schon von ihm ganz ausgedacht worden, denn er sprang schnell von der Erde auf, und rief: „Nein, ich will ihn von Neuem suchen.“

In diesem Augenblicke trat Ottomar hervor, und grüßte ihn freundlich, indem er noch einmal nicht-ohne Wohlbehagen das seine Gesicht des jungen Mannes betrachtete.

„Ach! mein Herr, sagte Antonio, haben Sie nicht Don Henrique gesehen?“

Wer ist dieser Don Henrique? und wie kommt ein Don nach Deutschland an den Rhein?

„Es ist mein Herr, ich bin sein Page, und er ist gnädig genug gewesen, mich mit auf Reisen zu nehmen.“

Auf Reisen? nicht übel. Aber ein Spanier nach Deutschland?

„Wir sind durch Frankreich hieher gekommen; weiter ins Land werden wir aber, wie ich hoffe, nicht gehen als bis hieher an den Rhein.“

Aber noch einmal lassen sie mich fragen, Spas
nier nach Deutschland? Das ist ja wider alle
Wahrscheinlichkeit.

„Mein Gott, wir sind doch nun einmal hier;
es muß doch also wohl wahrscheinlich seyn oder
wahr.“

Aber die Motive?

„Ich verstehe sie nicht — mein Herr reißt
um zu reisen.“

Das darf er freilich, antwortete Ottomar,
indem er sich nach und nach ein wenig erhitzte,
nur muß er sich ja in Acht nehmen; dergleichen
drucken zu lassen, denn reisen um zu reisen,
das glaubt man keinem Romanschreiber, das
ist äußerst unwahrscheinlich und verräth Exces-
sivität in einem hohen Grade. Ihr wißt viel,
junger Herr, wie hier recensirt wird, ich wes-
nigstens mag diese Sünde nicht tragen. Ges-
chäft euch wohl.

„Aber Sie haben mir noch immer nicht ge-
sagt, ob Sie nicht meinen Herren gesehen ha-
ben.“

Ich habe niemanden gesehen, sagte Ottomar
wieder freundlicher, da die Stimme des Knas

ben ihn rührte. Daß Sie um ihren Herrn so bekümmert sind, ist eine niedliche Nuance Ihres Charakters, und das könnte sie schon qualifiziren zum Druck. Doch still, Sie verstehen mich doch nicht:

„Ach nein!“

Nun, so erzählen Sie wenigstens; wie Sie ihn verloren:

„Verloren? Das wolle der Himmel nicht.“

Postausend, Sie sind ja mit Ihrem avertissement so geschwind hinterdrein, daß man glauben sollte, Sie wären ein Römer oder Grieche. Also auch von subtilen Aberglauben wird Ihr Charakter ein wenig nuancirt? Ei, ei! Nun, ich will Sie nicht mehr unterbrechen. Wie kommen Sie also aus einander?

„Aus einander kommen? ach, das ist wieder ein schlimmes Wort!“

Armes Kind, Sie sind ein Mystiker. Das gegen müssen Sie rüstig arbeiten; denn das kann wahrhaftig weit führen; ich will Sie gewarnt haben.

„Wir fuhren gestern Abend, als es fast schon dämmerte, von dem nächsten Dorfe aus; wo

mein Herr nicht bleiben wollte, weil es ihm zuwider war. Der Abend war schön, und die Lust so lau und sanft, daß man hätte glauben sollen, sie habe sich von Spanien hieher verirrt."

Nun, nun, mein Kleiner, unterbrach ihn Ottomare, wir leben hier auch nicht in Nova Zembla.

„Henrico und ich stiegen aus dem Wagen, um den Abend desto freier zu genießen, und nur Anselmo blieb darin sitzen, weil er schlief."

Ein guter Grund, nun ich will auch nicht fragen, wie es mit diesem Anselmo beschaffen ist.

„O das ist so ein böser Mensch, daß er" ...

Ein Bösewicht? fragte Ottomar, indem sich sein Gesicht erhellte, so recht was man einen Bösewicht nennt? Keck und consequent? Nicht wahr, ich hab es getroffen?

„Gott behüte, gar kein Bösewicht. Er ist mir nur gram, er kann mich nicht leiden, und deshalb nur nenne ich ihn böse. Er meint, ich sei zu weichlich und mein Herr verziehe mich,

darum brummt er und schilt mich oft. Ich lasse das gut seyn."

Aber ich nicht, denn die brummenden Charaktere sind schon verbraucht, und es hält sehr schwer, sie mit etwas Neuem und Besonderem zu umgeben.

„Es scheint fast, als wäre es Ihnen lieber, wenn Anselmo wirklich böse wäre, denn Sie fragten mit sehr vielem Interesse und fast sehr sehr danach."

„Et bewahre der Himmel, sagte Ottomar mit einiger Verlegenheit, wofür seht ihr mich an? Ich werde doch keine Freude an Bösewichtern haben? Nein, gewiß nicht, ein tugendhafter Mensch ist in meinen Augen gar nicht zu verachten, im Gegentheil er ist noch merkwürdiger als ein Bösewicht; doch was dazwischen liegt, das ist das gewöhnliche Volk. Die Masse ist nicht sparsam gesäet, und im Roman nicht zu dulden."

Antonio sah ihn wegen dieser seltsamen Reden mit Befremdung an, und Ottomar sagte mit einer Heftigkeit, die seine Verlegenheit decken sollte, zu wiederholten Malen; Nur wels

ter! „Henrico sank in Träume. so wie ihm das gegen Abend, in der Dämmerung und beim Mondschein wohl öfters zu gehen pflegt, er winkte mir mit der Hand, daß ich mich entfernen solle, ich sah ihn an; aber er wiederholte seinen Wink sehr freundlich, aber auch sehr bestimmt. Ich gieng von ihm, und sah ihn am Abhange des Hügels fortwandeln. Zuweilen setzte er sich und blies einige lähne, strebende Akkorde auf der Flöte, dann erhob er sich wieder, war bald hier bald da, und endlich aus meinen Augen: — Nun such' ich ihn schon seit vielen Stunden und finde ihn nicht.“

Du wirst ihn schon wieder finden, Kleiner. Was hat das auf sich? Dein Herr scheint einen bedeutenden Gang zum Romantischen zu haben, und es freut mich sehr an euch Spaniern, daß ihr doch auch an eine andre Schönheit glaubt als an die ruhige. Ich wünschte selbst deinen Herrn zu sehen, und er darf nun auch allenfalls schon auftreten, da man doch ein wenig vorbereitet ist auf seine Erscheinung; denn das muß ich Dir sagen, junger Mensch, und Du kannst es Dir nur aufschreiben, wenn

Du nach Hause kommst; ohne alle Motivirung dürfen die Charaktere nicht auftreten; auch Du hättest Dich wohl ankündigen lassen können, es ist aber nun zu spät. Sonst müssen sich alle Personen, welche ein Roman aufstellt, diese Güte gefallen lassen; die ungenirten selbst nicht ausgenommen.

Viertes Kapitel.

„O mein theurer Herr Graf, mein gnädigster Don Henrico, rief Antonio, indem er sich bei Ottomar vorbeidrängte, und zu dem Fremden eilte, der ihm mit Freundlichkeit und vornehmer Anstande die Hand reichte, die der Jüngling mit Feuer an seine Lippen drückte.

Bei Gott, sagte Ottomar, ich werde mir diese Züge tief einprägen, diese hohe Gestalt, und diese klare Stirn. Ich möchte sie abzeichnen und einen Kupferstich davon machen lassen für den besten Roman, den ich jemals schreiben werde. Aber wenn er nur auch erhaben genug spricht!

„Du bist wohl recht besorgt gewesen, Kleiner, sagte Henrico; aber Du solltest dich doch

nach und nach daran gewöhnen, daß ich nun einmal so bin, wie ich bin."

Das war nun eben nicht sonderlich erhaben gesprochen; doch wird es hoffentlich besser kommen.

Aber welche Figur ist denn das dort, die die drei Finger auf die Unterlippe legt?

Antonio küßte von Neuem die Hand seines Herrn und antwortete nicht.

Ist der Junge nicht ein Schmeichler? sagte Pilomar, es scheint in der That wenig Mühseligkeit und Enervie in ihm zu seyn. Und das Händelküssen will mir gar nicht gefallen.

"Ich habe eine sehr angenehme Nacht gehabt, sagte Henrique. Die Luft war rein und heiter, und wenn auch der Himmel hier nicht die Milde des Castilische hat, so könnte er mir darin doch wohl gefallen, vielleicht gar weil er so anspruchslos scheint, und nicht gefallen will."

Ist immer noch nicht sehr erhaben.

"He, Anselmo schläfst du?"

Es wäre kein Wunder, sagte die Figur im Hintergrunde, aber ich kann vor Aerger nicht dazu kommen.

„Ärger? das thut mir leid! Wer machte ihn Dir?“

Wer anders als Sie? Wollen Sie denn das Nomadenleben noch immer nicht enden? Sind Sie denn dieses zwecklosen Umherschweifens noch immer nicht überdrüssig? — Ich lasse es gelten, daß man zuweilen eine kleine Reise macht, damit das Blut ein bißchen in Umlauf gebracht werde, und man nachher die Wohlfahrt desto besser empfindet, im Hause ruhig bleiben zu können, und es nicht mehr nöthig zu haben, sich mit besoffnen Postillionen zu jawlen, und in weißgrauen Poststuben auf Pferde zu warten, des Morgens früh nüchtern sich den Nordwind um die erhitzten Augen wehen zu lassen, und in der Mittagshitze den lieblich wogenden Chausseestaub aufzuessen. Ich will das gelten lassen, aber so zu reisen, gleichsam als ob es Vergnügen mache, des Nachts nicht zu schlafen, wenn grade einmal der Mond passable scheint, das begreife der Satan; aber allen Heiligen will ich es klagen, daß Sie mich so hinein gezogen haben in dies wüste Leben.

Das ist eine heillose, perfide Ansicht, sagte Ottomar; aber dergleichen Antichesen müssen seyn.

Es ist mir lieb, sagte Henrique, daß Du Dir Lust gemacht hast, das wird Dir recht gut thun, denn Du hast doch bei Deinen Klagen weiter keinen Zweck, als den, zu klagen.

Das wäre ja fast häßlich von diesem Anselmo, sagte Ottomar.

„Komm zu mir Anselmo, sagte Antonio, erhebe dich ein wenig an mir.“

Bist du toll? Ich soll mich noch auch über mich ärgern.

„Ich meyne es nicht böse, wenn ich wünsche, daß du dich ein wenig über mich erhebest, muß ich mich doch wohl oft an dir erkalten.“

Ich glaube gar der Aff spielt mit Worten.

„Wenn ich meinen Affencharakter trenn bleiben will, den du mir nun einmal zuerkannt hast, so muß ich wohl spielen, es sei womit es wolle, und die Worte sind geduldiger als du.“

Ich werde die Schuld verlieren.

Verliere sie immer, wer weiß was du dann findest! Komm laß uns Poffen treiben, ein

Doest singen, ich will Aspasia seyn, sei du Tatar. — Aber mein Gott, du siehst ja wahrlich aus wie die Zauberin Ercenia, als die drei Pomeranzen gekostet worden. — Sing, sing.

Erl verdammt mit deinem Singen, sagte Anselmo kecklich, und gieng in den Hintergrund.

„Der junge Mensch hat eine feine Stimme;“ sagte Ottomar, aber ich weiß nicht, wie er jetzt dazu kommt, zu singen. Woher so gut und wehmüthig, jetzt fast frivol. Ei, ei! mein Herr Herr Antonio, wenn du unter meine Feder geschickst, so werde ich viel Mühe mit dir haben, um deinen Charakter gehörig in Ordnung zu bringen, denn bis jetzt hat er noch nicht viel Haltung. —

Henrico hatte indeß in tiefe Gedanken versenkt da gestanden, bis er endlich durch Antonio erweckt wurde, der seinen Blick lange schon auf ihn geheftet hatte, und jetzt leise an ihm vorbeigieng.

„Ihr seid ermüdet,“ sagte Henrico, auch ich bedarf vielleicht der Ruhe. Wir wollen einmal

Anselmo nachzusehen, und einige Zeit an diesem Orte verweilen; doch geschehe ich, daß dieses Nachzusehen mir nicht sonderliche Mühe macht, da diese Gegend hier mich fast ein wenig interessiert.“

Ein wenig interessiert, sagte Ottomar, das ist wenig. Der Mann redet so leise und besonnen, daß ich fast fürchte, es werde nie eine Ueberschwenglichkeit von ihm an den Tag kommen. Und doch kann er nicht ohne dergleichen seyn, oder ich dürfte nie wieder einem Gesichte trauen.

Erst jetzt bemerkte Henrique unsern Ottomar, der die kleinen Explosionen seiner sonderbaren Unzufriedenheit nicht eben in den Dact — denn dieser wollte beynabe noch er-mangeln — sondern nur vor sich hin murmelte. Er gab indeß die Hoffnung durchaus nicht auf, noch manches sehr Bedeutende an diesem Spanischen Händel-ling zu entdecken, an dem ihm schon Vieles in der That sehr Spanisch vorgekommen war. Er erbot sich daher sehr gern, um nur Gelegenheit zu seiner Bekanntschaft zu bekommen, für eine freundliche Wohnung zu sorgen, welche unter

wartete Gefälligkeit denn auch von Henrico mit
höflicher Dankbarkeit aufgenommen wurde. Er
nahm Anselmo mit sich, der mit vieler Ehrs-
suche nach einem wohlgepölkerten Sofa im Hin-
tergrunde wartete und verließ Ostorio nach An-
tonio mit dem Versprechen, sie so bald als mög-
lich nach der nahe gelegenen Stadt abzuholen.

Fünftes Kapitel

Henrico gieng einige Minuten schweigend auf und ab, während des ihn Antonio mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtete.

„Ich könnte mich doch wohl entschließen, sage
 ke er endlich, dieses umherschweifende Leben
 aufzugeben, nicht eben um Anselmo's willen,
 sondern um meiner willen. Dieser schnelle
 Wechsel der Gegenstände um uns her giebt dem
 Streben unsres Gemüthes keine Mannigfaltige
 keit, wenn es einmal ganz allein auf diesen
 Punkt sich zusammen drängt. Auch ist wie
 diese Mannigfaltigkeit verhasst, in der das Le
 ben irr und schwankend verstreuen muß;
 ich kann, ich will sie mir nicht wünschen, auch
 wenn ich untergehen sollte in dieser ewig wie

berkehrenden und nie befriedigten Sehnsucht; denn es ist besser so untergehen als leben in dem Untergang des Himmels in uns."

O mein gnädigster Herr, sagte Antonio, Sie werden niemals unglücklich werden können, so lange Sie Sie selbst bleiben.

„Unglücklich? wer sagt dir, daß ich es sei. Ich bin es nicht, denn ich fühle mich, und so lange wir uns selber in uns selbst fühlen, sind wir nicht unglücklich. Aber warum bin ich so einsam, warum vertreibt sich nicht in dem Gesäß meiner selbst das schöne Gefühl eines Fremden, einer Geliebten? — O! sie steht mir die ganze Welt, aber sie genügt mir nicht, denn die Welt in mir ist mehr als sie. Ach! und wie schön und rein und bestimmt würde sie sich gestalten, wenn ich Liebe gefunden hätte! Es würde eben so leicht seyn, sie zu genießen, als sie zu entbehren; aber wie können wir, ohne sie, entbehren; da wir, in ihr, auch uns selbst entbehren? Alle unsere Gefühle kehren doch am Ende auf dieses Eine und Ewige zurück, oder vielmehr, sie sollen alle weg, wenn dieses Eine und Ewige zur Sprache gebracht ist. Das

dahin gehen, eigentlich nur die Vorübungen zum Leben, dann aber beginnt das Leben selbst, und kann nie enden, weil Erinnerung und Hoffnung hier verschmolzen sind und Eines geworden im Genuß der Gegenwart. — Ach mein guter Knabe, warum ist mir die Abwendung von dieser Seligkeit geworden, wenn sie selbst mir nie werden soll? Hab ich denn diese Sehnsucht nur, um ihr Ende zu erfahren, und soll mein glühendes Herz nur sich selbst vergehren, und in sich selbst vergiften?“

Antonin schloß tief, und auf seinem Gesicht erschienen die Farben, als Heinrich sein Gesicht auf seine Brust legte.

Nein, sagte Heinrich, indem er sich mit Stolz erhob, ich will diesem Gedanken nicht Raum geben. Um mich her steht das Leben noch in doppelter Glücke, und ich darf noch alles erwarten von ihm, da es mir bis jetzt noch so wenig gab, und ich alles mir selbst. Wir wollen nicht mehr so oft davon reden, denn das Schicksal läßt sich seine Übergaben nicht ansehen, sondern es wirft sie uns zu in freier Willkürlichkeit. Das Bild kommt nie, wenn

wie es erforderten, weil es keines mehr fern
wüßte; hätten wir es erwartet. — Auch hat
es dich immer noch trübe gemacht, du gutes
Kind, so oft ich davon geredet habe.

Ah, gütigster Herr, sagte Antonio, wer
würde sich nicht bewegt fühlen, wenn er hört,
daß Sie erkranken?

„Du nimmst zu vielen Theil an mir, und es
kann noch einmal dein Unglück werden, — es
kann dich in der That ganz zu Grunde richten,
daß du, ~~sofort~~ mehr ~~hast~~ als dich, — ~~solche~~
Besorgungen, so rührend sie auch sind, läßt
die Natur nicht ungesehen hingehen.“

Er wollte noch etwas hinzusetzen, als sie
durch Ottomars unterbrechen wurden, der als
heim zurück kam. Er sagte dem Grafen, daß
er unermüdet beobachtet habe, wie die Wirths-
häuser der Stadt so ungesundlich und faul
wären, daß man es ihm unmöglich zumuthen
konne, dergleichen schmutzige Zimmer zu be-
wohnen, und er wünsche sehr, daß es Enrico
gefallen möge, seine eignen Zimmer mit ihm
zu theilen. Es sei zwar nur eine Dickschweif

nach, flücht er hinaus, aber darum doch nicht so schwer und mühsam zu ersteigen, als der Tempel des Ruhms.

Ottomar hätte sich sein Leben gern, dieser höflichen Einladung noch irgend einen wichtigen Einfall mit untergemischt; aber es wollte ihm durchaus nicht gelingen, so wie überhaupt die ehelein nicht sehr reichhaltige Ader seines Hausweibes fast ganz verbrochen zu seyn schien; wenn er so viel vornehmen Personen trösten wollte, so wie wohl auch einem Schauspieler der Zufall zuweilen so abet will, daß ihm die Pistole versagt, wenn er sie als den Endreim oder Reimstein irgend einer Scene voll consistenten Pathos lobpreisen will. —

Genau nahm die Einladung Ottomars mit Vergnügen an und sie erreichten bald seine Wohnung, wo der ermüdete Anselmus den wohlgeputzten Cofa bequem eingenommen hatte:

Sechstes Kapitel.

Von Mangelnde nicht wenig gequält saß indes Therese auf ihrem Zimmer, und erwartete sehnlich ihren Ottomar, der ihr Aufschluß geben sollte über diese Fremden. Endlich öffnete er denn mit großem Geräusch ihre Thür und rief: „Gesunden, gesunden!“

„Wer ist gesunden? fragte Therese.

„Trenn dich mit mir, küsse mich ohne die Küsse zu zählen, welches überhaupt eine heillosse Gewohnheit ist, juble laut mit mir, denn er ist gesunden — der Held des Romans.“

O wenn es weiter nichts ist, so lohnt es sich der Mühe wohl nicht sehr, darüber zu jubeln! —

„Nicht lobnen? darüber nicht jubeln? — O du kalte Seele, ist das die Liebe, die du mir

so oft gelobe hast? — Auf dem Absatze herumumdrehen solltest du dich, und statt dessen meinst du, es lohne die Mühe nicht; Mühe? es macht mir gar keine, du . . . unglückselige Prinzessin!

Glücklicher Prinz, ich will mich ja mit freuen, erzähle mir nur, wer die Fremden sind, die du hier einquartirt hast.

Sie küßte ihn bei diesen Worten die Wangen und streichelte die lockigen Haare, weil sie wohl wußte, daß unter diesen Umständen alles von ihm heraus zu fragen war.

„Ich sollte dich freilich noch länger quälen, sagte Ottomar, aber ich bin viel zu mitleidig mit deiner Neugierde, die dich sonst umbringen könnte. Es mag also drum seyn. Der Eine, versteht sich die Hauptsache, ist ein Spanischer Graf, Don Henrique de . . .

Er hielt hier inne, weil er den Namen selbst noch nicht wußte.

„Nun, es ist einerlei, fuhr er fort, gestatte, daß er da ist, und sich ganz zu einem Heiden qualificirt, wie ich ihn gern abmalen möchte. Ohne Zweifel hat er bereits hinfänglich

große Abentheurer erlebt, die mir sehr gut zu
Statten kommen sollen; und es darf mir nichts
verschlagen, wenn ich selbst einiges Grausen
dabei empfinden müßte. Ich habe, Gottlob,
ein Achillesschild dagegen."

Aber, mein Himmel, sagte Therese, wie
hast du ihn denn in der kurzen Zeit kennen ler-
nen können?

Kennen lernen? wer redet davon? Dieser
Jüngling ist ja nicht wie ein mittelmäßiger Kos-
man, aus dem man nichts lernen konnte, als
daß man leider etwas aus ihm lernen sollte,
und den man wegwerft, wenn man ihn durch-
blättert hat! Wahrhaftig, ich habe noch keine
Seite in ihm gelesen, aber um so mehr kann
ich noch in ihm vermuthen.

Oh, erwiderte Therese, wenn er nur nicht
in einer Sprache geschrieben ist, die du nicht
verstehst!

„Das ist eine böse Metapher, in die ich nicht
eingehe mag, und die auch nicht in mich ein-
gehen darf, wenn ich ruhig und leicht bleiben
soll. Genug, ich habe diesen Spanier nicht so
von ungefähr im Garten angetroffen, es ist

ein Fingerzeig des Himmels, ich soll ihn als Helden eines Romans aufstellen, denn wenn das nicht wäre, sag mir, Therese, ich bitte dich, sag es mir, wie sollte dieser Jüngling nach Deutschland gekommen seyn. — Du lachst? — Lache nicht, bei solchen ernsthaften Dingen, sondern nimm dich zusammen und denk nach über die so höchst seltsam verschlungenen Begebenheiten von heute Morgen. Ich gehe hinaus mit der Schreibtafel, um unter den besten Auspicien eine romantische Geschichte zu beginnen, und leide Höllepein, weil ich noch keinen Helden habe, der sie, statt meiner, leide. Da habe ich es denn recht klar eingesehen, daß die Begeisterung der Modernen herrstehend seyn kann, weil sie ganz allein aus und selbst heraus kommen muß, welches bei der antiken nicht so war, weil diese glücklichen Leute die ideale Natur gleich um sich her hatten. Nichts ist köstlicher, das war nun eben keine ideale Natur . . .

Therese machte ein saures Gesicht, weshalb denn auch Ottomar, indem er ihr mit vieler

Wagte die Hand küssen, den süßen Rathschlag hinzusetzen stolpern ließ:

— „aber doch eine interessante Erscheinung. Du giengst und ich war wieder einsam, denn, unter uns, die Poesie wollte noch immer nicht kommen, und alle meine Citationen bewirkten wenig. Unmuthig packe ich meine Sibyllischen Blätter zusammen, da erscheint . . . ich bitte dich, gib Achtung, und lase nicht so jähzornig mit dem Kanarienvogel oder ich erwürge ihn in gerühelter Eifersucht! — Da erscheint, sage ich, ein Fremder — und was für einer? — Ein Franzose? Verhüte Gott! das wäre für mich kein erfreuliches Omen gewesen, denn ich liebe diese im Ganzen sehr unpoetische Nation nicht allzu warm. — Ein Engländer? ja wenn er in Warwickshire geboren wäre und unter Jakob dem Ersten, aber jetzt? ach nein, ich schreibe ja nicht über die Nautik. — Ein Italiener? das hätte mich allerdings frappirt, und wenn ich an Elmaroso dabei gedacht, so könnte ich vielleicht meine Feder zu einer Oper angesetzt haben. — Ein Däne, ein Holländer, ein

Kasse, ein Türke — nicht von dem essen, sondern ein Spanier.“

„Terese unterbrach ihn mit Ungeduld, und machte ihm Vorwürfe über seine Heitschweizigkeit bei den Dingen, die sie schon längst wisse.

„Man glaubt oft etwas zu wissen, antwortete Ottomar, der sich nicht im Mindesten abrennen ließ, und man weiß es doch nicht, besonders wenn man nur meint, daß man wisse, und nicht wirklich weiß, daß man wisse. Du hast doch die Erzählung, es sei ein Spanischer Graf hieher nach Deutschland gekommen, in dein Ohr eingeht lassen, ohne ihre ganze Bedeutung in das Innerste deines Gewächts aufgenommen zu haben, denn hättest du das wirklich gethan, so wärest du noch immer nicht aufgehört haben, dich zu verwundern. Bedenke nur, daß dieser Mann aus einem Lande ist, von dem man bei uns zum Theil nur dunkle Gerüchte hat, aber gerade in dieser Dunkelheit ist viel Interessantes, und ich habe mich von selber mit der Vermuthung getragen, daß sich hinter jener Bigotterie und Faulheit, von der man so Vieles redet, wohl etwas Hö-

heres verbergen dürfte, als der blinde Blick gewöhnlicher Reisender erspähen konnte. Beim Himmel, ich ahnte, daß man dort den Himmel ahndet, während man sich hier recht viel darauf zu gute thut, daß man der Erde recht gewiß ist. Und muß nicht ein Land, das den trefflichen Cervantes heisst, den ich nicht eben gütlich nennen möchte, sondern rein menschlich, welches denn auch nicht gar wenig ist, muß nicht ein solches Land, in der sich die Poetie in ihrer lieblichsten Wilde zeigte, erhabene Gefühle geben als irgend ein anderes, das sich mit allerlei Arbeiten brüht, die denn doch natürlich nur Arbeiten sind? ..

Was hilft mir doch die ganze gesalbte Rede, sagte Therese, ich will wissen, was du von diesen Fremden weißt, wie du dazu gekommen bist, ihnen hier eine Wohnung zu geben.

Darauf konnte Ottomar in der That nicht befriedigend antworten, denn was er ihr etwa von dem weichlichen Antonio und dem schweren fälligen Anselmo erzählte, vermochte nicht ihre Hungerde zu stillen, und sie nahm beäuglich nach und nach sehr vielen Antheil an Ottomars

romantischen Planen. Auch hat sie ihn sehr dringend, daß er doch ja ihr beiderseitiges enges Verhältniß gegen die Fremden verschweigen möge, die es so leicht mißverstehen könnten."

"Du hast da etwas sehr Ueberrisches gesprochen", erwiderte Ottomar, nicht ohne eine gewisse Behaglichkeit, und ich denke, du wirst es unserm Ritter noch oft genug, wenigstens in Gedanken abbitten, daß du ihn nicht gleich im ersten Augenblicke frei gesprochen hast von allen den kleinlichen Ekrupeln, welche die kleinlichen Verhältnisse der Kleinplätzerel uns geben. Wie? dieser Mensch mit der erhabenen Gestalt, den die großartige südliche Natur mit göttlicher Milde und Klarheit begrüßte, als er geboren ward, da wir armen Nordmenschen nicht selten mit unheimlichen Novemberhagel begrüßt werden, wenn wir eben den ersten Scheel versuchen, dieser Mann mit dem festen durchdringenden Blick sollte nicht tief genug schauen, um die Grundlosigkeit deiner Besorgnisse einzusehen? — Wer bist du mir? Schwester? nein das bist du nicht, und der Himmel bewahre uns, daß sich das

nicht am Ende ertheilen möge, wie das wohl in manchen peinlichen Erzählungen und Dramen der Fall ist. Die Liebe des Bruders zur Schwester gefällt mir nicht, gerade weil er in ihr etwas anderes liebt als das Mädchen und das soll nicht seyn, weil es eine Entheiligung ist, die sich obendrein noch mit Heiligkeit deckt. Meine Tochter kannst du leider nicht seyn, weil es mir dazu an Ehrewürdigkeit fehlt, ob ich es mir sonst gleich ganz gern gefallen ließe; allein es mangelt dir dazu der gehörige Respekt, und du würdest kaum eine dreißtändige Komödientochter-Rolle spielen können, ohne den Zuschauern die Illusion zu nehmen, wie vielmehr einem solchen Auditorium, in dem ein spanischer Grand hospitiert. — Man könnte man dich auch allensfalls für meine Frau ausgeben, aber ich fürchte, wir würden Beide in dieser Rolle gar schlecht bespielen, und wenn wir auch alle Taschen voll ernsthafter Lebensregelbücher hätten, um nach ihnen unser Betragen anzuebnen. Da wir uns nun gar noch obendrein fast ein wenig lieben, küssen, Spaß machen und tanzen und was dergleichen Tollheiten mehr,

sind; die man keinem gesetztem Manne nachsagen darf, ohne befürchten zu müssen; daß er den Verläumder deshalb gerichtlich belange, so fällt auch dieser Plan weg. Auch ist es mir edels, wenn ein gescheiter Mann ein Gerall anlegt; das doch immer eins ist, auch wenn nur Ein Mädchen darin wohnt, das nicht wieder heraus kommen kann; — und daß ein jeder Mann, der sich verheirathet, ein solches Gerall wirklich etablirt, das kann man doch in der That nicht wohl läugnen. — Soll ich etwa sagen, du seist meine Freundin? Das ist nichts, und ich werde dazu niemals meine Einwilligung geben, und hoffentlich wirst auch du dergleichen nicht wollen. „Freundin!“ — ich ärgere mich über das Wort. Männer sind dazu da, daß man Freundschaften mit ihnen errichtet, oder Feindschaften; Mädchen aber sollen geliebt oder angebetet oder — ganz ignorirt werden. Wenn ein Jüngling mit einem Mädchen Freundschaft errichtet, so ist er entweder er oder sie schlechthin dumm; — und das sind wir Gottlob Beide nicht besonders — oder sie schwärmen ins Blaue hinein, wollen

hür den Namen umgehen, oder wissen selbst nicht was Sie wollen, oder wollen es geſſenſtlich nicht wiſſen. Der Hender hole das — Du biſt meine Geliebte und damit gut. —

Und damit übel! ſagte Thereſe, der es ſchlen; als ſei in Ottomars Rede das wenige Vernünftige mit dem übermäßig Tollen gar zu ſeltſam mit Klünder verbunden, ſo daß ihr die Luſt vergieng, Beides zu ſcheiden. — Ganz, ſetzte Sie dann ſehr diktatoriſch hinzu: Es ſoll nicht ſo ſeyn, ich will es nicht haben.

Ottomars ſagte ſehr demüthig: „Ich ſtehe an Dir den charakteriſtiſchen Zug Deines ganzen Geſchlechtes, daß Gründe bei ihm weit weniger entſcheiden als keine, welche Konſequente Inkonſequenz und grundloſe Gründlichkeit ich ſchon oft an Dir wahrgenommen habe, mein liebenwürdiger und haſſenswerther Engel! — Aber wie ſoll es denn nun werden?“

Ich will mich beſinnen.

„Das iſt nicht gut. Mädchen und Frauen ſind nur dann unbeſonnen, wenn ſie beſonnen ſeyn wollen. Ueberhaupt iſt es eine ganz ſeltſame Myſtik, daß wir uns aus dem Urtheil

eines andern etwas machen, und noch seltsamer, daß ihr Mädchen euch darum kummert, was wir von euch halten: Denn bedenke nur"...

Therese, die eine neue lange Rede von ihm vermuthete, die sie jetzt eben nicht Lust hatte mit anzuhören, hielt ihm hier schnell mit der Hand den Mund zu, und nachdem er so gezwungen war, in einem fast minutenlangen Handkusse zu verharren, gieng der schöne parthetische Sermon verloren, den er so gern gehalten hätte.

„O Jammer! sagte er endlich, als sie sich lassend entfernt hatte; o unseliges Schicksal, daß uns alle unsre Weisheit nichts hilft, da die Mädchen sie nicht einmal anhören wollen.“

Siebentes Kapitel.

Gegen Abend erst ließ sich Henrique bei Ottomán wieder sehen; er hatte den ganzen Tag in dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, in Einsamkeit zugebracht, und nur zuweilen hörte er Therese einige Klidentöne vernehmen, die von dort her-herüber kamen: Theresens Augen verweilten mit Vergnügen bei der schönen harmonischen Gestalt des Fremdlings, die durch die ausländische Tracht, welche die Umrisse derselben leichter und freier wieder-gab, als die etwas steife deutsche Kleidung, nothwendig erhöhet werden mußte. Nur aus seinem Gesicht wußte sie sich noch nicht recht zu berechnen; da manche Einzelheiten darin mit einander in Widerspruch zu stehen schienen. So begriff sie, zum

Beispiel, nicht wohl, wie das Haar bräunlich seyn konnte, da doch die Augen dunkelblau waren; und daß jenes gekräuselt auf eine Wange fiel, die ein wenig blaß war und tiefe Füge hatte. Indessen hoffte sie, sich mit der Zeit schon zu orientiren.

Henrico begegnete ihr mit einer zarten Höflichkeit, und sagte Manches zum Lobe ihres Geschlechts, daß er gewiß sehr tief empfunden hatte, da er es ganz ohne das gewöhnliche sauer-süße, spasshaft ernsthafte oder ernsthaft lächerliche Lächeln vorbrachte, mit dem dergleichen ausgesprochen zu werden pflegt. Ueber ihr Verhältniß zu Ottomar hatte er keine Frage, die sie jetzt, da sie ihn gesehen, auch wohl nur wenig in Verlegenheit gesetzt haben würde.

Ottomar leitete jetzt ein Gespräch über die Eigenthümlichkeit Spaniens und der Poesie dieses schönen Landes ein, wodurch er unserm Henrico noch mehr gefallen haben würde, wenn er weniger künstlich und geschraube darüber gesprochen hätte. So aber war es nun einmal sein Unglück, daß er, der von diesem Fehler sonst ganz frei war, plötzlich in denselben verfiel,

wenn er vor einem Manne rebete, dem er zu gefallen wünschte. Indessen sagte er doch auch Manches was Henrico's Beifall erhielt, besonders über Cervantes, den er vielleicht nicht ganz oberflächlich gelesen hätte.

Dieser irdische Poet, sagte Henrico, kommt auch darin mit Shakspear überein, daß er dem gebildeten wie dem rohesten Menschen gefällt, welches freilich das allerunwesentlichste Merkmal ist; allein es ist auch nur das Unwesentlichste, was den Haufen bei dieser Kunstausstellung ergreift. In der allseitigsten Macht ist Shakspear ewig einzig, aber in jener unändersprechlichen Milde, die wie ein Frühlingshauch durch alle seine Werke hingehet, ist Cervantes gleichfalls unerreicht, und es ist nicht denkbar, daß man ihm jemals die Lieblichkeit werde nachmachen können, mit der er sich über sich selbst zu erfreuen scheint. Das tiefstinnigste seiner Werke ist sicher der Don Quixote, und man würde nicht begreifen können, wie er so allgemein bekannt werden konnte, wenn es nicht ganz gewöhnlich wäre, daß der flache Mensch das Tiefste für durchaus verständlich

und klar hält, wie denn das allerdings so ist; tut nicht für ihn.

So wie — setzte Ottomar hinzu — für den tiefkönnigen und gründlich verständigen Leser es keine dunklere und unverständlichere Bücher giebt, als die leichtesten und flacheiten!

„Ich kann überhaupt,“ fuhr Hentke fort, diesen stumpeichen Ritter schon um deswillen nicht genug bewundern, weil es wirklich scheint, als habe sich Cervantes bei diesem Werke recht sorgsam vorgenommen, einen zwar sehr verständigen aber doch prosaischen Zweck zu erreichen. Das ist ihm aber durchaus nicht gelungen, denn er verliert seine einseitige satyrische Absicht gar bald aus den Augen, die Poesie kann sich nicht von ihrem Liebling trennen, sondern kommt ihm gleichsam nachgelaufen, und bildet den herrlichsten Roman, an dem sich Europa noch manches Jahrhundert wird laben können. Wie ich höre, hat man hie und da die Novellen weggewünscht; was mich betrifft, so hab ich mich oft nach mehreren darin gesehnt, und mich nicht selten an meine Kindheit erinnert, wo ich einmal recht lebhaft nach einem

Buche verlangte, das gar nicht zu Ende gieng.
 Je."

Ottomar hatte ihn schon früher antworten wollen, denn er war in Hinsicht jenes satyrischen Zwecks nicht einig mit Henrico; allein dieser brach schnell das Gespräch ab, weil er fürchtete, daß Therese Langewelle dabei haben möchte. Doch that er ihr durch diese Vermuthung wirklich Unrecht, da sie dergleichen Gespräche über Kunstwerke ganz gern mit anhörte, wenn sie leicht zu begreifen waren, und nicht eben allzutief giengen. „Er habe sie vorhin singen hören, sagte der Graf, aber von seinem etwas entfernten Zimmer aus sei ihm Manches unvernehmlich gewesen, und er bitte sie daher, ihn auch in der Nähe ihre Stimme hören zu lassen. Therese antwortete wie gewöhnlich, sie singe nur mittelmässig, fürchte zu mißfallen, habe wenig Uebung u. s. w. Als aber Henrico alle diese Ceptationen der Begehrvolenz sehr ruhig mit anhörte, ohne sie durch irgend eine herkömmliche Erwiederungsformel zu unterbrechen, so gerieth das gute Kind dadurch in eine solche Verlegenheit, daß es sich

schnell an das Pianoforte setzte, und ohne sich lange zu bedenken und fast ängstlich folgendes Lied sang:

Du streichst vergeblich, Sehnsucht,
 In heisserem Verlangen,
 Du wirst sie niemals finden,
 Du Herz, du klopfst so innig
 In dieser, danger Wohnung,
 Kein Herz wird dir begegnen. —
 Doch strebe immer Sehnsucht
 Und klopf du Herz nur ferner,
 Auch wenn du keines findest,
 Denn ohne diese Sehnsucht,
 Dies Wachen und dies Streben,
 O, wie ertrag' ich's Leben? —

Sie hatte geendet, und nur einige leise Töne hüllten dem Gesange noch nach, gleichsam als wollten sie das ganze Gedicht noch einmal herschreien und in seiner Mitte auffassen.

Hentico war in einer sichtbaren Bewegung, und eine feine Röthe lief über seine Wangen. Ottomar, der es schnell bemerkte, war unbes

söhnen und hastig genug, ihn zu fragen, was ihm sei; aber der Graf erwiederte ihm nichts, sondern küßte schweigend die Hand der Sängerin und verließ das Zimmer.

Ottomar sah ihm mit einem bedeutenden Blicke nach, und sagte: „Ich sage nichts.“

Daran thust Du sehr wohl, antwortete Therese, denn Du weißt nichts; aber ich weiß.

Aber sie wußte gleichfalls nichts, doch war der Irrthum, in dem sie sich befand, so sehr behaglich, daß sie ihn gewiß nicht ohne Verdruss gegen eine unfreundliche Wahrheit vertauscht haben.

Achtes Kapitel.

Antonio war kränzlich und durste das Zimmer nicht verlassen, während Anselmo es nicht verlassen wollte, da er endlich hier einen festeren Sitz gefunden als den im Wagen, welchen er oft genug verwünscht hatte. Die Reise konnte daher nicht fortgesetzt werden und Henrico sah diese Zögerung auch nicht ungern, da er sich hier bei Ottomar und Therese ganz wohl gefiel, und manche Unterhaltung fand, an die er nicht gewohnt war, so wie er denn auch schon deshalb Interesse für ihn haben mußte, da Ottomar ein so sonderbares ästhetisches an ihm nahm. Er war gutmüthig genug, Ottomars

Eigenheiten zu übersehen, und ihn oft Stundlang von sich selbst, und seinen Planen, die meistens literarisch waren, nicht bloß reden zu lassen, sondern auch wirklich mit Aufmerksamkeit zuzuhören, welches er sich hätte ersparen können, da Ottomar schon Vergnügen genug fand, sich selbst zuzuhören, und seine zerstückten Perioden zu bewundern. Aber er gönnte ihm nicht nur dies stille Vergnügen an sich selbst und seinen Worten, sondern er fand es auch nicht ganz zu tadeln, daß er sich hier Ersatz suchte für seine Beschränkung im äußeren Leben. Er sah nicht ohne Ergözung dem Verhältnisse zu, das zwischen ihm und Theresen, und er lobte dieses Mädchen sehr, das im gänzlichen Vergessen der ganzen Welt umher, alle ihre Gefühle nur auf ihn zu concentriren schien. Sie war nicht ohne Bildung für die Kunst, welches denn auch vielleicht die einzige ist, die sich für Mädchen geziemt; aber sie lebte auch hier die Tiefe nicht, weil sie, seltsamer Weise, fürchtete, das Leben, das sich ihr bis dahin nur in blühender Gestalt gezeigt hatte, könne dabei die rothen Wangen verlieren. Leidenschaft war

nicht besonders in ihr, so wie auch nicht in Ottomar, und ihre Liebe war wohl nur ein wechseliges Ergötzen an ihren Eigenheiten, das durch kleine, aber hinlänglich oft wiederkehrende Zänkereien, ewig neu erhalten wurde. Leichtfertiger als sie war Ottomar, besonders wenn er Romane schrieb, welches leider seine einzige Beschäftigung war, und es ist daher nicht mehr als billig, daß er von Theresen in strenger Zucht gehalten wurde, welches er sich denn auch nicht ganz ungern gefallen ließ, da der Pantoffel, unter dem sie ihn hielt, von einer zierlichen Kleinheit war, und nur leicht und fast streichelnd niederfiel. Therese machte ihm zuweilen den Vorwurf, seine Passion für sie sei doch wohl nicht so groß, als für eine Tasse starken Kaffee, (den er allerdings mit großem Behagen trank, besonders wenn er dabei Poesien schreiben, lesen oder reden konnte) und er setze die Verbindung mit ihr gewiß nur beiseite, weil es ihn belustigte, daß er um deswillen von der ganzen Stadt für etwas toll erklärt wurde, die, wie Therese sagte, aus ihm nicht klug werden konnte, da sie es ohne

hin nicht war. Aber sie meinte es doch nicht im Ernste.

In Ottomar selbst war eine seltsame Mischung von Verstand und Unverstand, voll dichten Witz und unächter Laune. Poesie hatte er selbst nicht eigentlich, aber eine nicht gewöhnliche Receptivität dafür, und er wußte durchaus bestimmt, wo keine war; nur seine eignen Werke betrachtete er mit vieler Selbstgefälligkeit, die ihm indeß noch ganz leidlich anstand. Diese war es denn überhaupt und ein nieversiegender wohlthätiger Spott gegen kleinstädtische unfreundliche Beschränktheit und seine dauernde Neigung zu Theresen, was sein Leben heiter machte und mit Annehmlichkeit umgab. Diese Liebe war es auch besonders, die Henricó's Interesse für ihn erregte, so wie dieser überhaupt einem Jeden gut war, von dem er wußte, daß er lieben konnte, welches denn auch vielleicht nicht eben wenig sagen will. Doch that er Ottomarn zu viel Ehre an, wenn er ihm schon jetzt dieses Vermögen zutraute; da dieser in der That nicht wahre Liebe für Theresen empfand, sondern sie gleichsam nur mit

dem Blicke betrachtete, er könne nicht ohne sie leben, durchaus nicht; und es lasse sich auch nichts thun gegen dieses Gefühl, gesetzt, man wolle wißlich etwas dagegen thun, wozu er indeß nie Lust bezeugte.

Henrico fühlte sich von diesen Menschen, die den Muth hatten, ein ganz eignes Leben auf eine ganz eigne Art mit Freiheit und Humor durchzuführen, mit nicht gewöhnlicher Kraft angezogen, und es war ihm beinahe angenehm, daß Ottomars Vermögen sehr gering war und Dürftigkeit fürchten ließ, weil er jetzt desto mehr für ihn thun konnte. Ottomar hatte diese beschränkten Umstände nicht nur nicht verheimlicht, sondern sich, aus sonderbarer Eitelkeit, fast ein wenig damit gebrüstet, weil er dann wohlgerüstet und mit Pathos hinzusetzen konnte: „Das äußere Leben ist sicher dann am verworrensten, wenn das innere recht klar und deutlich ist. Die Natur steht der Freiheit gegen über, aber man glaube nicht, daß das bloße Wissen dieses Satzes hinlänglich sei, um die Nothwendigkeit auch im Leben mit Ruhe an-

„Zuerkennen. : Dazn bedarf es der Liebe, und der Gegenliebe. Erst dann werden wir es der Nothwendigkeit nicht gar zu hoch anrechnen, wenn sie sich als solche zeigt, da sie nun einmal die Nothwendigkeit ist, denn sie selbst ist sich selbst unterworfen. Das Fatum, dem Fatum, nicht blos Jupiter oder der Mensch, der sie nur dann vergesse, wenn' die Göttinn der Jugend ihm den Nektar reicht.“

Henricó gab ihm zwar im Allgemeinen vollkómmen' Recht, aber er meinte doch, daß für einen Dichter selbst das Aeußerste des áußern Lebens, das Handgreifliche, ohne Ecken seyn müsse, gerade weil es nur mit Händen gegriffen werden kann. Der Poet müsse, wie bekannt, die Welt schon geschaffen vorfinden, nicht aber sie erst selbst hervorrufen, wodurch er einseitig werde und seine Kraft verbráuche; er solle, als Dichter nicht erst weitläufig reflectiren, sondern gleich mit Liebe und Freiheit gestalten. — — Er schloß damit, daß er ihn und Theresen ersuchte, Deutschland zu verlassen und mit ihm nach Spanien zu reisen:

„Henrico hatte dieses Anerbieten so ruhig gemacht, daß Ottomar um so eralteter wurde. Er sprang hastig von seinem Stuhle auf, lief einige Male im Zimmer auf und nieder, und rief dann mit pathetischem Anstand aus: „O Du höchst wunderbarer Fremdling, welcher ein bedeutendes Wort ist Deinen Lippen entflohen! welche eine mitleidige Gottheit hat mich Dich zu gesandt, damit Du meinen innigsten Wunsch erfüllen, mich herausreißest aus diesen ungesühnerten Sandfeldern, die die Flügel der Fantasie mit Staub bedecken, und mich verpflanzest in die gesegneten Fluren des blühenden Hispaniens, wo mildere Lüfte des Herzens stille Ahnungen empfangen! — Ja, ich gestehe es, ich verlasse mein Vaterland gern; in dem es so schwer ist, eine Heimath zu finden, auch wenn man sie bereits in sich selbst gefunden hat, wo der Frühling nur eine schlechte Parodie des wahren Frühlings ist, und ein ewiger November drückend schwer sich über uns hernieder beugt, wo eine halbe Lethargie und Schwerfälligkeit die Menschen noch unheimlicher macht, als eine ganze es thun würde. O, ich sehne mich recht

„Fehr von hier weg in das Land; das gewiß sehr zu achten seyn muß, da es zum Theil so arg verachtet wird!“

Henrico hörte ihn mit Vergnügen an, denn weißt er gleich der gleichen erhitzte Uebertreibungen nicht liebte, so gab er doch auch solche Charaktere zu, die sie liebten.

„Sie leben fortan ganz bei mir, sagte er jetzt, versteht sich nur so lange als Ihnen bei mir wohl ist. Es ist möglich, daß ich noch einmal zur Regierung einer sehr bedeutenden Grafschaft blänge, und dann würde auch Ihr Schicksal manche Annehmlichkeit von diesem Glanze leihen können, aber ich wünsche es nicht, und hoffe es nicht, da ich sonst den Verlust eines Bruders beklagen müßte, den ich nicht ohne Schmerz verloren geben würde. Zwar ist meine Hoffnung schon sehr oft getäuscht worden, aber das soll mich nicht müde machen, ihn aufzusuchen, ihn, den ich zwar nur als Kind um mich sah, den ich aber doch von ganzem Herzen liebe, ach! vielleicht schon deshalb, weil ich ihn als Kind liebte. O mein theurer Theodoro, wo du auch seyn magst, meine Liebe ist bei dir! —

Abwärts du mit mir ein Zeichen gebest, nur
 eine-entsetzte Abwendung, wo du leben magst,
 ach, ich wollte so gern zu dir hinellen; und
 behten sich auch noch so viele Wellen starr und
 kalt und langsam vor mir aus, und setzten sich
 auch noch so mannigfaltige Hindernisse mir in
 den Weg, ich würde sie doch antreten dir lens
 er Wollst, und dich zurück führen in dein
 Vaterland, und gern dir alles geben, was
 ich ohne dich besäße, wenn du mir nur deine
 Liebe schenken wolltest. — O Theodor, könntest
 du doch meinen Fragen antworten, daß
 sie nicht ewig verflattern dürften in die leere
 Luft! —

Ottomär war sehr überrascht durch diese Apor-
 strophe, denn dieses ganze Verhältniß war ihm
 noch unbekannt gewesen. Auch ersente er sich
 nicht wenig über den Affekt, in welchem er
 Henriette jetzt zum ersten Male sah, und um so
 mehr, da seine Bewegungen dabei von einem
 milden, kräftigen und graziosen Anstande be-
 gleitet wurden. Es war ihm freilich noch
 Manches geheimnißvoll in der Rede, allein
 dies ersente ihn nur noch mehr, und er hätte

um seinen Preis schon jetzt alles klar gewußt, wie es sich eigentlich mit diesem Bruder, dessen Verlorengehen und Auffuchen verhalte.

Der Graf gieng jetzt zu Antonio, der sich noch immer im Bette halten mußte, weil er noch sehr ermattet war, aber er ward sichtlich fröhlicher, als er von der baldigen Rückreise ins Vaterland hörte, für welches eine heisse Sehnsucht in ihm war, ob er ihr gleich niemals Worte liess. Auch schien es, als thue ihm die deutsche Luft gar nicht wohl, und er bat sehr dringend, ihn doch so mit einem Arzte zu versehen, welchem seltsamen Eigensinn Henrique nur ungern nachgab.

„O Therese, rief jetzt Ottomac aus, als sie ins Zimmer trat, gib mir sogleich tausend Küsse, und auf eine weit freiere angelegene Art als jemals, denn ich bin nun unendlich glücklich, und du mußt es auch seyn, oder du bist nur eine unbefestete Pyramidenmauer. Frage nicht lange, sondern glaube, daß es also sei. Du lächelst? Dein Auge glänzt? Ich muß es lassen. Es ist gut, oder doch nicht gut genug. Ach, laß doch deine Freude jählosster

und ägypter und bithyrambischer seyn, denn mit dem Leben, was wir bis jetzt führten, das mit ist es aus. Es war doch gar zu viel Lohmes mit unter; nun aber geht unser Leben in laute süßsüßigen gereimten Jamben mit abwechselnden Sonetten, Terzinen und Ottaven wonnenvoll dahin, und die Freude macht nicht mehr, wie ehemals, nur einen matten Einschnitt in der Wüste, wie bei den Alexandrinern. Sei nicht so kalt, oder ich mache dir warm durch allerlei Tollheiten, die du tief genug empfinden sollst; darum geschwinde, sei ein wenig ausgelassen, nur auf kurze Zeit; nachher wollen wir auch so verständig wieder seyn, daß die respektabelsten Männer ihrer Freude daran haben und sagen sollen: aus denen Leuten kann doch noch etwas werden, welches ich nicht hinter ihnen gesucht hätte.“

Gerechter Himmel, sagte Therese, was ist denn vorgefallen? Liebster, bester Ottomar, allervortrefflichster Engel, sag mir doch, ich sehe dich an, was ist geschehen, und ich schwöre dir auch zu, so ausgelassen zu seyn, daß du

mich selbst bitten sollst, wieder vernünftig und ruhig zu werden.

Nun mußte sich freilich Ottomar zu einem historischen Eol bequemen, dem er jetzt so wenig gewachsen war. Aber wie erstaunte er, als Therese nach Beendigung seiner Erzählung nichts weniger als freudig aussprach, sondern saß tiefkönnig nachdenkend da'saß.

Ach Ottomar, sagte sie endlich, ich kann nicht einstimmen in deinen lauten Jubel, so gern ich auch wollte. Dieser ganze Plan ist so neu, so sonderbar neu, ja beinahe unglaublich, daß ich gar nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Aber ich fühle, daß ich mich nicht recht freuen kann. So in die weite Fremde hin zu ziehen, wo man keinen Menschen kennt, und vielleicht auch keinen findet, den man ganz zu kennen wünscht, so ganz abgetrennt von dem kleinen Ort, wo ich geboren bin, und von dem ich niemals weiter mich entfernen möchte, als höchstens eine halbe Meile, ach! und diese zwei engen Stuben mit den gräfelten Ofen, um den wir so oft saßen in der Dämmerung, bei dem Kaffee, wenn du mir dann erzähltest von groß

sen Dichtern, wie sie so glücklich in sich gewesen seyn mußten, da es ihnen von außen her immer so schlimm gieng, weil sie von unnützen Menschen für unnütz gehalten wurden, oder wenn ich die alte Märchen erzählte, oder Lieder vor sang von Mozart oder Elmarfsä. Ach waren wir denn nicht glücklich? Fragten wir dann wohl viel danach, wenn auch nur noch wenig in der Kasse war, die die Ostermesse schon füllen würde! — fragten wir danach, was man in der Stadt von uns sagen mochte, da wir wohl wußten, daß wir uns lieben und als so auch gute Menschen seyn mußten? — Ach, und nun willst Du das alles aufgeben für ein ungewisses Glück in weiter Ferne? Wer trägt Dir für diese Fremden? Sie kennen Dich nicht, und Du kennst auch sie nicht, sie werden Deine Eigenheiten nicht lieben können, da sie Dich nicht lieben. Du wirst Dich nicht in ihnen finden, und ich noch weniger, — ach! und wenn wir selbst uns erst nicht mehr in einander finden können, dann sind wir ja verloren.

Kassandra, rief Ottomar heftig aus, kein solches Wort mehr, ich bitte Dich. — Cog

mir nur, was ich zuerst und was zuletzt sagen soll? — Hast ich Dich denn auch oedentlich verstanden? — Nein, gewiß nicht. Aber mein Gott, Du wirst mich doch auch nicht als lein ziehen lassen wollen? — verlassen? — Wie ist mir denn? Thutest, was hast Du gesprochen?

Nichts von dem allen, ednwertete Sie mit Bitterkeit, wie kannst Du dergleichen denken, Nein, nur schwer ist es mir geworden, und wird es mir noch werden, mich an den Schenkfen zu erlöshen: aus dem Vaterlande hinweg! — Aber, wenn es seyn muß; — gut, Wohin Du willst, werde ich Dir folgen, und wollest Du auch nach Nieder, Sachsen oder nach Böhmen oder Holslein — in Gottes Namen — nur so leichtsinzig selbstlich sollst Du nicht seyn — das war es allein, was ich Dir zu Gemüthe führen wollte.

„Wässhchen, Wässhchen, was bist Du freisom! Aber Dein ganzes Geschlecht ist so, und der Hender verfluche euch! — Und Deine geographischen Kenntnisse sind auch nicht sonderlich!“ —

Neuntes Kapitel.

Da Therese sah, daß es mit dem ganzen Plane in der That ein hoher Ernst war, so sagte sie sich gar leicht, und es schien überhaupt, als dürfe sie ihren Klagen nur Worte geben, um aus dem klagenden Zustande herauszukommen. Es möchte sie es auch, meinte Ottomor, selbst in der Freude, sogar in der poetischen, und wenn er ihr aus Chastipar oder Goggi vorlas, so konnte sie sich nicht enthalten, zuweilen auszurufen: „O das ist schön,“ und so ihre Freude zu unterbrechen, und zu sichern, welches ihm bei dem leichtesten Dichter ganz unentbehrlich war, wenn er es sich auch bei dem letzten noch etwas gefallen ließ.

Einest Morgens überstiehet ihn Theresie in einem klugen Aufzuge. Sie war männlich gekleidet und nicht eben modern, sondern auf eine imaginaire Art, etwas anstößig und scheltend. Ottomar belachte sie mit einem lauten Ausruf der Freude um ten Hald, denn er glaubte nicht, sie jemals so scheltend gefunden zu haben. Der graue Mantel, die helle Weste, die den wohlgeformten Busen nicht verdecken konnte, die weißlichen Strumpfsteifeln, die kleinen niedlich zugespitzten Halbschuhe, das alles ergötzte ihn (so sehr) daß seine Neigung für sie dadurch eine Stärke erhielt, die keinesweges ohne Reiz war. Er konnte sie nicht genug ansehen diese angenehme Gestalt, und er prels es zu wiederholten Malen, wie hier Frische und Kräftigkeit so gut vereinigt wären. —

Ich konnte Dich unmöglich in weiblicher Kleidung begleiten, denn was hätte man davon denken sollen, wenn man mich unter vier Wänden gesehen hätte im Wagen sitzen.

„Was man davon hätte denken sollen, antwortete Ottomar, das weiß ich sehr gründlich, was man davon wirklich gedacht hätte, gleich

sollst, und das letzte kammert mich nicht, so wie es denn überhaupt nicht gut ist, daß Du immer Gründe hast und Zwecke, wenn Du handelst. Laß doch dergleichen Pedanterien. —, — Aber Deine Kleidung ist allerliebste, und wenn gleich die Johr, daß die Geliebte dem Geliebten, in ordentlicher Tracht folgt, bereits hinlänglich abgenutzt ist, so setze ich doch nicht ein, warum man sie nicht noch einmal brauchen könnte; da sie wirklich interessant ist.“

In diesem Augenblicke trat Antonio herein, zwar noch ein wenig blaß und matt von der so eben erst überstandnen Kränklichkeit, doch sonst wie gewöhnlich. Er betrachtete Theresen mit Erstaunen, da sie ihm so fremd geworden war, und er nicht recht wußte, ob sie es auch wirklich sei; als man ihm aber das Räthsel löste, fiel er ihr mit seiner Bewegung um den Hals, und sagte einige Spanische Worte, die niemand verstand. Dann gieng er schnell fort. — Theresen fragte Ottomar, ob er ihn verstanden habe.

„Ich habe den Huter auf seine Worte gemerkt, die kaum genug gewesen seyn mögen. — Sey doch einmal ein Mensch den übermüthigen

Durschen an, der sich nicht entblödet, in meiner Gegenwart beim Himmel, ich mag nicht daran denken.“

Freilich das fordert Blut, aber hüte dich wohl, es zu vergreifen, ehe du nicht weißt, wessen es ist.

„Ein unverfälschter Gefelle, der“

„Pf! nicht so laut! Ich habe eine Ahnung.“

„Welche? sprich!“

Jetzt nicht, aber es ist mir, als würde es sich ohnehin bald offenbaren.

„Das ist sehr sonderbar,“ sagte Ottomar, als er allein war, und fast scheint es, als wolle der Roman schon hier in Deutschland beginnen. Darauf rechnete ich nicht; — indessen sind es auch wohl nur die äußersten Enden, die sich jetzt zusammen schürzen. Der eigentliche Mittelpunkt wird sich gewiß erst in Spanien offenbaren.“

Endlich kam der Tag heran, der zur Abreise bestimmt worden war. Es war ein heiterer Junimorgen, als sie den Wagen bestiegen, den man mit allem ausgestattet hatte, was zur Bequemlichkeit der Reise vonnöthen seyn mochte.

Die Umarmungen, mit denen sie angetreten wurde, waren sehr getheilt. Henrique freundlich, aber still und in sich selbst beschäftigt, Ottomar, der mit äußerster Sorgfalt das Kaiserthum gesichert hatte, welches seine Manuskripte verwahrte, gieng ein wenig prunkend höher, erhigt und schnell; aber unsicher. Thérèse beschämte und lächelnd, vielleicht weil sie Ottomars Exaltation nicht föhren wollte, vielleicht auch nur um die Thränen zu verbergen, mit denen sie von allen ihren Lieblingsopfern noch einmal Abschied genommen hatte. Antonio schwelgend, und mit einer fast tränklicher Behermuth, Anselmo trocken und schwertsfällig wie immer. Er hatte sich hinten auf den Rücken gestellt, weil er Ottomars Lebhaftigkeit und sein leichtfertiges Gesicht nicht leiden mochte. Ottomar wurde immer mehr erhigt, aber auch immer unruhiger, als sich seine Vaterstadt, von der er den Abschied für so leicht gehalten hatte, nun immer weiter und weiter von ihm entfernte, und Berge und Flüsse mit imponirendem Ernste sich zwischen ihn und sie stellten. Ihm ward so weh, so fremdartig, daß sein Herz bald

hoch empor schlug, halb ermüdet zu schweigen schien. Therese, die diesen Schmerz schon früher besiegt, da sie sich die ganze Unternehmung gleich anfangs mit Bestimmtheit und detaillirt gedacht hatte, umschlang ihn jetzt traulich mit ihrem Arm, und er lehnte sein Gesicht an ihre Brust, weil er den Thränen nicht mehr wehren konnte, die sich unwillkürlich in sein Auge drängten. Sie war viel zu gutmüthig, um seiner spotten zu können, welches er fast verdient hätte für seinen vorigen Uebermuth; aber sie konnte es nicht, sondern sie streichelte kitzeligen Haars, und sprach von Nauckerei, das ihm sonst interessant war, und auch jetzt seine Wirkung nicht ganz verfehlte. Auch Henrique gieng gern in das Gespräch ein, das abermals die Poesie betraf. Der Graf nahm ein altes abgebrochenes Gespräch über das Sonett, wieder auf und sprach von der schönen rein abgeschlossenen Nothwendigkeit seines Ausseren Baues, vor dem sich die wilde Regellosigkeit scheue.

Ottomar gab ihm vollkommen recht, aber es war doch kein ganz gutes Zeichen, daß er nicht

noch Manches hinzusetzte, welches er sonst nicht
würde gesagt haben. Da sog Therese ein klei-
nes beschriebenes Blättchen von Wellenbriespa-
pier hervor, und sagte: Hier hab ich ein Son-
nett gerettet, das ganz im Hintergrunde des
meines Schreibtiſches lag, und recht eigentlich für
dieses Gespräch gedichtet zu seyn scheint. Hen-
rigo hat sie, es zu lesen, und sie that es gern,
da sie, in ihrer Unschuld, es für gelungen
hielt.

Die Poesie, das Leben auszusprechen,

Hat des Sonettes Form dazu erfunden;

So hält das Dazwische sich zart amwunden,

Und firs; fluss; gleich Metastasiens;

Es darf Natur sich an der Kunst nicht rächen:

Willkürlich kann das Leben nicht gesunden,

Denn muß es sich zum hohen Kunstwerk runden,

Sonst wird die eine Kraft die andre brechen.

Denn wachst sich mit die lächelnde Terzine,

Wie nach des Tages Gang der Abend scheint

Und mit der Freude Kühlung sich vereint.

Versteh ich die Bedeutung deiner Mühn?

Du liebst das schöne Leben sehr zu hatten,

Und nur in Dürftigkeit kann es sich entfalten.

Dieses Gedicht, sagte Ottavio, scheint mit sich selbst im Streite zu seyn, allein daß es um diesen Streit weiß, das macht es mir einigermassen anziehend. Uebrigens scheint mir das Sonett ganz eigentlich dazu gemacht zu seyn, die Dichtungsarten alle in sich zu fassen, und das Lyrische, Epische und Dramatische; das Naïve, Romantische und Fantastische können sich hier in stiller Vereinnung und rein besänftigt von dem engen Cirkel umschlungen, antreffen.

Es mag allerdings so seyn, erwiederte Ottomato; nur daß das gegenwärtige Sonett nicht eben zu dieser Betrachtung Anlaß giebt. Die Mystik, nach der es strebt, ist nicht mystisch genug, und nur im zweiten Quatrain ist die Reflexion stehend genug, um vergessen zu lassen, daß sie Reflexion sei. Aber die Melosblende, die lächelnde Terzine, deren Miene hier eigentlich weniger bedeutend als vorlaut

ist, die wollen wir doch nicht recht behagen. — Und, dann, meine Freunde, wollten wir denn eigentlich davon reden? — Ach nein, aber ich verkenne eure wackere Absicht nicht, mich zu erheitern, denn ich fühle mich in der That traurig, und von einer Empfindung ergriffen, die ich selbst nicht verstehe. Ich bin nicht gewöhnt an diesen schnellen Wechsel der Gegenstände um mich her, es rühren mich diese vorschwebenden Gruppen von Fluren und Bergen und Thälern und Strömen, eine ruhige Gleichförmigkeit bezeichnete bisher mein Leben und ich weiß es noch nicht, mit welchem Auge ich jetzt diese bedeutende Mannigfaltigkeit betrachten soll, die mich zu erwarten scheint. — Und die Waterstadt — ach sie ist uns theurer als wir oft wädhnen — liegt nun wohl schon weit hinter uns? — Nicht wahr? — Ach, bin ich nicht ein Thor? Belacht mich, ich bitte euch, ich verdiene es nicht besser.

Belachen? sagte der Graf, indem er mit Nührung Ottomars Hand ergriff, belachen? — o mein Lieber, wie vermöchte ich das, da ich es wohl fühle, was Sie mir gepostert haben.

Der Name Vaterland wird uns ewig thnen wie ein großer unbegreiflicher Afford, dessen heilige Stärke kein grübelnder Verstand ers gründen darf. — Aber laßet mich hoffen, ihr Lieben, daß ich euch eine neue Heimath geben werde, wo ihr zwar immer mit Nührung an euer ehe malige zurück denken werdet, aber doch ohne Schmerz. Nein, ihr werdet mich nun nicht mehr verlassen, denn ich wäre ja ohne euch von Neuem ganz einsam und allein; ihr werdet bei mir bleiben, damit ich mich an euer Glück erfreue, und es vergessen könne, wenn mir niemals die Freude zu Theil werden sollte, geliebt zu werden, wenn ich liebe. Aber; nein, ich will das Schicksal nicht dieser Ungei rechtigkeit anklagen, daß es mir diese ewige Sehnsucht würde gegeben haben, wenn sie sich nur verzeihen sollte in sich selbst. In tief liegt diese Empfindung in mir, und es würde Spott seyn, wenn ich den Himmel jutrauen wollte, daß es diesen Spott mit mir treiben sollte, um mein Gefühl mit keiner Gegenempfindung zu beglücken. Ach! ich drückte ja schon als Knabe die Blume an meine Brust, und glaubte ein

heiliges Leben in ihr, wenn der süsse Dufte nie entgegen wallte, und nun . . . doch still, still! muß ich mir denn ewig diese Worte zurufen? — Ihr vergeht mir; und verlaßt mich nicht? — Nicht wahr?"

„Niemals! sagte Ottomar gerührt.

„Niemals, sagte Thérèse und schlug ihre Arme um ihren alten und neuen Freund.

„So ist mir wohl, sagte Henrico mit tiefem Gefühl, so ist mir recht sehr wohl, aber auch nur so. Ich darf mich nicht der Einsamkeit ergeben, denn wahrlich, ich bin nur gar zu leicht einsam, . . . oder auch nicht; — setzte er langsam hinzu — denn es ist oft eine seltsame Gesellschaft um mich her.“

„Ottomar hatte die letzten wunderlichen Worte überhört, da er noch ganz erfüllt war von der letzten Szene, die ihn auch ohne das Paraceticische gerührt hatte, welches er sonst sehr liebte und das hier durch Henrico's bedeutungsvolles Wesen ihm interessant wurde. Unser Freund war in der That zu sehr gerührt, als daß er es hätte lange seyn sollen, und um so weniger, da ihm dieser Zustand nur selten zu

Theil wurde, und manche unfläth, frivole Einzelheit in ihm dawider strebte. Er raffte sich daher schnell auf, und wollte eine lange Rede halten, aber Therese hielt ihm die Hand auf den Mund, und schlang dann noch einmal die Arme um ihn und Henrique.

Antonio, der bisher nur stumm aber in der heftigsten Bewegung an dieser Unterredung Theil genommen hatte, vermochte in diesem Augenblicke seine Thränen nicht mehr zurückzuhalten. Wie erschöpft stürzte er zu Henrique's Füßen, und indem er seine Knie umfaßte, sagte er leise und weinend: „O, Herr, bin ich Ihnen denn gar nichts mehr?“ —

Seine Stimme war schwankend, und seine Hände zitterten fast, so daß man ihm seinen Antheil nicht versagen konnte, aber Henrique schien diese Heftigkeit fast ein wenig unnatürlich zu seyn, und er sagte mit mehr Ruhe, als Ottomar erwartet hätte: Du bist ein gutes Kind, aber ich bitte dich, wolle nicht mehr seyn als das. — Deine Anhänglichkeit rührt mich, und ich werde dich nie verlassen.

Therese betrachtete Antonio mit einer fast schneidenden Aufmerksamkeit, aber wenn sie gleich schon längst gewisse Vermuthungen über ihn hatte, so konnte sie doch noch nicht recht einig werden über ihn.

Aber nun muß ich auch durchaus reden, sagte Ottomer, und solltest Du mir auch noch so oft Deine Finger zum Küssen geben, Therese: denn es wäre ja wahrlich höchst albern von mir, wenn ich zugeben wollte, daß man mir das als eine Gefälligkeit oder wohl noch als etwas mehr anrechnet; was mir unendliche Freude macht, und meinen ganzen Dank fordert. Zum Teufel, was will ich denn eigentlich? — War denn diese Reise nicht ganz mein Wunsch? — Kann ich mich denn wohl sonderlich nach meiner Vaterstadt zurücksehen, wo mir viel verständige Leute drei Schritte aus dem Wege giengen, weil sie mich für hinlänglich toll erklärten, wogegen sich wohl obendrein nicht viel wird einwenden lassen.

Auslachen, ärgern, mit Spott bewerfen hätten ihr mich sollen, als ich vorhin in meiner Unbeholfenheit lag, und in einer uninteressanten

sein Wehmuth hinschmolz wie — ein Talglicht.
Es giebt wahrhaftig solche Flegelangenblicke im
Leben, wo einem die Natur vorkommt, wie
ein Freudenmädchen, das nicht eben Freude
giebt, und der Frühling wie ein schlechter Vons
motist, der die Späße des vorigen Jahrs in dies
sem wiederbringt. War auch meine vorige
Stimmung, die Gottlob soglich vorbei ist, so
bald man davon reden kann, war sie auch nicht
ganz so schlimm als die, von der ich spreche,
genug, so war sie doch dumm und matt, und ...
Kurz ich bitte euch alle deshalb um Vergebung;
mich aber am meisten.

Seht nur, wie da der Mond durch die Wols
ken tritt, wie ein junger Dichter, der noch viel
zu stolz ist, um stolz zu seyn. Bei Gott! der
Anblick ist so herrlich in seiner Hülle, daß ich
mich recht ergärnen könnte über die bösen Mens
chen, die die einzelnen Stellen in ihm aus
landschaften mit Fernedhren, wenn man es
nicht schon so gewohnt wäre an einigen deuts
chen Kritiken. Es ist schlimm, guter Mond,
daß du so oft recht jämmerlich gelobt worden bist,
aber ich will dich dafür auch ewig recht ver

nünftig loben. Sentimental bist du gar nicht; damit hat man dir oft genug eine traurige Ehre erweisen wollen, aber du hast dich nicht einmal darüber erzürnt, denn du bist ewig ruhig und lieblich und klar. Ich liebe dich auch weit mehr als die Sonne, die höchstens nur beim Auf- und Niedergehen einigen Anspruch machen darf auf Schönheit. Des Mittags z. B. macht sie ganz heillose Präsenzen und erzählt wie ein gewöhnliches deutsches Trauerspiel, statt zu beruhigen. — Aber ich bitte euch, bitte mich, daß ich schweige, denn ohne das schweig ich so leicht nicht, so wie ich denn überhaupt einige Freude am Reden habe, wie selbst meine Feinde einräumen.

Zehntes Kapitel.

In einer der Gränzstädte von Frankreich erhielt Henrico einen Brief von seinem Oheim, dem Marquis de Arancos, worin er mit einem Ueberfluß von Worten ersucht wurde, die Nachforschungen nach dem verlornen Bruder doch ja nicht aufzugeben. Nicht um der Ehre der Menschen willen, nach denen er nie gefragt und die ihm fast zu gleichgültig wären, um sie selbst nur zu verachten, sondern um Henrico's selbst willen liege ihm viel daran, daß er bei einem Schritte, den der alte Graf vielleicht nur zu bald thun werde, nicht anders

erscheine als 'unfreiwillig verflochten in diese Angelegenheit.

Henrico legte den Brief mit Kopfschütteln weg, und indem Ottomar nach strengen Regeln des Styls die Sprache in diesem Briefe rügte, die bald prunkend und künstlich, bald nachlässig und schleppend war, sagte jener nur: „Vielher, du täuschst mich nicht!“

Ottomar fragte, wer dieser Oheim sei, und Henrico erwiderte: „Ein unseliger Mensch, der es sich bequem macht, die Menschen zu beherrschen, weil er sie verachtet, der mit der ganzen Welt Verstecken spielt und vielleicht auch, mit sich selbst, dessen Lebensklugheit mir unrechtmäßiger Weise oft als Lebensdummheit vorgekommen ist, da es mir doch als etwas weit Schlechteres hätte erscheinen sollen, ein Mensch, den ich schon als Knabe nicht leiden konnte, weil es mir immer nothwendig schien, als müsse er etwas Unangenehmes sagen, ein Mensch, der meinen Theodoro haßte, Gott weiß warum, und sich nicht einmal die Nähe gab, theilnehmend zu scheinen, als er verloren gieng, ein Mensch, der allein meinem Was

ter die Empfindung geben konnte, mit der er mich betrachtete.

Nun wahrhaftig, sagte Ottomar mit zufriednem Lächeln, wenn diese Kreatur mich in mehrer Fröblichkeit nicht wenigstens verachtet hält, so will ich selbst nichts mehr auf mich halten. Aber wie verhält es sich denn eigentlich mit diesem Verlorengehen des Bruders?

Es sind nun neun Jahre, daß sich jener unglückliche Zufall ereignete. Wir lebten auf einem Landhause, einige Meilen von Madrid, wo nur der Vater zurück blieb, den der Hof fesselte. Frohe Tage lebten wir Brüder dort, weideten uns in üppiger Kraft und lecker Selbstzufriedenheit an der Jugend, die wir wacker gegossen um uns ganz mit ihr zu befreunden, und sie ewig zu behalten. Da hörten wir von Räubern oder Zigeunern, die in der Gegend haufen sollten, aber wir fragten nicht danach, sondern streiften oft wild umher, als wollten wir sie auffodern, mit uns den Kampf zu wagen. Wir fürchteten Niemand, wenn wir beisammen waren. Eines Morgens — die Sonne war noch nicht aufgegangen — schlich sich Theobaldo

vom Bett. — Er glaubte, ich schlese, und betrachtete mich mit gutmüthigen Lächeln. — „Will doch dem guten Jungen eine Freude machen. Der alte Diego soll ihm den Jagdhund geben, und wenn er des Teufels ist. Alles haben soll der Kerl, was er nur verlangt, aber heraus mit dem Thier, oder ich reiße ihm das Haus ein, dem jähen Alten.“ Ich hatte ihm schon oft diesen kindischen Wunsch geduffert, an dem er wie an allem was mich betraf, viel zu warmen Antheil nahm, und noch am Abend vorher erzählte ich ihm, daß der alte Jäger sich noch immer weigere. — Ich lachte laut auf, als ich ihn jetzt so reden hörte. — „Du bekommst ihn nicht, auch wirst du den Alten schwerlich finden, er ist gewiß schon tief im Wald.“ — Ich kriege den Hund und finde den Alten, rief er; aber dumm ist's, daß du gehorcht hast. — Fort war er, und . . . niemals sah ich ihn wieder.

„Um eines so elenden Wunsches willen, fuhr Henrico nach einer Weile fort, um eine Grille zu bescheiden, wie sie bei Tausenden in dem ewig begehrenden Herzen des Menschen gebo-

ren werden, um ein Garnichts müßtest du das hin gehen, wo Niemand dich erspähen kann. O Theodoro, um meinetwillen müßtest du ein Haub feindseliger Menschen werden, um meinetwillen erduldest du, gewöhnt an alle Reize des bequemen, reichen Lebens, die ewig wies derkehrende Bedrängniß der Armuth, des Hungers, der Kälte und des Frosts. Wer weiß, welch eine kalte Fremde dich jetzt gefangen hält, wer weiß es, welch eine dürre freudenlose Gegend, welch eine ärmlich düstre Haid, die die Thränen eintrinkt, die dir die Sehnsucht nach der geliebten, seligen Heimath auspreßt. Einsam stehst du nun da unter dem Haufen fremder Menschen, die deine Träume stören, weil sie sie nicht kennen, die süßlos deine heisse Sehnsucht schmähen, und hin dich treiben zu der rohen Arbeit. O laßt es mich nicht denken, lieben Freunde! — Gern wollt ich ja die Hälfte meiner Tage — die Hälfte nur? . . . nein, alle alle geben, wenn ich den Theuren mir erretten könnte."

Ich gebe die Hoffnung keinesweges auf, sagte Ottomar. So treue Bruderliebe wird bei

lohnt, nur wünsch ich, daß der Himmel mir
den Gefallen thue, und es ein wenig wunders
seltsam fälle, damit es bei euerm ersten Zusams
mentreffen nicht so ganz gewöhnlich während
zugehe.

Fünftes Kapitel.

Ottomar unterdrückte den Zusatz, daß es dem Theodoro wohl nicht so gar schlimm gehen werde, daß er überhaupt bei dem kleinen Anstrich von Nothelt, den er an ihm, selbst nach Henrique's schonender Schilderung, zu bemerken glaubte, nicht jener tieferen, und zarteren Leidenschaft fähig seyn dürfte, die der Bruder für ihn aussprach. Als er noch mit diesem Gedanken beschäftigt war, wurde plötzlich der Wagen angehalten, und ein lauter Schreckensruf des Fuhrmanns verkündigte irgend ein Abenteuer. Ottomar erblickte einen Jüngling, der mit starkem Arm die Pferde anhielt, und den Kutscher hart angriff, der noch immer sich ihm widerset-

hen wollte. Das sonneverbrannte Gesicht, die blühenden Augen, die kräftigen Bewegungen des Fremden, besonders aber die sonderbare Tracht bezeichneten das wilde Leben, das er seit Langem schon geführt zu haben schien.

Henrico, Ottomar und Antonio sprangen aus dem Wagen, und der erstere näherte sich dem Abenteuerer, und sagte: Wer bist Du? was begehrst Du? Wie kannst Du, Einzelner, es wagen, Dich uns entgegen zu stellen?

„Ich nehm' es mit euch allen auf, sagte der Fremde mit rohem Lachen, mit noch mehrern, wenn es seyn muß, denn ich habe Hunger, und ihr wißt wohl schwerlich, was das sagen will. Ich habe lange genug die staubigen Wurzeln, und das halb reife Obst benagt. Ich mag nicht mehr, drum schnell, gebt her, oder ich nehme mir, was ihr habt.“

Dein Drohen schreckt mich nicht, sagte Henrico. Nicht einmal mit Waffen hast Du Dich versehen, und hier ist eine geladene Pistole, und scharfe Degen. Aber es sei fern, sie gegen Dich gebrauchen zu wollen, denn Du danc

erst mich wahrlich, armer Jüngling, und gern sei Dir gereicht, was Du begehrt.

Antonio wartete den Wink nicht ab, sondern brachte schnell aus dem reichversehenen Wagen einige nahrhafte Brodt, und Fleischspeisen herbei, und setzte sie dem Fremden vor, welcher mit einer besondern Hestigkeit darüber herfiel. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er seine Eßbegierde befriedigt hatte, dann aber schien es doch, als werde er ein wenig sanfter und freundlicher. Henrico reichte ihm ein Glas, gefüllt mit feurigem Alikantwein, jener betrachtete es anfangs wie etwas völlig Fremdartiges; dann aber leerte er es in einem Zuge, und mit sichtbarem Wohlgefallen aus. Man reichte ihm noch einmal den köstlichen Trank, und die Augen des Fremden wurden immer feuriger, seine Mienen immer lebendiger.

Es ist nichts Unangenehmes in seinem Gesicht, wenn er freundlich ist, sagte Ottomar, aber ich mag ihn doch lieber, wenn er roh und wild ausieht. Er fällt aus dem Charakter, wenn er es nicht ist.

„Nun, ich danke euch, ihr Leute, sagte der Fremde, aber habt ihr denn keine Weiber bei euch? Denen mücht ich denn doch wohl einmal die Hand küssen. Ja, ja, lacht wie ihr wollt, ich kann auch sterblich seyn, wie eine Weiße nachtpuppe, wenn ich ein hübsches Mädchen sehe, und sage ihnen gern etwas Schönes.“

Er näherte sich dem Wagen, und erblickte Theresen, die, da sie keine Gefahr mehr besürchtete, ganz ruhig sitzen geblieben war.

„Halt, halt! sagte der Fremde, da hättest du bald einen albernem Streich gemacht. Psui, schäm dich, Guelso, einem Mädchen soll man nicht mit einem Gesicht, schwarz wie der Satan, entgegen kommen. Wartet nur einen Augenblick, es ist hier eine Quelle in der Nähe, will mich waschen, und ihr sollt denn doch wohl eingestehen, daß die alte Trud recht hatte, wenn sie meinte, ich sähe aus, wie ein Junker. Bin ja auch einer!“

Er entfernte sich schnell, indem er von Neuem ein lautes Gelächter ausschlug, das besonders bei Antonio ein widerwärtiges Gefühl zu erregen schien.

„Du bist Schuld daran Ottomar, sagte Jeze Theresie, daß ich vorhin einen recht seltsamen Gedanken hatte. Weil Du nämlich so viel von Romanen sprichst, so bekomme ich auch solche romanhafte Grillen. Dacht ich nicht ordentlich, es sei der Bruder des Herrn Grafen, bloß weil eben von ihm die Rede war, und man doch von dergleichen Wiedererkenntnissen so oft gedruckt liest.“

Was redest Du Mädchen? sagte Henrico mit Heftigkeit. Und doch, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, auch mir fuhr ein solcher Gedanke durch die Seele, ein Gedanke, dem ich nicht Raum geben mochte. Dieser Gang, diese Stimme, — sie hat Aehnlichkeit — nur ist alles roher, widerwärtiger. O mein Gott, wenn es mein Bruder ist, warum kann ich mich nicht freuen, daß er es ist?

Ottomar sagte leise: „Es ist unmöglich, er darf es nicht seyn, ich kann ihn nicht leiden. Auch würde es gar keinen Effekt machen und obendrein viel Unwahrscheinliches haben, daß er kommt, eben da wir von ihm sprechen.“

Jetzt kam der fremde Jüngling zurück, und zeigte sich vortheilhafter als vorhin. Das Auge blickte heller und reiner, und das krause dunkelschwarze Haar fiel in besserer Ordnung auf die freie Brust.

„Hört einmal, ihr Leute, sagte er, ihr wißt wohl schwerlich, was für einen vornehmen Herrn ihr bewirthet habt. Nun was starrt ihr mich so an? Ihr mögt glauben, oder nicht, es ist doch wahr, ich bin ein Spanischer Graf. Ich gehe nach Madrid zurück, da sollen die Leute mich wieder anerkennen.“

Henrico starrte ihn in großer Bewegung an.

„Nun, was wollt ihr denn, sagte der Fremde, indem er sich furchtsam einige Schritte zurück zog. Ihr verschlinge mich ja mit den Augen.“

Ja, Du bist! Du bist! rief Henrico, — Theodoro, Dich suche ich, und muß Dich so wieder finden?

„Was Teufel! rief der Fremde, den die rasche, feurige Bewegung unseres Freundes erschreckte, seid ihrs noch nicht müde, mich zu verfolgen? Aber es soll euch nicht gelingen!“

In größter Eile rannte er über das Feld, und Henrico bemühte sich vergeblich, ihn wieder einzuholen. Bald schien es, als werde er ihn erhaschen; aber dann war er wieder so schnell davon gesprungen, daß es unmöglich war, ihn wieder zu ereilen, bis er zuletzt hinter einer Felsenschlucht verschwand, zu der Henrico den Eingang nicht zu finden vermochte. Mehr als eine Stunde war verflossen, als er mit trübem Ernst und schweigend zu der harrenden Gesellschaft zurückkehrte. Ottomar that mehrere Fragen, aber der Graf winkte ihm mit finstern Gesicht und bitterm Lächeln, wie man bisher noch nie an ihm gesehen hatte, zu schweigen.

Zwölftes Kapitel.

Der heilere Scherz, und die mannigfaltigen Gespräche, die bisher unsern Reisenden den langen Weg verkürzt hatten, waren mit dem heutigen Tag zu Ende. Hentze blieb düster, und in sich gekehrt, er redete wenig mehr; und antwortete nur mit einem träge lächelnden Blick, wenn Ottomar den seltsamen Vorfall, einen schlechten Spaß, ein widerwärtiges Vornom des Zufalls nannte. Oft hatte er Mühe es zurückzuhalten, daß an diesem Bruder denn doch nicht so gar viel verloren sei, aber er fürchtete jetzt mehr als sonst den besondern Ernst des Grafen, und er äußerte nur den Trost, daß der Fremde doch auch nach Madrid ziehen wolle.

le, wohin ja auch ihr Weg gehe, so daß sie sich dort unfehlbar treffen müßten.

„Schweig Ottomar, sagte Henrico, Du beruhigst mich nicht. Den Bruder, den ich seit neun Jahren suchte, ihn fand ich so, so — o, laßt mich nicht daran denken, wie ich ihn gesunden habe — und als ich ihn fand, floh er vor mir, wie vor einem heimlichen Verfolger. Das bedeutet etwas Böses.“

Ottomar schwieg, da er fürchtete, daß seine gewöhnliche Art zu antworten, hier nicht gefallen würde.“ Henrico war ihm fremder geworden; weil er fühlte, daß er ihn bisher nur wenig gekannt habe. Jetzt wurde er ihm völlig dunkel, und er dachte oft bei sich, es könne noch eine seltsame Geschichte werden.

Wenn dieser wunderliche Mensch, so sagte er einst zu Theresen, mit seiner Kraft und seiner Tiefe einmal lieben wird, und es geht nicht alles nach Wunsch, so erleben wir abenteuerliche Dinge. Mich dünkt, ich sehe sie schon die Hergeseßenerin, ja, und ich freue mich schon darauf, sie zu beschreiben, so viele Mühe sie mir auch machen wird. Eine hohe Stirn,

um die sich das schwarzgelockte Haar schlingt, ein Paar Junonische Augen u. s. w. Wie ges sagt, dann setzt es seltsame Begebenheiten bei denen es Nähe kosten wird, gelassen genug zu bleiben, um sie zu schildern.

Therese schwieg, und warf einen mitleidigen Blick auf Antonio, der nur stumm den Grafen zu trösten wagte, und seine Hand liebevoll an seinen Mund drückte.

Ottomar glaubte, daß die Nähe des vaterländischen Bodens dem Grafen seine sonst gewöhnliche Heiterkeit zurückgeben würde, aber er irrte sich. Als die Pyramiden hinter ihnen lagen, und die süße, warme Luft Spaniens sie umwehte, da umwölkte sich nur noch ernster Henrique's Blick. Er stieg aus dem Wagen, und sagte ernst zu sich selbst: „Ich kann mich nicht freuen, denn einsam, wie ich diesen geliebten Boden verließ, so betrete ich ihn wieder. O! wer die Geliebte nicht findet, nach der das Herz in süßer Trunkenheit sich hebt, der hat kein Vaterland, wer einzig nur die Qual verlorner Sehnsucht mit sich trägt, wer so zuletzt des Herzens Träume selber löshen muß,

weil sie verschwinden vor dem Blick der Sonne, der hat die Aussicht nur, in trauriger Stille zu verbleiben und den Kern des Lebens nimmer zu berühren. O! ihr geheimnißvollen Stimmen, die ich erst in meiner schnell entflohenen Kindheit einst vernahm, ihr wunderbaren Gesängen, die ihr damals meinem innern Auge erschienen, wollt auch ihr mich verlassen?

Er senkte sein Haupt, von manchem tieferen Gedanken angefaßt, nieder, und sagte nach einem langen Stillschweigen: „Freude erwartet mich nicht in meinem Vaterlande, aber Arbeit und Kampf, und diese sollen mir willkommen seyn, da sie doch wenigstens diese läthmonische Windstille aus meinem Leben entfernen.“

Mit diesem Gefühl betrat er seine Vaterstadt, die Ottomar mit lautem Jubel begrüßte, weil er nun das ruhige Leben wieder anzufangen hoffte, dessen Freuden ihm der mannigfaltige Wechsel der Lerneu auf der Reise nicht hatte ersipen können.

Dreizehntes Capitel.

Es war ein stiller freundlicher Abend im Oktober, als Henrique die wohlbekannten Straßen von Madrid wieder durchwanderte. Er eilte zu dem Hause seines Vaters, die treuen Diener grüßten ihn mit freudigem, ehrsüchtigen, sehr Willkommen. Aber der Vater war nicht unter denen, die ihn bewillkommen. Er hatte den Sommer auf einem Landgute, nicht weit von der Hauptstadt, zugebracht, und als er bei dem herannahenden Winter wieder zurückkehren wollte, war er durch Kränklichkeit daran verhindert worden. Mit trauerndem Herzen verließ Henrique das väterliche Haus, um

seinen Ohrim anzusuchen, aber auch diesen fand er nicht. Ein alter Kammerdiener sagte ihm, mit einem Gesichte, dem er Bedeutung zu geben wünschte, es wäre zu glauben, daß es ein gar angenehmer Gang seyn möchte, den der gnädige Herr des Abends gewöhnlich mache. Henrique wollte nicht weiter fragen, da ihm die fast langweilige Pfiffigkeit in den Gesichtszügen dieses Menschen zuwider war, und unmutig gieng er wieder ins Freie.

Die Lüfte wehten so milde und süß, der Himmel war so rein und klar, daß er sich nicht entschliefen konnte, schon jetzt zu seinen Reisegesellschaften zurückzukehren. Langsam wandelten er die Straßen auf und ab, wo er nur zum ersten einzelnen Jünglingen begegnete, die hier und da, nach den erhellten Fenstern und den mit duftenden Blumen prangenden Balkonen hinaussahen, ob sich das Mädchen noch nicht zeigen wolle, das sie liebten.

„Die Glücklichen! sagte Henrique für sich hin, auch wenn sie sich heute nicht zeigt, das Mädchen, das sie liebt, so umflattert sie sie doch in ihren Träumen und die neue Morgenröthe

hängt ja neue Hoffnungen. Was belügt so mir als denselben Tag, den ich schon so oft durchlebte!" —

Er hatte sich bei diesen Worten an einen Baum gelehnt, der an der Thüre eines der ausschmücktesten Häuser stand, und seine Zweige zu einem Balkon hinauf streckte. Eine Gaststube, die zu demselben führte, öffnete sich, und er hörte eine männliche Stimme, die ihm den Kopf schien, sagen: „Ihr seid heute sehr freundlich, Genssen, Ihr antwortet mir nicht einmal mehr, wenn ich euch mit den rührendsten Worten von meiner jährlichen Liebe versichere.“

Die Dame antwortete allerdings nicht, sondern ähndelte nur mit den Fingern einer Tänzerin, ungewiß, was für ein Lied sie darauf spielen sollte.

„Ihr seid kalt,“ fuhr die männliche Stimme fort, kalt wie dieser glatte Marmor, an dem ich mich lehne, Ihr wißt nur zu besagen, nicht zu beglücken!“

Wahle mir doch ein wenig euer Liebespein, sagte die Dame, und wenn ihr es recht mögt

rend mocht, so soll euch versichern seyn, daß
Ihr mir heutz und schon so oft süßig gewesen
seid.

Sie sprach so leise, daß Hercules nur einzeln
ni Worte vernahm, an denen er einen Wohl-
laut zu finden glaubte, wie er ihn noch nie ge-
hört hatte.

„Ihr laßt mich eine Rolle spielen, fuhr die
männliche Stimme fort, die so ganz entzückend
ist für mich, daß ich mich lassen muß, daß ich
diese glühende Liebe für euch nicht aufgeben
kann; aber ich vermag es nicht. — Ich weiß
es, euer Lobben will mich an meine vierzig
Jahre erinnern, aber ich scheue diese Erinne-
rung nicht. Ich fühle mich wie einen Jüng-
ling durch meine Liebe, ich fühle, daß ich alles
wagen könnte um euren Besitz.“

Ihr erschauet euch, Senner, antwortete die
Dame ohne darum sonderlich gut zu reden. Die
Liebe der meisten Männer ist mir nun ohnehin
so ziemlich zuwider, und eure scheint mir gar
nicht die rechte zu seyn. Ihr habt immer noch
Prätensionen, ob Ihr es gleich nicht gehabt ha-
ben wollt, Ihr seid noch lange nicht resignirt

genug. Die wahre Liebe muß durch und durch demüthig seyn, und doch bin ich noch ungewiß, ob mir selbst eine solche begehren könnte. — Als ich neulich einmal in der Dämmerung allein auf dem Esplanade saß, und eine Art von Langeweile hatte, dachte ich mir dergleichen, und es gefiel mir ganz leidlich. Eine wunderschöne Prinzessin wird von einem jungen Ritter geliebt, aber sie erwidert diese Passion nicht. Er seufzt ungemein, sie lockt ihn aus, er weint, sie tanzt an ihm vorbei, er küßt den Schnee unter ihrem Fenster, sie trinkt Cacao von Ananas, er singt jüdische Lieder unter ihrem Balkon, sie hält indeß ein rührendes Entzücken mit ihrem Vologneserhündchen. Endlich gefällt es ihr nicht mehr an dem Orte, wo sie bisher getanzt und gesungen hat, der Wagen wird aufgespannt, und sie fährt im Triumph mit ihrem Kammerfräulein davon. Das hat der arme Junge gekostet, und, von Kopf bis zu Fuß gangeln schwarze Seide gekleidet, tritt er ihr in den Weg. Er ist ganz blaß und bleich und der Wald von schwarzen Federn auf dem Hute maskirt den Schatten auf dem haßhässlichen Ges,

sieht. Ach, Senner, nun wirst er sich vor
dem Bogen auf die Knie und singt.

Du stichst Hienweg ich bin nicht.

Du hast mich nie gekannt.

Woh! woh! wo ist dein Vaterland?

Woh! kann dir nicht sagen.

Er singt recht artig und rührend, aber die
Dame mag ihn nun einmal nicht, und um ihn
nur los zu werden, sagt sie, daß schon ein aus-
beßer Geschicht Schrift war, welches oben, aus-
ter uns gesagt, nicht wahr ist. Die Antwort
also lautet so:

„Woh! woh! von hier ist mein Vaterland

Der Fische wartet mein;

Dich, Fremdling, hab ich nie gekannt.

Kann dir die keine sagen.“

Sich: steht er dich denn so innig und warm

Hast er nur einmal für dich?

Hast er dich schon dich einigem mal um?

„Hast er die Quoten nicht dich?“

„Vieldecker Dürstling, was schwebst du noch
 Von der Schließenden Schmerz?
 Wemachst du? Ich so Eitersames noch: —
 Ist in die Höhe war Schmerz.“

„Nur mir nicht von dem heißen Gesicht,
 Nicht von der Lieben Qual.
 Gießer, du kennst nicht das feste Egit,
 Wemachst du? Ich so Eitersames noch: —
 Ist in die Höhe war Schmerz.“

„Nur mir nicht von dem heißen Gesicht,
 Nicht von der Lieben Qual.
 Gießer, du kennst nicht das feste Egit,
 Wemachst du? Ich so Eitersames noch: —
 Ist in die Höhe war Schmerz.“

Nachdem die Donna also bittere Worte geredet hat, sieht sie triumphirend davon, und der arme junge Mensch, der mich nun ordentlich selbst bemerkt, wirft sich trostlos auf die Erde und sagt:

„Nur mir nicht von dem heißen Gesicht,
 Nicht von der Lieben Qual.
 Gießer, du kennst nicht das feste Egit,
 Wemachst du? Ich so Eitersames noch: —
 Ist in die Höhe war Schmerz.“

Woh! sie entsetzt, wenn dich ich erfin,

Von der Geistesart verbannt!

Wo, ach wo ist mein Vaterland?

Kann auf der Erde nicht fern?

Die Laute tönte noch einige Male leise nach, gleichsam als wollte sie die letzte schmerzliche Frage des Gedichts, der keine Antwort wurde, wiederholen; und die Dame sagte jetzt: Ja, Ecnnor, wenn ein solcher Jüngling käme, der so zu lieben verstände, da könnte ich nun wohl nichts verschweigen. Ihr aber — vergeßet meine Offenheit, oder vergeßet sie auch nicht, wie ihr wollt, Ihr werdet mir wohl nimmers mehr gefährlich werden.

Der Ritter stampfte mit dem Fusse, stürmte verdrüsslich die Treppen hinab, und eilte, ohne Henrico zu bemerken, an ihm vorbei auf die dunkeln Straßen.

Auch der Graf hatte ihn nicht angesehen. Er fühlte nur Mitleid mit dem Schicksale eines Mannes, welcher liebte, wo er nicht geliebt wurde, ja er sah in einer solchen Lage den bittersten Spott des Zufalls, der uns nicht eins

mal erlauben will, mit Anstand unglücklich zu seyn, weil er unser Inneres nur mit widerwärtigen Unmuth und stillem Ingrimm erfüllt. Ein bitteres Gefühl erhob sich in seiner Brust gegen die Unbekannte, die die Liebe kannte, ohne ihre Macht zu empfinden, die ihre Leiden so rührend zu schildern wußte, und sie doch hinterher nur verhöhnte. Er empfand, je länger er darüber nachdachte, desto größer Haß gegen die Dame, er wünschte sie niemals zu sehen, und bedauerte nur, daß ihr Gesang so rührend und zart gewesen sei, ja, er begriff es nicht, wie aus einer so kalten, empfindungslosen Brust die Hüße des reinsten Wohlwollens habe strömen können.

Liebe; und keine Gegenliebe! sagte er endlich still zu sich selbst, das ist der höchste Witz: laut, der sich jemals in die Natur verliren kann.

Vierzehntes Kapitel.

„Liebe und keine Gegentliebe“ klang eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um, und sah Antonio, der in einem Mantel gehüllt, mit gesenktem Kopfe neben ihm gieng. Er erzählte, es sei ihm in dem Zimmer zu eng geworden, da habe er sich noch ein wenig hinaus ins Freie machen wollen, und so sei er dem Grafen begegnet. Henrique fragte ihn, was er denn mit dem Ausruf habe sagen wollen, und Antonio sagte, es sei ihm der Gedanke unwillkürlich in den Sinn gekommen, und er habe die Worte wiederholt, die der Graf vor ihm ausgesprochen.

Als er bei diesen Worten das Gesicht zu ihm emporhob, bemerkte Henrique bei dem hellen Mondschein, daß er geweint habe, und indem er leise die Hand auf seine Augen legte, fragte er ihn: Woher diese Thränen?

„Ich bitte euch sehr, Sennor, sagte Antonio mit rührender Stimme, kümmert euch nicht um das Weinen eines Kindes, mit dem es ja eben so wenig auf sich hat, als mit seinem Lachen.“

Du sprichst die Unwahrheit, sagte Henrique, diese Thränen sind mehr als die Thränen eines Kindes, um die es selbst nicht weiß. Schon oft bemerkte ich an Dir eine seltsame Stimmung, und der schnelle Wechsel von Fröhlichkeit und Trauer, der rasche Uebergang von Lächeln zu Thränen, ließ mich Manches für Dich fürchten. Sag mir, — Du darfst mir ja vertrauen — sag mir, was Dich drückt, nenne es offen, was Dir fehlt.

„Was mir fehlt? sagte Antonio mit steigender Stimme, o, wessen Auge fällt sich nicht mit Thränen, wenn diese Frage an ihn geschieht? Was mir fehlt? — Ja, da erheben sich wohl

alle die abgeschiedenen Hoffnungen; die verlorenen Wünsche und Träume, von Neuem, wie Gespenster, empor aus ihren Gräbern, und klagten laut, daß sie verwehen und verhallen müssen in der dunkeln Tiefe; ja, da findet die Trauer Thne, nach denen sie lange vergeblich rang, und die gedrückte Brust wagt es zu reden, da sie doch ewig schweigen sollte.

Henrico, der den Knaben noch nie so heftig und so rührend hatte reden hören, stand stauend da, und legte besorgt seinen Arm um seine Schultern. Da war es ihm, als läge etwas Mädchenhaftes in diesem glühenden Auge, auf dieser reinen glänzenden Seite, und er drückte einen Kuß auf die Lippen, die so rührend geredet hatten. Dann aber lächelte er über den sonderbaren Gedanken, der ihn angewandelt, und er bemerkte es nicht, wie der Knabe zitterte in seiner Umarmung.

Du bist zu sehr in Wallung, lieber Knabe, sagte Henrico nach einer Pause, als daß Du jetzt mit Ruhe mir erzählen könntest, woher diese Stimmung komme, die ich schon oft, doch nie so seltsam an Dir bemerkt habe.

Antonio schwieg; und um die Pause zu unterbrechen, erzählte endlich Heinrich, welche eine sonderbare Unterredung er vorhin mit angehört habe, und wie sehr er den Mann besklage, der diese Sängertinn liebe, die ein so bitteres Gefühl in ihm erregt habe, daß er sich nicht leicht von diesem Eindrucke werde befreien können. „Liebe ohne Gegenliebe, so schloß er von Mlein, — etwas Härteres kann keine Phantasie erschwingen, kein Herz fassen.“

„Und doch — so fuhr er nach einigem Stillschweigen fort — und doch kann ich mich nicht überreden, daß dieses Mädchen nicht sollte lieben können. Welch ein Zauber, Welch eine Gewalt, Welch eine unbegreiflich zauberische Gewalt lag nicht in ihrer Stimme. Ich spühlte von Neuem die ewige Edellichkeit der Musik, die wie der gestirnte Himmel nur zur Nachtzeit zu uns reden, da die übrigen Künste nur Tagesgöttinnen sind. Ihr Gesang sagte mir das. — Wie? sah ich nicht wirklich die ganze Scene, die sie besang? Sah ich nicht wirklich den unglücklichen Knaben, wie er so rührend steht, sah ich nicht wirklich sie, die so

hart bleibt bei seinem Flehen? Hört ich nicht den Wagen dahin rollen, der sie auf ewig ihm entführt? Sah ich nicht den Unglückseligen sich dann verhüllen, damit des Tages heller Schein sein dunkles Auge nicht verlehe — sah ich ihn nicht stürzen zur Erde, wo nun nichts mehr blühet und Frucht trägt, das Netz für ihn hat, die keine Heimath hat für den Einsamen; den ewig Einsamen, der nun nichts mehr will, und nichts mehr nicht will, dessen ganzes Leben nun eine stille, gelassene, feststehende Verzweiflung bezeichnet. O nicht auf diesem Rasen, Unglücklicher, unter ihm mußt du ruhen, unter ihm, tief unter ihm, wo die jüßigen Erdame wohnen, die kein rauher Nord mehr stört, wo sich die Flammen neu und klar entzünden, die in des Lebens feuchter Kälte auslöschten!“

Er fühlte, daß er von leidenschaftlicher Hesi-
gkeit hingerissen werde, aber er widerstand
der Wollung nicht. „Und sie konnte, setzte er
hinz, sie konnte sich das denken, sie mußte das
ganze Gemälde so vor Augen haben, als es
mir vor Augen schwebt, klarer noch, denn sie
schuf es ja — und doch blieb dieser Troß in ihr

rem Gefühl, nicht bloß gegen den Einen. Mir sagte es mein Herz, daß sie das ganze Menschengeschlecht nicht lieben kann. O wie hoffe ich sie, wie sehr wünsche ich, ihr nimmer zu begegnen."

Antonio schüttelte und antwortete nicht. Da trat eine besorgte Frau zu ihnen, und bat um ein Almosen.

Henrico erhellte eine große Gefalt mit einem langen weißen Besäße, aus dem die irre funkelnden Augen hervorleuchteten. Ein abgetragener Mantel umwickelte sie bis an das spitze Kinn. Der Graf fragte mit Gütmüthigkeit wer sie sei, aber er erstaunte sehr, als sie ihm erwiderte daß sie ihm darauf keine bestimmte Antwort geben könne. — „So viel ist indeß gewiß, fuhr sie fort, daß ich mit dem ohnlangst ausgestorbenen Hause des Königs Priamus von Troja genau verwandt bin. Vom Paris will ich nicht reden, weil ich nicht eben sonderlich gut auf ihn zu sprechen bin; mit dem Hektor steht es schlimm, er ist letzten Freitag Nachmittag von dem Prinzen Achilles um die Stadt geschleift worden, aber die heilige Jungfrau läßt der;

gleichen nicht ungestraft hingehen. Es ist noch nicht aller Tage Abend, glaubt mir nur das Eine. Auch wird der Dichter, der die Romanze vom blutigen Strom gemacht hat, die Sache nicht so hingehen lassen, darum geht mir ein Paar Acalen, und laßt mich dann einer Gesicht sehen, das jetzt von euerm Gute gar zu sehr beschattet wird."

Henrico trat einen Schritt zurück, erstaunt über die sonderbare Mannigfaltigkeit des Unsinns, den sie in ihre kurze Rede zusammengesaßt hatte. Ein Vorübergehender der ihn mit dem sonderbaren Wesen reden hörte, warnte er ihn, sich nicht mit ihr einzulassen, und schalt auf die Nachlässigkeit der Polizei, die solche verdächtige Personen noch frei herumgehen lasse; aber ein strenger, drohender Blick der Frau machte, daß er eilends davon gieng. Henrico hatte sie indessen genauer ins Auge gefaßt, und je mehr er sie ansah, je unheimlicher ward ihm in der Nähe dieses steinernen Bildes. Antonio hatte sich furchtsam an ihn geklammert, und bat ihn, sich zu entfernen. Er reichte ihr also ein Goldstück und wollte gehen, aber sie

hielt ihn fest, und sagte, sie müsse ihm auch seine Wohlthat vergelten, und das könne sie, denn die Zukunft liege offen vor ihr, und sie hoffe ihm etwas Gutes prophezeihen zu können.

Wenn sich die Zukunft deinem Blick enthülle, sagte Henrico, wie magst Du dann so häßlos arm erscheinen?

„Kennst Du Kassandren, antwortete sie seltens lich, kennst Du den Sohn des Oileus? kennst Du die Zeit, die häßliche, in der wir leben, die angestorne, schmutzig rohe Zeit?“ —

Jetzt fiel der Mondschein klar in sein Gesicht. Sie betrachtete es lange und starr, und in ihrem Auge war ein brennendes Feuer.

„Wehe Dir! rief sie endlich aus, Du Sohn des Unglücks, des heißen Schmerzes und der kalten Qual, Du ewig sehnend nie Befriedigter, Du ewig liebend nicht Geliebter, wo Du geliebt zu werden hoffen magst. Mit heißem Herzen gehst Du über eine frosterstarrte Wüste, und findest nie den goldenen Apfel, nie die hängenden Gärten, die dunkeln Haine, tief und still, wo die Liebe wohnt. Nir wird

angst bei Dir, unheimliches Wesen, und doch weigert sich mein Fuß, mich von Dir wegzutragen. Noch mehr soll ich verkünden, . . . nein ich mag, ich will es nicht. Wie? Du stehst noch so gelassen und kalt und vornehm ruhig da, und schon schweben Geister um Dich, wunderbare Geister, die Dich umfassen, eng und immer enger wie die Schlangen den Laokoön. Auch das kleine Wesen dort, das sich so furchtsam an Dich schließt, es dauert mich im Innersten der Seele. O ihr seid Beide wunderbar verbunden und getrennt. Ich habe nichts mit euch zu schaffen. Ich nehme nichts von euch."

Sie warf das Goldstück dem Grafen vor die Füße und floh schnell hinweg.

Henrico hatte die Hand an die Stirn gelegt, und stand eine geraume Zeit still und nachdenkend. Endlich sagte er: Warum kann ich nicht lachen über den lächerlichen Wahnsinn? Warum bilde ich mir ein, es könne wohl gar ein Sinn dahinter verborgen liegen? Ist es doch, als wolle der heutige Tag mein Herz verwirren. Wir thun am besten, lieber Knabe, nicht

weiter darüber nachzudenken; aber ich wünschte doch, daß wir unsern Ottomar zur Stelle hätten, damit er einen Spaß darüber machen könnte, der mir jetzt nicht gelingen will. — Du glittest armer Antonio?

Fünfzehntes Kapitel.

Henrico hatte die Nacht meistens ohne Schlaf zugebracht, und wenn ja einmal der Schlummer auf sein Auge niedersank, so war er doch von lebhaften Träumen umflattert, in denen die mannigfaltigen Bilder des verfloffenen Tages von Neuem zu ihm hintraten. Es war ihm, als höre er auch jetzt noch die liebliche Stimme der lieblosen Sängerin, und es dünkte ihm, einmal sogar, als höre er sie mit einem zauberischen Lächeln zu ihm sagen: „Nimm Dich in Acht, Henrico; diese Stimme wird ewig um Deine Seele schweben, sie wird Dich zu mir hingleichen, Du hast dann keinen Willen mehr, Du wirst mich lieben müssen, und ich werde

Dich nicht lieben.“ Er mußte selbst lächeln über diese Phantasie, als er am frühen Morgen erwachte, und sich diese Worte des Träumers wiederholte. Er kleidete sich schnell an, und eilte ins Freie, damit die frischen Herbstlüfte diese Gedanken verwehen möchten.

Nach einigen Stunden erschien der Marquis de Arancos, Henricos Obelm, und fragte nach seinem Vessen. Ottomar sah ein finsternes, kaltes, strenges Gesicht, und er antwortete nur langsam, daß er ausgegangen sei, um desto mehr Ruhe zu haben, seinen Mann zu betrachten. Als sich jener stillschweigend, und ohne unsern Ottomar eines Blickes zu würdigen entfernt hatte, erzählte er seiner Theresen, es sei ein Mensch dagewesen, den er gewiß entsetzlich hassen würde, wenn er nicht fürchtete, daß man ihn der Uebertretung beschuldigen würde; er wage indeß zu behaupten, daß, wehn der Charakter dieses Mannes auch nicht gerade schwarz zu nennen sei, eine gewisse Schwärzlichkeit doch allerdings zu bemerken stehe. Theresen versbot ihm, weiter zu reden, weil Antonio noch schlummere. Sie sei besorgt für den guten,

lieben, häßlichen Kleinen, denn sein Gesicht glühte fieberhaft, sie habe ihn zu Nacht seuffzen hören, und das Kopfkissen sei noch feucht von Thränen.

„Er sowohl, sagte Ottomar, als Henrico, sahen gestern Abend aus, als hätten sie Geli ster gesehen. Mit dem Kleinen ist es überhaupt nie ganz richtig gewesen, es steckt etwas dahinter, weshalb . . . ich nichts danach frage, wenn Du ihn den lieben, häßlichen Kleinen nennst.“

Therese fragte ihn, was er damit sagen wollte, aber es war nichts weiter aus ihm heraus zu bringen. Indessen beruhigte sich seine Freundin wegen des pflüssigen Lächelns, das er jetzt hatte, und welches gewöhnlich bei ihm nur so viel bedeutete, daß er nichts wisse, oder doch nur etwas Unbestimmtes vermuthet.

Henrico schwieg den ganzen Tag, es war ein Zug in seinem Gesicht, den Ottomar noch niemals darin bemerkt zu haben meinte. Vorn hätte er ein Gespräch mit ihm angefangen, und er begann auch schon einige Male, um nur eines einzuleiten, mit der Frage, ob er

nicht zu seinem Vater oder Oheim fahren wollte, aber er erhielt keine Antwort. Endlich gegen Abend unterbrach der Graf das Stillschweigen. Er legte die Hand auf Ottomars Kopf, und sagte: „Warum, Ottomar, warum wollen diese Töne nicht aus meinem Gedächtnisse weichen? Welch ein geistiger Zauber liegt in der Musik? Darfst du es wagen, irgend eine andere Kunst ihr zu vergleichen?“

Ottomar legte schnell die Feder aus der Hand, mit der er so eben einige gereimte Zeilen auf das Papier geworfen hatte, und erschrak fast über diese so plötzliche Fragen. Indessen faßte er sich leicht, und recidirte sehr geläufig die Paragraphen aus seinen ästhetischen Manuscripten, welche von der Musik handelten, wobei er sehr klar und faßlich über die Musik sprach, von der man nur ohne Musik zu reden brauche, um ihre Plöthen zu zeigen.

Er mochte wohl eine Viertelstunde geredet haben, als der Graf, mit seltener Offenheit, ihn unterbrach und gestand, daß er nicht zugehört habe. Mit stillem Verdrusse wandte sich Ottomar zu seinen Papieren und schrieb einige

Bemerkungen über die Sonderbarkeit des Spanischen Nationalcharakters nieder.

Mehrere Tage verstrichen und immer war Hentley, wie durch einen Zauber getrieben, jeden Abend an dem Fenster der Unbekannten, aber die Vorhänge waren dicht vor die Fenster gezogen. Er hörte die Stimme nicht mehr, die er, zu seiner eigenen Verwunderung, nicht aus dem Gedächtnisse verlieren konnte, alles war still und todt. — Mit einem mitleidigen Lächeln über sich selbst, daß er die aussuche, welche er doch hasse, und fühlte einer bitteren Empfindung im Herzen, lehrte er dann schweigend und in sich gelehrt nach Hause zurück.

Die Sehnsucht nach Liebe, die schon so lange in der Brust unseres Freundes gewohnt hatte, wurde täglich lebendiger und tiefer in ihm, und täglich beschlich ihn jetzt der finstere Gedanke, ihm werde nie begegnen, was dies Streben stille, und das heiße Sehnen beschwichtige, ewig umsonst werde in ihm brennen die große Flamme, und zuletzt nur matt verglähnen in sich selbst. Ein stiller Gram, dem seine kräftige Jugend nur vergebens wehrte, ergriff sein

Inneres, und es kamen wohl gar zuweilen jene unglückseligen Momente über ihn, wo wir uns selbst und unser Leben nicht begreifen. Einsam saß er dann wohl im verschlossenen Zimmer, und seine Phantasie führte ihm manche sonderbare Bilder vor die Augen, die oft leuchtend und grell genug aus der ihn umgebenden Dämmerung hervortraten, Bilder, die dem Glücklichen nicht angehören, um den noch ein heiteres Leben traulich spielt. Da öffnete sein Oheim das Zimmer, und Henrico sah ihn an: Was wollt ihr? Ich lieb Euch nicht.

„Dem sei, wie ihm wolle,“ antwortete der Marquis, indem er nicht ohne Erstaunen einige Schritte zurück trat. „Ich suchte euch auf, Nefse, weil ich es in der That sehr gut mit euch meine. Ihr lebt hier wie ein Nachtgespenst, vielleicht auch mit Nachtgespenstern; und wenn man euch nicht aussucht, so darf man nicht hoffen, euch zu sehen.“

Was wollt ihr?

„Ich wünsche, Ihr ließt vor allen Dingen Licht besorgen. Ich bin ein guter altkatholischer“

scher Geist; und liebe nicht die Dämmerung, in der oft allerley Böses sich herumtreibt.“

„Mir ist so besser, sagte der Graf, ich will, es soll so bleiben. Macht's kurz, was führt euch zu mir?“

„Ich schreibe euch schon so etwas davon. Dreun Jahre sind es nun, daß euer Bruder, (der Himmel weiß am besten, wie es zugegangen,) uns ist geraubt worden; und noch ist keine Hoffnung da, daß er jemals wiederkehren werde; ja, alles muß uns nothwendig stimmen, zu glauben, daß er auf immer für uns verloren sei.“

„Dem ist nicht also, sagte Henrich, und erzählte in schneller Hitze das Abenteuer, das er auf seiner Reise gehabt hatte. Er ist hier, setzte er hinzu, und gewiß es wird mir gelingen, den geliebten Bruder aufzufinden, den nun bald keine so seltsame Furcht von meinem Herzen mehr zurück treiben soll.“

Der Marquis war blaß geworden. Das verändert allerdings die Sache, sagte er nach einigem Stillschweigen, oder vielmehr es wäre sie verändern, wenn dieses ganze romanti-

sche Wesen mehr als Täuschung wäre. In jenem Falle wird es uns gar bald gelingen, die Wahrheit auszufinden.

„Gewiß, es wird gelingen. Doch wenn der Bruder nun verloren wäre — glaubt mir, er ist es nicht — wenns also wäre, was dann wißt ihr?“

Dann, ja dann — wird euer Vater bald die Regierung seiner Grafschaft niederlegen.

„Bleib er? . . . und —“

Und — je nun ihr kennt ihn ja, und wißt, daß er euch niemals sonderlich geliebt hat.

„Wohl weiß ich das, sagte Henrico mit wehmüthiger Bitterkeit; doch wollte er sie dem Manne nicht verrathen, gegen den er niemals ein Gefühl des Wohlwollens gehabt hatte, und er fuhr deshalb rasch fort: Und also — wozu ist mein Vater entschlossen?“

„Mir die Herrschaft anzuvertrauen, nicht euch, den er untauglich hält, das Wohl so vieler Unterthanen zu bereiten. Verzeiht mir, denn ich bin es nicht, der diese harten Worte spricht, es ist euer Vater, der sie redet. Doch weiß ich, daß ihr sie lieber aus meinem Munde

Er hört, als laus' seinett. Unvorbereitet wider den sie euch schmerzen; mehr als die Resignation auf eine Grafschaft, deren Verlust euch wenig trübe Augenblicke machen wird, — dard in vertrau ich euch, und kenn ich euch.

„Meint ihr? Da ständ ich euch ja wohl hör' her, als ihr euch selbst stehet. Mein Vater liebt mich nicht, haßt mich vielleicht, das ist der Punkt, der schwarze Punkt. Ich wußt' es ja, warum erschrak ich denn? Und wenn ich diesen Schmerz verschmerzen muß, warum nicht auch den andern? Euch also, soll das schöne Land zu Theil werden? es ist kein falscher Glitterstaat, den man euch zuwirft, doch mir, mir ist er falsch, mir würde er Befriedigung nicht geben; nicht Glück, nicht Ruhe. Hm, ich glaube nicht, daß ich euch viel zumiderstreben der Mühe werth finden werde. Das kann ich ja vielleicht noch machen, ich sage: Vielleicht, nicht mehr.“

Der Marquis wollte ihn umarmen, aber Henrico beugte sich kalt und streng zurück. — „Wir wollen uns nicht falsche Münze geben, laßt das.“

Es sei, sagte der Marquis, daß ihr mich kennt, möglich, daß ihr mit mir in dem nämlichen Falle seid. Aber ich kann euch doch den Wunsch, den ich in euren Augen lese, den Wunsch, daß ich euch verlassen möge, nicht so gleich gewähren.

„Was bleibt es noch hier unter uns abzumachen?“

Eine kleine Geschichte zu erzählen, wenigstens den Schluß. Ich werde mich vermählen, Nefse, mit einem Mädchen, schön wie . . . , verdammt seien doch die Dichter, die alle honeste Vergleiche schon im Voraus weggenommen haben. — Es ist eine starkköpfige Spröde voll Bizarrierie und Launen, die mich lange genug hat schwächen lassen, und auch jetzt noch schwächen läßt; aber ich hoffe, daß meine Liebe, meine Würden und mein Reichthum am Ende doch noch siegen werden über ihren Stolz und ihre Armuth. Dem Himmel sei Dank, daß sie von dieser Seite noch zu ergreifen ist. Sie liebt den Glanz, die Fülle, das Bequeme, und lacht der weichen Gefühlsengbrüstigkeit, die das Äußere zu verachten

meint. So hoff ich noch sie zu gewinnen, was ich neulich noch nicht zu hoffen wagen dürfte. Ja, damals trieb sie mich oft durch wichtige Pöffen, und frivole Kälte fast aufs Aeußerste, besonders neulich einmal, Abends, als ich mit ihr auf den Balkon stand, und sie ein Lied mir vorsang, in welchem sie meine Liebespein schilderte und verlachte. Es brachte mich auch so sehr auf, daß ich mich rasch davon machte.

Der Graf faßte seine beiden Hände: „Oheint, rief er aus, Oheim, hab ich euch recht verstanden? Ihr liebt dieses Mädchen? Ihr wollt euch mit diesem fühllosen Geschöpf vermählen, das jede Spur von Weiblichkeit in sich vertilgt hat? O dann, und wenn ihr wirklich Liebe für sie empfindet, wenn ihr überhaupt dieses Gefühl fähig seid, — so beklag ich euch, so seid ihr ein unglückseliger Mann, den ich nicht mehr hassen darf, weil ich ihn bedauern muß.“

Was redet ihr? Kennt ihr sie denn?

„Ich sah sie niemals.“

Niemals? und doch redet ihr so bestimmt von ihr? was sprach ich denn, das euch verlei-

ten könnte, so zu reden? Welch sonderbares Feuer hat euch ergriffen! Ihr saht vorhin so bleich aus, jetzt glühen eure Wangen, und eure Augen funkeln! — Mich nennt ihr unglücklich, mich wollt ihr bedauern? — Seht sie nur erst! O dieses Mädchens Augen und Gestalt; sie richteten schon manches Unheil an. Man erzählt sich wunderbare Dinge davon. Ein junger schöner Mönch im Esturial erblickte sie einst, und sank in huldigender Bewunderung zu ihren Füßen nieder, sie lachte ihn aus, man ergriff den armen Schelm, der seines Gelübdes so rein vergessen hatte, und er lebt jetzt in stillem Wahnsinn, und über seine Zunge kommt kein Wort, als nur ihr Name. Ich könnte euch noch eine Menge solcher Geschichten erzählen, aber es sei genug an dieser einen. Ihr sollt sie selbst sehen, fuhr er lächelnd fort, mit euch hat man ja nichts zu wagen, ihr haßt die Weiber determinirt genug, und auch die Weiber haßen euch.

Der Graf schüttelte mitleidig lächelnd den Kopf, daß dieser Mann so wenig die Gefühle

seines Herzens begreife, und ihn der elendesten
Empfindung des Weiberhasses, beschuldigte,
während er fühlte, daß sein ganzes bisheriges
Leben im fruchtlosen Streben nach Liebe verlos-
ren gegangen sei.

Sechszehntes Kapitel.

Ottomar, der das ganze Gespräch mit angehört hatte, da ihn nur eine dünne Bretterwand von dem Zimmer trennte, in welchem es gehalten wurde, schlug jetzt zu wiederholten Malen die Hände zusammen, indem er sich leise klagte, was er aus Respekt nicht laut zu thun wagte, daß der Graf eine arge Unbesonnenheit begangen, indem er so rasch auf den Verzicht einer Grafschaft Verzicht gethan habe, als betreffe es den Verzicht einer Muschelschale. Man sehe es nun deutlich, daß seine Kraft verlauche wie der Geist einer Champagnerflasche, daß er es kaum mehr der Mühe werth halte zu leben, da er die Mittel nicht achte, auf eine glänzende

Beise leben zu können, es sei vorbei mit ihm, wenn nicht bald etwas Großes geschehe, das ihn aufrüttelte aus seinen wunderlichen Träumereien. Und in der That hatte der Graf nur in einem Augenblicke der Ermattung in den Wunsch des Oheims eingewilligt, in einem Augenblicke, der auch über kräftige Jünglinge kommen kann, wenn sie es zu ahnden glauben, daß ihr höchster Wunsch doch ewig unerfüllt bleiben werde. Rasch geben sie dann Manches hin, was sonst das Leben schmücken und dem Schönen selbst noch neuen Reiz verleihen kann, mit süßler trüber Lust geben sie es hin, nur um den Schmerz noch zu vertiefen.

Bergeblich hatte bisher Henrique seinen Vater um eine Unterredung bitten lassen. Der alte Graf verweigerte sie ihm, bis zu seiner Wiederherstellung, da er jetzt sich jeder Gemüthsbewegung entziehen müsse. Er fühle es, daß er es jetzt nicht ertragen könne, durch die genauere Erzählung von seiner fruchtlosen Reise, die Hoffnung sich auf immer rauben zu lassen, seinen geliebtesten Sohn Theodoro nimmer wieder sehen zu dürfen. Gern hätte Henrique

ihn schon jetzt mit der Nachricht erfreuet, daß diese Hoffnung neuen Grund wieder fassen dürfte, aber er wollte es versparen auf seine erste Zusammenkunft mit ihm, um nur ein Lächeln der Liebe ihm zu entlocken, das er so lange hatte entbehren müssen. Aber jene Hoffnung verminderte sich täglich mehr, da alle Nachforschungen, die er anstellen ließ, um Theoboro in Madrid selbst oder in den nahe liegenden Gegenden wieder aufzufinden, vergeblich waren. Und als nun endlich sein Wunsch gewährt wurde, und sein Vater ihn vor sich ließ, als er sich mit Innigkeit und Wahrheit dem väterlichen Herzen nähern wollte, wie fremd war alles hier in jener Brust, wie mißverstanden wurde jedes seiner Gefühle, wie ward hier jede höhere Regung, von Kälte und Mißtrauen zurück geworfen! Aber er überwand sein Gefühl und erzählte jenes Abenteurer, das ihm auf der Reise begegnet sei, und wie er hoffe, noch einst seinen Bruder wieder zu finden. Da sah ihn der alte Graf mit einem düstern, schneidenden Blicke und sagte: „Du willst mich täuschen, mit Märchen mich von meinem Man-

entfernen, den die der Marquis mittheilt haben wird. Wisse denn also auch aus meinem Munde, daß ihm meine Herrschaft theils theilt habe, da Theodoro für mich verliert ist; wisse, daß ich dirje Kleinlichen, nicht einmal verständig berechneten Name, mit dem Du mich abhalten willst, durchschaue, und . . . überhebe mich es zu sagen, was für ein Gefühl es ist, das Du dadurch in mir hervorruft gegen Dich. Oh, kein Auktor istrena mich nicht."

Tief verlegt von dem unwürdigen Verdachte, und mit brennendem Auge stand der Sohn jetzt da. Er fühlte sein Herz von einer fremdenartigen Kälte ergriffen, er that einige Schritte zurück und sagte: „Sie haben mich niemals gekannt, mir erscheinen Sie jetzt wenigstens nicht und unverhüllt, und ich werde lernen müssen, Ihnen dafür zu danken."

Er verlangte sich still und gleich.

In ihm war es kalt und finster, und um ein Gefühl erhebt sich in seiner Brust, ein Gefühl, das ihm laut verkündigte, es müsse bald etwas Großes und Kühnes geschehen, eber das

Leben werde ihm dahin schwinden zu einer hohen unformlichen Gestalt, die man anzublicken ermüdet. Von Neuem sah er sich ohne es zu wollen, vor dem Hause jener Sängerin, die ihm einst so sonderbar bewegt, so streitende Gefühle in ihm aufgeweckt hatte, und es überfiel ihn jetzt härter als jemals der Gedanke, daß sie seinem Oheim zu Theil werden solle, und doch begriff er es wieder nicht, wie ihn dieser Gedanke ergreifen könne, da er doch nur Haß für sie empfinde. Da hörte er einzelne klägliche Töne der Guitarre, es war als sollten sie verkünden, daß das Leben rasch dahin flieht, und rasch genossen seyn will, und es schien ihm als seien sie ausdrücklich an ihn gerichtet, der das Leben bisher so wenig genossen habe. Es war ein Streit in ihm von Wehmuth und Kraft, aber es hatte das Ansehen, als würde die letztere siegen, denn sein Gefühl fand die Worte, nach denen es gestrebt hatte, die Harmonie, der es sich anvertrauen durfte.

Was einem Glück im Leben ferner steht

○ Gleiches Jenseits gilt, damit es lebe.

Du mit dich erste dich lange Knecht,
Und neu die Kraft im Innern mir erwacht.

Wie soll nun schon jetzt Knecht dich erwacht,
Weißt Du mir wissen, daß ich weiter wage,
Des Erbes Wegen muthig noch ertrage,
Hast du, o Stern, auch meiner, mich gedacht?

O laßst dich nicht, du Stern, jene Zeit,
Wo noch der Himmel freundlich niederfiel,
Woh! sie verfaß mit allen ihren Sternen.

Die Erde liegt von unsrer, ach! so weit,
Wie schreit wieder was einst dort grüßte, —
Doch läßt sie auch noch aus weiten Fernen.

Neue bedeutungsvolle Akkorde der Lute vernahm er jetzt, die jenen letzten Hebertreß von Schmutz noch hinweghauchen, und ihn mit neuer Kraft und neuem Lebensmuth und Hoffnung erpanden sollten. Diese Lute — so schien es ihm — verständigen die Nähe der Zeit, die ihn erheben und beruhigen, die ihn verwunden und heilen sollte. Es war ihm, als

winkte ihm schon die langersehnte Geliebte aus einer heiligenenden Wolke zu, daß sie nahe mit Milde und Freundlichkeit, um allen Irthum den Sinn ihm von dem Herzen zu reißen, thue.

In diesem Augenblicke saßen zwei warme Hände bei seinem. Er blinnte um sich, und sah Ottomar und Antonie, die ja eben zu ihm hingetritten waren.

„Sie haben mich gesucht, Ottomar,“ sagte Ottomar, wie ein aufgellärter Mann das Licht. „Ihre Ohren hat ein halbes Dutzend Mal erhabene Stimmen in Eurer noch euerem Lärm geschloß, und auch auf hohem Meer zur Reue einladen lassen. Ihr müßtet doch ja nicht aufschreien, wenn Ihr ihn nicht auf das Empfindlichste denken wolltet. Wir wissen, was Ihr gesucht wart, und Antonie meinte, Ihr würdet gewiß diese Straße kennen kommen. Wo der kleine handte Schatz bei der hat, ist mir unbekant.“

In der That, Antonie, sagte der Graf mit Lächeln, Du bleibst sitzen im Zimmer bleiben.

Dir ist nicht wohl und die kühle Abendluft starrt
 Dir schmerz.

„Schadet nicht, geliebtester Herr, ich mußte
 wahrhaftig euch begleiten; doch ihr schadet ja
 euch nicht, wie dünktet ihr auch? Ihr seid ja
 immer so lieb und gut. — Ja, wirklich ich
 hätte euch heute nicht lassen können, denn es ist
 mir so sonderbar in Wuth, ich glaube, es
 wird euch heute etwas begeben, vielleicht et-
 was Gutes, vielleicht aber auch etwas Böses —
 und denn, sagte er mit leuchtenden Augen hin-
 zu, während eine schnelle Blicke über das noch-
 blasse Gesicht hinderschlug, und dann . . . o,
 der wollte dann nicht bei euch sein, um euch
 zu beschützen!“

Gerührt schlang ein lautes Weisheit auf:
 „Du gütter, kleines, zartes Wesen Du — be-
 schützen? Die feurige Nachtluft wießt Dich hin,
 wie eine Blitze im Herbst; die kleinen Feinde;
 Fingerchen haben wohl ein Lied aus der Calorien
 auf der Zitter abspielen können, aber ein schmerz-
 ges Schmeißen möchte sie doch wohl zu sehr be-
 schmerzen.“ Dieser Mund, — ja wahrhaftig,
 wenn er einem Mädchen sprach, es konnte

wohl der Mühe, um eines Kusses willen, einen andern Mund zu küssen der es etwa nicht leiden wollte, — doch können diese Lippen wohl etwas anders sagen, als ein Jartes: O du, oder ein demüthiges: so v'abbildest? oder ein großes artiges Donnerwetter bei dem Blitzen der Dargestungen auszufließen, dazu hat dein Mund leider zu viel Anstand, und der geht doch gewöhnlich ganz zum Fenster; in Eynen meine ich, wo beschädigt wird. Und was wären denn hier für Eynen zu besorgen, wo Beschädigung angedacht werden kann? Gewöhne die dich gleichen wunderliche Ideen ab, die einem gar selten ein wahrer Geinzel sind. Auf einer Reise kann einem nichts begegnen, als Lang. Weist, heile Krankenpfleger, und noch bessere Mühsamkeiten. — Aber ich bitte dich, gütigster Herr, laß und nicht länger jagen, es schädigt schon sehr sehr, die Götter, die den Dargestungen zu Dente ruft und sein Leben für das mal erndigt, während die weissen und dennen Dichter dann erst recht an zu leben setzen. Wohlthätig, wir müssen eilen, denn der Himmel sieht mir ganz so aus, als wenn er

weinen wollte, und wenn unser Antonio noch
sonst allerlei tragische Dinge sagt, so wird er
noch mehr gelächelt, und wirnt die kleinen Upel-
nen auf und herab.

Siebzigstes Kapitel.

In dem Nebentensale war schon alles in fröhlicher Bewegung. Von der hohen Decke des Zimmers herab, warfen die glänzenden Kronleuchter ihre funkelnden Strahlen auf die vom Wein und Tanz zur wilden Freude erhitzte Gesellschaft, und die künstliche Wassersäule am Ende des Saals kühlt wieder die einzelnen Gruppen, die sich zu ihr geflüchtet hatten, um

sich im schnellen Fluge — an den schnellen Flug der leichtflüschwindenden Momente des Vergnügens zu erinnern. Im Vordergrunde gleng der Marquis auf und ab, er schien die Freude nicht zu theilen, sondern von unruhigen Erwartungen hin und her getrieben zu werden. Jetzt trat Henrique mit seinen Begleitern herein, der Oheim gleng ihm rasch entgegen und begrüßte ihn mit seltner Freundlichkeit.

„Ich dank' euch herzlich, daß ihr meine Einladung angenommen habt, und ich bin gewiß, ihr werdet euch selbst danken. Es ist mir gesungen, sie wird erscheinen, sie, sie, ihr wißt von wem ich rede. O ihr wißt es nicht, was ich habe thun müssen, um sie zu bewegen, mir ihre Gegenwart zu schenken. Um ihretwillen ist dieses Fest veranstaltet worden, um ihretwillen, die mir das ganze Leben zu einem einzigen Fest machen könnte, um ihretwillen wogt hier Musik und Tanz und Freude, aber ich kann sie nicht theilen, so lange sie nicht hier ist. O kenne, ahndete sie nur meine brennende Ungeduld, gewiß, sie wäre schon erschienen.“

Gewiß, sagte der Graf, mit auffallendem Ernst und hastendem Blick, gewiß, sie wird erscheinen.

Der Marquis hörte nicht darauf, sondern warf nur im Vorbeigehen einen Blick auf Victor und Antonio, die sich sehr beschelden in eine Ecke des Zimmers gedrängt hatten, während der erstern innerlich manche unbescheidene Bemerkungen über einige Anwesende machte.

Immer kühner und wunderbarer wurden die Gestalten, die eine erregte Phantasie dem Henrique vorgaukelte, immer dichter und dichter zog sich um ihn her der magische Schleier in welchem eine fantastische Welt vor ihm sich entwickelte, während er die wirkliche ihm verborg, die ohnehin schon weit von ihm entrückt war. Es waren jene Momente der geistigen Trunkenheit, die über den aufgeregten und unbesriedigten Jüngling kommen können, wenn die Dämmerung, oder die Nacht, oder eine frühlich wogende Menge von Unbekannten ihn umgibt, jene Momente, wo die Wünsche, und

Hoffnungen und Träume wiederkehren, die sich vor dem grellen Schein des Tages zurückziehen mußten, wo das ganze Innere zu reden wagt, das während des gewöhnlichen Lebens zur Ruhe oder wenigstens zum Schweigen gebracht worden war. Und als nun gar die Musik von ihrer anfänglichen leeren Lustigkeit in größere Töne überging, als der Marche aus der clemenza di Tito an ihm vorübertrau'chte, und jetzt die großartig wunderbare Menuet aus dem Don Giovanni in ihren ewigen Harmonien zu ihm redete, da, ja da erhob sich zu neuer göttlicher Kraft die ganze Seele unsers Freundes, und aus seinem tiefsten Innern entstand von Neuem jene lichterle Gestalt, die Gestalt der künftigen Geliebten, die längst schon aus dem Dunkel seiner Träume ihn angestrahlt hatte. Lebendiger als jemals stand sie vor ihm, er sah die stillen ebenen Formen des Busens, er sah die reine weiße Stirn, die lieben Augen und den süßen Mund, der rührende, freundliche Worte zu ihm sprach, und es war ihm, als müsse sie jetzt, gerade jetzt erscheinen, um das ewige Sehnen seines Busens zu stillen.

Da öffnete sich schnell die Thür, und eine hohe weibliche Figur trat in den Saal, Stolz und Anmuth, Würde und Lieblichkeit malten sich in den Zügen ihres Gesichts und in dem Blicke ihres Auges. Mit wilder Hefigkeit eilte Henrico auf sie zu. „Sie ist, sie ist!“ rief er in leidenschaftlicher Bewegung, indem er schnell zu ihr hineilte, ja Du bist, Du, nur Du, die meiner Seele köhnste Träume malten, Du Unbekannte, mir nicht unbekannt!“

Sie sah ihn starr und sprachlos an, aber er fuhr in steigender Leidenschaft fort: Du bist, die mir die rohe, widerstrebende Erde entrinden wird, Du wirst den Himmel zaubern in mein Leben, den Himmel, der in Deinem Auge wohnt, Du wirst erfüllen, schön und reich erfüllen, was selbst in Stunden selger Trenntheit das Herz nur sehen und furchtsam ahnen durfte, Dich liebe ich lange schon eh ich Dich sah, Dich werde ich lieben wenn mein Auge erblauet, und mich die Nacht des Todes schon umdüstert. Du wirst mich lieben, o Du

mußt mich lieben, so wahr ein Gott im seligen Himmel wohnt!“

Er sank bei diesen Worten auf ein Knie nieder, und drückte ihre Hand an seine heißen Lippen, während sein Auge sich zu ihr empor schlug, um das Bild dieser Gestalt nimmer wieder zu verlieren.

Der Marquis hatte sich indeß genähert, und rief von wilder Wuth entflammt: Wahnsinniger Mensch! weißt Du, vor wem Du kniest? weißt Du, daß es meine Geliebte ist, meine Braut, der Du Liebe schwörst?

„Und wär' es die Geliebte des treuesten Feindes, erwiderete der Graf, des Bruders, wär' es die Geliebte der Heiligen alle, o bei Gott, ich würde treten in den Kampf mit ihnen allen, und alle, alle würde ich besiegen! Dich aber haß ich, hab ich ewig gehaßt, und sollte sie Dir überlassen? Erbärmlicher Gedanke, der mich erdrücken macht, wenn ich ihn nur zu denken wage! — Hinweg! entlag ihr, denn das schwebt

ich heilig, mir wird selbst kein Gott, sie zu entreißen, Macht genug besitzen! — Aus diesem Kreise hinweg, den sie verherrlicht!“

Bist ich bezaubert? sagte jetzt die Dame, gehen hier Mädchen vor, oder ist alles dies wahr, was ich hier gehört habe, und gesehen?

Wahr, wahr, o Mädchen, rief Gencio, nicht eine Mädchenwelt ist, die sich hier vor Deinem Auge jetzt bewegt. Es ist kein Schattenbild, das hier zu Deinen Füßen liegt, Dich anzureden wagt, es ist ein Mann, der Dich zu lieben wagt, ein Mann der Dich umschlingt, ein Mann, der Dich erringen will, erringen muß.

Er hatte sie, die in einem solchen Augenblicke der Verzückung keines Widerstandes fähig war, bei diesen Worten fest an seine Brust geschlossen. Während knirschte jetzt der Marsquis mit den Zähnen, und strebte mit wilder

Kraft, die Gruppe zu trennen; aber Henrique saßte ihn nur mit der Linken und schleuderte ihn rasch in die Ecke des Saals. Es schien, als habe ihn dieser seltsame Moment der auflodernden Leidenschaft mit einer Kraft ausgerüstet, die er sonst selbst nicht in sich geahndet hatte. Jetzt war auch Antonio und Ottomar mit bleichem Gesichte herbei geeilt, um die Gefahr zu theilen, die ihrem Herrn zu drohen schien. Denn, da die Freude nun mit einem Male gestört war, so liefen auch die Menschen alle herzu, um den Jüngling zu sehen und, wo möglich, auch zu strafen, der diese Ungeheuerlichkeit gegen sie begangen hatte. Von Zorn und Schaam entsetzt und verwirrt, zog nun der Marquis einen Dolch aus dem Gürtel hervor, und drang auf unsern Freund ein, aus dessen Armen Rosaura sich jetzt lösgewunden hatte. Henrique, ganz verloren in das flammende Gefühl, das ihn so plötzlich ergriffen hatte, erblickte ihn nicht, wie der zornende Feind nach seinem Leben zielte, aber Antonio warf sich schnell zwischen sie und hing den Oelich mit übergeschlagenem Mantel auf.

Elender! rief der Marquis, willst du mich hindern in meiner Rache? und von selbstselbstigem Gefühl geblendet, stieß er den Dolch in Antonios Schulter, daß ein Quell des heißen jugendlichen Blutes hervorströmte. Aber es schien, als fühle der treue Knabe die Wunde nicht, sondern er umfasste sinkend noch Henrique's Knie, und rief: „Ermorden müßt ihr mich erst, ehe ihr zu dem theuren Herrn bringt.“

Henrico trat mit wildem, lächnen Gesichte hervor, und rief: Wer unter euch kein feiger Sklave ist, wer noch ein Herz im Busen trägt, wer noch den Ruhm der Thnen zu bewahren strebt, der gebe mir ein Schwert, damit ich diesen guten lieben Knaben an dem elenden rächen könne. — Ihr seht mich schon an, ihr wollt es nicht wagen, gegen den Mächtigen aufzutreten? Hat Niemand ein Schwert?

„Niemand! sagte ein alter Offizier, denn wir erscheinen hier nicht zu kämpfen, wir erscheinen hier, ein solchliches Fest zu feiern; —

und wohl euch, daß ihr jetzt wechelos seid. Ich tadle es nicht, daß ihr den treuen Diener rächen wollt, doch mögt ihr euch erinnern, wo ihr seid, des Gastrechts mögt ihr euch erinnern und eurer eignen unverzeihlich seltsamen Handlungsung. Seht mich nicht so kühn und wild an, ich kann diesem Blitze Stand halten, ich bin ein alter Mann, der Vieles schon in dieser Welt erfahren hat, und wahrlich, herzlich gut mit euch es meint."

Hentico sah sich um, Antonio lag in Ottomars Armen, der stundlich eifrig seine Wunden stillte und mit dem garten, seidnen Tuch verhüllte, und ein Mal über das andere ihn um Vergebung bat, daß er ihn vorhin wehrlich und selge genannt habe, was doch gar nicht also sei.

O Sennor, sagte Antonio mit rührender Stimme, unternehme nichts Unthuges, um mich zu rächen. Ich verlange keine Rache, denkt nur an eure Sicherheit, hier ist nicht sicher mehr für euch; aus jedem Winkel seh ich

Gefahr und Mord für euch hervorströmen. O wären wir niemals, niemals hiehergekommen! Nicht um meinethwillen sag ich das, um eurethwillen nur. Was liegt an mir? Nur leicht ist meine Wunde, ach! warum nicht tiefer? wars um darf ich nicht dies Leben, das nun ganz perarmt ist, schon jetzt, in diesem Augenblick hinhauchen? warum ist es mir nicht vergbunt, in euren Armen zu sterben? — Guter Ottos war, warum verhältst Du die Wunde? warum liehest Du es nicht ausströmen dieses heiße Blut, daß mit ihm ausströme auch das Leben und der unendliche Schmerz? Warum zurückschrecken die schwankende Gestalt des Lebens, die man nie warm ergreifen, und an den warmen Busen drücken kann? — Ach schon schwand sie dahin in die Nacht und aus der Nacht erhob sich kühn das neue Leben. — O Henrico! warum siehst Du mich so trüb und mitleidig an? Ahndest Du etwa, was ich nicht ahnden mag?

Henrico hatte nur wenig von dem gehört, was der gute, eraltirte Knabe gesprochen hatte.

Nur das blasse Gesicht, die rührend bittenden Lippen und das schmerzlich milde Auge hatten ihn bewegt, und er sagte mit ruhiger Stimme: Was hier vorgegangen ist, was ich gethan habe, mag euch allen, denen ich fremd bin, fremd und seltsam scheinen; meine Rechtfertigung ist in mir, und ich bin nicht gewohnt, in einem solchen Falle für mich zu reden, wo es des Redens nicht bedarf. Euch, aber, Marquis, fordere ich in Gegenwart aller dieser hier Versammelten, auf Morgen zum Kampfe, denn nicht ungerächt soll diese heimlich schändliche That Dir bleiben. — Weiter, fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich im Saale umsah, weiter ist hier für mich nichts mehr zu thun, denn sie, die ich liebe, hat sich aus einem Kreise entfernt, dessen Frieden durch eine heimlich tödtliche That gestört ward. Morgen, Marquis, morgen sehen wir uns wieder.“

Antonios Augen waren geschlossen, er hatte die letzte Rede nicht gehört, denn innere Leidenschaft und der starke Blutverlust betäubten seine Sinne. Henrique läßte die ruhige weiße

Stirn, trug ihn, mit Ottomars Hülfe, behutsam die Stufen der Treppe hinab, hob ihn in den Wagen, bedeckte ihn mit seinem Mantel, daß die kühle Nachtluft dem Kranken nicht schade, und so gelangten sie bald in die stille Wohnung, die sie alle mit so sehr verändertem Gefühl wieder betraten.

Zweites Buch.



Erstes Kapitel.

Ottomar war mit dem Anbruch des Tages erwacht. Er gieng in Henrico's Schlafzimmer; aber dieser schlief, wider alle Erwartung des gutmüthig besorgten Deutschen, noch den gesunden, ruhigen Morgenschlummer einer kräftigen Jugend. Ottomar begriff nicht, wie man in einer Nacht, die einem Duell vorhergeht, auch nur ein Auge schließen könnte, nicht eben, wie er sich bei sich selbst in Gedanken entschuldigte, nicht eben aus Feigheit, sondern aus einer natürlichen körperlichen Unruhe, die sich ja der Seele nicht mitzutheilen brauche. Auch Therese schlief, und er hätte sie gern geweckt, um ihr alle die Abenteuer zu erzählen, die sich

in einer Nacht ereignet hatten, aber er wagte es doch nicht, sondern bezähnte lieber seine Redseligkeit noch einige Zeit. Antonios Schlummer war ein wenig fieberhaft, und er hatte zu viel Gutmüthigkeit, um ihm denselben zu rauben, der ohnehin nicht sehr erquickend sein konnte.

Er setzte sich also mit möglichster Gelassenheit nieder, und fing eine Unterhaltung mit sich selbst an: „Es ist doch in der Welt nichts verwärtigeres als ein nüchterner Morgen, besonders wenn es, wie es jetzt, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, der Fall seyn soll, in den November geht, den der Himmel zur Pein aller Poeten und Nichtpoeten erfunden zu haben scheint. Wer kann da auch nur einen Gedanken haben, der der Mühe werth wäre, gedacht zu werden? wer darf es wagen, ein Wort auszusprechen, da der Himmel selbst es verbletzt, weil er üble Laune hat, und giebt! Wie ganz anders, wenn es Abend wird, und die Phantasie wieder hervortritt in die Dämmerung in die sternenhelle oder trübe Nacht,

oder auch in einen hell erleuchteten Saal! Da hört das eintönige Geräusch des schweißgetriebenen, arbeitenden Tages auf, und der Muth, und die Freude regeln dann wieder ihre großen und schönen Flügel, die sie bei Tage, ganz besonders aber des Morgens zurück schlagen müssen, weil er nur verständig ist und kalt und aufruft zu mancherlei böser Arbeit. Ja, wenn das Leben ein ewig milder Rausch von Raderas Wein wäre, wenn wir nicht — o der traurigen Beschränktheit — selbst im Rausche schon den kühlen Morgen erblickten, der alle unsere heißen, nichtigen Phantasien mit einem einzigen Blicke vernichtet, wenn wir immer unsers Muthes und unsrer Kraft und unsrer Freude gewiß seyn dürften, wenn nicht ewig sich etwas, das nicht zu nennen ist, im Hinterhalt verbürge, ein etwas, das den Namen scheut, und nie ins Angesicht sich schauen läßt, ach; wenn alle diese Bemerkungen gar nicht zu machen wären, und man ohne alle Bemerkungen über das Leben, bloß lebte, und sich des Lebens still und gelassen und kühnlich erfreuen könnte, dann bedürften wir keiner Musik, keiner Poesie — es

wäre alles da, es brauchte nichts geschaffen mehr zu werden.“

Er schwieg einen Augenblick, und warf einen Blick durch das Glasfenster, das ihn in Henrique's Schlafzimmer sehen ließ, dann fuhr er fort, indem er recht traurig den Kopf schüttelte.

Dieser Henrique — welche eine äppige Kraft, welches ein kühnes gewaltiges Leben hatte ihn nicht am gestrigen Abend ergriffen, mit welcher Willkühr wagte er es nicht mit dem Umgebenden zu spielen, wie? hatte er nicht den leidenschaftlichen Muth, der muthigen Leidenschaft sich ganz hinzugeben? und einer unbekannten Schönen Liebe zugestehen, die heißeste Liebe zu bekennen, die vielleicht je einen männlichen Busen erfüllt hat! Wagte er es nicht, einen kalten Stolz von Gewöhnlichkeit und Feinheit, und Abgegriffenheit ganz verhärteten vornehmen Mann, auf Tod und Leben zu fordern, bloß weil er jenes Liebesgeständniß nicht hatte dulden wollen, bloß weil er einen guten treuen Knaben, der übrigen ein äußerst unwahr-

schreulicher, nicht gehaltener und nicht zufallender Charakter ist, in die Schulter verwundet hatte? — Wie wird ihm nun das ganze Schauspiel vorkommen, wenn er jetzt erwacht, das Schauspiel, welches er gestern Abend gegeben hat? Er selbst hat die Theaterkleider nicht mehr an, die uns zu fantastischen Unternehmungen anfeuern, und die Zuschauer sind alle weggegangen, mich etwa ausgenommen, der ich nicht einmal die Rolle des Soufleurs dabei spielen konnte und mochte. Die Lichter sind auch ausgelöscht, wenn nur nicht auch seine tolle Liebe mit verlöscht ist, denn man hat denn doch Exempel, daß eine Liebe die kalten Nachtfroste des Schlafes nicht erträgt; so wie es sich denn überhaupt besser des Abends liebt bei Lichte, als bei Tage. Nebenbei ist denn doch auch manches zerrissen, Verhältnisse und — Schultern, und dafür lohnte es denn doch wohl der Mühe, wenn jene Liebe fortdauerte, wie ich aber nicht glaube. — Es ist übrigens wenig systematischer Zusammenhang in meinem Monologe, und ich thue daher wohl am besten, ihn zu endigen.“

Aber wie sehr betreg sich Ottomar in seiner
 tränklichen wichtigen Meinung über Gentico;
 wie bald mußte er es mit Schaamröthe söhi
 len; wie wenig seine ziemlich beschränkte Aus
 sicht des Lebens und der Liebe auf den Grafen
 passe. Ihn war nicht nach jenem traktirten
 Noment nach seiner geistigen Trunkenheit das
 nüchterne Wesen zurückgekommen, das Otto
 mar fürchtete; jene Leidenschaft so gewaltig;
 stürmend und seltsam. Sie auch in ihm empor
 flammte, hatte sich seines ganzen Innern be
 mächtigt, und keine Zeit, so schien es, würde
 die Nacht haben, sie zu verlöschen. Aus sei
 nem Auge und von seiner Stirn leuchtete ein
 so reines; geldutertes Feuer; daß man nicht
 vermuthet haben würde, auf welcher besrem
 dende Weise es entzündet worden seyn möchte.
 Es war, als seyen mit einem Male alle jene
 trüben und lähmenden Gedanken von ihm ge
 wichen, mit denen er sonst wohl gerungen
 hatte, ein frischer Muth spielte um die jugendl
 iche Brust, und vor seinem innern Auge stand
 in stiller Klarheit das Bild Rosarens, die
 ihm das Leben schön und verständlich gemacht

hatte, das er vorher nicht immer zu begreifen im Stande gewesen war.

Nur mit Unmuth und Verachtung dachte er an den Marquis und erwünschte fast mit Sehnsucht die Stunde herbei, wo er sich mit ihm in einen ernstlichen Streit einlassen durfte. Sie kam, und er gieng nur von Ottomar begleitet, gelassen nach dem Kampfsplatze hin. Ottomar gestand sich heimlich, daß er zittere und beinahe habe beten wollen, als der Marquis trotz seiner vierzig Jahre, so wüthend einher geschritten sei, und den Grafen mit einer Menge von bösen Worten angefallen habe, die aber von diesem gar nicht beantwortet wurden.

„Der Marquis — so erzählte Ottomar hinterher seiner staunenden Therese — zeigte jetzt, daß er ein recht gewandter Fechter sei, aber er drang doch ein wenig zu häufig auf unsern Herren ein. Dieser verhielt sich ziemlich kalt, ja, es schien mir, als achte er die ganze Sache gar nicht, und sie sei ihm höchstens verdräulich. So fochten sie eine ganze Weile lang, und ihre Degen nahmen oft eine recht epigrammatische Wendung, aber es ward doch nichts aus-

gerichtet, wie denn auch das zuweilen bei epigrammatischen Wendungen der Fall seyn soll. Endlich wurde es aber unserm Grafen zu langweilig, er that einen gewaltigen Zug mit seinem guten Schwerte, daß die Lüste ordentlich respektuös zurückwichen, schlug dem Marquis den Degen aus der Hand und — erschrick nur ja nicht — das Blut floss so ziemlich, denn er hatte ihm zugleich einen Finger abgehauen, gleichsam um ihm dadurch einen Fingerzeig zu geben, daß er hinfort niemals mehr also groblich verfahren solle, als er gestern verfahren. Die Leute, die umher standen, und welche den sonderbaren Titel der Secundanten hatten, da sie doch eigentlich gar nicht secundirten, mischten sich nun auch in das Spiel, und zwangen die beiden streitenden Helden, das Duodrama zu endigen mit einer lyrischen Scene, die aber, unter uns gesagt, frostig genug ausfiel, und die ich Dir daher auch mit keinem Feuer beschreiben kann. Der Graf und der Marquis umarmten sich, es waren aber recht eigentlich nur die Arme, die sich umarmten, denn sie selbst waren so kalt, wie etwa ein paar steinerne Vils

der, die man auf einen Augenblick an einander bindet, vielleicht eines sonderbaren Spasies wegen. — Der Marquis brummte beim Abschiede ein paar Worte, die eben nicht klangen wie: „Ewige Freundschaft,“ und wenn er das bei auf die Stelle sah, wo ehemals sich der Fingerring gezeigt hatte, der nun verloren war, so kann ich es ihm eben nicht verdenken, daß er einigermaßen knirschte. Es ist gar böse, einen Schreibefinger zu verlieren, und, gieb nur Acht, wir erleben noch Manches.“

Hier trat der Graf in das Zimmer, und begrüßte sie freundlich. Dann gieng er an Antonius Vette, der bei seiner Ankunft leise die Augen aufgeschlagen hatte und sagte: Lieber Knabe, was ich thun konnte, Dich zu rächen, ist geschehen, Du wirst keinen Mord von mir verlangen.

Zweites Kapitel.

Während noch in allen Gesellschaften von dem sonderbaren Duell gesprochen wurde, hatte Henrico schon keine Erinnerung mehr daran. Alle die Verhältnisse, welche ihn sonst wohl für einige Zeit beschäftigt, oder lebhaft angezogen hatten, traten jetzt tief in den Hintergrund seiner Seele, vor der nur noch Mosauers Bild in leuchtender Klarheit stand. Er fühlte tief in sich die entschiedene Nothwendigkeit sie zu besitzen, und er achtete die Schwierigkeiten gering, die sich ihm dabei in den Weg zu stellen schienen, ja er verachtete sie beinahe, ob er sie gleich wohl zu ahnden im Stande war. Nur vor einem Gedanken erzitterte er, vor

dem Gedanken, daß sie, die er so innig, so leidenschaftlich liebe, ihn vielleicht nimmer lieben würde. Dieser Gedanke verfolgte ihn selbst bei den mancherlei Verwirrungen, die der heutige Tag für ihn in Bereitschaft hatte, und trat oft wie ein finsternes Unglück prophezeitendes Gespenst, mitten unter seine fröhlichsten Hoffnungen. Und als nun der Abend herniedersank, und jener feindliche Gedanke noch immer nicht von ihm weichen wollte, da beschloß er mit muthigem Herzen sich selbst Licht zu verschaffen; und er schrieb folgenden Brief an Rosauren:

„Ein langer Tag ist hingegangen, und ich habe Dich nicht gesehen, nicht sehen dürfen, Dich, die ich liebe. Jetzt ist die stille Nacht herabgekommen, um mich her ist alles still, und alles liegt so ruhig in den ruhigen Armen des Schlafes, und erfreuet sich der flüchtig gaukelnden Träume, die das schwere Leben besiegen wollen. Nur ich wache, denn ich denke an Dich, nur mein Herz schlägt in kühnern Schlägen,

denn Deine Gestalt steht vor meinem Auge, das jeden Schlummer verschmäht, wenn es Dich erblicken darf.

Sonderbar hat das Schicksal bisher mit mir gespielt. Eine blütenlose Jugend ist still und kalt an mir hingegangen, es rangen die Kräfte vereinzelt nur in mir auf, sie suchten Glück und Liebe, aber sie fanden sie nicht und sie lehrten nur zu ihrer eignen Zerstörung wieder zurück. Da wurde es trübe in mir, böse Gedanken drängten sich zu mir heran, das Leben schien mir ein wüstes, unfreundliches Chaos, das nimmer könne friedlich umgeben werden mit der stillen Form der Schönheit; und nur eine kräftige Jugend, nur eine höhere Abndung rettete mich von dem unheiligen Zweifel, von der schwächlichen Verzichtleistung auf die schönsten Freuden des Lebens. Laß mich schweigen von der Vergangenheit, schweigen von den mancherlei seltsamen Phantomen, die damals meine geschäftige, unbestriedigte Seele mir erschuf, Phantome, die dieser Erde nicht

angehörten, nicht angehören konnten, denn diese Welt stand feindlich nur mir gegenüber, und stürte nur was sie hätte geben sollen. . .

Da tratst Du zu mir, und vor dem Glanz, der Deine Gestalt umgiebt, traten alle jene Nebelbilder scheu zurück in die finst're Tiefe, aus der sie hervorgegangen waren, hinweggenommen war der Schleier, der bis dahin mein Auge deckte, ich sah, ich liebte Dich, und jedes verworrene Räthsel, das uns sonst das Leben verstrickt, war schön und rein gelöscht. — Man wird mich schelten meines seltsamen Betragens wegen, Geliebte, wirst auch Du mich schelten können? — Wirst Du mir vorwerfen, daß ich habe erzwingen wollen das Glück, das ich habe erstürmen wollen Deine Liebe? — Nein, Rosaura, das wirst Du mir nicht vorwerfen, Du, die Du das Glück und die Liebe kennen mußt, die in Deinem Auge wohnen, von Deiner Stirne glänzen. Was wäre also mein Vergehen? Das ich des Glückes

himmlische Erscheinung wahrnahm? daß ich die flüchtige Stunde der Freude bei den raschen Schwingen ergriff, damit sie mir Stand halte? — Der Moment kehrt nie wieder, und wehe dem, der ihn hat verloren gehen lassen. — Glaube mir, die Menschen sind seltsam. Vor lauter Anstalten zum Leben kommen sie nicht zum Leben selbst, mit Angst und Noth machen sie eine Menge Pläne, wie sie den Weg zum Glücke sich bahnen wollen, und sie ahnen es keinesweges, daß es eigentlich gar keinen Weg zum Glücke giebt. Ein stilles, heiliges Gemüth allein wird seiner Segnungen theilhaftig werden, ihm geht es plötzlich auf, wie die Begeisterung, die klare und tiefe; wie der Mond am heitern Himmel, in schöner Reinheit, bei abendlicher Stille.

So bist Du mir erschienen, und ich erkannte es unplötzlich, daß Du es seist, die ich liebte, ohne Dich jemals gesehen zu haben, daß Du es seist, die ich lieben werde,

und sollte ich Dich nimmer wieder sehen dürfen. Ausgesagt hab ich Dir das heiße Gefühl; das ewige, das meinen Busen für Dich erfüllt, nicht geachtet hab ich der höhrenden Menge die mich umgab, nicht geachtet des dräuenden Mannes, der sich roh und feindselig drängen wollte zwischen Dich und mich. — Und nun, Rosaura, nun ist es an Dich gekommen, zu reden, wen von uns Du zu Dir heraufziehen, wen von uns Du beglücken willst mit Deiner Liebe. Auf Dir allein ruht die Entscheidung. — Warum zittert meine Hand, indem sie das Wort der Entscheidung auf das Papier hinzeichnet? Bin ich doch sonst ein starker und gesunder Jüngling, und ich zittere? Wohl darf ich zittern, denn ich fühle, daß es nur von Dir abhängt, mich herab zu stürzen von der Höhe, auf die mich Jugend, Kraft, und Adel stellten, daß . . . o Geliebte, laß Dich ansehen, entscheide nicht zu rasch, vergiß es nicht, daß Dein Ausspruch mit der Ausspruch meines Schicksals seyn wird . . . ach!

Mosaura, entscheide nicht zu rasch, entscheide nicht wider mich.

Sage nicht, daß Du mich nicht kennst — wenn mein Auge lügen könnte, mein bisheriges Leben und diese Schrift, so könnten es ja auch meine zukünftigen Handlungen. Sage mir das nicht, denn ich sah auch Dich nur ein einziges Mal, und doch kenne ich Dich. Und Du solltest weniger hell sehen als ich?

Die Menschen sind sehr einsam und sehr unglücklich ohne Liebe; o führe Du mich heraus aus dieser dunkeln Einsamkeit in die helle Wohnung des Glückes. — Gibt es Gefahren, die ich für Dich bestehen soll, nenne sie mir, und nimm die ruhige Versicherung, daß ich sie ruhig bestehen will; verlangst Du, daß ich Dir Thaten zum Opfer bringen soll, Du findest mich bereit, aber werde ich diese Thaten auch mein Opfer nennen können? werden sie nicht Dein seyn? denn wird nicht hinfort all' meine Kraft von Dir ausgehen? — Fordere Alles, ich gewähre Alles. Und müßt ich selbst

ein Verbrechen begehen um Deines Besizes willen, ich werde es vollbringen, denn es giebt kein Verbrechen für Dich. Die Lüge adelt jede That.

Und ich wage schon von Thaten zu reden, ohne noch zu wissen, ob Du überhaupt etwas von mir begehren magst? Warum will dieser Gedanke nicht von mir weichen. O Geliebte, entscheide nicht zu rasch, nicht wider mich.

Henrico.

Drittes Kapitel.

Nosaura war die Tochter eines armen Edelmannes, der ihr bei seinem Tode außer einigen schneidigen Schwerdtern, die den was fern Kriegsmann bezeichneten, nichts weiter hinterlassen konnte, als ein kleines, schuldenfreies Haus, indem sich recht wohl zurückgezogen leben ließ, und eine alte, dem Hause schon seit langen Jahren angehörige Wärterin, mit der sich gleichfalls recht wohl leben ließ, da sie sich von jeher beschieden hatte, einen Willen zu haben, und von allen möglichen Antworten, nur die einzige der Bejahung zu kennen schien. —

Nosaura fühlte es tief genug, wie unbequem und eng und einsam die Armuth wohl ein junges Leben machen könnte, doch sie fühlte auch

in sich selbst einen Schatz, mit dem sie einst noch diese beschränkte Lage entfernen, und mit einem schönern und reichern Leben vertauschen können würde. Es konnte ihr selbst nicht un bemerkt bleiben, wie sich nach und nach aus der jugendlichen Hülle ihrer äußern Gestalt eine Schönheit entsalte, die selbst den kühnsten Wünschen der Männer entsprechen mußte; wie aus jedem ihrer Züge, aus jeder Bewegung eine so reine Anmuth rede, die sie — ohne Partheilichkeit für sich selbst glaubte sie das sich gestehen zu dürfen — noch bei keiner Person ihres Geschlechts bemerkt hatte. Auch drängten sich nun bald gar manche Männer zu ihr hin, die das schöne arme Fräulein als eine leichte Beute ansahen; aber sie vermiste an ihnen allen jene zarte Demuth, jenes gängliche Vergessen der eignen Persönlichkeiten, welches sie nun einmal mit Bestimmtheit verlangte, sie mußte manches was ihr zuwider war, und als roh erschien, von ihnen hören. Das brachte sie denn nicht wenig auf, und sie sagte ihnen daher ohne Umschweife, daß sie sie alle für rohe Wesen halten, und jagte sie fort.

Nun war sie wiederum eine geraume Zeit allein und hatte weiter keine Ergöblichkeit, als sich selbst und ihre eigne schöne Gestalt zu betrachten, und in Gedanken an einem System über die Männer zu arbeiten, die sie alle für unfein, selbstsüchtig und innerlich hohl oder widerwärtig erklärte. Sie wünschte herzlich, es möge nur einmal einer kommen, der sich recht herzlich in sie verliebe; den wolle sie sehr langsam leiden lassen, und wenn er schon am Ziel zu seyn glaube, ihm durch irgend eine Hinterthür entweichen. War kein Mitleiden mit solchen verliebten Personen, so meinte sie, das sei das Beste.

Jetzt sah sie Henrique's Oheim auf einem Spaziergange, und dieser Mann, der schon seit geraumer Zeit des Lebens Frühling überhans den hatte, theilte mit manchem andern das Schicksal, sich in sie zu verlieben. Sie sah es auf den ersten Blick, daß sie hier ein neues Unheil angerichtet hatte, und es machte ihre keine geringe Freude, nun bald ihren Welterplan ausführen zu können, und wie haben bereits aus jener Unterredung, welche Henrique

mit angehöret hatte, deutlich genug vernommen, daß sie ihren Vorfaß ziemlich glücklich ins Werk setzte. Indessen schien es als wolle die Nemesis das bisherige strenge Benehmen dieser hartgesinnten Schöne gegen die Männer, nicht länger ungerahdet lassen. Ein blühend schöner Jüngling, der vielleicht kaum zwanzig Jahre zählte, war schon oftmals stolz und kühn durch die Strafe geritten, auf der sie wehnte, und sobald als er vor ihrer Wohnung vorbei kam, so wurde sein sonst kühnes Auge ganz demüthig, und die hohe freie Stirn, die sonst aller Welt Hohn bieten mochte, hatte sich järtlich still vor ihr niedergebengt. Er hatte das so einige Morgen getrieben, und immer war Resaura am Fenster gewesen, der junge Mensch kam ihr täglich schöner vor, und, wie es schien, so stellte auch er eine gleiche Betrachtung über sie an. Endlich war er gar in ihr Haus herein gegangen, und hatte ihr geradezu erklärt, daß er sie liebe. Sie möge nur um alles in der Welt, nicht böse werden, daß er sich verliebt habe, daran sei er ja selbst wahrhaftig ganz ohne Schuld. Er sagte das alles mit so

herzlich gutmüthigen Augen, daß Rosaura eben nicht unwillig werden konnte.

„Ich bin ein armer Teufel, setzte er nicht ohne Naivetät hinzu, aber Ihre Liebe könnte mich zu einem reichen Gott machen. Ich habe wenig als mein junges Blut, und ewig gute Laune, viel Stolz und noch weit mehr Liebe. Was brauchen wir denn mehr, um, (wenn es Gott geben wollte) als Mann und Frau glücklich zu leben?

Des Letztere wollte nun freilich unserm nicht sehr böslichen Fräulein, das die Güter dieser Erde recht sehr zu schätzen wußte, keinesweges einlauchten, und ihr Herz, das ihm schon ziemlich nahe war, trat jetzt einen weiten Schritt von ihm zurück; aber seine schönen bittenden Augen trafen sie von Neuem, und rührten sie von Neuem. Sie war verlegen, einsylbisch, hatte manche widerstreitende Gefühle, und ersaukte ihm am Ende, sie zuweilen besuchen zu dürfen, wofür er denn mit vielen herzlichen Worten, und einem langen Kuß auf die schöne weiße Hand, zu danken versuchte. Dabei hatte es indeß für diesmal sein Verwenden, und auch

ble andern Male; war die höchste Gunst, die der arme Pedro errang, nur ein leiser Hauss bedruck, oder ein halbes Lächeln. Wir müssen indeß dem guten Jüngling das Lob ertheilen, daß er auch nicht mehr begehrte, und daß er schon höchlich entzückt war, wenn er sie nur besuchen und mit ihr reden durfte. Noch süßter wurde ihm dies Verhältniß, durch das Schweis gen, welches ihm auferlegt worden war, und welches er auch mit vieler Sorgfalt bewahrte, denn es schien Rosauern viel daran gelegen, daß Niemand darnum wissen sollte. Vielleicht, daß sie das Verhältniß mit dem Marquis denn doch nicht ganz verkehren wollte, so sehr sie auch mit ihm selbst ihren Spott trieb.

Pedro war und blieb herzlichlich vergnügt, und freute sich den ganzen Tag auf die nächstlichen Träume, in denen er sich fast regelmäßig schon als Rosarens Gemahl, in Herrlichkeit und Freude, erblickte.

Viertes Kapitel.

Eines Morgens, als eine unbequeme Migraine sie ein wenig nachdenklich u. verdrießlich gemacht hatte, war Pedro zu ihr hereingetreten. Er war in seiner gewöhnlich heitern Stimmung, das geriet unsre Freundin, seine Lustigkeit, so schien es, hatte heute nichts Anziehendes, sie antwortete ihm abellaunig, ertrug es, sie wurde immer böser, daß er nicht böse werden wollte, und sagte ihm zuletzt mit liebenswürdiger Offenheit, er sei heute unaussehlich. Er warf sich ein wenig in die Brust, und meinte, also zu reden sei nicht sein, sie ward beleidigt über den ungescheuten Widerspruch, und versicherte ihm,

daß sie, um sich an ihm zu rächen, den Marquis begünstigen wolle. Er konnte ein Lächeln nicht verbergen, weil er wußte, daß ihr der Marquis immer unlieb gewesen war, aber dieses Lächeln belcidigte sie, und sie befahl ihm mit kaltem Hohn, er solle gehen. Er that es, und bezeichnete den heutigen Tag als einen bösen unfreundlichen, mit dem sich nichts anfangen lasse, in seinem kleinen Kalender.

Je mehr Rosaura nachdachte, je mehr wurde sie erhist. Sie überredete sich, der Marquis sei denn doch so übel nicht, und seine Wärsden, seine Reichthümer, und das schöne freie Leben, welches sie verschaffen können, erhielt einen noch höheren Reiz, als es schon für sie hatte. Der Marquis wurde heute mit mehr Freundlichkeit aufgenommen als jemals, und als er endlich seine Bitte vorbrachte, dem glänzenden Feste beizuwohnen, welches er ihr zu Ehren geben wollte, so ward ihm das, Niemand sich huldreich, gewährt.

Was sich hier auf dieser Redoute begab, diemte nicht dazu, die Unruhe, die sie bereits mitgebracht hatte, zu verschmücken. Sie mußte

sich die ganze folgende Nacht hindurch selbst fragen, ob denn auch alles wahr sei, was sie gesehen, oder ob bloß ein ungewöhnliches Märchen sie täusche. Henrique's Bild stand in vollem Glanze vor ihrer beschäftigten Seele. Sein tiefstinniges Auge, das so glühend auf sie gerichtet war, seine sonst bleiche Wange, die so schnell sich röthete, als die Leidenschaft für sie, ihn ergriff, die kniende Stellung vor ihr, die so schön mit dem Stolz und der Kraft — harmonirte, welche sie sonst an ihm wahrnahm, dies alles, und auch wohl — seine reiche, geschmackvolle Kleidung sah sie auch jetzt noch, und sie wiederholte sich mit Vergnügen die feurigen Worte, die er, wie von einem mächtigen, geheimen Zauber ergriffen, zu ihr gesprochen hatte. Der Marquis trat ganz in den Hintergrund, und auch da stand er nur mit widerlichen Gesichtszügen; der arme Pedro streckte wohl zuweilen eine bittende Hand nach ihr aus, aber sie konnte ihn nicht beglücken mit der Ihrigen.

Ihre Theilnahme für Henrique wurde noch sehr vermehrt durch das Duell, das er so glück-

lich und mit so leichtem Muthe bestanden hatte. Und als sie nun gar den Brief von ihm erhielt, so bemächtigte sich ihres sonst recht gelassenen Herzens eine Wallung, die sie selbst nicht ganz verstand. Sie las ihn zu wiederholten Malen durch, und freute sich über das Talent mancher Männer, zuweilen recht hübsch reden zu können, und, da sie es unserm Henrique zutraute, daß er auch fühle, was er rede, so war ihr das doppelt erfreulich. Ueber die Art, wie sie ihm antworten wollte, war sie nicht wenig verlegen, denn, wenn sie gleich zuweilen für sich einige Gedichte gemacht hatte, so war ihr doch der Briefstyl eben nicht geläufig. Nachdem sie schon mehrere Male angefangen und mehrere Zettel, auf denen gar zu viel Worte ausgestrichen waren, welches übel ansah, zerrissen hatte, schrieb sie ihm endlich folgende wenige Worte zur Antwort:

„Sennor. Ich mag es wohl, wenn der Mann nicht immer den gewöhnlichen Weg wählt; der Ihrige ist indeß fast gar zu sonderbar. Da es sich indeß einmal also begeben hat,

wie es sich begeben, so mögen auch die Worte darüber zu Ende seyn. Ich glaube, daß man Ihnen vertrauen darf, und vertraue Ihnen in der That. — Fordern Sie für jetzt nicht, daß ich mehr sage, oder wenn Sie es fordern würden, sähen Sie mich nicht wieder.“

Fünftes Kapitel.

Rosaura mußte sich selbst gestehen, daß dieser Brief zwar die gute Eigenschaft der Kürze, keinesweges aber die der Erbaulichkeit besaß. Indeß mußte doch irgend eine Antwort erfolgen, und sie konnte nun einmal keine andere zu Stande bringen, da sie mit sich selbst nicht einig war.

Henrico erschien bald selbst vor ihr. In ihm war so viel Liebe, ein so inniges Sehnen, das sprachen seine Worte, seine Augen, es war ein so tiefer heiliger Ernst in seinem ganzen Wesen, daß Rosaura erstaunte, und nicht begreifen konnte, wie er zu einem Geschlechte gehören

mdge, das sie nur einmal für platt und unheimlich zu halten gewohnt war. Sie gestand, daß sie selbst eine so tiefe Leidenschaft zu empfinden nicht vermögen werde, aber sie hoffte doch, daß sie es nach und nach ihm ablernen könnte. Wenn er sie so innig und warm an seine Brust schloß, wenn sie in seinem Arme lag, daß jetzt kein Wunsch in seinem Herzen mehr übrig sei, daß er voll von dem süßen Gefühl eines ruhigen, bestimmten Glückes, der Gegenwart sich allein hingabe, wenn sie sich das dachte, so jähnte sie wohl mit sich selbst, daß sie noch so manche Nebenrückichten und Wünsche habe, daß sie sich keinesweges befriedigt und beruhigt fühlte, und keiner so innigen selbst vergessenden Liebe fähig sei, als dieser Jüngling sie zu fühlen schien.

Sie erzählte dem Grafen der Sicherheit wegen, daß sie ehemals für Pedro nicht ganz gleichgültig gewesen sei, daß sie sich aber zurückgezogen habe, als sie gewahr geworden, wie manche Reue noch in seinem Wesen haften. Sie sagte das mit starkem Accent, um dadurch ihre Passion für gebildete Menschen anzudeuten.

Henrico beklagte das Schicksal des armen Knaben, dessen Gefühle so wenig Anklang gefunden hatten, er fühlte ein inniges Mitleiden, weil es ihm schien, daß, wenn Pedro wahrhaftig geliebt habe, er sein ganzes Leben als vernichtet erkennen müßte. Der gute Jüngling war öfters wieder erschienen, aber jedes Mal unter einem nichtigen Vorwande abgewiesen worden und die alte Aufwärterin, die sonst immer eine ruhige Kälte befeßten hatte, und von Rosaura oft mit einer längstverwitterten Gartensstatue verglichen worden war, schien beinahe gerührt zu seyn, als sie erzählte, wie Pedro so innig geweint und im Schluchzen allerlei traurige Worte gesagt habe, von denen sie nur so viel verstanden, es werde nun nie wieder gut mit ihm werden, und mit dem Leben sei es nun aus. „Wenn ein so junger Mensch das sagt, fuhr sie fort, so ist es doch recht sonderbar und unsinnig, denn er soll ja eigentlich erst anfangen mit seinem Leben. Aber euer Thee wird ja ganz kalt, mein gnädiges Fräulein.“

Rosaura stürzte sich in den Strudel der mannigfaltigsten Vergnügungen, um zu vergessen,

was sie, wie sie glaubte, nicht ändern konnte. Aber sie fand sich doch nicht ganz beruhigt, und auch Henrico's Liebe gab ihrem Wesen eine Beimischung von Angstlichkeit, denn sie begriff eine solche Liebe und ihn selbst nicht. Sie hatte erfahren, daß Henrico seine rechtmäßigen Ansprüche auf die Erbschaft seines Vaters beinahe schon aufgegeben hatte, und dieser Schritt schien ihr, vielleicht mit Recht, so äußerst seltsam und unzumuthig, daß sie beschloß, so bald sie ihn wieder sähe, ein sehr ernstes Wort deshalb mit ihm zu reden.

Es geschah, und sie sprach nicht bloß ein ernstes, sondern ein fast bitteres und leidenschaftliches Wort darüber, so daß Henrico bedauerte, ihr schönes Feuer an Dinge verschwendet zu sehen, für die er, weil sie ihm bloß als Aeußerlichkeiten erschienen, nie den rechten Sinn gehabt hatte. Er konnte es nicht begreifen, wie ein schönes Gemüth sich nicht schon durch sich selbst befriedigt fühlen sollte, wie es noch etwas von außen her bedürfen könnte. Dieser Einseitigkeit wegen betrachtete er denn auch

dies ganze Gespräch nur als das Erzeugniß einer flüchtigen Auswallung, und sie mußte ihn oft daran erinnern, was eigentlich ihre Meinung sei.

Sechstes Kapitel.

„Wie war es möglich, sagte sie zu ihm, wie konntest Du so weit Deiner Kraft vergessen, um einen Besitz aufzugeben der Dir allein zukommt, nach welchem Tausende mit glühendem Eifer, mit gerechter ewiger Begierde streben würden, auch ohne daß er ihnen zukäme? Der Herrschaft wolltest Du Dich entäußern, um sie einem Manne zu überlassen, den Du hassest, der Dich hasset, und beherrschen will? Entsasgen wolltest Du der herrlichen Aussicht, Tausende zu beglücken, und diese Tausende einem selbstsüchtigen Menschen anheimstellen, in dessen engen Brust kein Gefühl für sie wäre, Du wolltest diese Tausende unglücklich machen, bloß

um der perfekten Sonne eines schwächlich wehmüthig resignirenden Moments zu genießen?

Sie fühlte, daß ihre Worte bitterer wurden, als sie seyn sollten, und daß sein Auge finster blickte. Sie drückte ihn daher mit Innigkeit an ihre Brust, und rief mit einem Enthusiasmus; von dem sie selbst glaubte, daß es ihr das mit ein hoher Ernst sei: „Nicht um meinetwillen wünsche ich, daß Du mit Kraft wieder gewinnest, was ein einziger Augenblick der Schwäche Dir hat rauben wollen, nicht um meinetwillen mache ich die Erfüllung dieses Wunsches zur Bedingung unsrer Verblindung. Ich muß den Geliebten herrschen sehen, den Geliebten, der zu herrschen verdient.“

Was ich thun werde, antwortete Henrico nach einer langen Pause, thue ich nur für Dich, denn ich bin verloren in Dich, und kann mich nicht denken ohne Dich. Wohl fühle ich es, daß meine Seele nur in sich selbst, nur in Dir sich erfreuen kann, daß ein zu weiter Wirkungskreis mich nur in mir selbst verwirrt, und meine Kraft vielleicht, statt zu erheben, lähmen könnte; doch Du foderst das Opfer, und ich

bringe es Dir. — Wohl sehe ich, daß rohe widerstrebende Hindernisse sich mir in den Weg stellen werden, doch ich achte ihrer nicht, und wenn ich sie bekämpfe, so rechne ich das mir nicht als ein Opfer an, das ich Dir bringe. Zwar der Haß meines Vaters . . . dieser Kampf könnte meinem Herzen wehe thun, sehr wehe, — doch Du soderst ihn als Bedingung unsrer Vereinigung, und ich werde auch diesen Streit bestehen. Als Bedingung . . . sagtest Du nicht so? Bedingung!

Ah! Rosaura, fuhr er nach einigem Stillstehen fort, indem sich seine ganze Seele in seinem Auge malte, und aus dem Tone seiner Stimme sprach, ach Rosaura, liebst Du mich denn auch recht herzlich, so ganz, und ungetheilt, und innig? — O Geliebte, täusche mich nicht, täusche Dich nicht. Doch nein, ich kann so nicht fragen, Du darfst mir nicht antworten, ich würde es ja nicht ertragen, ich würde dem unendlichen Schmerze nicht Stand halten, wenn Du mich lehrtest, daß ich mich irrte, in Dir, in Deiner Liebe. Irren! o dieser Irrthum würde jeden andern aufheben,

würde mein ganzes Leben zu einem Irrthum machen, würde mich in mir selbst zerstören! — Aber welche Worte sprech ich auch da aus! — wie kommen sie auf meine Lippen, wie der Gedanke nur in meine Brust! — Laß mich an Deinem Herzen sie alle, alle vergessen.

Rosaura fühlte sich ein wenig verlegen bei dieser Aufwallung ihres Freundes, und sie küßte den brennenden Mund und die blassen Wangen, und sagte viel Worte der Liebe, und es schien, als empfinde sie in diesem Moment auch ganz, was sie sprach. —

Aber Henrique konnte auch an ihrem Herzen seine vorige Heiterkeit nicht ganz wieder finden, und er riß sich früher als sonst aus ihren Armen. Er konnte den Weston, den ihm das Wort „Bedingung“ gegeben, nicht so rasch überwinden.

Siebentes Kapitel.

Als Henrico in dem Vorsaal, der zu seiner Wohnung führte, stand, hörte er Ottomar und Therese reden, und ein leises Schluchzen von Antonio.

„Du armer Junge, sagte Ottomar, Du wirst es auf dieser ungeschlachten Erde nicht lange machen, wenn Du nicht andre Wege einschlägst. Die Menschen greifen uns zuweilen mit einer Art von Värenklane an, womit sich Deine zarten Händchen nicht vertragen, der Wind des Zufalls kommt auch nicht immer aus Süden, und haucht auch nicht eben immer liebliche Blumendüfte, man muß sich auch mit unser einigen Nordwind gefallen lassen. Das

Schicksal, siehst Du, ist nun eben das Schicksal, und ist heute so gelaunt, morgen anders. Heute sieht es aus, wie ein Novembertag, ein anderes Mal wieder wie ein Maiabend. Man muß das gut seyn lassen. Das Schicksal, ich geb' es zu, sollte freilich seine Hände erst in Mandelmilch waschen, ehe es wagte, unser Leben zu attakiren, aber es thut es nun einmal nicht. Also wiederum: Man muß das gut seyn lassen. Weiter kann ich Dich nicht trösten, Antonio, doch hoffe ich, es wird anschlagen. Weiß ich doch nur im Allgemeinen, daß Du leidest, nicht was Dir fehlt, ich kann Dich also auch nur im Allgemeinen trösten.“ —

Ich fürchte sehr, sagte Therese, Du verstehst Antonio gar nicht.

„Er meint es gut, sagte Antonio mit leiser Stimme, indem er die lange gesenkten Augenlider aufschlug. Er hat sehr Recht, wenn er mich erinnert, daß ich nicht lange mehr auf Erden werde seyn können. Auch in dem leichten Scherz und Spott, mit welchem er von dem Schicksal redet, erkenne ich einen tiefen Ernst, an

den er vielleicht nicht selbst gedacht hat. Ja, er hat Recht."

Wenn es Dich betrübt, sagte Ottomar mit Gutmüthigkeit, so will ich gern Unrecht haben. Ich kenne ja die Welt nicht, und mag sie auch gar nicht kennen lernen, aber ich sehe doch wohl daß sie nicht so eben und glatt ist als mein Schreibpapier, auf dem ich den Tanzboden meiner Ideen aufgeschlagen habe. — Du mußt deshalb nicht gleich an den Tod denken, wie mir Dein Auge sagt, daß Du es thust, das Leben ist doch auch zuweilen recht gut."

O gewiß, sagte Antonio, aber warum deshalb nicht zuweilen an den Tod denken, warum nicht oft? warum nicht recht sehr oft? — Es muß ein stiller, milder Augenblick seyn, wo wir scheiden von dem Leben, wo mit einem Mal der Himmel mit den gewohnten Gestirnen unserm Auge entschwindet, und ein neuer Himmel uns begrüßt und neue Sterne uns leuchten. Dieser Moment — warum sollten wir es nicht gestehen, daß uns oft eine gar tiefe Sehnsucht nach ihm ergreifen kann, daß wir oft schon wie aus weiter Ferne, die süße Musik zu vernehmen glauben,

die jenen großen Augenblick umgeben wird, die süßen Töne, die uns mit hinabziehen werden in die geheimnißvolle Tiefe, und in das magische Reich.

Therese hatte Antonio's Hand gefaßt, und weinte, denn sie wußte nicht, wie wohl ihm seyn mußte bei diesen milden Fantasien. Auch der beschränkte Ottomar, der sich den Tod selten anders als wie den Richter mit dem Schwerte denken konnte, fühlte Thränen in seinem Auge, aber er wollte es nicht offenbar werden lassen, sondern sagte störrisch: „Könntest Du nur einigermaßen fluchen, es würde Dir gewiß besser danach werden.“

Wir ist ja recht wohl, sagte Antonio mit einem Lächeln, das nur zu deutlich das Gegentheil andeutete — von mir ist gar nicht die Rede, aber unser Herr, unser Graf, unser Henrique, wie mag er sich jetzt fühlen? Kann diese Rossaura seine heiße Liebe erwidern? Kann sie es? o sagt mir, daß sie's kann. Ich sah sie nur einmal, und es schien mir, als vermöchte sie es nicht. Aber ich kann mich irren, gewiß ich irre mich, ich muß mich irren. Wäre es so, wie

ich damals fürchtete, liebte sie ihn nicht mit ganzer, ewiger, ungetheilter Liebe — o Gott dann, dann . . . nehm mir das Bild vor den Augen weg.

Therese besann sich einen Augenblick, dann bat sie Ottomar, ein Arzeneiglas aus dem Nebenzimmer zu holen. Als er gegangen, beugte sich Therese schnell auf den Mund des Kranken, und flüsterte ihm einige Worte zu. Antonio schien zu erschrecken, und flüsterte dann auch einige Laute. „Ewig still!“ sagte er dann, und „ewig still“ wiederholte Therese.

Achtes Kapitel.

Als Ottomar zurück gekommen war, wurde er von Theresen gebeten, etwas zu erzählen, das mit Antonio von seinen finstern Gedanken abgebracht werde.

Ich will euch ein Lied singen vom verliebten Knaben, Antonio ist mir auch so einer:

Armer Knabe, kannst nicht ruhn zu Nacht?
 Will kein Schummer Deine Augen decken,
 Irst im weiten Bette her und hin,
 Seufzest tief, weilst selbst nicht recht, wonach.
 Gutes Schicksal, sei doch hold dem Armen,
 Send' ihm das ersehnte Mädchen hin,
 Daß er dürst' an ihrer Brust erwärmen:
 Möge dann der Schlaf auch immer stehn.

Antonio verbarg das glühende Gesicht in das Kopfkissen, und Therese schlug den leichtfertigen Poeten auf den Mund, der etwas recht Häßliches gesagt zu haben meinte. Er sagte mit einigem Verdruss: Recht machen kann man es auch nun einmal nicht.

Henrico, der auch für sich selbst stolz war, wollte nicht länger, auch ohne Absicht nicht, einem fremden Gespräche zuhören, und er trat herein in das Zimmer. Therese sah ihn mit einer ungewöhnlichen Schärfe an, die er nicht zu bemerken schien. Er trat zu Antonio's Betste und sagte mit gütiger Freundlichkeit: „Bist Du schon wieder krank, mein guter Knabe? wie dauert mich das so sehr!“

Antonio hob das Angesicht gegen ihn auf, und küßte seine Hand. Bedauern Sie mich? sagte er mit einem Strome von heißen Thränen, bedauern Sie mich? — o daß ich nimmer Sie bedauern möge, wenn ich nicht ewig Sie bedauern kann!

„Was sagtest Du? fragte Henrico, ich habe nicht recht Acht gegeben, Du mußt mir das verr

geben. Ich bin, so glaub ich, heute sehr zers
streut."

Antonio hatte sein Gesicht auf seine Hand ge-
beugt, und fragte mit schmerzlichem Accent:
Ach! sind Sie glücklich? sind Sie denn auch
recht sehr glücklich?

„Glücklich? fragte Henrico, glücklich? —
Kind, Kind, weißt Du auch, welches ein Wort
Du da gesprochen? Es hat eine weite Bedeu-
tung, eine tiefe, die wir nie ganz verstehen
können, niemals ganz. — Warum, mein gu-
ter Antonio, o warum mußt Du also fragen?
Wie? hat denn auch schon in Dein Kinderherz
die Vorstellung von Glück und Unglück sich ver-
breitet? — Wie sonderbar!"

Ihre umgeht meine Frage, Sennor.

„Warum sollte ich? wer giebt Dir ein Recht
zu glauben, als könnte diese Frage Statt fin-
den bei mir? — Ich bin glücklich, und ich
werde glücklich seyn. Das Glück ist die „Ver-
dingung" meines Thuns. — Es ist nicht gut,
daß wir uns so oft fragen, ob wir glücklich
sind. — Das verschleucht die glänzende Göt-
tinn. — Gute Nacht, mein Knabe."

Er gieng, und Antonio sah ihm mit Wehmuth nach.

„Es ist doch nicht so ganz richtig mit seinem Glück, — sagte Ottomar leise, damit man ihn im Nebenzimmer nicht hören könne, — sonst hätte er nicht so nachdenklich über diese Frage gesprochen. Es ist ein eigner Herr, aus dem ich mich noch nicht vollkommen vernehmen kann. Ich habe schon oft Hand daran gelegt, ihn auf dem Papiere abzuschildern, aber er will mir nicht recht Stand halten, und, wahrhaftig, wenn der Verfasser selbst nicht recht weiß, wie er mit seinem Helden daran ist, so werden es ja die Leser noch viel weniger wissen können, und das dürfen sie doch mit Recht präntendiren. Darum geb ich's auch auf, ihn als den Helden eines Romans anzustellen.“

Noch spät in der Nacht hörte er Henrico in seinem Zimmer auf und nieder gehen, und er recidirte von Neuem, nicht ohne Reckheit die vorhin mitgetheilten Verse, besonders accensuirte in die letzten Zeilen:

Gutes Schlafsal sei doch hold dem Armen,
Send' ihm das erschulte Mädchen hin,
Daß er küß' an ihrer Brust erwarmen:
Möge dann der Schlaf auch immer fliehn.

Neuntes Kapitel.

Aber auch eine schlaflose Nacht hatte für unsern Freund von jeher eine besondere Veruhigung gehabt, und fast immer waren am Morgen alle die verworrenen Gedanken und Sorgen, die ihm irgend ein harter Moment gegeben hatte, hinweggestoßen oder schon getödtet. Und jetzt, wo er durch seine Liebe erst in den Besitz aller seiner Kräfte getreten war, mußte es ihm um so früher gelingen, die einzelne Idee, die sich gleichsam mit strecher Willkühr von dem Ganzen losgerissen, und feindlich ihm entgegen strebte, zur Ruh und Ordnung wieder zurück zu führen, oder zu vernichten. Es war ja nur ein einziges Wort, das ihn irrte, das

Wort „Bedingung“ welches Rosaura gesprochen hatte, das sich ja leicht mit einem minder bedeutenden und störenden vertauschen ließ. Unserm Freunde glückte, was sonst nicht immer glücken mag, ein Wort zu besiegen, das sich einmal tief in uns gedrückt hat, das oft nur immer tiefere geheimnißvollere Beziehung gewinnt; je leichter wir es zu nehmen, je mühsamer wir es uns zur geringern Bedeutung aufzulösen wünschten. Henrico'n gelang es, den Sinn jenes Worts sich freundlicher anzulegen, und er war nun leicht entschlossen, die Wünsche der Geliebten zu erfüllen, denn die Gefahren und die Kämpfe, die er dabei zu bestehen haben dürfte, hatte er niemals geahnet.

Das Erste, was er zur Ausführung dieses Unternehmens that, war ein Weg zu seinem Vater. Man ließ ihm sagen, der alte Graf habe wieder einen so heftigen Anfall vom Fieber erlitten, daß er durchaus nicht in dem Zustande sei, Besuche anzunehmen. Henrico schrieb einen Brief an seinen Vater, worin er ihn mit vielem Anstand um eine Unterredung bat, indem sich Manches ereignet habe, was

er ihm zu melden für Pflicht halte; weil das durch ein Entschluß in ihm erzeugt worden sei, der keine Verheimlichung verstatte. Unerschrocken kam das Dillet zurück.

Der alte Graf, der, wie wir bereits erfahren, seinen Sohn nie geliebt hatte, war seit der Ankunft desselben in Madrid noch mehr von ihm entfernt worden, da er nun die Hoffnung aufgeben zu müssen glaubte, seinen Theodor jemals wieder zu sehen. Er hatte unsern Freund im Verdacht, daß er seine Nachforschungen wohl nur ziemlich faunselig betrieben habe. Nun hörte er noch, wie sonderbar er lebe. Man erzählte ihm, er treibe sich nur mit wunderlichen Poeten, Pagen, und fremden Damen umher, stelle zuweilen des Abends in der Dämmerung einsame Spaziergänge an, lasse sich wahrsagen von wahnsinnigen Frauen, besuche keinen seiner Verwandten, und fertige ihre gutmüthigsten Redensarten oft sehr flüchtig ab. Er rede zuweilen einen ganzen Tag kein Wort, und sehe oft so seltsam aus, daß man dadurch auf ganz eigne Vermuthungen gerathen müsse, denn, wenn man nur alle diese

Umstände zusammen nähme, so sei es in der That ziemlich wahrscheinlich, daß er entweder Umgang mit Geistesern pflege — worüber er ohnehin zuweilen mystische Worte fallen lasse — oder daß er doch sonst auf dem besten Wege zur Berrücktheit sich befinde. Das McDoutenabens teuer vollendete den Zorn des Vaters, und in seinem etwas beschränkten und verworrenen Sinne erschien ihm sein Sohn jetzt als ein Mensch, von dem er niemals eine Freude erwarten dürfe, sondern eitel Jammer und Herzleid, wie ihm denn das ein dunkles Gefühl schon lange vorher gesagt hatte. Auch glaubte er ihm nun keinesweges zu viel zuthun, wenn er ihn jetzt geradezu als einen Wahnsinnigen betrachte, der sich in das erste, beste Mädchen verliebe, bloß weil er gerade dazu aufgelegt sei, dergleichen Verhältnisse einzugehen. — Der Oheim, der den Verlust seiner Brant, und das übel abgelaufene Duell nicht verschmerzen konnte, bestärkte ihn nach Kräften in diesen Vorstellungen.

Henrico war entschlossen, nicht länger zu säumen. Er drang in das Vorzimmer seines

Vaters, ein Kammerdiener wollte ihn zurückhalten, aber er warf ihn mit Kaltblütigkeit kraßvoll zurück.

Mehrere Bedienten kamen hinzu, und beschworen ihn, jetzt nicht darauf zu bestehen, seinen Vater zu sprechen, er sei durch eine fast gänzlich schlaflose Nacht so sehr entkräftet worden, daß man fürchten müsse, jedes leidenschaftliche Gespräch werde die traurigste Folge für seine Gesundheit haben. Aber Henriquez war durch die mannigfaltigen kleinen Zögerungen und unbedeutenden Verdrießlichkeiten — die einzigen Leiden, gegen die er, leider, keine Kraft hatte — in eine solche widerwärtige Stimmung versetzt worden, daß er dieser guten gemeinten Warnung keine Folge leistete.

Rasch öffnete er die Thür, die zu dem Krankenzimmer führte, und trat vor das Bett seines Vaters. Der Alte schlug die Augen auf und warf einen zürnenden Blick auf den Sohn, der diesen nicht zu rühren vermochte, da er von einem rohen Wort begleitet war, das ihm nur feindlich verlesen, nicht sanft bewegen konnte.

„Was willst Du? hab der alte Graf noch einer neuen Pause an. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich nicht sehen will, und wahrlich, nichts der Art ist geschehen, daß Du hoffen dürdest, meine Gefinnungen gegen Dich hätten sich verändert.“

Von Ihrer Güte, Ihrer Liebe hab ich lange schon nichts mehr gehofft; mit Ihrer Gerechtigkeit hab ich es zu thun, die Sie mir nicht verweigern dürfen.

„Gerechtigkeit? was für eine könntest Du fordern?“

Hören Sie mich mit Gelassenheit an. — Sie sind im Begriff meinem Oheim die Herrschaft über Alcantara zu übergeben, Sie haben bei geschlossen mir mein rechtmäßiges Eigenthum zu entziehen. Jetzt bin ich hier, um Ihnen, mit all der Schonung, und der Ehrfurcht, die auch der Sohn, der nie die väterliche Liebe sählte, dem Vater schuldig ist, zu sagen, daß ich von mir selbst und von außen her bewegt, die Nothwendigkeit und auch die Kraft in mir fühle, mich dagegen zu setzen.

„Ich höre einen Träumenden, sagte der alte Graf spöttisch, oder ich träume selbst. — Du hast ja schon Verzicht auf diese sogenannte rechtmäßige Erbschaft.“

Nicht Verzicht that ich; nur äußerte ich in einem Moment der Schwachheit nicht jenes Interesse dafür, das meine Brust immer hätte erwärmen sollen. Ich gestehe, daß ich einen solchen Augenblick hatte, der den Marquis zur Hoffnung berechtigen konnte, ich würde mich ihm nicht widersetzen, aber ich erröthe jetzt vor diesem Moment, und nimmer wird ein ähnlicher über mich kommen. Es war eine Zeit, wo ich das Leben selbst nicht begriff, und also auch des Lebens Güter nicht zu schätzen wußte. Die Zeit ist aus, und eine freiere, glücklichere Periode ist für mich aufgegangen. Ich fühle tief, wie sehr ich meiner Kraft vergaß, als ich einen Besitz aufgeben wollte, der mir allein zukommt, nach welchem Tausende mit glühendem Eifer, mit gerechter, ewiger Begierde kämpfen würden, auch ohne daß er ihnen zukäme. Der Herrschaft wollte ich mich entäußern, um sie einem Manne zu überlassen, den ich hasse, den

ich gerecht hasse und verachte? Nicht entsagen will ich der herrlichen Aussicht, Tausende zu beglücken, nicht anheim stellen diese Tausende einem selbstfüchtigen Menschen, in dessen enger Brust kein Gefühl für sie ist. Mein Werk wäre das Unglück, das sie trübe. — So hat mein guter Geist, in der Gestalt eines liebesvollen Weibes zu mir gesprochen, und ich werde halten, was ich ihm versprochen habe.

Zehntes Kapitel.

Der alte Graf wollte antworten, aber es schien, als könne er keine Worte finden, die sein Erschaunen hinlänglich bezeichnen. Da stieg Jemand die Treppe hinauf, die Thüre öffnete sich und der Marquis trat mit einem glühenden Gesicht ins Zimmer.

„Dieser Mann, sagte der Graf, dieser Mann, den Du, thörichter, schwärmerischer Knabe, zu beleidigen gewagt hast, und mich in ihm; er ist mein Erbe.“

Bei Gott, Vater, sagte Henrico mit Bestimmtheit und Ruhe, er wird es nicht. Er verdient Ihre Verachtung wie er die meinige hat, ein Mensch, der verdient nicht Mens

schen zu beherrschen. Noch einmal, Vater, dieser Mann wird nicht Ihr Erbe, und noch lebt in mir die Hoffnung, daß Sie einst, wenn nicht mehr Verurtheil und Kränklichkeit Ihren Blick verwirren, ihn und mich erkennen werden, wie wir sind.

Er verbogte sich still vor seinem Vater, warf einen schneidenden Blick auf den Marquis, und gieng.

Der Alte sah vor sich nieder, und brammte einige unverständliche Worte, dann überhäufte er seinen Sohn mit Schmähungen und versicherte dem Marquis, daß nichts seinen einmal gefaßten Entschluß zu ändern im Stande seyn werde. Der Marquis gieng schweigend und mit kaum verhaltenem Zorn im Zimmer auf und ab. Der neue Anblick des Mannes, den er jetzt so tödtlich haßte, und der neue Angriff desselben auf ihn, da er ihm jetzt sogar noch den Besitz der Grafschaft hatte rauben wollen, die er schon längst, besonders aber nach jenem Gespräch, in dem sich Henrique so nachgiebig gezeigt, als sein Eigenthum anzusehen gewohnt war, alles dieses entflammte in ihm von Neuem

eine Buth, die er bis dahin noch mit Mühe verborgen hatte.

Er sah den Alten mit funkelnden Augen an, legte die Hand in krampfhafter Bewegung auf seine Schulter, und sagte: „Es muß etwas Bedeutendes geschehen, und es soll geschehen. Ich denke, Sie werden von mir hören.“

Der Alte lehnte sich bloß und kraftlos auf das Kopfkissen zurück, der Marquis schellte nach einem Bedienten, zeigte schweigend auf den Kranken, und verließ dann rasch das Zimmer.

Die neblig feuchte Abendluft, die ihn jetzt auf den schwacherleuchteten Straßen anwehte, kühlte nicht die Flammen, die in seinem Busen loderten. Es giebt Augenblicke, wo uns unsre ganze Lage in einem größern Lichte erscheint, wo unser Glück sich eine Täuschung, und unser Leiden nur sich Wahrheit nennt, wo selbst die alten schon verlorenen Schmerzen sich wieder um uns her versammeln, und neue Kraft und neue Sprache wider uns gewinnen. Kommt solch ein Augenblick der unglücklich gehobenen Phantasie über den reinen Sinn eines guten

Menschen, so gewährt ihm doch der Himmel noch, die Form wieder zu finden, in der das Leben sich zur Harmonie vereinigen läßt, oder es erfreuen ihn nach jenem tiefsinnigen Moment sanfte Thränen, in denen sich die rohe Gegenwart verliert, und süße Erinnerungen, süßere Hoffnungen sich abspiegeln. Senkt sich aber ein solcher schwerer trüber Augenblick auf das verworrene Gemüth, auf den unreinen Sinn, und quält und verlegt ihn, so hebt er sich plötzlich halb zerstört auf, um zu zerstören, denn das besleckte Herz kann kein Leid empfinden, ohne sie außer sich zu verbreiten, es kann sich nicht unglücklich fühlen, ohne unglücklich machen zu wollen.

Eine solche Stimmung war über den Marsquis gekommen, und er hatte keine Kraft, sich ihr entgegen zu setzen, keinen Willen, diese Kraft, auch wenn er sie gehabt, zu gebrauchen. Selbst eine dunkle Ahnung, die durch sein verwirrtes Innere flog, hatte keine Gewalt über ihn. Eine augenblickliche Ermattung nöthigte ihn sich an einen Baum zu lehnen, mit dessen entlaubten Zweigen ein kalter Nordwind spielte.

Er blickte jetzt zum ersten Male auf, und sah sich auf der Straße, wo Rosaura wohnte, er betrachtete die Stelle, und den Baum. Es war derselbe, unter dem einst Henrico gestanden und das Gespräch des Marquis mit Rosaura gehört hatte. Er knirschte still mit den Zähnen, und seine Hand griff unwillkürlich nach einem Dolche, der noch in der Scheide verborgen lag. Da hörte er Stimmen über seinem Haupte. Es war Rosaura's Stimme, die noch nie so sanft, so mild und zärtlich gesprochen hatte. Ein empörter Gedanke sprach laut in seiner Brust.

„O Geliebter! flüsterte es oben, o Geliebte! antwortete Henrico's Stimme.“

Ein langer Kuß schien die Worte zu hemmen. Der Dolch war aus der Scheide gezogen.

„Jetzt geh, mein Henrico, sagte leise Rosaura, jetzt geh . . . aber warum zittere ich so, da ich Dich aus meinen Armen lasse? Hast ich zu fürchten, hast Du zu fürchten?“

Ich fürchte Niemand — o so stark als jetzt hab ich noch niemals mich gefühlt. — Gute Nacht, meine Rosaura.

„Gute Nacht, mein Henrico.“

Nein — noch nicht, sagte Henrico, noch einmal laß mich Dich an meine Brust drücken Du Geliebte, Du, — nun ganz mein — auf immer mein.“

Der Marquis schwang den Dolch, und sah es nicht, daß ein Jüngling, in einem weißen Mantel gehüllt, neben ihm stand. Auch eine Leuchte, die sich langsam zu nähern schien, bemerkte er nicht. Jetzt trat Henrico aus dem Hause, eine neue Wuth erfaßte mit unwiderstehlicher Gewalt den Marquis, er zielte nach dem Leben des Feindes, das sein eignes Leben vertichtet zu haben schien, er schwang den Dolch nach ihm, aber er fehlte und traf nur den Oberarm des Grafen. Dieser, der bisher in tiefen Gedanken gestanden und Niemanden gesehen hatte, wandte sich schnell um, riß dem Marquis den Dolch aus der Hand, erkannte ihn bei dem Schein der hinzugekommenen Laterne, er vermochte es nicht, den von Zorn und widersprechenden Gefühlen bewegte Busen zu besänftigen, und tödtlich getroffen sank der Oheim von dem eignen Stahl verwundet zur Erde.

„Du nahnst mir früher schon mein Leben, sagte der Marquis mit sterbender Stimme, Du giebst mir jetzt den Tod. Dir wird es nimmer wohl gehen, und mir . . . o Theodoro, Theodoro!“

Er schien noch mehr sagen zu wollen, denn er winkte mit der Hand, gleichsam als wolle er eine ferne Gegend der Stadt bezeichnen, aber die geheimnißvollen, nur geahndeten Schauer des Todes umschwebten ihn schon, und nur unverständliche Töne vernahm man noch von ihm. Dann schwieg er auf immer.

Der Mann der die Leuchte gebracht hatte, war Ottomar. Er schrie laut auf bei dem Anblick, und sagte dann mehrere Male: Nein, es kann nicht wahr seyn, es ist eine bloße Phantasie, ein Märchen, das ein erhlter Sinn erzeugte, es soll, es darf nicht seyn: — mein theurer Gebieter darf kein Mörder seyn.

„Ich bin es, sagte Henrico kalt und still, ich bin es, zweifle nicht.“

Jetzt gewann Ottomar seine Fassung wieder: Ihr seid unschuldig gnädigster Herr, ganz unschuldig, ich sah ja Alles mit an. Auch dies

ser fremde Mann hier wird es bezeugen helfen, daß Ihr nur Nothwehr ausgeübt habt.

Der Fremde, der bisher ohne ein Wort zu reden, dagestanden, schlug seinen Mantel zurück, und sagte mit tiefem, finstern Ernst: „Ich bezeuge seine Unschuld, aber wohl — wie es dieser Sterbende verhiess — wohl kann es ihm nimmer gehen, und mir, setzte er nach einer Pause, gleichsam mit kaltem Spott gegen sich selbst, hinzu: mir noch viel weniger.“

Es war Pedro, der sich jetzt langsam entfernte.

„Wohl! sagte Henrique, wohl nie? sagte er so? und Theodoro! — Oheim — wie ist mir denn? ich kann diese Eindrücke nicht alle fassen. Halte mich aufrecht — ich war ja so glücklich — und nun — wohl nie? — Sagte er wirklich so?

Halb erschöpft sank er in Ottomars Arme.

Elftes Kapitel.

Mehrere Tage verglengen still und trübe und faßer. Es schien der Friede aus der Brust des Hersen gewichen zu seyn, und er antwortete auf alle trostreichen Worte, welche Ottomar sehr häufig zu ihm sprach, wenig oder gar nicht. Selbst bei den sorgfältigen Erkundigungen, da Rosaura täglich bei ihm nachsahen ließ, wie es mit seiner Wunde stehe, erheiterte sich sein Gesicht nur zu einem schnellen halben Lächeln, damit doch der Bote keine traurige Nachricht der Geliebten bringen dürfe. Ottomars wortreiche Reden schienen dem Grafen nicht selten lästig, Therese hatte wohl nicht Tiefe genug, um Manches in ihm zu begreis-

fen, aber in Antonio's seelenvollem Auge lag es
 so deutlich, daß er hier ganz verstanden ward.
 „O Du Lieber, sagte er einst mit rührender
 Milde; ich fühle es wohl, daß ich mich nicht
 ganz frei sprechen darf von aller Schuld. Viel
 zu leicht nahm ich das ernste Leben, übermü-
 thig gemacht hatte mich das ungehoffte, aber
 schwengliche Glück; von einem Rosarien-Geliebte
 zu werden. Meine Kraft mußte zerstört
 werden, da ich ihr zu viel vertraute. Demü-
 thig, unendlich ärmüthig machen sollte uns das
 Glück; nur im Unglück dürfen wir stolz seyn.
 Schon glaubte ich mein Erben klar und still und
 heebnet vor mir liegen zu sehn; wie ein blä-
 hendes Thal, in das nichts Unstündliches wech-
 dringen kann; aber auf dem Hügel standen
 drohende Gestalten, deren ich nicht achten woll-
 te. Hinuntergeworfen hab ich einen dieser schün-
 lichen Kolosse, aber meine Hände sind mit Blut
 besetzt, und es ist, als schenkten sich seitdem uns-
 ten im Thal die Blumen und Bäume vor meis-
 nem Tritt, und tauschten wilde und geheimi-
 nisvoller. Und noch schauen mich manche an-
 dere stehende Gestalten an von oben herab, ich

kenne sie nicht alle, aber ich sehe ihre dränenden Bewegungen. Wahrlich ja, ich sehe diese Silber, und diese Bewegungen, und kein noch so heißes Gebet beschwört sie kräftig genug, hinweg zu schwinden vor meinem Auge. Soll ich auch diese noch herab werfen? Müß ich es, wenn ich dort unten wandeln will im Thal mit der Geliebten? — Du weinst Antonio? — Kind, Kind, warum mußte Deine viel zu weiche Seele an mein sonderbares Geschick gefesselt werden, das, wie es scheint, erst spät den Ausgang finden wird? — Es hat mich von jeher bestrebt, daß Du so viel Anhänglichkeit zu mir hast, eine Hinneigung, die man beinahe Liebe nennen möchte, und ich fühle es, daß ich Dich warnen muß, davon abzustehen. Schon einmal setzte ich Dein zartes blühendes Leben in Gefahr — er warf bei diesen Worten den Mantel von Antonio's Schulter — hier ist noch die Wunde, die Du für mich ertheltest, durch die Du mich rettetest, fast tiefer noch ist die Wunde als die meinige. — Ach! ich möchte Dich dafür so gern belohnen, doch seh ich nicht, wie ich es möglich machen soll.“

Ihr belohnt mich reichlich, theurer Herr, antwortete Antonio, wenn ihr mich um euch leben lasset, und sterben lasset um euch.

Ottomars Nührung, die bis dahin gewiß echt und rein war, wurde hier durch einen beunruhigenden Gedanken unterbrochen, der den gutmüthigen Schriftsteller in ihm bezeichneter. Er dachte nämlich mit einigem Schrecken daran, daß nun schon zwei Wunden in der Geschichte, die er erlebt, ausgeheilt worden, und obendrein ein Werd geschehen sei. Den Werd konnte er sich als Schriftsteller wohl einigermaßen gefallen lassen, aber die beiden Wunden, meinte er, seyen doch, wenn man so sagen dürfe, nicht ganz von aller Monotonie frei zu sprechen.

Jetzt öffnete sich die Thür sehr leise, und Therese schlich auf den Zehen zu ihm hin, und flüschelte ihm etwas ins Ohr.

„Die ernststen Begebenheiten, sagte Ottomar mit Nührung, drängen sich jetzt zu sehr.“

Henrico fragte, was vorgefallen sei.

Es ist nichts, sagte Therese mit Kengsüchlichkeit. Ach, Ottomar, rede nur jetzt nicht, es

ist ja ohnehin schon so manches Traurige vorgefallen.

„Eben deshalb, antwortete Ottomar, ein einzelnes Leiden ist ein erbärmliches Ding, mit dem das stolze Herz nichts anfangen weiß. Wenn aber das Unglück so gedrängt, so schaarrenweise heranrückt, dann erhebt sich das edle Gemüth mit ungeahnter Kraft, und ist größer als der Schmerz, und vernichtet die Pein, die selbst vernichten wollte.“

„Er beugte mit ernster Feierlichkeit das Haupt vor dem Grafen und sagte: „gnädigster Herr, man meldet euch, euer Hr. Vater ist vor wenigen Stunden von dieser Welt geschieden, und ruhet nun in Gott. Er ruht, o mög' euch der Gedanke Ruhe geben, ich kann nichts weiter hinzufügen.“

Er verbeugte sich abermals, um dadurch anzudeuten, woran er in diesem Augenblicke des Schmerzens nicht durch Worte zu erinnern wagte, daß er nun in ihm den Gebieter über eine reiche Grafschaft ehre. Dann gieng er schnell mit Theresen ab, um ihn durch keine störende

Gegenwart weiter zu verwirren. Nur Antonio blieb bei ihm.

„Ist er todt, sagte endlich Henrique aus tiefer Brust, ist er todt, der alte Vater? — Nein; er hat mich ja nie geliebt, und es mag wohl seltsam scheinen, daß ein so bitterer Schmerz mich ergreift bei dieser Nachricht. O Gott! ich werde vor der Welt nicht einmal mit trauerndem Gesicht erscheinen dürfen, da man mein Gefühl für unwahr halten wird. — Todt! todt! — werd' ich doch ganz vertraut mit diesem Worte, und es ist mir, als trete das Leben in dieser Zeit sehr tief in den Hintergrund. — Todt? und ich war nicht bei seinem Sterbebette? Ich konnte nicht beten mit ihm das letzte Gebet, das die stichende Seele begleitet, ich ahndete nicht“...

Er hielt inne, denn ein neuer quälvoller Gedanke schien ihn zu erfassen mit gewaltiger Kraft. Antonio fragte nur durch einen Blick, was ihn so schmerzlich, im Schmerz, verwirre. — Und, fuhr jetzt Henrique fort, o ich darf es mir nicht verbergen, ich war vielleicht selbst Schuld an seinem Tode, er liebte den Dheim,

er erfuhr und meine Gestalt stellte sich mit Furlengrellheit vor sein Todeslager, und das schon ermattete Auge ertrug es nicht länger, und senkte sich auf immer.“

Er bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, damit kein Stral des Tageslichts ihn freundlich berühre, doch vor seinem innern Auge schwebten streitende Gestalten, die er nicht zu entfernen vermochte.

Es war eine lange Pause, in der sein Herz ganz entblößt von Trost, Beruhigung, und selbst von harmonischem Schmerz, der heißen Qual allein, zerrissen, kraftlos ganz sich hingab.

Da erhob sich ein Geräusch vor der Thür. Die Dienerschaft des alten Grafen suchte um Einlaß. Sie wollte den neuen Herren sehen und ihm huldigen, und vergeblich waren Ottomars Bemühungen, sie in diesem Augenblicke davon abzuhalten. Der gemeine Mensch sorgt nur davor, sich seine äußere Existenz zu sichern, jede Ungewißheit daraus zu entfernen, daß die alte

Form nicht verrückt werde, die seinem abgemessenen beschränkten Handeln zusagt.

Das Zimmer wurde geöffnet, und der Graf sah die Hereintretenden mit einem schneidenden Blicke an. Auch er hatte jenen Gedanken aufgefaßt, der dem Leser so eben mitgetheilt worden ist, und es empörte ihn das Nohe, Schlechte dieser Menschen, von denen Manche nur ihr eignes, erbetteltes Daseyn pflegen, und sonst weder auf wahre Zuneigung, noch auf wahren Haß sich verstehen. Aber als nun der Sprecher derselben, ein bejahrter Mann, dessen Haar schon weiß geworden, sich zitternd vor ihm niederbeugte, und Henrico nun die Seiten und das Auge sah, dessen Adel die lange Dienstbarkeit halb verwischt hatte, ach! da vermochte er nicht länger zu jähnen mit diesen Menschen, sondern er klagte nur den Zufall an, der so manches Leben in trauriger Eintönigkeit und all zu enger Beschränktheit verarmen läßt, so daß jede muthige Neigung, jede freie Liebe hinweg fliehen muß, so daß sie zuletzt ganz allein bleiben mit ihrem eignen unfreien Selbst, das keine Freude hat in der Erinnerung, keine in

der Hoffnung, das nur noch den spärlichen, küh-
lenden Tropfen der Gegenwart sich zu erhalten
bemüht ist.

„Seyn Sie uns ein gnädiger Gebieter, hab
der Alte an, seyn Sie unser gütiger Herr, und
wir wollen Ihnen alle mit Treue dienen und
Ergebenheit bis an das Grab.“

Henrico schwieg noch immer. — „O sagen
Sie uns ein freundliches Wort, fuhr der Alte
fort, lassen Sie uns nicht ohne Aussicht für
den morgenden Tag von Ihnen gehen.“

Ich glaube eurer Treue, sagte Henrico sanft
aber fordert heute kein freundliches Wort von
mir, denn keine freundlichen Worte redete heu-
te das Schicksal mit mir. Gehet jetzt und feiert
den heutigen Tag als einen Trauertag. Ehrt
des Vaters Andenken und ich werde euch nims-
mer verlassen.

Sie entfernten sich schweigend, und Henrico
war wieder allein mit seinem Antonio und sei-
nem Schmerz.

Zwölftes Kapitel.

Henrico war am andern Morgen in dem Hause, wo seines Vaters Leiche ruhte. In einer einfachen Trauerkleidung wurde er von dem Arzte nicht erkannt, der jetzt in das stille Zimmer trat. Henrico unterhielt sich mit ihm über Einiges, was seine Wissenschaft betraf, und fragte ihn dann, wie sich hier der Tod so gar schnell und unerwartet ereignet habe.

Der Arzt belehrte ihn, daß dieser Todesfall keinesweges unerwartet sich ereignet habe. Der alte Graf sei immer dem Tode näher gewesen, als dem Leben, der einseitige, fast roh beschränkte Sinn dieses Mannes sey nur von leidenschaftlichen Wallungen, ohne Liebe, bewegt

worden, er habe sich nimmer selbst erkannt, und daher auch nimmer zu einer ruhigen Freude an seiner Existenz gelangen können. Der verlorne Sohn Theodoro möge ihm wohl sehr am Herzen gelegen haben, denn er habe ihn sehr oft genannt, und, wenn er nicht irre, so sey dieser Name das letzte Wort gewesen, mit dem er gestorben.

Henrico lächelte mit einer wehmüthigen Bitterkeit, und bat ihn dann, fortzufahren. — Die kühle Verständigkeit des Mannes gab ihm freilich ein böses Gefühl, aber es schien ihm in seiner jetzigen Lage doch wohl zu thun, weil es ihm wenigstens die stumme Dumpsheit seiner Stimmung verscheuchte.

„Seit jenem Abend fuhr der Arzt fort, als er die Nachricht von dem Tode des Marquis erhielt, den sein wunderlicher Sohn so romantisch schnell der Erdenleiden überhoben hatte, seit jenem Abend war sein Ende entschieden. Ein Mann von so wenig innerer Haltung, wie der selige Herr Graf, mußte nothwendig zu Grunde gehen, wenn das letzte äußere Band, das ihn an das Leben fesselt, abgerissen ist,

Der Fond von Kraft consumirt sich dann schnell, und selbst eine sonst glückliche Bornreicht wehrt dem gewaltigen Tode dann nicht länger. Aber gestehen muß ich doch, daß der Selige mich seit jenem Abend ordentlich gedauert hat. „O, rief er noch wenige Stunden vor seinem Tode aus, so sind denn alle meine Hoffnungen zu Ende, alle meine Pläne vernichtet worden! So soll dieser gehasste Henrico — ich kann ihn nimmer meinen Sohn nennen; — so soll er dennoch triumphiren, Erbe werden meiner Besitzthümer, und in den Armen des Mädchens schwelgen, die er dem unschuldig Gemordeten entriß. Und er läßt mich allein in der Stunde meines Sterbens, es kümmerte ihn nicht der letzte Seufzer, mit dem die zerrissene Brust vergeht, und auch Theodoro ist fern, unerreichbar fern! — o Theodoro, Theodoro!“ Diesen Namen wiederholte er so oft, daß er mir nicht leicht aus dem Gedächtnisse wird kommen können, und, wie ich bereits vorhin erwähnte, so war es auch das letzte Wort, das über die sterbenden Lippen kam. — — Aber was ist Ihnen, Sennor? Ein kampfhafte Zittern hat

Sie überfallen, und Ihre Wangen, die vorhin so bleich waren, glühen jetzt in fieberhafter Hitze. Welch einen besondern Antheil nehmen Sie an dem Unfall dieses Hauses.

Ich bin dieser Henrico, sagte der Graf mit tiefer Stimme, dieser gehakte, den man nimmer einen Sohn nennen darf, der den Vater allein ließ in der Stunde seines Sterbens, den nicht kummerte der letzte Seufzer, mit dem die zerrissene Brust vergieng. — Ich bin es, der ihm seinen geliebten Sohn Theodoro, mit dessen Namen auf den Lippen er gestorben, nun nimmer, nimmer wieder geben kann?

„Der Arzt ward bald über eine augenblickliche Verlegenheit Herr, und sagte: „Was ich gesprochen, gehörte für einen Unbekannten, der mich freundlich um eine Erzählung bat; der Graf Henrico von Alcantara wird mir das nicht entgelten lassen.“

Henrico stand jetzt wieder allein und betrachtete mit trübem Auge das einsame Zimmer, das mit schwarzem Flor behangen war. Vor seiner Seele erschien von Neuem das finstere Bild jener letzten Tage seines Vaters, sein Haß

für ihn, der ihm in diesem Augenblicke so gerecht dünkte, seine innige Sehnsucht nach Theodoro, der nun auf immer verloren zu seyn schien, da selbst der letzte Wink des sterbenden Marquis unverständlich geblieben war, und es erfüllte ihn mit einer schneidenden Empfindung, daß sein Vater in einem solchen verworrenen Leiden, bei so gar nicht geldsetem Leben, das Leben habe verlassen müssen, und er bereitete sich selbst mit künstlichem Scharfsinn die bittersten Qualen, er nannte sich den Mörder des Oheims, sich die Ursach der fruchtlosen Sehnsucht des Verstorbenen nach Theodoro, sich die tödtliche Quelle, die dies geliebte Leben vergiftet habe. — Aber es scheint eine Wohlthat der Natur, daß wir selbst, im Schmerz den Schmerz übertreiben, und so zuletzt wieder zur Ruhe und Gelassenheit zurückkehren. Je tiefer wir verletzt worden sind, oder je tiefer wir uns selbst verwundet haben, desto früher genesen wir oft wieder, und desto richtiger ist dann wohl unsre Gesundheit.

Er sah es gern, daß Antonio, der jetzt ins Zimmer trat, seine Einsamkeit störete.

„Ich habe, sagte er, sich sanft an seine Schulter lehrend, etwas Trübes, etwas Schmerzhafstes hören müssen, das vielleicht keine Zeit aus meiner Seele ganz verlöschen wird. Noch im Tode hat mich mein Vater den Mörder des Marquis genannt — wohl bin ich es, doch wie ich es geworden, sollt' es den Namen nicht von mir nehmen? — Er hat im Tode noch mich feindlich angeklagt, daß Theodoro nicht gefunden worden ist — oh, wahrlich, dieser niedrige Verdacht, er könnte, dürst ich wollen, das Angedenken an den Vater mir vergiften, denn in seinem letzten Augenblicke noch hat sich der Haß gegen mich in seiner Brust bewahrt. — Es empört sich mein Herz in stehender Bewegung, ich möchte Blut sehen, Blut oder Thränen — nur Deine Thränen nicht, mein guter Knabe, den ich schon so viele, ohne es zu wollen, gekostet habe. Ich selbst, ich möchte weinen, doch diese Wohlthat gewährt mir nicht die grausame Natur, denn schon seit meiner frühesten Jugend flossen mir keine Thränen mehr, den Schmerz zu lindern, und kalt und schwer und ungelöst bleibt er im tiefsten

Innern. — O wäre nur mein Theodoro mir nicht entrisen, — Du bist ein gutes Kind, doch kannst Du Männerleiden nicht begreifen, — ihn liebe ich, ihn den einzigen von allen Männern mit ganzer Seele, nicht wie der Bruder den Bruder mit kühler Neigung, sondern wie der Freund den Freund mit treuem Herzen. Und ihn muß ich verlieren, und nicht blos, daß ich ihn verlor, auch ein rohes Wild, jene widerwärtige Erscheinung auf unsrer Reise will mir die süße Erinnerung beschmeißen! — Ihm möchte ich klagen, nicht Dir, nicht der Geliebten. Ach sie, die meine ganze heiße Liebe hat, deren Leben ich mit allem Schönen ausschmücken möchte, was das Leben Schönes hat, sie darf nichts davon erfahren, ihr darf ich nie ein Leiden nennen, ihr darf ich nimmer Schmerz um mich bereiten.

Therese selbst, die diese letzten Worte mit gehört hatte, fand denn doch diese Delikatesse ein wenig zu zart, und prophezeichte von dieser Exaltation und übergroßen Anbetung des geliebten Gegenstandes wenig Gutes.

Sie kündigte an, daß die Dienerschaft, die die Güte, mit der sie gestern von dem Grafen sey behandelt worden, nicht genug rühmen könne, von Neuem sich versammelt habe, und um Zutritt bitte,

Auch die Verwalter von mehreren schönen und reichen Gütern, die ihm jetzt zugefallen, seien da, um ihn als ihren neuen Herrn zu begrüßen.

• Sie traten herein. Alle waren in anständiger Trauerkleidung, und das bleiche Gesicht mancher von den ältern Dienern verkündigte es sehr bestimmt, daß ihre Stimmung mit dem Gewande harmonirte. Erwartungsvoll heftete man die Blicke auf ihn, der hoch immer schwellend da stand. Ihn erfreute der Anblick dieser stillen Menge, und ihre Demuth, die ihn heute anständiger drückte als gestern. Vielleicht daß auch das Gefühl zu herrschen, seine sonst trübe Brust erwärmte, und er redete zu den Männern Worte des Friedens und der Güte. Er wünsche Liebe, und er werde Liebe geben; auch eine Gebieterinn hoffe er ihnen bald zuzuführen, der sie sich alle mit inniger Demuth,

und tieffter Verehrung nahen sollten. Ihren Beifall, ihre Huld und Gnade zu erringen, müsse fortan die Pflicht aller seiner Untergebenen seyn, denn nur durch die Gunst der Geliebten, die jetzt, da ihm alles geraubt worden, sein einziges Glück ausmache, könne man sich auch seinen Beifall erringen.

Er winkte ihnen zu gehen, und sie entfernten sich auch, wie es schien, mit Hoffnung und Wohlgefallen, doch bemerkte Ottomar bei einigen der Aelteren ein leises Kopfschütteln, wobei er ihnen denn auch im Herzen, eben so leise, Recht gab.

Dreizehntes Kapitel.

Wenn es dem Jünglinge nur erst gelungen ist, das Leiden, das ihn drückt, ganz zu begreifen, so wird es ihm, besonders wenn er sich, wie Hentice, eines bedeutenden Fonds von innerer Kraft erfreuen darf, nicht weiter mehr misslingen können, es zu besiegen. Nur wenn der Schmerz, mit irre flatterndem Fluge, verworren und stürmisch an uns vorüber rauscht, nur solche Momente, wo der Ton der reinen Harmonie, der in der Brust jedes Gebildeten spricht, bei dem wilden Flügelschlage jener Harpyse verstummt, nur solche Momente sind zu fürchten, doch wenn es ganz Nacht ist um uns her, so erhebt sich leicht der Tag aus uns.

rer innern Welt. Ein Schmerz der schon begriffen worden ist, steigert sich leicht zur Harmonie, und wir stehen dann wieder still und klar da, mit muthiger Gelassenheit. So auch Henrico.

Wenn er in dem neuen Glanz, der ihn umgab, in der neuen Würde, zu der ihn ein Zufall so schnell erhoben hatte, auf seinen ehemaligen beschränkten und dunkeln Zustand herab blickte, so erschienen ihm die mannigfaltigen Güter, mit denen eine solche Existenz ausgestattet ist, nicht mehr so werthlos, als ehemals, da er es nicht gewahr ward, daß er ihrer entbehrte. Und es war ein besonderer nicht geahndeter Reiz für ihn in dem Gedanken, das reiche Füllhorn seines Glücks zu den Füßen der Geliebten ausschütten zu können. In solchen Augenblicken, wo er bei ihr war, der seine ganze Liebe gehörte, von ihren Armen umfaßt, von ihrem warmen Odem berührt, vergaß er leicht jene wenigen unfreundlichen Tage, die nur, wie einzelne Schatten über den hellen Grund seines Lebens liefen.

In Henricos Hause war man über Rosaloren nicht so ganz zum Vortheil entschieden, als sich vielleicht hätte erwarten lassen. Therese beschied sich freilich so ziemlich eines Urtheils, aber sie meinte denn doch, das Fräulein sei nicht herzlich genug, und zum Hochmuth geneigt, wozu sie mit einiger Beiläufigkeit Velspiele anführte.

„Was mich betrifft, sagte Ottomar, indem er mit Behaglichkeit eine Tasse Kaffee ausleerte, nach der er sich jedesmal zu einer Rede gerühter fühlte, was mich betrifft, so ließ ich ihr Alles recht gern hingehen, wenn sie dieses Alles was sich hingehen lassen ließe, nur wirklich wäre. So ist sie aber eigentlich zu Vielem, um etwas seyn zu können. Es ist ein Unterschied, geliebteste Zuhörer, zwischen dem Rechten und dem Gemachten, ein Unterschied zwischen einer natürlichen Rose, und einer von Seide verfertigten, ein Unterschied zwischen einem wirklichen Stern und einem, den man nur so angestrichet hat. Dieser vortreffliche Satz wirft einiges Licht auf das, was ich nun sagen will, oder eigentlich nun nichts mehr zu sagen

brauche. Herzlich genug ist sie freilich nicht; doch kann sie es vielleicht heute Abend beim Thee seyn, wenn sie sich etwa heute früh bei der Eshokolade vorgenommen hat, der Herzlichkeit sich zu befeßigen; hochmüthig ist sie allerdings, doch ist sie vielleicht Morgen beim Diner sanft und demüthig, eben weil sie vielleicht dann, zur Abwechslung einmal sanft und demüthig seyn will. Wenigdemüthig ist sie darum auch nicht, eben so wenig als beständig; sie ist ein künstlich gemachtes Wesen, über das ich einigermaßen Flüche möchte erdnen lassen, ziemte es sich nur. — Ach, Kinder, sagte er mit naiver Rührung, laßt uns doch ja um Gotteswillen recht natürlich bleiben, sollten wir uns auch — einige Gewalt anthun müssen. Wie wird wahrhaftig ganz bange, wenn ich an diese Künstlichkeiten denke, die unserm guten Erassen . . . doch, ich will nicht unheilbringende Worte sprechen.“

Antonio sah vor sich hin und sagte: Wenn sie ihn nur liebt, so recht, so ganz! — O Gott wenn sie ihn nicht innig liebt, er geht zu Grunde.

„Er geht zu Grunde, sagte Ottomar rasch und heftig, denn sie liebt ihn nicht, weil sie überhaupt nicht lieben kann.“

Erst nach einer langen Pause konnte er wieder in seinen gewöhnlichen Ton fallen. „Du weißt, Therese, ich wollte anfangs unsern Grafen zum Helden eines Romans machen, aber ich hab' es aufgegeben. Ich kann das Böse alle, das ich ahnde, nicht zu Papier bringen. Lieber erfinne ich etwas.“

Er wurde gefragt was er denn noch für böse Dinge ahndete, und er erinnerte an Pedro und Theodoro.

„Dieser Pedro fuhr er fort, ist mir einige Male begegnet, seit der Zeit, daß sie, die Rosaura meine ich, ihn nicht mehr ansieht. Es war ein schlimmes Bild, das sag ich euch. Die Arme streckt er aus, wie ein Baum im November die entlaubten Zweige nach dem Himmel, der ihn dafür mit Regen, Schnee und Hagel anseuchtet. Es ist auch nichts mehr zu umarmen da, als etwa ein erfrorener Baum oder ein Postament, oder ein Hügel, der eigentlich lieber ihn umarmte, im Grabe nämlich. Seine

Phantasie mag ehemals wohl etwas echaufirt gewesen seyn; jetzt werden Wassereimer in Menge angeschleppt, die bösen Flammen anzulöschen. Warum glaubt auch so ein junger, unerfahrener Mensch, in Eldorado und Arkadien zu leben? Was überspannt er so sein Herz, daß er an Liebe und Treue glaubt? Warum hebt er solche alberne Kinderträume nicht bloß für sein Kopfkissen auf, wo allerdings leider noch solche dumme aber freilich ganz liebliche Träume zu haben sind? — So etwas muß sein gezüchtigt werden, und in der That, er wird, er wird nicht eben sanft gezüchtigt.“

Ach Ottomar, sagte Antonio, fahre nicht fort, in diesem bösen, schneidenden Scherz. Der strengste Ernst ist nicht so bitter.

„Und nun gar dieser Theodoro, nahm Ottomar von Neuem das Wort, der ist der wahre schwarze Stein, an den wir alle uns noch stoßen werden. Der häßliche, gewandte, aber doch sehr rohe Satan, den wir auf der Reise sahen, er lehrt vielleicht zurück, er erscheint vielleicht ganz unvermuthet, recht eigentlich wie ein Dieb — unsers Glückes — in der Nacht,

und kann . . . ja dann, wer weiß, ob es dann wohl noch lange ein „Dann“ für uns geben wird. O es ist gar böse, wenn man einen Menschen fürchtet, denn, eben weil ich diesen Theodoro noch nicht genau kenne, hab' ich die Freiheit, mir alles in ihm zu denken, was zu fürchten ist; ich denke ihn mir als roh, und so zeigte er sich ja auch. Was wäre denn aber zu fürchten, Kinder, wenn es das Rohe nicht ist?

Vierzehntes Kapitel.

Als Ottomar, der hier fast die Stelle des Chors zu vertreten schien, mit seiner Rede geendet hatte, hörte man zu wiederholten Malen stark an die Thüre klopfen. Das ernste Gespräch hatte sie alle etwas feierlich gestimmt, und Ottomar der sich ohnehin durch öftere fantastische Uebung in Spannung erhielt, rief jetzt mit sonderbarem Pathos aus: „Wer Du auch seyn magst, tritt herein zu uns!“

Wirklich trat etwas Ungewöhnliches herein. Es war eine hohe Jünglingsgestalt mit blassen tiefen Wangen und erloschenen Augen. Das schwarze Haar flatterte in wildem Locken um die weiße Stirn, und ein dunkelrother Mantel schlug nachlässig um den hageren Körper.

Therese schrie laut auf, Antonio näherte sich ihm voll Furcht und Mitleid. „Es ist Pedro, sagte Ottomar, dem in diesem Augenblicke dünkte, es werde die Scene aus dem Hamlet, wo der erhabene unglückliche, rachefordernde Geist still und feierlich über die Bühne schreitet, hier wiederholt.

„Wo ist euer Herr? fragte Pedro. Verheimlicht mir ihn nicht, denn, bei Gott, ich muß ihn sprechen, noch ehe es mit mir zu Ende geht.“

Man sagte ihm, der Graf sey nicht da.

Er bemerkte die Schüchternheit und Theilnahme mit der man ihn betrachtete, und fragte: „Warum seht ihr mich so an, als bedauertet ihr mich? — Sey ich etwa aus wie ein Unglücklicher? — Der Anblick trägt, dem ist nicht also, nur der Feige ist unglücklich, und ich habe noch Muth und Kraft genug, um den Todfeind, der mein Glück mir stahl, zu vernichten. Bei Gott, ich habe Muth genug, sagte er jetzt mit wildem verdächtigem Lächeln, das eine halb zerrüttete Geistesstimmung bezeichnet; aber indem er krampfhaft zuckend

den Degen aus der Scheide schlenkerte, sank er, wie erschöpft, auf einen Stuhl zurück. „Nur die Kraft, sagte er mit Behmuth hinzu, ich muß es leider doch erkennen, die Kraft will mir seit einiger Zeit denn doch gebrechen. Das ist sonderbar, und ehemals war es wahrlich ganz anders, ihr dürft mir glauben. Da war ich ein kühner lustiger Jüngling, der das Leben betrachtete, wie der Bräutigam die gepuzte Braut, der auch das Leben liebte, wie eine solche. Damit hat es sich aber gegeben, und es ist rein aus mit aller Lustigkeit. Was die Menschen alle, die besien selbst, Freude nennen, ist doch nur Fieberwahnwitz, weiter nichts; ein elendes Betrunkenseyn, dem das Nüchternwerden zeitig genug solzen wird. Wenn der Vorhang herunter gelassen ist, so gehen die Zuschauer alle nach Hause; mich dünkt aber, ich sehe noch da allein auf den leeren Bänken, und denke zuweilen vor, es werde noch was kommen; es ist aber alles aus, rein aus. Und die Lampen löschen aus, eine nach der andern, bald wird es dunkel werden, immer dunkler werden, ganz, ganz“

dunkel. O, oh! was ist es doch für ein böses Ding um verlorne Liebe! — Aber warum laßt ihr mich doch so wehmüthige Dinge reden? Das ist nicht gut.“

Er sprang rasch auf, und sagte: Kraft brauche ich, und Kraft will und muß ich haben, denn beim ewigen Gott, ich habe nicht Lust länger zu leiden, ich will mich rächen, und noch heute Abend muß Henrique von meiner Hand geschnitten, fallen!“

„Fallen, wiederholte er mit jenem traurigen Lächeln des nahenden Wahnsinns, fallen, ich liebe das Wort, denn ich weiß, was es bedeutet. Böse Leute sagen, Pedro sey auch gefallen. Je nun, etwas Wahres mag daran seyn, aber es sollte mich doch verdrüßigen, wenn ihr darauf nachsaget.“ —

„Daß er über mich triumphiren muß, weil er in äppiger Höheit daher fährt, weil er von Ueberfluß und Reichthum umgeben ist, daß ich zurück gestoßen werde, weil ich arm bin, weil ich nichts anzubieten habe, als dies Herz voll glühender Liebe, das sich nun verzehren mag in ewiger Flamme, daß ich ihr Herz verloren

habe, um des Goldes willen, . . . es ist ein so gemeines, widriges Schicksal, es ist so kalter bitterer Hohn in dieser Alltäglichkeit, daß ich mich dadurch zwiefach beleidigt, tausende fache elend fühlen muß!“

„Und sich nicht rächen zu können, mitleiden zu müssen das tiefe Gefühl der unendlichen Schmach, die ich erleide, in die ewige Nacht, die mir winkt, vergehen zu müssen in dieser kalten dumpfen eintönigen Qual — o nimmer, nimmer!“

Der gutmüthige Ottomar war in großer Verlegenheit, was er mit diesem Menschen, der so ganz zerstört, nun noch zu zerstören gedachte, anfangen sollte. Theresie hatte sich zurück gezogen, da ihr in seiner Nähe allerdings ein unheimliches Gefühl werden mußte. Nur Antonio gieng nahe zu ihm heran, faßte liebevoll die Hand des armen Jünglings, und tröstete ihn mit ungewählten, aber herzlichsten Worten. Er hörte in seiner Betäubung nicht mehr jene Worte des warmen Gefühls, aber die Theuren des Mitgefühls sah er und sie schienen ihm wohl zu thun für den Augenblick.

Doch Ottomar verbarb Alles. Er fühlte sich ergriffen von der Scene, und meinte deshalb sich desto gemäßigter und gelassener betragen zu müssen. Er trat deshalb zu Pedro hin, und hielt eine ziemlich lange Rede über das Unglück dieser Welt, über die Nothwendigkeit, es mit Ruhe zu ertragen und über die Erhabenheit des Geistes, der es vermag, also zu erdulden. Es fielen ihm dabei einige Stellen aus dem Seneca, dem Dionysius Cato und Antonius Muretus ein, und er konnte es leider nicht über sich erhalten, sie zu verschweigen.

Da schlug Pedro ein lautes wildes Gelächter auf, und rief: „Verlorne Liebe! kennst Du die Antwort, geschwägiger Thor? — Rache, Rache! Dies Gefühl kann allein mein vergessendes Leben noch frischen.“

Er nahm von Neuem den Degen, und Ottomar fühlte eine kleine Anwandlung von Schauder, denn Henrique trat so eben ins Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.

Pedro trat mit ungewissem Schritt dem Kommenden entgegen, und sagte mit wilder Gesarde: „Dich such ich, Dich, Henrico, stehe mir, ich fordere dich zum Kampfe!“

Henrico, der eine sehr heitere Stimmung mit nach Hause gebracht zu haben schien, sah sich verwundert unter den Anwesenden umher, und fragte sehr gelassen: Wer ist dieser junge Mensch? Was führt ihn hieher, und warum redet er so sonderbar?

„Pedro bin ich, der Verlassene, der Deine Rosaura liebt, der auch von ihr geliebt wurde, ehe Du, fürchterlicher Mensch zwischen mich und mein Erdenglück tratest! — Du hast mir Alles, Alles entrißen; das Höchste, was ich Dir entreißen kann, ist eine Kleinigkeit — Dein Leben.“

Er drang bei diesen Worten mit hochgeschwungenen Degen auf den Grafen ein, aber dieser setzte mit ruhiger Kraft die Hand des Wüthenden, entriß ihm den Degen, und sagte: Es stünde jetzt bei mir, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich hätte ein Recht Dich dem Gesetz zu überliefern; das Du so wild und freventlich übertreten hast, oder Dich, nach elgerner Willkühr zu bestrafen, aber das sey fern von mir. Du dauerst mich, Jüngling, Dein bleiches, zerstörtes Gesicht sagt mir hinlänglich, wie unglücklich Du Dich fühlst, und die convulsivische Bewegung, in der ich Dich erblicke, läßt mich fürchten, daß Du in jenem Augenblick nicht wußtest, was Du thatst.

Pedro schwieg, seine Knie zitterten; und seine Augen blinzten unsicher umher. Nach ei-

ner langen Pause, während welcher er die Hand an die Stirn legte, als bemühe er sich einen verlorenen Gedanken wieder zu finden, sagte er leise: „Seid einen Augenblick still um mich her, ich bedarf der Ruhe, um über etwas Wichtiges nachzudenken.“

Ihr Henrico habt mich besiegt, ganz überwunden, in der That. Ich kam hieher, um Rache zu nehmen an Euch, aber es ist mir die Kraft geraubt worden, mich hinzustellen gegen Euch in der ganzen Stärke des Mannes. Ihr habt gewonnen, ich verlor. — Ich verlor! — Tönt doch das Wort so dunkel daher, als wolle es mich schon zur Ruhe geleiten: — Ruhe? — o still, still! — Gute Nacht! — Ich will zur Ruhe gehen.“

Er gieng langsam durch das Zimmer, und öffnete die Thür, Antonio wollte ihn begleiten, aber er winkte mit gutmüthigem Lächeln, das gleichsam zu sagen schien, ihm dürfe jetzt Niemand folgen.

Auf des Grafen Befehl erzählte jetzt Ottomar, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen habe, und er sparte keine Farben, um das

Mitleid auf Pedro hinzulenken. Aber mit Erstaunen bemerkte er, daß Henrique seiner ganzen Erzählung nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit widmete, und keinesweges jene Nahrung zeigte, die Ottomar sich versprechen zu dürfen glaubte.

„Ich beklage den Jüngling, sagte Henrique, indem er rasch aufstand, und einige Gänge durchs Zimmer machte, ich fühle den bittern Zufall, der ewig auch mein Gemüth verwirren, und in die glanzersfüllte Flur, durch welche jetzt mein Leben hingeht, eine ge dunkle Schattenreise hinziehen möchte. Doch ist mein Herz in diesem Augenblicke zu sehr erfreut, um für die Trauer Raum genug zu behalten. Ja, ich fühle es, die Sonne meines Lebens wird mir ewig klar und rein und still erwärmend leuchten über mir, in ruhiger, erhebender, ewig neuer Freudigkeit wird jetzt die blühende Jugend um mich spielen, und jede selbe Abndung früherer Tage zu kühnerer Ersfüllung reifen dürfen. Ja, theilt ihr Lieben, meines Herzens Wonne, Rosaura wird in wes

nig Tagen mein. Das nahe Osterfest wird uns
 fre ewige Verbindung krönen. Sie gab den
 heißen Bitten nach, und ich habe nun keine
 Bitten, keine Wünsche mehr, ich bin befries-
 digt, bin begnügt."

Er schloß eine Welle, und auch die Andern
 schwiegen. Therese spielte mit ihrem Strick-
 beutel, und sah ein wenig einsältig aus, da sie
 sich zu reden zwingen wollte, und die Worte
 ihr nicht zu gehorchen schienen. Antonio warf
 ein glühendes Auge auf den Grafen, und es
 war, als bräche eine plötzliche Feindseligkeit
 gewaltsam aus dem lang verhaltenen Herzen,
 und spicgte sich in diesem flammenden Blick.
 Aber schnell verlösch dieser einzelne Funken,
 und das tiefe Feuer der alten Liebe malte sich
 von Neuem in dem großen strahlenden Auge.
 Ottomar erhob sich endlich, und sprach mehrere
 nicht ohne Künstlichkeit gesetzte Worte von des
 Grafen Glückseligkeit und seiner aufrichtigen
 Theilnahme. Als er nachher in den Fluß kam,
 brachte er auch einige rhetorische Figuren her-
 bei, und versuchte seiner Rede Mannigfaltig-

keit zu geben; aber Henrico hörte nicht sehr auf ihn, sondern war wieder in sich selbst versunken, und mit seinem Glück zu sehr beschäftigt, als daß er das weitläufige Reden darüber hätte lieben sollen. Ottomar schwieg verlegen, und hörte einer fernen Orgel zu; die, von einer rauhen monotonen Stimme begleitet, durch die Straße zog. „Es wäre nicht übel, sagte er endlich, um nur etwas zu sagen, wenn man uns noch zur Nacht ein Ständchen brächte, aber es scheint leider nur ein gemeiner Kerl zu singen in dessen Kehle und — Leben wohl wenig Gesang seyn mag.“ Man hörte ihn jetzt, da er näher gekommen zu seyn schien, folgende Worte singen:

„Armer Junge, Theodoro

Woh! wo bist Du hingekommen?

Wärst Du fein zu Haus geblieben,

Thätst Du Dich nicht selbst betrüben,

Seit Du in die Welt gegangen,

Hat man nichts von Dir vernommen;

Bist vergessen schon seit Langem

Trägt noch Dir kein Mensch Verlangen;
 Haß kein Liebchen, keinen Freund mehr
 Keinen Bruder, o, das schmerzt sehr,
 Darum sehr ja nimmer wieder,
 Armer Junge, Theodoro!"

„Ein Lied, rief Ottomar vertrießlich aus,
 so heillos und ennuyant, daß ich ordentlich sehe,
 wie die Musen und Grazien alle, halb ohnmächtig
 geworden, davor zurückschaudern.“

Wer ist der Mensch? rief Henrico in einer
 nicht gewöhnlichen Bewegung, und eilte ans
 Fenster, um den Sänger nachzusehen.

Ottomar hatte ein anderes Fenster aufge-
 macht, und sagte gelassen: „Es ist ein bloßer
 Vankelsänger, der mit diesen Beleidigungen
 der Musen sein Leben fristet, das selbst vielleicht
 eine Beleidigung der Musen ist.“

Theodoro? sagte er nicht Theodoro? warum
 gerade dieser Name?

„Bloßer Zufall, antwortete Ottomar, na-
 türlich bloßer Zufall. Der Name ist bequemi-
 für jeden Singsang.“

Doch ist es sonderbar. — Wie? er wäre vergessen schon seit Langem, es verlange Niemand nach ihm, er habe keinen Freund mehr, keinen Bruder? — Wohl müßte das schmerzen! — Theodoro — ich weiß es nicht, wars um mir dieser Name so tief bedeutend klingt, so geheimnißvoll, so — unerstlich, wie sonst niemals.

Er gieng in sein Zimmer und Ottomar sagte: „Dieses ist ein Abend, den man allerdings einigermaßen seltsam nennen dürfte. Ich kann euch sagen, daß ich meine ganz eignen Gedanken darüber habe; doch mag ich sie fürs Erste bloß meinem getreuen gänzlich verschwiegenen Kopflisten anvertrauen.“

Sechszehntes Kapitel.

Die folgenden Tage wurden mit mannigfaltigen Anstalten zu der bevorstehenden Vermählung hingebracht, denn diese — so war es des Grafen Wille — sollte mit besonderem Aufwand und einer fast fürstlichen Pracht gefeiert werden. Ein Umstand, der allerdings Jedermann auffallen mußte, der die vorige einge-

schränkte Lebensweise unser's Henrico gekannt hatte, und es wußte, wie wenig er bisher von äußerer Pracht und glänzendem Aufwand gehalten. — Ottomar schüttelte nicht selten im Stillen den Kopf, und es schien, als werde er jezuweilen, wenn er den Grafen ansah, nicht bloß ernsthaft, sondern ordentlich betrübt, und als ihn Therese deshalb befragte, ließ er sich vernehmen, es liehe dem Grafen seine jetzige Freudigkeit nicht so wohl als sein ehemaliger milderer Ernst und die leichte, süße Schwermuth, die er sonst noch nie so rein als bei Henrico gefunden habe. Er habe ein dunkles Gefühl, es werde nicht alles gut gehen.

Für dies dunkle Gefühl bekam er ein ziemlich deutliches, indem ihm Therese einen kleinen Schlag auf den Mund gab, damit er nicht ferner so unziemliche Ahndungen aussprechen sollte. Hinterher wurde er noch obendrein ausgelacht, ein Schicksal, das dem armen Menschen so oft begegnete, daß er sich bereits mit christlichem Sinne, darein ergeben hatte, um es sich, ohne Murren, gefallen zu lassen.

Henricos Freude war allerdings zuweilen heftig, und wenn sie gleich niemals den Zustand überschritt, der die Freudigkeit des gebildeten Mannes bezeichnet, so hatte sie doch nicht jene ruhige Mäßigung, und in sich gekehrte Besonnenheit, die man sonst an ihm wahrnehmen mußte. Es war als treibe ihn ein unbekanntes Etwas, das sonst nicht in seiner Brust gewohnt hatte, das Leben rasch zu durch-eilen, als fürchte er irgend einen bösen Zug des Geschickes, eine finstere Stunde, die vielleicht mit einem Male, die hellen Lichter, und die freundlichen Gestirne verlöschen würde, die jetzt nach seinem Leben strahlen. So hatte sich eine Art von unruhiger Hast, von trunkenen Kraftanspannung in seinem Herzen eingefunden, und die Freude flatterte gleichsam nur wie eine fliehende Nymphe mit aufgeldstem Haar an ihm vorbei, und er rang mit ihr, daß sie verweile. Aber Henrico selbst gestand sich nichts von dem allem, selbst seine jetzige Meinung zur Pracht, und das süße Gefühl zu herrschen, war fast niemals ein Gegenstand seiner Reflexion; nur wenn er an Theodoro dachte,

so ergriff ihn eine besondere Unruhe die er nicht begriff, und als er gar einmal, gleichsam als wolle er sich selbst zur Sprache bringen, sich zugerufen hatte: „Wie? wenn er jetzt ins Zimmer träte und die Herrschaft foderte, die ihm gebührt, dem Aeltern!“ — und als er vor dem Gedanken erschrak, und fast zu fliehen schien vor ihm, da erröthete er vor sich selbst. Es war das erste Mal, daß er unzufrieden mit sich selbst war, und nicht vermöchte, sich zufrieden zu stellen. Er eilte hin zu Rosauken, aber sie schien ihm heute fast kalt zu seyn, er fand sogar einige Gezwungenheit in der Art, mit der sie seine Liebkosungen erwiderte, und wenn er ihr auch gleich hinterher im Herzen diesen Gedanken wieder abbat, so wollte er doch nicht von ihm weichen.

„Wenn sie Dich nicht liebte, wie Du sie liebst mit inniger, ewiger, glühender Liebe! — wenn je ein anderer ihr theurer werden könnte, als Du ihr bist! — wenn es nur ein heißer Traum gewesen wäre mein ganzes Glück, das zu nichts führt, als zum kalten Erwachen?“

Er wandte sich schnell um, gleichsam als wolle er den Dämon fassen, der ihm diesen Gedanken zuflüsterte. Auch Pedro und Theodoro erschienen wieder vor seiner Phantasie, und der letztere hatte ein rohes widriges Ansehen und es war ihm, als höre er eine gemeinlachende Stimme, welche sagte: „Nimm Dich in Acht vor dem Erstgebornen. Er nimmt Dir die Grafschaft, er nimmt Dir die Liebste, er verdirbt Dir den ganzen Spaß.“

Da verbarg er das glühende Gesicht in Rosaura's Busen und sie sagte mit hastiger Stimme: „In dreien Tagen bist Du mein Gatte.“

Sie sprachen nicht weiter, aber das Wort beruhigte ihn auf eine besondere Weise. Es begleitete ihn durch die gestirnte Nacht und sprach noch oft in seinen Träumen.

Siebzehntes Kapitel.

Früh am Morgen des Hochzeittags, der recht heiter und freundlich herauf gegangen war, stand Ottomar am Fenster und sah hinaus in das Freie. Er redete, wie gewöhnlich, mit sich selbst, und stellte Betrachtungen an, über das was da kommen sollte, und über das was vergangen war. Da ergriff ihn nach langer Zeit zum ersten Male wieder eine Sehnsucht

nach seinem Vaterlande, das so weit hinter ihm lag, und je mehr er diesem Gesühle wehren wollte, das er sonst wohl in thörichtem Uebermuth verspottet hatte, je stärker erhob es sich in seiner Seele. Wohl sei alles klein gewesen und beschränkt in der Heimath, so dachte er, aber dafür auch so sicher, so rein und unverworren. Hier, in Spanien, gehe es ihm wohl glänzender und größer und es bewege sich alles in einem weiteren, freieren Kreise, aber es behage ihm doch nicht halb sowohl, als daheim in der kleinen Vaterstadt, wo jedes Haus ihm bekannt sei, und jede Straße gleichsam der Phantasie die alte Richtung gebe, in der ihr so wohl ist. Heute sey nun zwar Hochzeits tag, und der gnädige Herr könne es eigentlich nach Recht und Gerechtigkeit verlangen, daß sich in seinem Hause alles freudig und wohlgemuth gebärde; er müsse indeß protestiren, es werde ihm nicht gelingen. Doch, der Herr Graf werde auch wohl nicht viel danach fragen, es sei ja doch Manches anders mit ihm geworden, die alte Vertraulichkeit sei zu Ende, und er vernähme sich täglich weniger an Henz

rico. Der Himmel möge nur geben, daß heute alles ein gutes Ende nehme.

Hier wurde Ottomar in seinen Betrachtungen unterbrochen, die Thüre gieng auf, und jene unglückselige Gestalt, die ihn an jenem Abend so betrübt gemacht hatte, trat jetzt zu ihm hin.

Ottomar gieng einige Schritte zurück vor dem unheimlichen Wesen.

„Du fürchtest Dich, sagte Pedro kalt, das solltest Du nicht. Wer wollte sich vor mir fürchten? — Vor mir, bedenk doch. — Ich komme ja auch als ein Bittender.“

„Was willst Du bitten, armer Junge? Mach es kurz; denn, unter uns, ganz wohl ist mir nun eben nicht bei Dir.“

„Auch möchte ich eben nicht behaupten, sagte Pedro mit halbem Lächeln, daß mir wohl wäre bei mir selber. Doch das wird sich geben, recht bald, und es ist jetzt nicht davon die Rede.“

Was blitest Du also?

„Ich weiß; es wird hier heute eine Hochzeit gefeiert, bei der es, wie ich höre, hoch hergehen soll. So etwas mag ich wohl leiden, für mein Leben lieb ich dergleichen. — Für mein Leben? dummer Ausdruck, als wenn man das so sehr liebt und es sich der Mühe lohnte, es so sehr zu lieben! — Aber, wieder auf die Hochzeit zu kommen, ich muß mit dabei seyn.“

Du, dieser Hochzeit beiwohnen? armer Junge!

„Ich verbitte Dein Bedauern. Genug ich muß dem Dinge zusehen. Was wunderst Du Dich denn? und warum sollt' ich nicht. Ich kenne ja Brant und Bräutigam, und wenn ich gleich nur ein armer Hidalgo bin, so hab' ich doch auch was Hübsches anzuziehen. Es ist eigentlich gar nicht höflich von Deinem Grafen, daß er mich nicht eingeladen hat; wenigstens hätte es die Brant thun können. Mit der hab' ich doch wohl ehemals Umgang gehabt, es hat Stunden gegeben, wo sie mir die langen Haar-

re von der Stirn gestrichen und mich ihren lieben Pedro genannt hat. Dergleichen Stunden hat nun freilich der Teufel längst geholt, und mir, einem guten altkatholischen Christen giebt sie der Schwarze nicht wieder, aber sie hätte sie doch nicht so ganz vergessen sollen, die Braut meine ich. Ein Plätzchen am Tische könnte sie mir denn doch wohl vergönnen. Nicht wahr?

Ottomar erschrak über die seltsame Laune des verlassenen Jünglings, und bat ihn, nicht fortzufahren in diesem Tone.

„Habt ihr denn auch den Theoboro nicht eingeladen? fragte Pedro. Den Bruder schließt man doch nicht aus.“

Was weißt Du von ihm? — Er ist ja weit entfernt, todt vielleicht schon längst.

„Traue nicht, es kommen oft Leute die man gar nicht vermuthet.“

Ottomar wollte weiter forschen, aber er wich ihm aus: und sagte, er wisse eigentlich nichts,

als daß er sich selbst jetzt recht lustig fühlte, und daher von so traurigen Dingen, als ein verlornet Bruder sei, nicht weiter reden wollte. Er wiederholte die Bitte, daß man ihn zur Hochzeit lassen möge, er verlange nur ein kleines Plätzchen im hintern Zimmer, aber Ottomär schlug ihm die sonderbare Bitte, die er ohnehin nicht eigenmächtig gewähren konnte, mit Bestimmtheit ab.

Pedro bedachte sich eine Weile und fragte dann wo und wenn das Paar getrauet werde. Ottomär häßte die Kirche und die Zeit, aber es geriet ihm sogleich, es gesagt zu haben, ob er sich nicht wußte, warum er hätte anstehen sollen, diese Geringsfügigkeit zu erdulden, da er ja auch von andern diese Nachricht leicht erhalten konnte.

„Nun, sagte Pedro, wenn ihr mir denn durchs aus eure Thüre verschließen wollt, so muß ich wohl zufrieden seyn, daß ich wenigstens so viel weiß. Denn sehen muß ich sie noch einmal, es ist nothwendig. Die sechs Stunden bis dahin

werden ja auch wohl noch vergehen; es ist ja schon so Vieles vergangen. O wie freue ich mich, die Braut zu sehen in aller ihrer Pracht. Auch ich will mich köstlich schmücken, als gieng ich zu einem Feste. In Purpurdiege sollt ihr mich erblicken, wie einen König. Bei allen Schwüren, die je geschworen sind, es soll eine köstliche Minute geben! — Sieh' mich nicht so mitleidig an, ich hasse das, ich habe heute den ganzen Rest meiner Kraft in mir zusammengeschnitten, und so steh ich denn noch ganz leichtlich da. — O wenn die Stunde nur erst schläge, die große, die göttliche Stunde!”

Ottomar sah ihn mit großen Augen an, und wußte nicht, was er von dieser Exaltation denken sollte. Aber als er ihn schärfer ins Auge faßte, da schien sie ihm diese Erhebung nur zu sehr verdächtig; die letzte Zuckung glaubte er in ihr zu finden, die der schon besiegte Mensch noch wagt.

Höre mein guter Pedro, sagte er, mitleidig seine Hand ergreifend, Du bist in einer Stimm-

mung, die Dir gefährlich werden kann. Es ist eine trunkene, lustige Verzwweiflung, die aus Dir spricht, eine lächelnde Wuth gegen das Geschick, das Du, selbst mit gebrochenem Herzen, verchren solltest. Habe doch den Muth, mit Anstand und Gelassenheit unglücklich zu seyn, laß Dich nicht von Deinem Schmerz, wie von einer rasenden Bacchantinn fortzuschleppen. Stehe, Stehe! — wenn auch auf den Trümmern Deines Glückes; nicht mit dem erpressten Lächeln, dem gezwungenen Stolz, der wilden Freude. Demüthig still und weinend magst Du hinschauen auf die Brandstätte, dann wird sich ja die Jugendkraft wohl wieder erheben. Gehe hin, Jüngling, in Deine stille Kammer, zieh die dunkeln Vorhänge dicht vor das Fenster, damit der helle Tag Dich nicht verwunde, falle Du voll Demuth auf die Knie, und bete voll Inbrunst um Geduld und Ergebung.

„Pedro schlug ein wildes Gelächter auf, und sagte: Rechne mirs nicht zu hoch an, daß ich Dich einmal anlache, denn ich muß Dir ges

sehen, daß Du mir wirklich sehr lächerlich vor-
 kommst in diesem Augenblicke. — Verlorne
 Liebe! — kennst Du das Wort, weißt Du,
 wie ich mit diesem einzigen Laut Dir all diese
 Wortweisheit zerbrochen vor die Füße werfe?
 — Bete Du Feiger, wenn Dir das Leben eine-
 mal ein halb verzerrtes Gesicht zuweist, ich ball-
 e die Faust und zerstöre es und mich mit. Lebe
 wohl, Du gutmüthiger Schwäger, Du thö-
 richter Klügling, ich weiß mir besser zu ras-
 chen. In sechs Stunden sehen wir uns wie-
 der.“

Achtzehntes Kapitel.

Ottomar schüttelte sehr bedenklich den Kopf, und sah dem verarmten Jünglinge mit Bedauern nach. „Lange machen wird es der Mensch nicht mehr, sagte er endlich, wenn nur wenigstens länger als die sechs Stunden, von denen er so bedeutend spricht. Mein Gott, setzte er schnell hinzu, welch ein böses Wort hab' ich da gesagt! Nimmermehr, das soll, das darf nicht zu fürchten seyn.“ —

Therese, welche jetzt, geziert mit allem Schmuck, wie es sich für die Feier des heutigen Tags geziemte, in das Zimmer trat, versuchte ihn und die Besorgnisse, welche er ihr mittheilte. Sie meinte, ein junger Mensch rede wohl allerlei seltsame Dinge, aber es komme doch zu nichts Rechtem, sie zerrauten sich auch wohl, wenns hoch käme, in der ersten Hitze, einige entbehrliche Haare; hinterher machten sie auch wohl noch ein Thränengedicht und ließen es sauber drucken. Dann aber sei es aus, sie ließen sich von Neuem frisiren, und giengen wieder den alten Gang.

Es schien indeß, als hindere sie nur heute der ungewöhnliche Puz, in dem sie austrat, an ihrer sonstigen Theilnahme. In prachtvollen Zimmern, besonders wenn vornehme Herrschaften darin erwartet werden, konnte sie nicht wohl zum Mitleiden gelangen; sie hatte dann sogar einige Anlage zur Trivoltät.

Henrico war in der freudigsten Bewegung, es schien, als könnte heute keine Trauer, und

wenn sie sich auch noch so sehr ausdringen wollte, zu seinem Herzen sprechen. Ottomar hatte daher nicht den Muth, ihm von dem Besuche des armen Jünglings zu erzählen, denn er bemerkte in den Zügen des Grafen heute noch mehr als in den letzten Tagen jene Sicherheit und jenen Stolz, wovor ihm beinahe bange war, weil er wenigstens in gewissen Momenten zu ahnden glaubte, daß das Schicksal nicht solchen fröhlichen Hochmuth, sondern nur eine demüthige Freude gestatte.

Antonio war am frühen Morgen bereits ausgegangen, und der Graf erkundigte sich auch nicht einmal nach ihm, ob gleich Ottomar nicht selten daran erinnerte, daß dergleichen Aufsührung: am Morgen eines solchen Tages in Feldern und Wäldern herum zu schwärmen, wie er es von dem wunderlichen Knaben vernuthe, denn doch ein wenig sonderbar sei, und der gnädige Herr sei gewiß gar gütig, daß er auch für dergleichen Abenteuerlichkeiten den Mantel der Liebe immer in Bereitschaft halte. Aber Henrique hörte gar nicht darauf, und es

schien, als drängten sich heute alle seine Gedanken und Wünsche nur auf die Geliebte zusammen. Die ganze übrige Welt verschwand vor seinem Blicke.

Die Stunde kam, wo der Graf die geschmückte Braut zum Altar führen sollte. Ottomar betrachtete sie mit durchdringendem Auge, und sagte still für sich hin: „Eine Helena, bei Gott, eine Helena, die selbst die Troer bewundern müssen, die sie hassen. Mir muß es mein Feind lassen, daß ich sie nicht allzuwohl leiden mag, und dennoch kann ich nicht anders, als sagen, daß sie hübsch ist, wunderhübsch! Ach! der Himmel gebe doch jedem Manne, dem er gewogen ist, ein Mädchen von nur mäßiger Schönheit; denn die wunderschönen bringen nichts Gutes. Diese nun vollends gar nicht.“

Der Zug gleng der Kirche zu, angegast von der staunenden Menge. Da drängte sich Antonio mit glühendem Gesichte daher zu Henrico, und sank vor ihm auf die Knie nieder. „Laß mich, rief er aus, laß mich nur noch einmal eure Hand küssen.“

Ottomar, dem gleich anfangs die Reisekleidung des jungen Menschen, die ihm für den heutigen Tag so unpassend schien, aufgefallen war, stand jetzt ganz betroffen über den Austritt da, und rief ihm verdrüsslich einige Scheltwörter zu, unter denen „Fantast und Tollsäufer“ am vernehmlichsten tönten. Henrico nur an die nächsten Minuten der ewigen Verlobung denkend, und jeden Aufschub hassend, reichte dem Knaben in schneller Bewegung die Hand hin, und ließ sie gelassen küssen. Das Volk lachte, wie billig. Antonio raffte sich schnell auf, rief mit einer krampfhaften Anstrengung: „Lebe wohl, lebt wohl!“ und war dann schnell ihren Augen entschwunden.

Henrico wandte sich zu Ottomar, und fragte: Weißt Du, was der Knabe will? — Er hat mir da einen Zettel in die Hand gedrückt, er ist an mich; doch wie mag ich jetzt lesen? Lies Du.

Er kehrte sich schnell zu Rosaloren zurück. Der ganze Auftritt schien ihm unbedeutend,

oder beinahe verdrießlich, da er ihn zwang, auf einige Augenblicke wenigstens an etwas anderes zu denken, als an sein bevorstehendes Glück, und von etwas anderm zu reden, wenn ja getrost werden sollte, als von diesem.

Ottomar wog den leichten Zettel in der Hand, und fand ihn schwer, weil er einen bösen Instalt ahndete, endlich öffnete er das Siegel und las:

„Ich muß Sie verlassen, Sennor, ich kann, ich darf nicht länger um Sie seyn. Der Tag ist da, der Ihnen Rosaura zuführt als Ihre Gattinn. Möge er der Tag Ihres Glückes seyn, das ist mein innigstes Gebet; nur sehen kann ich Sie nicht ferner in Ihrem Glück. Verlicht einst ein Tag des Schmerzens, oder der Gefahr für Sie an, dann eile ich wieder zu Ihnen, dann will ich theilen mit Ihnen den Schmerz, theilen die Gefahr. Ich wünsche ihn nicht, weil ich ihn nicht wünschen darf, da Sie so glücklich sind, aber ich habe eine Ahndung, daß er einst kommen werde. Dann,

erst dann darf ich Sie wiederschen. Wer ich bin, bleibe Ihnen bis dahin unbekannt. Leben Sie wohl, o leben Sie glücklich — wer kann es mehr wünschen, herzlicher als ich?“

Die Unterschrift war etwas undeutlich, und Ottomar wußte nicht, ob er „Antonio“ oder „Antonia“ lesen sollte. Er steckte den Brief sorgsam in seinen Brust und sah still vor sich hin.

„Du gutes, liebevolles Wesen, sagte er dann, fahre wohl, ich habe nun eine Freude weniger. Fahre wohl, und wenn ich recht ahnde, was hier zu ahnden ist, so sollten wir heute keinen Freudentag sondern einen Tag der Trauer feiern. O diese böse, böse Freude hat Dich verjagt, Du theueres Kind, weil Du den grellen Anblick nicht ertragen konntest. Dein Leben warfst Du kühn und liebend hin, um es für ihn zu wagen, der Dein Leben zerstört, weil er Dich nicht liebt. Den Schmerz und die Gefahr willst Du gern mit treuem Herzen theilen; nur den Mistklang dieser Feste vermagst Du nicht zu ertragen. — Du fliehst

und löstest und oblein in Vielem reinlichen, ver-
worrnenen Gewähl. So lebe denn wohl und
gedenke unsrer, und möge ein sanftes Geschick
Dich gelinder berühren, als wir hier gethan
haben."

Er fühlte eine Thräne in seinem Auge, und
da er sich bald darauf besann, daß sich kein trös-
ter Blick für den heutigen Tag gesieimen wolle,
so sah er wieder gezwungen frei um sich her,
damit er nicht aus der Uebung komme. Er
erblickte Pedro, der rasch auf ihn zukam, und
indem er ihn traulich auf die Schulter klopfte,
sagte: „Du siehst, ich halte Wort; ich mußte
haben seyn."

Er eilte davon, kam aber schnell zurück, und
fuhr mit einer sanfteren Stimme fort: „Ich
habe Dich verhin verlaßt, auch sonst wohl
manches starke Wort zu Dir gesprochen. Es
thut mir leid; nimm's nicht genau damit."

Ottomar lächelte, da er eben nicht daran ge-
wohnt war, daß man ihn um Vergebung bitte,

und sagte schnell und gutmüthig, er möge denn halb ganz außer Sorgen seyn, es habe gar nichts auf sich.

„Nun das ist gut von Dir, sagte Pedro, recht gut, daß Du mir vergiebst. Ich bin so schwer beleidigt, daß ich Niemanden beleidigen mag. Du hast auch sonst vorhin manches Gute gesprochen, besonders, daß Du mich zum Gehen ermuntertest. Ich habe gebetet, recht herzlich gebetet, Du darfst es glauben. Aber nicht wehmüthig hat es mich gemacht, sondern recht herzlich und muthig, um es klar einzusehen, daß ich auf dieser Welt nichts mehr zu gewinnen, nichts mehr zu verlieren habe, das Leben etwa ausgenommen, an dem denn doch nicht viel verloren ist. Drum muthig, muthig! — Lebe wohl, vergieh mir Alles, wenn ich Dir so etwas Uebles gethan habe. Lebe wohl. Fürs Erste sehen wir uns wohl nicht wieder.“

Er schüttelte ihm mit Herzlichkeit die Hand, und war dann schnell voraus geeilt. Ottomar hatte anfangs Freude gehabt über die anschei-

nenke stille Resignation des armen Jünglings, aber die letzten Worte desselben, die wieder von jenem irren Lächeln begleitet waren, machten ihn zittern für die nächste Minute, aber er wagte nicht, es sich selbst laut zu gestehen, was er fürchte.

Neunzehntes Kapitel.

Als er in die Kirche trat, überlief ihn ein geheimes Grauen; denn Pedro stand oben auf einem Empor allein, und nickte und schielte ihm freundlich zu, wie ein Wahnsinniger, der sich in irgend einer traurigen Idee glücklich fühlt. Der weite Raum, der unsern Ottomar umgab, erfreute ihn nicht mehr und dünkte ihm enge, die hohen Bögen, welche wie eine mosaische Brücke, die lichte Stufenordnung umspannten, schienen ihm zu sinken, und die

freundlichen Engelsklyse, deren liebliches Lächeln vom Plafond herab, ihm oft mit milden Fantasiën erfreut hatte, bekamen jetzt für ihn ein böses Lächeln, dem ähnlich, wie er es an Pedro gesehen hatte. Er blickte nach Henrique, aber er wandte bald sein Auge wieder ab von ihm, denn er sah hier nur eine muthige Jüdischkeit, deren er selbst in dem Moment des schwachen Wehmuth natürlich nicht fähig war. Voll Mitleiden sah er den ehrwürdigen Priar hier, der so still und gelassen da stand, in der freundigen Uebung seines Amtes, denn er ahnte denn, daß sich bald diese Freundlichkeit im Zorn werde verwandeln müssen, wenn die unheilige That, welche er befürchtete, die stille Feier störte. Jetzt ertönte die stille große Musik der Orgel, und ihre Akkorde, so einfach und ernst und langsam gehalten, ergriffen die Zuhörer und stimmten die Gemüther zur Andacht und gläubigen Betrachtung, aber Pedro's Innere schienen sie nur zu neuem Zwiespalt und Ingrimm gegen sich selbst aufzuregen. Und als nun Henrique und Rosaura still und erfreut, und ganz verloren in den Moment, der sie auf ihre

mit vereinigen sollte, vor den Priester hintreten, da erblickte Ottomar den verlassenen Jüngling in einer Bewegung gegen sich selbst, vor der ihn schandete. Er schloß sich nicht hart genug mit anzusehen, was er suchte, daß geschehen werde, er schloß sich selbst weichlich und schwach, daß er nichts zu unternehmen wage gegen das, was er besorge. Er bedrangte sich schnell durch die Versammlung, und athmete erst wieder frei, als er die Kirchthür erreicht hatte. Er hörte den Priester beistehen, mit einfachen Worten das Paar anreden, dann vernahm er auch das Ja, welches Beide laut und freudig aussprachen. Jetzt traf ein Schreckenslaut sein Ohr: „Wehe euch! wehe mir!“ — es geschah ein Fall — er hörte verworrene Stimmen um sich her, — mit ungewöhnlicher Anstrengung bedrangte er sich wieder zurück, und erblickte Pedro in seinem Blute liegen. Der unglückliche Jüngling, dem in der glänzlichen Verworrenheit seiner Gefühle nichts Kräftiges und Tröstendes mehr zu essen übrig geblieben war, dessen blühende Jugend durch Rosantens Untreue, wie von

einem giftigen Hauche berührt, gewelkt, gesunken war, dessen beschränkter dunkler Sinn keine Hoffnung mehr begriff, da ihn die feindselige Gegenwart zu tief verletzete; er hatte in dem Augenblicke, als Rosaura das Ja gesprochen, es nicht vermocht, das Leben ferner zu ertragen. Er hatte den Dolk tief in die glühende Brust gesenkt, damit sie nicht ferner in unbefriedigter Sehnsucht einsam schlage und ohne Liebe, die, wie er vielleicht gehofft, dem Toden nur noch werden könne. Man war bemüht, ihn, wenn noch Rettung möglich sei, zu helfen, man hielt den Strom des Blutes auf, und verhüllte die Wunde, aber das arme Leben war bereits hinweggeflohen, und wollte nimmer wiederkehren.

Ein junges schönes Mädchen, die von der tragischen Begebenheit besonders tief gerührt zu seyn schien, warf ihren Schleier auf das blasse Gesicht, und die zerrissene Brust, die nun ganz still und beruhigt war.

Rosaura war ohnmächtig in Henrique's Arme gesunken.

Zwanzigstes Kapitel.

Ottomar stand wie betäubt noch immer da, während der Graf, Rosaura und der Pfarrer schon längst die Kirche verlassen hatten. Er sah mit trübem Blicke, wie einige gutmüthige Menschen aus der nieder Klasse die verhäulte Leiche anfaßten, um sie zu Grabe zu tragen, und erst als er gesagt hatte! „Ach! sagst ihn ja sanft an, ihr guten Leute, ihm ist so oft im Leben rauh begegnet worden; laßt es im Tode anders seyn,“ erst dann vermochte er zu weinen. Der Tode war ihm wirklich lieb gewesen, und er ließ seine Thränen ungestört fließen, ob er gleich von einem Manne, der mit

büßterem Gesicht schon eine Weile neben ihm gestanden, aufmerksam betrachtet wurde.

„Da gehen sie nun hin, sagte Ottomar, und tragen ihn zur Gruft, und werfen Erde auf das Herz, das so früh untergegangen ist, da es den Ausgang keiner neuen Sonne mehr zu hoffen wagte. Armer Junge, Du hast frühzeitig Abend gemacht, Feierabend! — Ich kann Dich nicht beklagen, denn Du bist in Sicherheit, für Dich ist nun nichts mehr zu fürchten, denn Du hast aller Furcht mit rascher Reckheit ein Ende gemacht; aber für Henrico ist zu fürchten. O ihn umstrickt ein böses, heimliches Verhängniß, und wird ihm nie erlauben, des so erworbenen Glückes mit Ruhe zu genießen. Welch ein Weg war es, den er nehmen mußte, um in diesen Hafen zu gelangen! — Norden mußte er in einem unnatürlich feindseligen Augenblicke, den Oheim, der sich ihm gegen über zu stellen wagte, der alte Vater gieng in den Tod, und nicht mit Segen für den Sohn; fallen durch den eignen Stahl mußte ein guter, wilder Jüngling, und mit Blut die Feier sädern, aus der nichts Gutes nimmer

lanti' entzüringen. Das ist ein blutiger dunkler Gang zur leuchtenden Hochzeitskammer, wehe dem, der ihn gehen muß.

„Und ist denn nun alles hinweggeräumt, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, was hinaus weg geräumt werden mußte? ist nichts mehr zu überwinden übrig? droht nichts Feindseliges mehr, dem heutigen Aben zu stören?“

„Der fremde Mann berührte seine Schulter, und sagte mit bitterm Lächeln: Wohl gesürchtet, es ist noch etwas zu überwinden übrig, das nicht so leicht zur Ruhe sich begeben möchte, als die übrigen.“

Ottomar, den die wehmüthige Stimmung noch schwächlicher gemacht hatte, als er ohne dies schon war, wandte sich, nicht ohne Zittern um. Der Fremde hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, und nur der halbblärende Mund mit dem er jene drohenden Worte ausgesprochen, wurde dem Zitternden aemerkbar.

Aber er sah genug, um zu erschrecken. Es war kein neues Schreckbild, das er erblickte.

„Ich kenne Dich, rief er aus, ich kenne Dich, und habe Dich immer gesürchtet. Ich allein;

die andern verblendete eine thörichte Sicherheit. — O ich wußte es wohl, daß Du einmal erscheinen werdest, wie ein kaltes höhnens des Gespenst unter freudetrunkne Menschen. — Fort, fort! — mir ist nicht wohl bei Dir.“

Er eilte schnell an ihm vorbei durch die Thüre der Kirche, und von der ängstlichen Empfindung beflügelt war er in wenigen Minuten in dem Palaste des Grafen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Henrico war von jener tragischen Begebenheit in der Kirche nur auf Augenblicke erschreckt worden. Es schien, als habe ihn die Reihe seltsamer Vorfälle und feindseliger Geschehnisse mit einer Männlichkeit und Kraft gestählt, daß er jedem neuen Schrecknisse die Spitze bieten durfte. Aber es war nicht jene ruhige Männlichkeit, jene sichere Kraft, die heute von seiner Stirne leuchtete, es hatte das Ansehen, als sei dieser fröhliche Zustand, nur mit gewaltsamer Anstrengung und peinlichem Stolz errungen worden. Auch bei Rosaura, deren schöne Adthe oft einer schnellen Blässe wich, war eine ähnliche Spannung zu bemerken.

Als Ottomar mit bleichem Gesicht und fast außer Aethem in das Zimmer trat, gieng der Graf schnell auf ihn zu, und sagte: „Ich verbieth Dir, irgend ein Wort der Trauer zu reden, wie es Deine verführte Miene zu verkündigen scheint. Was einmal die Vergangenheit in ihrem dunkeln Schooße bewahrt, das werden keine eitle Klagen ihr entreißen. Was nicht wieder zu erlangen ist, das sei vergessen. Geh, ich hasse diese klagende Miene, geh, beschaue Dich in dem köstlichsten Wein, daß jeder nüchterne Gedanke verschwimme in dem feurigen Strom, mische Dich unter die Reichen der äppig raschen Länger, daß jedes herabziehende, wehmüthige Gefühl von dem fröhlichen Wirrwarr überdubt und vernichtet werden möge. Geh, geh! ich will heute nur trunksene und fröhliche Gesichter sehen. Nimm diesen Becher, sich wie der köstliche Trank uns entgegen schäumt, wer wollte klagen? wer wollte in diesem so gar sehr kurzen Leben nicht rasch der Freude folgen, wenn sie winkt?“

Er gieng schnell von ihm und zurück zu Rosaura.

„Wenn sie winkt, sagte Ottomar, als er allein stand, aber sie winkt nicht. Ich kenne doch auch das Anzich der Freude, aber hier erblicke ich sie nirgends. Er trank den Becher aus, und sagte die bekannten einfachen Worte: „Auch die Todten sollen leben.“

Er betrachtete die Gesellschaft, in der sich mancher stolze Grande, manches reiche imposante Fräulein befand. — „Der eine, sagte Ottomar, dankt sich ordentlich zu vornehmen für die Freude, und wird auf diese Weise, ohne es zu wissen, gemein, der andere macht gar zu unbehülliche Sprünge, um die Lustigkeit zu erhaschen, wird schwerfällig, indem er gewandt erscheinen will, und genirt sehr durch ungeniologische Ungenirtheit. Dort tanzt einer so gar sehr wohlansständig, daß es ihm recht äbel steht, und jener möchte gern die Freude von den Händen seiner Nachbarin wegnehmen, denn er läßt sie in Wahrheit, zu oft. Jener sieht mir nun gar so aus, als kenne er keine Freude, außer der, die sich auf dem Teller zerlegen, oder durch den Pokal zwischen die Lippen gebracht werden kann. Und ich? ja wahrs

lich, ich bin am weitesten von der Fühllichkeit entfernt, denn ich stehe hier und mache Bemerkungen, während über mich selbst gar nicht einmal etwas bemerkt werden kann, weil ich nichts thue, als — höchstens fürchten.

— „O Geliebte, sagte Henrique zu Rosaugen, als er sie vom Tanze fast ermüdet und erschöpft, zu einem Sofa geführt hatte, noch immer will jener Schreck, denn Dir jene rohe That in der Kirche gab, nicht schwinden von Deinen Wangen, nicht aus Deinem Herzen. Du mußt es lieben dies jarte Gefühl, und doch sahlst Du.“

„Hätt ich nur wenigstens die That nicht selbst sehen müssen, antwortete sie, indem sie sanft die Hand um des Grafen Schulter legte, ich würde eher vergessen. — Henrique war nicht ruhig genug, um zu bemerken, daß sie beinahe schon vergessen haben müsse, um so antworten zu können.

„Du bedauerst den Unglücklichen, sagte er mit gekünstelter Sophisterei, aber kann er zu bedauern seyn, darf man ihn nicht unglücklich nennen, da Du ihn bemitleidest? Welch ein

schöneres Erbtheil könnte man wohl hinwegnehmen von dieser Erde ins Grab hinein, als eine Thräne des sanften Mitleids von meiner Rosaura? — So ruhe er denn recht sanft, denn mehr gewährt der Himmel nicht, als sanfter Ruhe.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Siehe Dich um, wie alles sich der Freude öffnet, wie der Tanz die Blicke lähnt, und der feurige Wein die tiefsten Gefühle selbst zur Sprache bringt. — Nicht der Wein, nur die Musik, sie allein vermag das. — O mir wird wieder wohl, recht innig wohl, denn jener Moment kehrt zurück, als ich Dich zum ersten Male sah, Dich, die ich längst geahndet hatte in schönen Träumen. Wie Du herein tratest in Deiner blühenden Schönheit, mit der unbegreiflichen, zauberischen Gewalt des Auges, mit der ganzen Fülle der Herrlichkeit, die Dich umleuchtete, wie ich da, im tiefsten Innern ergriffen, nichts mehr sah, als Dich, und nicht achtend der staunenden Menschenmasse zu Deinen Füßen hinstürzen mußte, um zu bekennen das heiße Gefühl, von dem mein Herz erfüllt

war. — Ha, sieh da, jetzt hebt jene einfache, geheimnißvolle Menuet aus dem Giovanni an, die auch Deinen Eintritt begleitete. Ist es doch, als wolle sich die ganze Scene wieders holen, das bedeutet, Liebe, etwas *Chères*."

In diesem Augenblicke wurde dreimal stark an die Thür des Saales geklopft, und Ottomar sagte leise, aber mit lauschlagendem Herzen: Etwas Böses bedeutet das.

„Wer es auch seyn möge, sagte Henrico, der noch so spät an unserm Feste Theil nehmen möchte; ist er dieser edlen Gesellschaft nicht unwerth, so sei er willkommen."

Die Thür öffnete sich, und senkte fremde Mann, der in der Kirche neben Ottomar gestanden, trat mit starkem Schritt in das Zimmer. Er war in einen weißen Mantel gehüllt, unsäglich gekleidet und hatte den Hut tief in die Augen gedrückt.

Henrico fragte im nachlässigen Tone, denn ihm war der Mangel an Sitte widerwärtig, den man an diesem Fremdling bemerken mußte: „Wer seid ihr?" — Als er aber einen nähern Blick auf ihn geworfen hatte, sagte er

mit ungewisser Stimme: „Wer seid ihr, Sen-
nor? nennt euern Namen, denn nur im Kreise
wohlbekannter Männer soll dieses Fest gefeiert
werden.“

Der Fremde gieng näher hin zum Sitze des
Grafen, und sagte mit ernstem, tiefem Ton:
Henrico von Alcantara, Du siehst in mir kei-
nen Freund, der die Freuden dieses Festes mit
Dir theilen will, ich bin Dein Feind, und daß
Du schnell erfahrest, warum ich hier sei, so
höre denn: Ich nenne Dich einen Verräther,
einen heimlich wälfischen Verräther, der kein
Verbrechen scheute, um sich zum Besiz der Gül-
ter zu erheben, die ihm nicht zukommen. Hen-
rico, noch einmal, vor allen diesen Männern
hier beschuldige ich Dich des schwärzesten Ver-
raths, und werfe Dir den Handschuh hin zum
ernsten Kampf auf Tod und Leben.“

Henrico stand rasch und mit glühendem Aus-
ge von seinem Sitze auf, und sagte stolz: „Wißt
Du es werth, daß sich ein Ritter, ein Graf
mit Dir messen darf, so werße Dir der ehren-
volle Kampf mit mir zu Theil. Doch vorher
zeige Dein Gesicht, das Du so sorgsam ver-

hältst, damit ich die Züge dessen schaue, der mit so rohem Troß, so freventlicher Keckheit die unbescholtene Ehre anzutasten wagt."

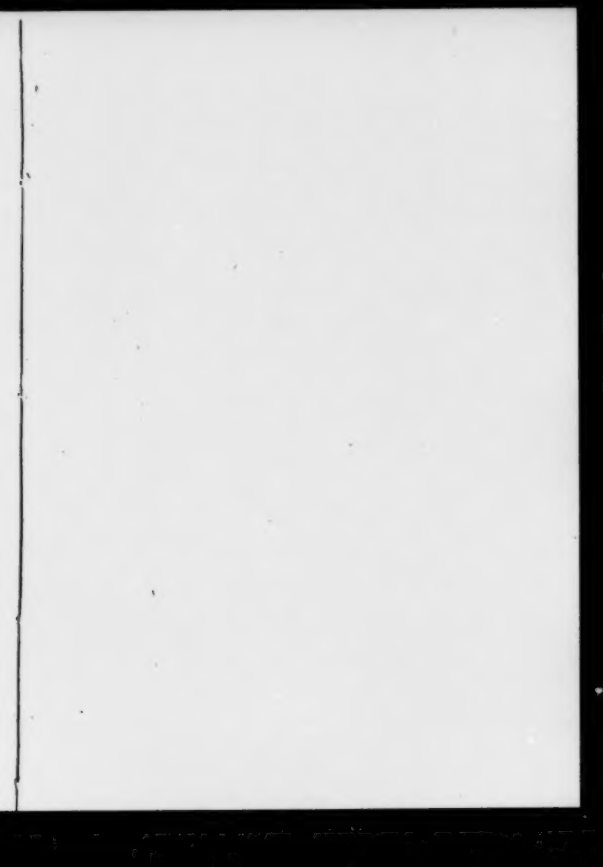
Wirst Du, sagte der Fremde mit Kälte, wirst Du den Muth haben, mir in das Auge zu sehen?

Der Graf zog den Degen, und rief mit zürnender Stimme: „Zeige Dein Gesicht, nenne Deinen Namen, oder, bei Gott, ich halte mich nicht länger zurück, in diesem Augenblicke schon, gerechte Rache an Dir zu nehmen."

Der Fremde warf Hut und Mantel von sich und fragte mit schneidendem Blick: Kennst Du mich nun?

Henrico trat einige Schritte zurück, rief: „Bist Du es? Theodoro, mein Bruder?" und der Degen sank aus der zitternden Hand.

Ende des ersten Theils.





H e n r i c o,

e i n R o m a n

v o n

F r a n z H o r n.

Zweiter und letzter Theil.

Posen und Leipzig,
bei Johann Friedrich Kühn.
1805.

you know (2)

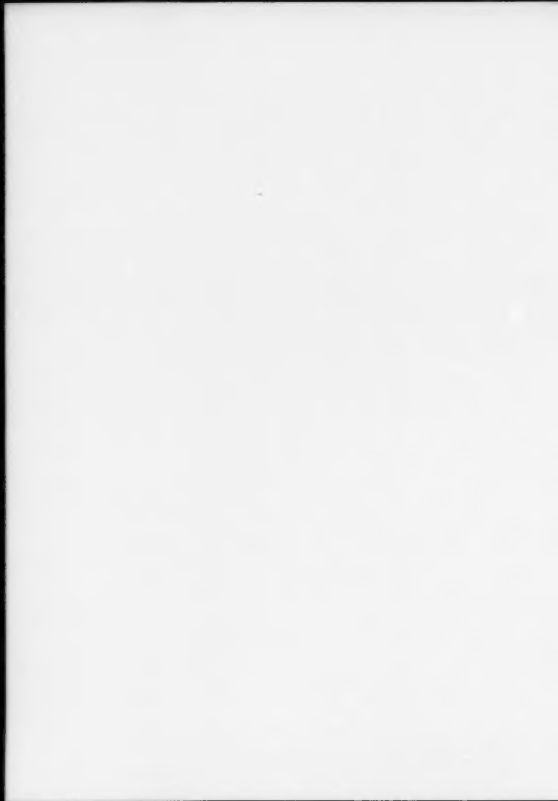
V o r r e d e .

Dem Versprechen gemäß, welches ich in der Vorrede zum ersten Theile dieses Romans gab, erscheint jetzt der zweite, mit dem das Werk geschlossen ist. Ich habe nichts weiter dabei hinzuzufügen, als daß ich herzlich wünsche, diese Schrift möge viele Freunde finden, die sich ihrer erfreuen wollen und können.

Berlin,

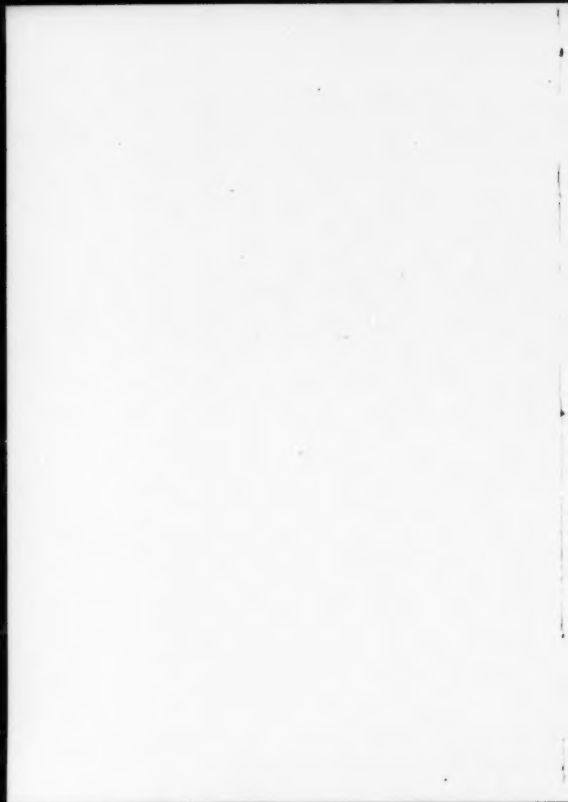
am 20. September 1804.

Franz Horn.



D r i t t e s B u c h .





Erstes Kapitel.

Theodoro blieb in seiner imponirenden Gelassensetheit und hub von Neuem an im ernststen tiefen Ton: Henrique von Alcantara, Du hast Dich wider Recht und Billigkeit in den Besitz der Güter zu setzen gewußt, die mir gehören, Du hast jede auch noch so heilige Pflicht verletzt, um dieses Ziel zu erreichen. Schon wähest Du, ich sey dahin gegangen, von wannen Niemand wiederkehren darf; aber ich bin heraufgetreten aus meiner langen Verborgenheit, habe mich Dir gegenüber gestellt, und der Schreck hat Deine Wange gebleicht. Du fühlst Dein Verbrechen, darum mache wieder gut, was Du mir zuwider gethan, entsage der

Herrschaft über Alcantara, die Dir nicht zukommt, und vergessen sey, was sonst uns trennen könnte. Weigerst Du Dich aber, meine gerechte Forderung zu erfüllen, so nenne ich Dich noch einmal einen Verräther, einen heimlich tückischen Verräther, und fordre Dich von Neuem, vor allen diesen Männern hier, zum ernstesten Kampf auf Tod und Leben.

Ottomar bemerkte, trotz seiner Aengstlichkeit, Theodoro spreche wie ein schlechter Comedian, der aber gut auswendig gelernt hat, und er versprach sich deshalb wenig Wirkung von der Rede.

Alle Augen waren auf Henrique gerichtet, der bis dahin ein bedeutungsvolles Stillschweigen beobachtet hatte. Er hob den Degen vom Boden auf, richtete sich kühn empor, und blickte den Bruder mit mühsam errungenem, kaltem Stolz an.

Hörlicher Mensch, sagte er dann, Du bist im Irthum, wenn Du mich, oder irgend einen in dieser Versammlung durch diese Sprache zu schrecken glaubst. Gewaffnet und geübt ist diese Brust gegen jede Art von

rohem Troß, womit die Menschen mich bestürmen wollen. Auch Deine Erscheinung, Du redseliges Nachtgespenst, hat höchstens nur auf den ersten Augenblick etwas Befremdendes für mich haben können, und ich darf mich nur auf mich selbst besinnen, um Dich mit einem Worte zu vernichten. Hinweg, verlasse diesen Saal, aus dem die Freude hinweggeflohen ist vor deinem Anblick, verlaß ihn augenblicklich, oder ich lasse Dich, wie schon so manchen andern, die Schärfe dieses guten Degens fühlen.

So thate, sagte Theodoro, der mit einem Male seine schwere Rolle vergessen hatte, in der heftigsten Wuth, so fühle denn zuerst den meinigen! Er hatte schnell den Degen gegen Henrico's Brust gewandt, aber unverletzt stand dieser da, denn unter dem hochzeitlichen Prunkkleide war ein fester Harnisch verborgen, an dem der Stoß, ohne Kraft hindurchzubringen, abprallte.

Henrico's Degen traf glücklicher, und er sah gelassen das Blut aus des Bruders Wunde fließen. „Führt ihn weg,“ rief er den bleichen Dienern zu, „entfernt den Reuchelmbes

der schnell aus diesem Saale, im unteren Gewölbe werd' er aufbewahrt, ihr bürgt mir mit euerm Kopfe für seine Sicherheit.“

Unter fruchtlosem Sträuben wurde Theoboro von den Bedienten hinweggeführt, die selbst mit dem Verwundeten und Halberschöpfen noch zu ringen hatten. — Still war's jetzt im Saal geworden, und mancher Hochzeitsgast hielt die Hand gedankenvoll an die Stirn, oder um sich zum Denken anzuschicken, und streute sich schon im voraus, wie er noch oftmals von diesem Feste erzählen könne, das so höchst sonderbare Unterbrechungen zu leiden hatte. Henrico ging mit raschen Schritten im Saale herum und forderte einen Jeden zur Freude auf, oder wenigstens zum Tanze, wenn es mit der Freude selbst, nach dieser Störung, nicht so leicht sich finden sollte. Er kam auch zu Ottomar, der am Ende des Zimmers sich auf ein Sofa geworfen hatte, und, — er wußte selbst nicht, ob gedankenvoll oder gedankenlos, — die Spitzen seiner Finger küßte.

Wrum so ernsthaft, lieber Dichter? sagte Henrico. Ich bitte Dich sey heiter, springe,

tanze, scherze, mach' es recht toll; ich habe meinen Gefallen daran.

Ich scherze jezt nicht, sagte Ottomar mit einer Bestimmtheit, wie man sie sonst nicht an ihm gewohnt war, ich tanze jezt nicht, ich springe jezt nicht, ich mache es durchaus nicht toll.

Henrico sah ihn bestrebt an, und sagte dann: Ich könnte Dir befehlen zu gehen, aber ich thue es nicht, denn ich mag es zuweilen auch wohl leiden, wenn Jemand eignen Willen hat. Doch, setzte er freundlicher hinzu, ein wenig trinken könntest Du doch wohl mir zu Liebe, lieber Deutscher.

Gezrunken kann allerdings noch etwas werden, erwiderte Ottomar. Nach einer solchen Scene, wie Ihr sie eben hier gegeben habt, Sennor, kann freilich wohl der Wein nothwendig werden, wenn er auch nicht erfreuen kann.

He Therese! rief Henrico, gieb doch Acht auf Deinen Ottomar, daß er nicht schwermüthig werde.

Wenn euer Muth so schwer für andere fällt, so kann man wohl ein wenig schwermüthig werden.

Ein Wortspiel endlich wieder; zwar noch etwas schwerfällig wegen des schweren Fallens meines Muthes, doch ein Wortspiel. Dann bist auch schon wieder auf gutem Wege.

Therese kam, verbeugte sich sehr furchtsam vor Henrico, und sprach dann gar freundlich mit Ottomar, der allerdings ernsthafter aussah als je in seinem Leben. Ja, Lieber, sagte Therese, indem sie ihre Hand auf seine Stirn legte, es ist doch gar gut, wenn man noch gut und unschuldig ist.

O Geliebte, sagte Henrico, indem er von Neuem zu Rosaloren hineilte, und sie in trunksener Begeisterung an seine Brust drückte, o Du Heißgeliebte, so bist Du doch endlich ganz mein, mein Eigenthum, ich habe Dich errungen, und gerthümmert einen Jeglichen, der Dich mir rauben wollte. Könnt' ich Dich nun aber auch nur ganz glücklich machen, könnt' ich das ganze Füllhorn der Freude zu Deinen Füßen hinschütten, könnt' ich doch die Freude

selbst herniederzaubern von ihren ewigen Höhen, sie bannen auf immerdar in Deine Nähe, daß sie nimmer von Dir weichen dürften. Es wird mir gelingen müssen, — es ist ja nur der einzige Wunsch in meiner Seele, ein jeder andere schlechtere ist hinweggetilgt, als meiner unwürdig, und Deiner, — ich werde Dich glücklich machen müssen, denn ich lebe ja nur in Dir; ich gehöre ja nur Dir an.

Er drückte sie mit heißer Liebe an sein Herz, aber ihre Augen schweiften irr im Saale herum, und es schien, als sey nicht Henrico jetzt ihr einziger Gedanke.

Es war tief nach Mitternacht, und die Gäste verloren sich allmählig.

Zweites Kapitel.

Am andern Morgen als noch alles schlief, oder träumte, war Ottomar bereits angekleidet in dem Saale, worin gestern das Fest gefeiert worden war. Es gab ihm eine able Empfangung, sich umherzusehen in dem weiten Gesamte, das nun so still war und ganz ohne Leben.

Ja, das Fest ist vorbei, sagte er endlich zu sich selbst, und es war ja auch gar kein recht festliches Fest, und keine ordentlich freudige Freude. Drängte sich gestern doch in den einzigen Tag eine solche Mannigfaltigkeit von Begegnissen, daß mir ganz bang davor wird, und ich kaum den Muth habe, sie in das Gedächtniß zurückzuwerfen. Und doch muß ich sie

ordnen, oder ich bekomme Kopfschmerzen von all den verworrenen Dingen. Pedro ist todt, sein Blut hat die heilige Stätte selbst entweiht. Ach Gott, was kann doch aus einem Menschen werden, wenn er sich selbst und sein Schicksal nicht mehr leiden mag, und die Geduld verliert, die doch zur Geduld selbst so äußerst nothwendig ist. Wenn er so ganz niedergeworfen ist vom widerwärtigen Leben, so wirft er sich dann wohl selbst nieder, und das Leben mit, macht sich los von der Erde und die Erde von sich. Und nun gar in der Kirche sich selbst zu tödten, an der Stätte des stillen Friedens so gewaltsam kriegerisch zu handeln, das, Pedro, das gereut dich noch in jenem Leben, gedenke an mich! Und Henrique über dies Blut hinweg zum Altar mit ihr, mit Rosaura, die den Selbstmord des armen Jungen verschuldet hat. Es ist nicht zu läugnen, wahrlich nicht . . . aber ich spreche doch wohl nicht zu laut? Doch hab ich denn des armen Antonio so ganz vergessen? Hab ich? ach nein, ich denke gar wohl an ihn, ich werde noch oft an ihn denken. Du gutes, liebes, sonderbares Wesen, warum bist

du denn von uns gegangen? Ach es thut mir so wohl, dein feines Gesicht, das doch auch so gut und lieb war, und deine zarte Gestalt zu betrachten. Ich mochte es gar wohl leiden, wenn du den kleinen Mund aufhatest, und allerlei wunderliche Dinge sprachest; ich sagts dann freilich wohl, es sey kein sonderlicher Vers stand darin, an Weltklugheit gar nicht zu denken, alles nicht gehauen und nicht gestochen, und du habest eine ansehnliche Anlage zur Vers rücktheit; aber ich hätte doch dein liebes Gesicht um keinen Preis gemißt, und es war auch gar mein Ernst nicht mit meinen dummen Reden. Du hast es mir doch auch nicht übel genommen, du liebes Wesen du? Nein, o nein, dein süßestes Geschäft war ja vergeben. Viel zu viel hast du vergeben, das solltest du nicht, Knabe; die Menschen verstehen sich dars auf blutiglich. Sie sind oft roh wie jähres Leder, und massiv, nicht wie der lebendige, sondern wie man sich etwa den halbtodten oder gähnenden Satan denken mag.

Und wo magst du nun wohl weilen? wo mdgen deine kleinen zarten Füße wohl herum-

irren? Kind, Kind, die Welt ist entsetzlich groß, und es sind, wie zuverlässige Nachrichten melden, Dämon und Bösse darin, und Augen schauer und Schnergeklüßer fallen auch darin vor. Auch glaube mir, nicht überall giebt es so freundliche hellgrüne Zimmer mit rothleichen Gardinen, wie hier; man b. kommt auch feuchte aschgraue Wirthshausstaben zu schauen, in denen einen nicht allzu wohl wird. Nicht überall, es ist leider nur zu gewis, nicht überall wird der Kaffee so bereitet, daß er sich trinken läßt, ~~und was den Wein betrifft~~, von dem du freilich nur ein wenig nippest, so kann ich dir sagen, daß er oft eine recht fatale Unstutid an sich hat, oder gar eine schwefelgelbe Schuld, die einen ordentlich an die höllischen Schwefelskammen erinnern kann, mit denen wir Beide doch gar nichts zu thun haben. Und wenn ich mir nun gar noch denke, daß ein geheimer Schmerz in deinem Herzen wohnt, wie ich denn das gar wohl gemerkt habe an deinen nur noch so leise gerötheten Wangen, an den vielen Nächten, die die ohne Schlaf dahingingen. Gutes, gutes Kind, wenn ich mir das alles so

denke, dich, einsam, Alldnsdend, und die großen Augen nur schmerzlich gen Himmel gerichtet, den du nicht begreifen magst, vielleicht gar krank, und allein, mutterseelen allein; ja, wenn ich mir das denke, so wird mir so weh, so ganz weh, daß ich mich gleich aufmachen möchte, um dir zu folgen und mit dir in Gesellschaft auch wohl zu weinen, wenn es seyn muß.

Und Theodoro? An ihn denk ich ungern. Das ist ein unsterbliches Wesen, das so blind hineinmoppt in sein Schicksal, und allzu leicht sich eindrängen will in einen Kreis, wohin es nicht gehört. Stand er doch da wie ein forcieter Kanzleredner, der sich vor dem schwülstigen Worte scheuet, aber immer nur schwülstiger wird. Er hatte alles auswendig gelernt, es leidet keinen Zweifel, darum floß es ihm auch so gut vom Munde, aber es gelangte nicht bis zu meinem Herzen, und zu Enrico's seinem noch viel weniger, denn dieser auferte sich doch ordentlich gräßlich gegen ihn, nannte ihn ein irdseliges Nachtgespenst und was dergleichen Nebensarten mehr waren. Hätte Theodoro stark gestudt, oder geschworen, in einem etwas

gerissenerem Stule, 'es wäre ihm besser erschienen, und es hätte auch mehr versangen, meine ich. So aber blieb Henrico so kalt als der Wurmstich, an dem er sich legte, ach! und fast so kalt verwundete er ihn, was doch ja gar nichts kiente, da ohnehin schon seit einiger Zeit der Wunden so viele sind geschlagen worden, daß man gar nicht weiß, wo man damit hinfall. Fast so kalt ließ er ihn auch hinunter stürzen in das Gewölbe, den Mund etwa wie einen gemeinen Wucherer; und so ist ihm er nur zu saubern, was sein ist. „Das ist nichts Gutes, und kann zu nichts Gutem aus schlagen.“

Und Rosaura? Viel Mädchen hab ich gesehen und auch wohl gesprochen ohne Schen und ohne Zittern; aber mit ihr spreche ich nicht eben muthig, denn wahrlich, es muß etwas Zauberhaftes um sie und an ihr sein, das weiß man sonst so edeln, sanften Henrico, den ich jetzt kaum mehr lieben kann, so wunderbar und arg bestrickt hat. Sagte er nicht in trunkenen Rühtheit, daß er wünsche, das ganze Kühhorn der Freude zu ihren Füßen hinzur

schütten, daß er die Treue selbst herniederzuziehen möchte aus ihren ewigen Höhen, um sie auf immerdar zu bannen in die Nähe der Geschiedenen? Ja wahrlich, ich traue ihm alles zu, wenn es gilt für sie zu kämpfen, und ihr nichts, wenn es nur etwas Geringes gilt für ihn. Sah sie ihn doch kaum lächelnd an, als er so zu ihr sprach, und es war mir, als wären ihre Gedanken ganz abwesend. Es thut wohl gut, und es soll seyn, daß der Jüngling sein Mädchen liebt, auch wohl ein wenig brünstig liebt und hinlänglich hochhält; aber Abgitterei soll er nicht mit ihr treiben, das trägt keine guten Früchte, und läuft ohne dies wider das erste Gebot. — Aber ich rede ja auch ganz ungerathen verknäuflich, und Niemand hört mir zu.

Drittes Kapitel.

So hätte ich denn, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, fast alle Personen, die um mich sind, betrachtet, und es fehlt nur noch, daß ich einen Blick werfe auf mich selbst und auf Thersien, denn auch mit uns, ob wir gleich nicht sehr an der Handlung Theil nehmen, ist denn doch auch Manches vorgegangen.

Hier trat Thersie in das Zimmer, und äußerte ihre Verwunderung, daß sie ihn schon so früh aufstehen möge.

Du bist gewiß nicht so ganz wohl, sagte sie freundlich, indem sie sich zu ihm setzte, denn es ist Deiner Natur zuwider, so früh schon das Bett zu verlassen. Du arbeitest sonst bis in die Nacht hinein, und standest dann sehr

auf. Ich habe das ehemals oft getadelt, aber nun, da Du meinen ehemaligen Wunsch erfüllst, möchte ich ihn gleich zurücknehmen, denn Du schiffst etwas blaß aus, lieber Freund, wenn Du Dir den Morgenschlaf entziehst.

Ich hab ihn mir nicht entzogen, sagte Oromar, er schickte mir; und wie sollte er mir auch jetzt nicht fehlen, da hier alles so unnützig — ich bedrauche nur ein sehr gelindes Wort — so schwermüthig ist. Ja, ehemals da war's ganz anders, da konnte ich den Schlaf recht con amore treiben, eine jede Gattung desselben passionirt versuchen, und jede Art der Träume durst' ich kühnlich träumen. Ja, da schlief ich freilich gern bis gegen —; doch was ging mich die Uhr an?

Ich hielt Dir es, sagte Therese, das alte Sprichwort vor, daß Morgenröthe Gold im Munde habe; aber Du läuaneatest das geradezu zu und sagtest, für Dich habe sie es nur Blei, Kupfer, Zinn oder höchstens Prinzmetall im Munde, da im Gegentheil die Abend- und Mitternachtsröthe nicht bloß Gold, sondern Perlen und Diamanten mit sich führe.

Ein alter, guter Spaß, doch längst verklungen, wie so mancher andere.

Warum verklungen? lieber Ottomar, wenn Du so ernst bist, werd' ich ganz unruhig.

Sie küßte ihn auf die Stirn und sagte: Sey nicht so, sey anders.

Du liebe Seele, innigliches Herz, ich finde selbst mich ernster als ich wünsche, doch sage selbst, wo soll auch hier der Scherz herkommen? Aus Dir selbst, wirst Du vielleicht antworten, aber nimm mir's nicht übel, das ist leicht gesagt, und wenn der Zufall gar nichts dafür thut, wenn man so ganz und gar einsam dasteht mit dem Spaß, während der Zufall ein grämlich sanerthömisches Gesicht dazu schneidet, und zu unsern Bonmots nur Mauvalsmots oder schlechte Misserien hinzuthut, wenn man den Spaß so bloß aus sich herausspinnen muß, so wird man zuletzt ganz hinfällig und farblos dabel, und die Späße nicht minder.

Als wir noch am Rhein lebten, in unserm lieben Vaterland, war's freilich anders.

Am Menjanares ist es nicht so gut, was auch die Spanier alle dagegen einwenden mö-

gen. Aber wer ist denn Schuld daran, daß wir nicht mehr dort sind, sondern hier? Wer anders als ich, der ich zuweilen mit einer gewissen Dummheit und Albernheit und Unbesonnenheit befaßt bin, die ich hiemit dem guten Gotte will geklagt haben.

Du kennst gar nicht anders handeln, Lieber, das hast Du mir ja damals schon bewiesen.

Bewiesen? Einen blauen Dunst hab' ich Dir vorgemacht, weil ich eben Lust hatte, in's Blaue zu streben. O hole doch der, den Niemand holen darf, dies Streben in's Freie, das viele Bücher so anpreisen, die ich eben bewiesen wahrhaftig nicht anpreisen werde, recensir' ich nur je einmal mit in irgend einer Zeitung vom Belang, wozu freilich bis jetzt noch keine Aussicht ist, denn hier in Spanien sucht mich kein Mensch. — Aber, um wieder auf meine vorige Rede zu kommen, da wollen denn die kühnigen Dursche in die weite Welt, die doch wahrlich 'atiquir'nd eng' ist und eckig, da wollen sie die Menschen kennen lernen, an denen blutwenig zu kennen ist, und die heute gerade

so aufsehen, und sich eben so gebärden, als sie vorgestern ausfahen und sich gebärdeten, und die alles Ansehen haben, als würde es übermorgen noch eben so mit ihnen stehen. O, bleibt zu Hause, dummbühige Dursche; es ist nichts für euch zu holen draußen, und eure paar dünnen Hörner werdet ihr euch noch zeitig genug ablaufen, und ihr bekommt keine wieder; es müßte euch denn eure Zukünftige zu ein paar neuen verhelfen.

Therese schlug ihn auf die Schulter, weil er so lästerlich wüthete; insgeheim war es ihr indessen ganz lieb, daß er nur wieder Spass mache, und im Spasse sich ereifere, welches ihm gewöhnlich recht wohl that. Auch sie kam jetzt wieder auf ihre vorige Rede zurück, und wiederholte das Wort: Am Rheine war's doch anders.

Ja wohl, sagte Ottomar, ich schrieb damals Manches für die Presse, was stark gelesen ward, jetzt bring ich wenig Striche zu Stande, die der Kritik Stand halten, und gewiß, ich werde wieder einen sauern Stand bekommen, wenn ich von Neuem anfange; denn die Ges

wohnheit zu schreiben, thut gar viel, und aus der bin ich eben herausgekommen. Weißt Du noch, Therese, wie ich da drunten saß im Garten, und eben was Neues anfangen wollte, und Du herunterkamst, und mich störtest, als ich noch weiter nichts geschrieben hatte als zwei Worte, die das erste Kapitel mit dem ersten Kapitel eröffnen sollten, und wir uns da so weidlich jankten und so lustig versöhnten. Weißt Du noch?

Wie soll' ich nicht? sagte Therese. Jener Morgen wird mir immer merkwürdig bleiben, denn Du lerntest ja damals den Grafen kennen, der bei uns wohnte und hinterher uns mitnahm in sein Vaterland, wo wir nun einmal sind.

O nicht so rasch, nicht so übermäßig eilig! rief Ottomar. Du versiehst Dich noch nicht sonderlich auf die Erinnerung, denn Du trinkst ihren Decher so in einem Zuge aus, statt ganz gemächlich davon zu nippen.

Ach! Es ist ja doch alles Ehemalige vorbei und kommt auch so gut nicht wieder.

Ja freilich, es wird wohl eine geraume Zeit dauern, ehe ich wieder in meinem Garten sitze und schreibe, und Du mir das Frühstück und den Kaffee bringst. Ach, ihr guten, lieben Stansen, wo seyd ihr doch geblieben, ihr freundlichen Zeiten, wo ich von feindlichen Rittern schrieb, wo ich Goethe und die Literaturzeitungen alle las, die hier kaum aufzutreiben sind, so daß ich in der That gestehen muß, so arg es auch klingt, daß ich jetzt nicht einmal weiß, werd' ich gut beurtheilt oder schlecht, taug' ich etwas, oder viel, oder gar nichts. Und des Abends konnt' ich doch in die Oper gehen, wenn daselbst Mozart sich vernehmen ließ mit seinen ewigen Tönen, und ich konnt' es auf eine angenehme Weise beklagen, daß er viel zu gut sey für die halb nüchterne und halb frivole Zeit, die sich ordentlich an seinen Namen gewöhnt hat, wie an manchen andern, der nur mittelmäßige Bedeutung hat. — Viel Geld hatten wir freilich nicht, das durfte uns selbst unser Feind nicht nachsagen; aber am Späße war kein Mangel und gelacht wurde von meiner Seite hinlänglich, so wie ich es Dir zum

Ruhme nachsagen muß, daß Du Dich wenigstens auf das Lächeln ganz wohl verstandest. Ih t wird nicht sonderlich mehr gelacht; nicht sonderlich mehr gelächelt, und ich fürchte, es kommt noch schlimmer.

Als er einige Augenblicke inne gehalten hatte, rief er plötzlich aus: Was ist denn das für eine dumpfklagende Stimme? Das klingt ja ganz entsehrlich!

Ähnst Du denn nicht? Es hat ja fast die ganze Nacht hindurch von dort her so geschallt.

Theodoro? Ja, es ist sein Ton. Armer, sehr armer Mensch, mit diesem wilden Gehens, wirst du dein Schicksal nicht zur Ruhe singen, dies fürchterliche Gebrüll kann wohl die Mauern deines Gefängnisses erschüttern, aber nicht die Menschen. Die haben sich schon daran gewöhnt, daß zuweilen gesungen und getanzt, zuweilen geächzt und gebrüllt wird, je nachdem die Kette Kraft hat. Das ist ihnen so in der Ordnung, und es kümmert sie nicht eben sehr. Hu, welch ein Ton! Ist es doch als wollte er durch diese Laute all die paar Harmonien, die

etwa noch in der Welt sind, mit einem Male und auf immerhin zerreißen und zersplittern zu tausend Dissonanzen! — Ach Gott, so halte doch ein, du Armer, es frommet dir ja nicht, du verschleuderst ja nur noch deine Kraft, die so schon zerissen genug seyn mag, das Schicksal selbst kann ja gar kein Erbarmen haben, wenn du so darauf einbrüllst! — So sey doch gelassener, du unglückseliger Schreier, der Himmel will es ja nun einmal so haben, daß wir gedultig seyn sollen, ganz unsäglich gedultig, ~~und es fragt dich niemand~~, ob du es seyn willst. — Nun so sey Gott dir gnädig, wenn du mich nicht hören willst; aber wecken wirst du noch das ganze Haus du heilloser Mensch, der du so ganz an deinem Heil verzagst! — Du weinst, Therese?

Viertes Kapitel.

Die Thüre öffnete sich, und Henrique trat im Morgenkleide herein. Er war etwas blaß, und seine Augen trübe, aber sie verriethen Zorn und Unmuth, den er nur mit Mühe zu verbergen suchte.

Hat auch Euch der unsinnige Mensch geweckt? sagte er jetzt, indem er Theresen begrüßte, und gewahr wurde, daß sie geweint hatte.

Ich war schon früher auf, sagte Ottomar, indem er den Grafen wie einen Fremden ansah.

Henrique versuchte zu lächeln und sich zum Scherze zu zwingen. Nicht genug, daß dieser wilde Mensch mir gestern den Tod geben wollte, so will er mir heute noch den Bruder desselben,

den Schlaf, rauben, den ich doch wahrlich nach einem so sonderbar verworrenen Tage als der gestrige war, gar wohl verdienen möchte.

Verzeihet mir, gnädigster Herr, erwiderte Ottomar, wenn ich nicht eingehen kann in euren Scherz. Mich jammert des Armen, der in seinem Unalück nicht einmal das Einzige hat, was dem Armen doch sonst zu folgen pflegt, Mitleid.

Wer sagt Dir, daß ich ihn nicht bedauere? Aber es ist kein erfreuliches Mitleid, das ich für ihn fühle: es mischt sich Zorn, ja es mischt sich Verachtung in dies Bedauern. Und wie kann ich anders als einen Menschen verachten, der sich in unsäglicher Hebelei — ich nenne nur ein wildes, fast beschämendes Weir — so weit vergessen konnte gegen mich, als er sich wirklich hat vergessen?

Das zu entschuldigen, sagte Ottomar, ist fern von mir, doch dankt mich: . . .

Und gestern, unterbrach ihn der Graf, gerade gestern an dem Tage, der mir mein ganzes Glück gegeben hat, da trat er hin so frech und feck und verzwegen, um mich mit wohl-

änderten Worten zu verlegen. O ich sah das Ungeheüm schon in der Kirche, drum war es Plan, recht angelegter Plan, die Freude mir zu stören. Und wie es ihm nun nicht gelang, wie nun der wüßte Mensch den schwachen Knaben nicht fand, wie er sich mich mag gedacht haben, wie? suchte er da nicht das Schwerdt gegen seinen Bruder? Wäre ich nicht verloren gewesen, hätte mich nicht kluge Vorsicht, zu der mir eine unbegreifliche Ahnung rieth, hätte sie mich nicht gerettet! — O, bei Gott, wenn ich daran denke, wenn ich mir diese so höchst empfindenden Scenen wiederhole, so schlägt mein Herz in den raschen feurigen Schlägen des Hasses und des Zornes, und ich muß mit ganzer Kraft gegen mich kämpfen, daß ich nicht selbst, in diesem Augenblicke noch, gerechte Rache an dem Bösen nehme.

Das wolle Gott verhüten, Gnädigster, daß Ihr das Uebergewicht, das ein einziger Augenblick der Vergessenheit Eures Bruders Euch über ihn gab, so blutig solltet gebrauchen. Nicht wohl, laßt mich's gestehn, Herr Graf, nicht wohl erkenn' ich Euch in dieser Rede,

und grausam scheint mir — ja, es ist einmal gesprochen — es scheint mir grausam wie Ihr ihn behandelt.

Der Graf schloß einige Augenblicke zögernd, dann sagte er mit kühlem Lächeln, indem er seine Hand auf die Schulter des Gesährten legte: Mein guter Ottomar, Du sollst Dich bescheiden, darüber keine Stimme zu hoben. Wie's in Romanen, in der Wärschenwelt sich zuzutragen pflegt, das magst Du wissen, darin bist Du bewandert, und ich muß Dir als Schüler zuhören. Doch die Verhältnisse des Lebens selbst, die großen, mannigfaltigen, verwickelten; die kennst Du nicht; ich kenne sie, und mein ist die Entscheidung.

Ottomar verbeugte sich kalt, denn er glaubte in diesem Augenblicke Henrico zu übersehen, weil dieser, so schien es ihm, etwas Unwürdiges gesagt hatte, von dem hier nicht die Rede seyn könnte.

Du mußt mich nicht mißverstehen, sagte Henrico, ich wollte Dich keinesweges beleidigen, und sehe darum getn hinzu, daß Du nicht eben viel verlierst durch jene Unkenntniß, die

Dir das unbesonnene Urtheil über mich eingab. Wohl angenehm und schön ist jene Dichterwelt, in der Du Dich bewegen darfst, da sind nicht Ecken, Spaltungen, nichts Schroffes, Peinliches begränzt Dir da den Blick; da ist es klar und rein und eben wie in einem stillen Thale, das man mit ruhigem Vergnügen überschauen mag.

Und Euer Bruder? sagte Ottomar nach einer Pause, Euer Theodoro? Vergönnet mir die Frage, was habt Ihr über ihn beschlossen?

Strafe, antwortete Henrico.

Strafe? Ach! Da, wo es so leicht ist zu strafen, sollte es da nicht süßer seyn zu verzeihen?

Verzeihen? Nenne das Wort nicht, das thörichte. Verzeihen? Wer die Verzeihung bedarf, bedarf noch eher der Strafe, und wer die Verzeihung gewährt, bedarf der Kraft, die ihm diese schwache Tugend verleiden würde. Was nicht seine Rechtfertigung in sich selbst trägt, soll nicht gerechtfertigt, nicht entschuldigt, nicht verziehen werden; so wie das Unrechte und Thörichte nicht geduldet werden soll,

weil es nur eine unwürdige und thörichte Geduld erdulden könnte. O diese elende nüchterne Passion zu vergeben und zu dulden was nicht seyn soll, hätte mich schon oft zum Zorne gegen die Menschen reizen können; doch diese traurige unkräftige Fertigkeit im Verzeihen ist es eben, was ihnen den Charakter nimmt und das Eigenthümliche, so daß sie denn auch nur selten noch ein Gegenstand des Zornes seyn können.

Hier verließ Therese das Zimmer.

Ottomar sagte gelassen: Ihr glaubt selbst nicht ganz an das, was Ihr so eben gesagt habt, Sennor, wenigstens laßt mir den Glauben, daß Ihr nicht an alles das glaubt, wovon Ihr so eben redetet. Henrique von Alcantara ist ja auch — laßt mich das ganz alte Wort sagen — ist ja auch Mensch und Bruder, und er wird den Bruder nicht mit kalter Klugheit richten, er wird es menschlich, brüderlich bedenken, daß unglückselige Augenblicke durch das Leben dunkel hinziehen, in denen der Mensch sich selbst nicht mehr erkennt, und nicht das Rechte, und daß es nur ein solcher fäustlicher Augenblick war, in dem Euer Bruder sich gegen Euch verging.

Der Mensch beherrscht den Augenblick; nicht ihn der Augenblick. Er büße, was er Uebels gethan. Doch will ich selbst nicht Richter seyn in eigener Sache; ich übergebe ihn dem Gericht, das über Mörder richtet. Dem überlaß ich die Entscheidung. Warum trittst Du zurück?

Ihr übergebe den Bruder dem Gericht? Nein, ich habe Euch nicht verstanden, Ihr werdet das nicht wollen, Ihr könnt es nicht wollen. Er wäre ja verloren, ohne Rettung verloren, thätet Ihr das, und Ihr hättet ihn selbst in das Verderben gestürzt, der Bruder hätte den Bruder verderben wollen!

Der, den er verderben wollte, überliefert ihn dem Gesetz. Da ist kein andrer Ausweg.

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, denn Theodoros schneidende Klagestimme erklang abermals von unten herauf zu ihnen hin. Hentico hörte sie mit Mißvergnügen, denn er fürchtete für Rosarens Morgenschlaf.

Fünftes Kapitel.

Wohl giebt es einen andern Ausweg, fuhr Ottomar nach einer Pause fort, und einen solchen, wie Ihr ihn selbst wählen würdet, wenn nicht in diesem Augenblick Euer edles Herz von der Wallung des Zorns und Unmuths irre geführt würde. Laßt ihn entfliehen, verkümmert ihm das Dägen Freiheit dieses armselichen Lebens nicht, o thut das nicht, gnädigster Herr, es ist ja noch das einzige Kleinod, das dem Menschen geblieben ist. Werft ihm das nicht zerbrochen vor die Füße, sondern öffnet die Thüre seines Kerkers, scheltet ihn dann recht wacker aus, denn das hat er verdient, ich will Euch helfen, ihn zu schelten mit den'ausgesuchtesten Worten, daß er sich so keck, thöricht und

frevelhaft benommen, und noch dazu bey seinem Debüt, nach einer achtjährigen Abwesenheit.

Henrico schien mit nicht mehr so finstern Gesichte zu überlegen. Das gab dem Ottomar Muth weiter fortzufahren, und gar wieder einige Scherze zu versuchen:

Dann aber, wenn ihn so die Katarakte unserer scheltenden Worte überströmt, eingesinkt und zur Buße fähig gemacht, so spricht etwa also; Mein lieber junger, höchst roher Mensch, es ist dir einigermaßen zu verzeihen, daß du keine Conduite gelernt hast, denn es will mich bedünken, du lebst seit geraumer Zeit unter Zigeunern, Kohlenbrennern oder dergleichen Volk von wenig oder gar keinem Stande. So ist es vielleicht gekommen, daß du nicht gewußt, wie man erst saubere Spitzenmanschetten nebst weißseidnen Handschuhen anziehen müsse, um die spitze weißseidne seine Welt damit anzufassen, nicht ohne Zartheit. Merke dir das hinfert. Weil du aber gar so gänzlich unbescheiden und tölpisch — ich will nicht sagen: schlecht — gewesen bist, daß du mit deinem

Degen nach meiner geharnischten Brust gefahren bist, welches jedoch zum großen Glücke, besagten Harnischs wegen, ohne Schaden abgelaufen ist, so mache dich gefaßt als Nachsah des Perlodens zu vernehmen, daß wir nicht weiter mehr zusammen taugen. Ziehe daher deine Straße, welche du willst; nur in Madrid, auch nicht in Spanien lasse dich ferner schauen. Solches bedinge ich mir als schlechtes hin nothwendig von dir aus, denn ich mag dich nicht bei mir haben, weil du doch einmal nicht ruhen kannst an einer Brust, so du hast verwunden wollen, und ich dich nicht über die Schulter ansehen mag, die ich dir, wie mich dünkt, einigermaßen verletzt habe. Mache dich also eilends aus dem Staube und durch den Staub hin; damit du aber auf dem weiten Wege zuweilen etwas zu essen und zu trinken habest, welches man als mitunter nöthig ersuchen will, so nimm hier diesen Beutel mit Dublonen. Wie viel ihrer sind, weiß ich nicht; denn es ist für mich zu gering, dergleichen nachzuzählen; du aber, der du überhaupt geringer bist, magst es mit Muße thun auf der

Landstraße. Solltest du dich aber gar weigern, dieses Gold anzunehmen, so bedenkst du außer jenem nöthigen Essen und Trinken nicht, wie viel Schuße man auf dem Wege zum Glücke verreiben muß; du aber besonders, dem das Glück unmöglich wohl will. Und kurz, du mußt ihn nehmen, denn es ist mein ernstlicher Wille, daß dir, ungehütem Menschen, über dem Suchen nach Lebensmitteln, der Lebenszweck nicht verloren gehe, den du ohnehin noch so wenig zu kennen scheinst. Wenn Ihr so zu ihm redetet, gnädigster Herr, ach! wie wohl würde es ihm, wie wohl würde es Euch thun, ihm zu verzeihen.

Ich habe Dich ausreden lassen, erwiderte Othmar, aber es thut mir fast leid, daß ich es that, denn Deinen Wunsch kann ich Dir nicht gewähren, so hübsch rührend sich auch vielleicht eine solche Scene machen würde, wie Du sie da schilderst.

Sein Blick wurde finsterner und er fuhr fort: Laß uns eine tief ernste, empfindende Angenommenheit nicht in weichliche Sentimentalität hinüberspulen wollen. Dem Bruder, der den

Bruder tödten wollte in dem Augenblick, wo dieser sorglos sich der Freude hingab, ihm versetzt man nicht, weil jeder Augenblick eine neue Lebensgefahr erzeugen könnte. Ihn liessert man dem Gericht, und das Geschick entscheidet. Dabei hat es sein Bewenden.

Ottomar, der schon gesiegt zu haben glaubte, sah den Grafen mit starrem Blick an. Dann, sagte er endlich, dann, wenn es dabei wirklich sein Bewenden hat, so fällt Euer Bruder in die Hand des Henkers, denn die ganze gestrige Gesellschaft kann es ja bezeugen, daß er mit dem Degen nach Eurer wohlverwahrten Brust gezielt hat. Es kann nicht fehlen, er fällt, ob er gleich Euch fehlte.

Er falle, sagte Henrique rasch und glühend.

Er fällt gewiß, fuhr Ottomar fort, doch vielleicht nicht durch die Hand des Gerichts, vielleicht durch die eigne. Man hat wohl eher Beispiele, daß tieffühlende Menschen den Dolch gegen sich selbst gezückt haben, um der öffentlichen Beschimpfung, der öffentlichen langsam gräßlichen Strafe zu entgehen. Doch ihr mögt ihm wohl den Stahl genommen haben; nun

dann ist ja noch die kalte Mauer da, an der sich wohl ein warmer Kopf einrennen läßt, aus dem die Idee des Lebens entflohen ist, oder die Hände haben noch Kraft genug, eine Brust zu zerreißen, in der kein Pulsschlag mehr für die Freude schlagen darf. Wie gesagt, man hat der Veisviele, daß tieffühlende Menschen also gehandelt haben, und Euer's Bruders so oft gerügte äußere Roheit beweist noch keinesweges, daß ihm ein solches Gefühl ermangelt; eher vielleicht würde sie dafür sprechen können.

Du bist ein Träumer, sagte Henrico. Das hin kommt es nicht.

Ottomar verbogte sich kalt, und sagte: Ich habe gesprochen, wie ich sprechen zu müssen glaubte. Weiter kann ich nichts thun.

Dann verließ er das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Als Ottomar schweigend und gedankenvoll die Gallerie hinunterging, begegnete ihm Rosaura, die von einer Kammerfrau begleitet aus ihrem Zimmer kam. Als sie Ottomar erblickte, winkte sie der Begleiterin zurückzubleiben, dann näherte sie sich ihm mit Freundlichkeit und sagte: Theodoro muß gerettet werden, ich weiß, Du batest eben für ihn; Deine Therese hat mir das gesehen müssen. Und fruchtlos batest Du für ihn! Was ist Henrico begegnet, daß er so verfahren darf gegen den Bruder? Er muß gerettet werden.

Es war etwas Hastiges in ihrer Stimme, und man sah es ihr an, daß sie eine tiefe innere Bewegung nicht ganz zu verbergen im Stande war. Ottomar indeß bemerkte das nicht, er erfreute sich nur über die besondere Theilnahme

der Gräfin, von der er sich den besten Erfolg versprach.

Als er gestern hereintrat, fuhr Rosaura fort, er, der fremde Jüngling, unter der Begleitung dieser Töne, die schon früher bedeutend für mich waren, als er so da stand in der Hülle der Gesundheit, mit der braunen Wange und dem hellleuchtenden Auge, so fühlt ich mich zur Theilnahme bewegt gegen ihn, und wer hätte auch wohl kalt bleiben mögen? Nicht ganz verstand ich was er zu Henrico sprach, denn nicht zum Anhören eines Zwistes war ich aufgelegt, doch als Henrico nun ihm antwortete, so schien mir das hart und verwundend, und ich begriff es wenigstens, wie es sich mit dem Schwerdte endigen mußte. Und nun ward hinabgestürzt der arme Bruder in das finstre Gewölbe, und klagte laut und schneidend, daß sie da oben noch sich freuen wollten, so ganz gelassen sich ergötzen wollten, während er von feuchter Kerkerwand, von Nacht und Schmerz umschlossen, einsam daliegen mußte.

Wo ist Henrico? fuhr sie heftig fort, gleich will ich zu ihm. Er soll nicht also gegen den

Bruder handeln, er soll nicht grausam seyn; ich werde ihm das selbst sagen. Er muß mir meine gerechte Forderung gewähren, und dem Bruder die Freiheit geben, der dann unter uns wohne in Traulichkeit und Eintracht.

O gnädigste Frau, antwortete Ottomar nicht ohne Lebhaftigkeit, vergönnt mir, Eure milde Hand zu küssen, die so gern dem Unglücklichen die Thüre des Gefängnisses öffnen möchte. Gar lieb und schön und mittheilend erscheint ihr jetzt, und mit dem Gefühl der Ehrfurcht küsse ich Eure sanfte Hand, und es erfreut mich, daß ihr es gestattet.

Rosaura sah ihn mit einem hastenden Blicke an. Du gefällst mir, sagte sie endlich, und ich habe Dir unrecht gethan, ich hielt Dich für kalt und steif und etwas weislaufig, das bist Du nicht. Nein, keinesweges bist Du das. Adieu, ich gehe zu Henrico.

Sie ging, und er pries in Gedanken wirklich etwas weislaufig die Güte dieses Herzens, das sich für einen armen Schelm von Gefangenen so lebhaft interessieren konnte, so daß er also, für den Augenblick wenigstens, allerdings

in den Fehler verfiel, von dem man ihn so eben freigesprochen hatte. Als er zu Theresen kam, wurde er noch weitläufiger in seinem Lobe, und wagte am Ende die Behauptung, dergleichen höchst herablassende Damen gäbe es denn doch nicht allzuviel. Theresen hörte sehr aufmerksam zu und wurde ernster als gewöhnlich; traurig beinahe.

Und für einen solchen Burschen wie der Theodoro ist, zu bitten, eine solche Bitte bitte ich dich wohl zu überlegen. Dergleichen derbe fleischige Gestalten, mit kaffeebraunem etwas geschwemmtem Gesicht, mit Augen, die mit etwas Wuth und viel Dummheit in das Leben hineinschen, von dem sie gar nichts verstehen, als daß es eben das Leben genannt wird, dergleichen breite trohige Rücken, denen man nur gleich etwas Tüchtiges aufladen möchte, damit sie zu schleppen haben, solche dickhäutige, vollenhaarige, stämmige Creaturen ohne Geist und Spaß, solche widerwärtige hitzigtolle Burschen, die höchstens nur durch ganz unsägliches Unglück können leidlich gemacht werden, sie würde mir, wäre ich eine Dame sehr zuwider seyn,

und nun gar der Gräfin muß dieser Theodoro sich etwas gräuelhaft machen, wegen der Comödie mit Masken, die er gestern aufführte; und doch bittet sie für den Menschen. Es ist gewiß viel; aber ich habe ihr auch die Hand gelüßt mit einer Grazie — ich war mir derselben bewußt — mit einer Fein- und Zartheit, ich denke, es hat mir ganz gut gelassen. Und wahrlich, ich that es auch herzlich, denn ich hatte ihr eine voreilige unvortheilhafte Meinung, die ich über sie hegte, recht sehr abzubitten.

Mein guter, lieber Ottomar, sagte Therese und küßte ihn recht herzlich auf den Mund, der heute schon so viel gesprochen hatte, Du bist gewiß recht gut und lieb, und denkst immer das Beste von allen Menschen, besonders aber von den Mädchen und Frauen.

Ich will es nicht verhehlen, unterbrach sie der Gelobte, ich bete das ganze weibliche Geschlecht stark an, Dich aber ganz besonders, Du freiwillig Küßende, Vortreffliche! An den Männern hab' ich denn doch eines und das Andre auszuwählen, welches denn auch so ab und an zur Sprache kommt.

So wie ich an den Frauen, sagte Therese, besonders aber an dieser Rosaura. Mir ahnet nichts Gutes. — Aber du liebe Zeit, wie geht die Zeit hin, es ist bald Mittag, und ich kann doch nicht den ganzen Tag im Morgenanzuge bleiben.

Es ist nicht gut, sagte Ottomar, als sie gegangen war, daß so manche Frauen und Mädchen mitten im besten Gespräche abbrechen, weil ihnen plötzlich ein besonderer Gedanke beifällt, etwa an die Zeit, vor der sie einen ungeheuern Respekt haben, oder an das was angezoogen oder oekocht werden soll, oder an des Nachbarn verstorbenen Cousin, oder an den des Teufels, obal ich der Letztere, meines Wissens, dergleichen nicht haben soll.

Wenn ich indeß diesen Gedanken über diese Gedanken recht ausdenken wollte, so könnte das weitläufig werden, und ich habe heute schon fast viel geredet. Ein Seher würde daran zu thun bekommen, schickte ich es in den Druck. Aber nothwendig war denn doch wahrlich alles, was ich sagte, und es durfte nicht ausgelassen werden.

Siebentes Kapitel.

In tiefe Gedanken versenkt ging am Abende desselben Tages Henrico im Garten auf und nieder. Dann stand er still und, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, sagte er: Hinweg, ihr Gedanken, die ihr so feindlich still und heimlich mich beschleichen wollet, hinweg, ich habe nicht Raum für euch in meiner Brust, die ihr von Neuem wieder bewegen wollet zum Zweifel, zum Unfrieden und zum Schmerze. Ihr weicht dennoch nicht? Noch immer redet mir diese böse Stimme zu: Du fällst Henrico, denn nur ersürmt ist dieses Glück, das Dich erfreut, mühselig eilig, und gewaltsam nur ist dieses stolze Gebäude aufgeführt, ein rascher

Flügel Schlag des Sturmwindes nur, und in den Staub hinfiel die Herrlichkeit. Tritt näher, du böser, finst'rer Gedanke, willst du nicht weichen, weich' auch ich dir nicht, denn manchen Kampf hab ich schon muthig bestanden. Rosaura liebt mich nicht; das war es was du mir zuflüsterst, mein Dämon, sie liebt mich nicht, für die ich einzig lebe, um deretwillen ich allein leben mag und leben darf und will. Du bist einsam, Henrique wie ehedem, einsamer noch als damals, du irrtest, als du den göttlichen Traum zu träumen wagtest, Rosaura liebe dich. Weh mir, wenn ich hier irrte, o dann ist mein ganzes Daseyn nur ein Irrthum, ein einziger, ewiger, unaussprechlicher Irrthum. Still, still, es ist ja nicht möglich, es kann nie möglich werden. Mit diesem einzigen Worte schlag ich alle meine Zweifel nieder, daß sie nimmer, nimmer sich wieder erheben dürfen.

Zwar, fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, zwar hat sie mit vieler Wärme für den Bruder, mit einer Innigkeit, die ich, wenn

ich an diesen Menschen denke, unumgänglich beschreiben kann, mit einem so dringenden Eifer sprach sie für ihn, daß sich ein böses, bitteres Gefühl in mir regte, ein Unmuth, den ich nicht zu verbergen wußte, ich fürchte, ich sprach meine Verneinung nicht sanft genug aus. Es flog ein Gedanke mich an, dunkel und lichtschien wie der nächtliche Vogel, es war der Gedanke der Eifersucht, und ich schlug die Bitte ab, die ich sonst so gern, so freudig ihr gewährt hätte. Ich haßte den Bruder, den ich sonst geliebt habe, den ich vorher nur nothgedrungen antastete, das eigne Leben mir zu sichern und die Herrschaft, — die ja die Bedingung ihrer Liebe ist. Bedingung? Ach! Warum muß auch dieses Wort, das kalt verletzende, das ich schon vergessen hatte, jetzt wieder neu in mein Gedächtniß zurückkehren? — So mußte ich ihre Bitte ja verweigern, und sie verließ mich mit einem Blicke, ich werde ihn nie vergessen. Es war nicht der Blick der Liebe, nicht des sanften, resignirenden Schmerzes, es war — gesteh es dir, Henrique, — es war das Auge des verhaltenen Zornes, das auf mich sah.

Und Theodora? Kann sie etwas für ihn fühlen? Wer ist er denn, dieser Gefürchtete? Ein namenloser Flüchtling, wild und rauh, ungekümmt dahinsahrend auf der bewegten Welle des Lebens, die Kraft zersplitternd in gemeinem Treiben, sich selbst zerstörend, keiner Einsicht huldigend. Da ist nichts Sanftes, Liebes an ihm, behaglich nur sich selbst vertrauend und dem rohen Wesen, vermag er nicht zu lieben, nicht der Neigung zu begegnen, der süßesten, der heiligsten; für die nicht Abnung ist in seiner wilden Brust.

Und sie, Rosauro, die Zarteste, die Allgebietende durch ihre Sanftheit, in deren ganzem lieblich schönen Innern nur Einklang ist und Wohlklang, die jeder rauhe Ton beleidigen muß, sie sollte für den Menschen etwas empfinden, ein Etwas, das der leisesten Neigung nur sich nähern könnte? Für ihn, den Jüngling, ohne irgend eine Gattung von Bildung, an dem allein der gemeine Trost zu schauen ist, wie er sich etwas darauf zu Gute thut, die gewöhnlichen Widerwärtigkeiten des alltäglichen

Lebens, die ihm sein geheimes, verworrenes Schicksal wohl mag zugeworfen haben, bekämpfen und besiegen zu können. O Thörichter, rechne dir das nicht hoch an; denn eine einzige Stunde des inneren Kampfes, eine einzige Nacht ohne Schlaf, wo du redlich mit dir selbst ver ringst, um dich dir selber zu erhalten, sie wäre mehr werth, als all die Kämpfe, die du magst gerungen haben mit der feindlichen Außenwelt. Nicht dächten Muth und Kühnheit giebt dir das, nur harren Trost und wilden Uebermuth, der nicht Rosarens Theilnahme dir erwerben kann.

Und ich? Was that ich nicht, um sie mir zu erwerben? Was würde ich nicht noch jetzt, in jedem Augenblicke meines Lebens thun, um sie mir zu erringen, die allein des Lebens hohen Werth mir deuten konnte? O, was that ich nicht? Rede du für mich, erblasster Vater, der du sonst nicht für mich reden mogtest, zeige den Wunden, erkalteter Oheim, die ich dir schlug für sie, sprich auch du für mich, unglücklicher Pedro, der du nur zu tief empfunden

haß, was es heiße, sie zu lieben! Was ich
that, das ist der allleuchtende Himmel Zeugn,
was ich auch that, ich habe nichts für mich ges-
than: für sie allein habe ich gehandelt. Und
sie sollte das vergessen, je vergessen können?
Sie sollte aufhören, meiner glühenden Liebe
zu begegnen? O nein, nein, nein, das kann
sie ja nimmer! — Nicht wahr, mein guter
Ottomar, das kann sie nimmer?

Achtes Kapitel.

Ottomar sah den Grafen mit Verwunderung an, und konnte die Frage nicht beantworten, denn er war erst so eben in den Garten gekommen, und wußte nicht, wovon die Rede war.

Du brauchst meine Frage nicht zu beunruhigen, sagte Henrico. Wohl mir, ich fühle mich wieder beruhigt, und wenn man sich so fühlt, so soll man nicht nachwilling wieder in sich und andere hineinfragen, was von Neuem zu Zweifeln führen könnte. Gewiß Ottomar, der Glaube und das Vertrauen stammt vom Himmel, der Zweifel aber ist uns aus der Hölle zugesandt.

Daran habe ich keinen Zweifel, erwiederte Ottomar, und kann ich nur, ich danke ihn

gern dahin wieder zurück. Laßt uns, Senner, an keinen Zweifel glauben, die Zweifel alle wollen wir bezweifeln. Drum will ich denn auch nicht mehr zweifeln, daß ihr Theodoro verzeihen wolt.

Still davon, sagte Henrico streng, ich kann nicht widerrufen. Auch wenn ich wollte, so vermag ich's jetzt nicht mehr. Drum laß mich davon keine Epibe hören.

Ottomar sah ihn traurig an, und wollte gehen, aber Henrico rief ihn zurück.

Bleibe bei mir, Ottomar, mir ist nicht gut, wenn ich jetzt allein bin. Verschöfftigt Dich denn dieser Theodoro so sehr, daß Du mich über ihn vernachlässigen magst?

Ich verpöche Euch nicht, gnädiger Herr.

Ich höre mich von Dir nicht gern so nennen; es klingt so feierlich, und ich wünsche einen andern Ton zwischen uns. Dein traulich Wesen ist mir lieber. Ist mein die Schuld, daß Du nicht mehr so zu mir sprichst wie sonst?

Ach Senner, es ist Vieles, recht sehr Vieles anders geworden.

Setz Dich zu mir hier auf den Rasen.
 Es ist alles so still um uns her, so frisch, so
 duftend, da stimmt sich die Seele für das, was
 befiel ist, als das Tagesgedräng um uns.
 Dann ohn' ich wohl Raup' und Dichtung und
 ihre tiefe Deutung. Ich möchte wohl einmal
 wieder von Dir etwas hören, es ist in dem was
 Du geschrieben manches was mich anzieht.

Ich bin hier etwas träge geworden, sagte
 Ottomar; wenigstens arbeite ich nur wenig.
 Ich kann nicht recht dazu kommen.

Das hör' ich ungern, doch es wird ja wie-
 der stiller werden, dann magst Du dichten nach
 des Herzens Lust, mein Guter. Es soll an
 Ruhe Dir und Aufmunterung nicht fehlen.

Ottomar verbogte sich sitzend mit einiger
 Unschlüssigkeit.

Aber so ganz leer wird doch Deine Schreib-
 tafel nicht sein, das wäre ja bei einem jungen
 Dichter etwas Unerhörtes. Lies mir vor, was
 Du findest.

Ottomar zog die Schreibtischplatte hervor und
 blätterte darin. Fast alle Seiten, sagte er,
 sind unbeschieden, nur hier erblicke ich etwas

Altes. Er schwieg und betrachtete die Zeilen mit Rührung.

Was ist es? fragte Henrico.

Ich machte es, wenige Tage nachdem ich Euch gesehen. Es rührte mich so sehr, wie Ihr noch Mitempfindung Euch und Liebe sehnsüht, und wie die künftige Geliebte fast Euer einziger Gedanke war. So ist dieser Monolog entstanden.

Henrico war sehr aufmerksam und Ottos war laß:

Wach ein Gedanke geht durch meine Brust,
Und regt sie an zu höheren Gefühlen?
Ich seh ein Bild, das oft mich schon umschwebte,
Weim Schrein des Tages, bei der Nächte Dunkel
Aus meiner Träume tiefstem Grunde stralte,
Wer bist du, milde Gestalt, o tritt mir näher,
Und mache mir in's Klare, offne Auge.
Nicht kenn' ich dich, doch kennet dich mein Herz,
Es ahnet dich, du bist ihm milde nahe,
So nahe wie der Gestalten keine noch,
Die jemals meinem Auge sind erschienen.
O süße Wollung, die du, Wegen gleich
Der menschlichen Lust, mich gart umflirrest,

Du täuschst mich mit magisch heller Täuschung,
 Ja, ich sehe dich, wie du dort am Bache
 Weilest still in traulicher Selbstbeschauung,
 Von der wehenden Blumen Duft umgeben,
 Begegnete deinem Blicke noch kein Auge,
 In dessen Klarheit dir die deine strahlt?
 Und wußt du nur der allgewaltigen Natur
 Vertrau'n des Busens innerstes Geheimniß?
 Sagst du es allein dem Wasserfall,
 Daß dein Herz strebe wie er?
 Mußt du allein mit deiner Sehnsucht wandeln
 Im Mondlicht, das sich liebend zu dir neigt?
 Hauchst du es nur dem Reich der Blumen zu,
 Was dir den Busen heßt?
 Hast du keine andre Vertraute?
 Schußt du dich, Einsame, gleich mir?
 O wo bist du, wo? Ich muß dich finden,
 Daß ich dich drück' an meinem Busen
 Stützend, innig,
 Daß ich umfange die Einsame,
 Still und still,
 Nicht mehr einsam.

Ihr sehet, Ernnor, sagte Ottomar, es ist
 nur so hingeworfen, und es ist möglich, daß es

mir besser geglättet wäre, hätte ich weniger dabei empfunden.

Ich verstehe Dein Bild, sagte Henrico, und danke Dir dafür gerührt und freudig. Er drückte Ottomar die Hand und schien jetzt schweigend über das Gehörte nachzudenken. Endlich sagte er: Laß uns noch nicht endigen, lies weiter. Ich sah vorhin in Deiner Briefstasche noch eine beschriebene Seite.

Ottomar sah danach, wurde verlegen und sagte: Es ist der Erguß eines düsteren Augenblicks, den ich Euch nicht mittheilen mag.

Thue es dennoch, es sind ja süße Schmerzen, die uns die Dichtkunst giebt.

Ich wünschte, Ihr erliebt es mir. Es hat mich selbst so sehr ergriffen, daß ich es nicht ohne Thränen niederschreiben konnte.

Lies, lies, warum die lange Mühsung?

Ottomar las:

Ich weinte heiße Thränen in die Nacht,
Die mich umgab mit ruhig rühmtem Schweigen,
Auf sah ich vor mir her die Zukunft steigen,
Und ich erschrock vor ihrer dunkeln Macht.

Da trat Sie zu mir hin so still und sach,
 Berührte mir den Mund mit süßem Reigen,
 Wir flogen hin durch wollustvolle Reigen,
 Wo glüh'nde Sehnsucht überall erwacht.

Im tiefen Innern wogte das Gefühl,
 Mir war so weh, so wohl; so heiß, so kühl:
 Ich sagt' es ihr mit tselferem Gefühl.

Sie sah mich an, und konnte mich verlassen: —
 Nicht werd' ich länger meine Schmerzen fassen,
 Denn kalt von Neuem ist das nähr'ge Däßer.

Er schwieg, und Henries sah ihn lange
 an. Dann nahm er seine Hand und sprach:
 Ottomar, Ottomar, wie ist ein solcher Gedanke
 in Deine sonst so heitere Seele gekommen?
 Begreiffst Du auch, was Du gedichtet hast?
 Fühlst Du, was es heiße, wenn Sie, die einst
 leise und milde zu uns hintrat, als nur Nacht
 um uns war und todt's Schweigen, und so ein
 neues Seyn in uns weckt, einen neuen Früh-
 ling in uns entzündet, und wenn Sie dann
 endlich uns doch verlassen kann? Wohl, wohl
 können wir dann nicht länger unsre Schmerzen
 fassen, weil kalt von Neuem ist das nähr'ge

Düster. — Du hättest Recht, wir hätten das nicht lesen sollen.

Ottomar entschuldigte sich durch Schwelgen, und fragte dann, ob er ihm erlauben wolle, Theodoro zu besuchen, um diesem auf eine sanfte Art sein künftiges Schicksal anzukündigen, da doch einmal Henrico's Entschluß nicht könne geändert werden.

Der Graf bejahete nur durch Kopfnicken, und ging dann in eine tiefere Allee des Gartens.

Neuntes Kapitel.

Dem guten Ottomar, der heute schon auf so mancherlei Weise thätig geworden war, wurde der Weg zu dem gefangnen Theodoro gar leicht, denn er freute sich schon darauf, wie er bei ihm so recht aus der freien Brust heraus die wärmsten Trostesworte reden werde. Er gestand sich während des Gehens mit süßem Stolge, daß er denn doch heute eine Art von Wichtigkeit habe, und auch zu verdienen gewußt habe, daß der Sennor und die Sennora allerlei zu ihm gesprochen, wobei seine Antwort, zwar nicht immer entscheidend, doch stets nothwendig gewesen sey, und er war zulezt darüber einig, daß die tugendhaften Gefinnungen, die er heute und auch gestern und vorgestern ges

habt, anerkannt werden würden; wenn auch nicht auf der Stelle, doch dereinst. Er meinte unter diesem Dereinst nicht das ewige Leben, sondern nur die selgende Woche, oder den nächsten Monat, so wie denn überhaupt seine Pläne niemals weiter als bis dahin gingen.

Als ihn aber nun der eine wachhabende Diener die Thüre des Gewölbes aufschloß, und er nun in die engen Kreuzwege gelangte, so wurde ihm der Weg zu dem Gefangenen doch saurer, als er gedacht hatte.

Hier wird einem doch, sagte er endlich zu dem Diener, ganz absonderlich zu Muth, oder vielmehr nicht sonderlich, auch kann hier gar nicht von zu Muth werden die Rede seyn, weil eben der Muth davon geht, und nur etwa der Unmuth kommt. Wie gesagt, es ist hier etwas grau und gräulich, und die Dämmerung, die hier ordentlich fast determinirt geworden zu seyn scheint, nimmt es in der That übel, daß wir sie beleuchten. Und doch brennt Seine Laterne nur sehr maitherzig und kleinlaut, wie etwa ein blutjunger Poet, der zum allerersten Male auftritt, und noch keine Autorcourage

bat. Meint Er nicht auch, mein sehr lieber Freund?

Nach gehe Er weg, antwortete der Diener, ein grämlicher Andalusier, bleibe Er mir vom Halse mit seinen Poffen. Daß Er nicht klug ist, weiß ich lange, Er ist so der halbe Haude nach des Herrn Grafen.

Nicht also grüßlich, Bester, erwiderte Ottomar sehr gelassen, ich glaube, Du führtest ein sensiblen Gemüth in Dir herum, darum redete ich zu Dir. Aber da habe ich mich schön betrogen, denn Du meinst, ich sey nicht eben klug, sondern was man einen Narren nennt. Derlei Unduldsamkeit duld' ich eigentlich wenig, sondern nehme sie übel; Dir aber, Du liebes Herz, das Du durch diese finstere Nacht mir leuchtest, Dir mag es hingehen. Doch werde zarter, besser Junge, nimm Unterricht in der Delikatesse. — Sag gleich etwas Zartes, ich befehl' es Dir, sonst klag' ich's dem Eennor, daß Du mich Unglückseligen gescholten hast. Er läßt Dich, Theurer, peitschen; denn er liebt mich ganz unsäglich, und würde

eher sterben, als mich gekränkt sehen, wir es wirklich ist. Dram etwas Zartes, guter Witz scherzhafter, etwas Zartes, Süßer.

Der Andalusier, dem wirklich bange geworden war, daß ihn Henrique für seine Insistenz gegen Ottomar würde züchtigen lassen, besann sich einige Augenblicke, um die Passion des Schriftstellers für das Zarte zu befriedigen. Eh' num, sagte er dann: Wie Du mich, so ich Dich; stille Wasser sind betrüglisch; Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Ist's so gut?

O Du liebe idyllische Seele, rief Ottomar, wie ergötzt es mich, in ein so stilles Gemüth hineinzuschauen, wie in ein heiliges abendlich dämmerndes Thal, oder wie in den Kelch einer süßen Lilie! Nur etwas materiell denkst Du noch, Du dickes Ungethüm, sonst ganz charmant und anmuthig. Aber glaube ja nicht, daß Dein Leib und Deine Seele zusammeng gehalten werden, das führt alles aus einander, wenn es bei Dir zum Aergsten kommt. Auch ist Deine Seele, liebe Seele, wenig seelens

artig gestaltet, etwas leiblich scheint sie zu seyn. — Doch warte jetzt ja hier an der Thüre, bis ich zurück komme; läufst Du das von, so frage ich Dir morgen noch eine Manschel Zartheiten ab, daß Du vor Geburts-
schmerzen daran zu vergehen glauben sollst.

Zehntes Kapitel.

Ottomar hatte sich durch diese Späße nur von der kleinen Kengstlichkeit befreien wollen, die ihn in den finstern Gängen befallen, und das war ihm denn auch so ziemlich geglückt. Jetzt trat er herein in das dunkle Zimmer, das Theodor'o'n angewiesen war, und erschrak nicht wenig vor der Gestalt des Unglücklichen. Er lag im Hintergrunde auf einem alten Sofa ausgestreckt, erschöpft und krampfhaft kalt im halben Schlummer, der nur zu oft von der peinlichsten Empfindung eines gequälten Lebens unterbrochen wurde. Als Ottomar mit möglichster Herzhaftigkeit herzugetreten war, bemerkte er Spuren von Blut am Mund und Arm, und aus den halbgeschlossenen Augen

blickte ein starrer Troß, ein wilder Schmerz, den selbst die körperliche Ermüdung nicht hatte zur Ruhe bringen können.

Ottomar würde nicht den Muth gehabt haben, ihn zu wecken; aber Theodoro richtete sich selbst auf, und sah ihn an. Was willst Du? sprach er dann, was willst Du, Mensch? Ich habe Dich nicht gerufen. Sprich, warum kommst Du hieher?

Weil du mich jammertest, erwiderte Ottomar, weil Deine wüthenden Klagen, die die lange Nacht und am Morgen, und am Abend zu mir drangen, mir inniges Mitleid erweckten, weil ich Dir gern helfen, Dich gerne wenigstens trösten möchte.

Du mir helfen? antwortete Theodoro, indem er von dem Lager aufsprang, Du mich trösten? Elender Mensch, der Du um meinen Bruder herumkriechst, ihm Pöffen vormachst, daß er Dir zu essen gebe und ihm das Essen selber besser schmecke, Du thöricht empfindsamer Pickelhäring, ich rathe Dir, Dich schnell wieder auf und davon zu machen, oder es möchte Dich der Weg hieher gereuen.

Rebe Du Dich nur ganz aus, sagte Ottomar mit der vollkommensten Gelassenheit, es kann Dir vielleicht wohlthun, und ich bringe dich lieber über all dergleichen weit hinweg.

Ich kenne Dich ja, fuhr Theodoro fort, man hat Dich mir längst als einen nichtsonnigen Tagedieb, und bequemweichlichen Lotterbuben geschildert. Du bist der Freund meines edlen, vortrefflichen Bruders — o daß ihn Gottes Rache treffe, den Vbseiwicht! — und Du hast ihn vielleicht zu seiner Grausamkeit verführt.

Er fuhr bei diesen Worten mit einer wilden Gebärde auf Ottomar zu; dieser aber, dem es in einer ganz besonderen Verlegenheit nicht völlig an Muth und Kraft gebrach, erfaßte rasch die beiden Hände des Wüthenden, warf ihn zurück auf das Lager, und fragte dann recht gutmüthig: Ich habe Dir doch nicht wehgethan? Aber Du kannst nicht leugnen, daß Du mich zwangst?

Theodoro sah beschämt vor sich nieder, denn er schien es erst jetzt gewahr zu werden, wie sehr er durch den Blutverlust geschwächt worden war, wie viele Kraft er

verschwendet hatte in der wilden Wuth und den ungemäßigten Klagen, die Nacht und den ganzen Tag hindurch.

O wehe, sagte er endlich, ist es dahin gekommen mit mir, daß dieser Mensch stärker seyn soll als ich; dieser Mensch, den ich sonst mit meiner linken Hand, mit dem Daumen meiner linken Hand zu Boden geworfen hätte! Kann man so schnell heruntersinken? Das ist schlimm, o das ist recht traurig!

Nun, nun, ich werde mich meines Stieges nicht rühmen, und darf's auch nicht, denn ich kann's mir wohl denken, wie Du sonst aufschreiten magst. Sah ich's doch gestern selbst! Es war ja als wenn eine geharnischte Ritterstatue daher tritt, recht kolossal und gewaltig. Auch gesteh' ich gern, wenn's mir so ginge, wie es Dir ergeht, ich schwände hin wie eine Lampe ohne Oel. Mich könnt' ein dreizehnjähriges Mädchen hinwerfen wie ein Gewärm.

Nun, es mag gut seyn, sagte Theobors gemäßigter, weil seine Körperschwäche ihn

niederbrückte, auch mißfällt Du mir schon weniger, als wie Du hereintratest.

Nicht wahr? So gänzlich übel bin ich nicht; ich suche mir immer noch eine gewisse Leidlichkeit zu conserviren. Aber nun sage mir, kann ich nichts thun, um Dich wenigstens auf einige Augenblicke zu erfreuen?

Nichts, gar nichts.

Besinne Dich, sagte Ottomar, der das Gespräch gern etwas poetischer gemacht hätte. Wünschst Du nicht etwa Musik zu hören, die Dich sanfter stimme; denn wenn Du so wild bleibst, so ist ja gar nichts mit Dir anzufangen.

Geh zum Teufel mit Deiner Musik! die war mir von jeher fatal und besonders sehr. Es fehlt nur noch, daß Du mir gar Poesien vorlesen willst, um mich vollends toll zu machen. Kannst Du mir aber Wein verschaffen, so mach geschwind, denn ich habe den ganzen Tag noch nüchtern da gesessen in meiner Wuth. Das thut selbst der Satan nicht.

Außer den höllischen Flammen, womit derselbe umzingelt ist, wüßte ich denn doch nichts, wodurch er sich könnte der Nüchternheit entziehen. Doch Wein kannst du bekommen, ich habe mich auf diesen Wunsch bereit gemacht, und eine Flasche mit gutem Oaxera zu mir gesteckt. Da ist er, trink; doch halte Maas, du Unmäßiger!

Eilftes Kapitel.

Theodoro trank, und fühlte sich bald wieder gestärkt durch das süße Feuer, das er in vollen Zügen in sich hineinstömen ließ. Es schien, als arbeite er mit ganzer Kraft daran, den unerträglichen Gedanken seines Unglücks von sich zu werfen, den er ohnehin nicht festzuhalten im Stande war. Nach Vergessenheit rang er und Verdäbung, daß ihn jene finstere Idee nicht zu schnell erdrücke, daß ihn nicht aufreibe das Gefühl der Schmach, die er erlitten hatte.

Schon am Ende? rief er, und zerschmetterte die leere Flasche an der wiederhallenden Steinwand, schon so früh am Ende der Wein und die Hoffnung und die Bruderliebe und

Treue? Ich darf nicht daran denken, es macht mich wahnsinnig. O ich möchte trinken, bis sich alles mit mir herum im Kreise drehte, trinken, bis ich hinweggespült hätte jede der gräßlichen Erinnerungen, die hier in diesem Korse noch haufen, bis in meiner seligen Trunkenheit weit hinwegflöhen diese kalten Mauern, die jetzt mich noch so schroff umstarrten, bis ich nicht mehr glaubte an die fluchwürdige Schmach, die mich getroffen hat, bis ich nichts mehr fühlte als meine ehemalige Kraft und meine Rechte. — O er hat sie geschwächt, an der Wurzel angetastet diese Kraft, er hat sie vernichtet, mit Füßen getreten diese Rechte, er der Bruder! — Muß ich's denken!

Ottomar, der ein inniges Mitleiden mit dem armen Menschen hatte, sagte hier unterbrechend: Mein guter Theodoro!

Und ich war ihm einst so gut, fuhr Theodoro fort, dessen so lang verwirrtes Gefühl sich endlich zu gelinderer Klarheit zu lösen schien, er liebte mich einst so wahrhaft, so warm; darum war es mir auch so wohl,

wenn ich bei ihm war, und etwas für ihn thun konnte. War es doch um eines Jagdhundes willen, den ich dem alten Diego abtrotzen wollte, — . . . tritt doch die Zeit wieder recht nahe wieder zu mir zurück; aber er hat das Alles wohl vergessen, Alles.

Gewiß nicht, das kann er ja nie vergessen. Rede nicht so.

Das sind nun acht, neun Jahre, seit ich mich damals aufmachte, um ihm den elenden Wunsch zu befriedigen. Da fing mich auf das häßliche Gesindel, vor dem ich anfangs einen so großen Widerwillen hatte; aber zu leicht gewöhnt man sich auch daran, es war doch manch ehrliches Blut dabei, manch tüchtiger Kauz, mit dem sich brav herumschwärmen ließ in Wäldern und auf Bergen und in Thälern. O ich sollte ja jetzt beinahe wünschen, daß ich nie von ihnen gegangen wäre! Doch als mir endlich der alte Belasquez auf dem Todtbette gestand, es sey nicht Zufall, daß mich der Hauptmann gefangen habe, er sey dazu erkaufte worden von meinem Oheim; ja, da ward ich wild gelaunt, nicht länger konnte

ich's aushalten unter der Wunde, die einen feilen Menschen an der Spitze hatte, ich machte den Plan zur Flucht, die ich sonst für ganz unmöglich gehalten hatte, und bald gelang mir's auch, den Argusaugen zu entkommen. — Doch was erzähl' ich das Alles? Ist es nicht thöricht, daß ich noch an die Vergangenheit denke, da diese Mauern mich einschließen. — O ihr verruchten Steine, was haltet ihr mich auf? Was schließt ihr mich ein, ihr fähllos dummen Mauern? — Er schlug ungestüm mit geballter Faust dagegen, und ward erst dann wieder sanfter, als er den Schmerz in den verwundeten Fingern fühlte.

Ottomar führte ihn wieder auf das Lager zurück, und, indem er ihn zu beruhigen suchte, erinnerte er ihn an den Augenblick, in dem Theodoro auf freiem Felde den Wagen angehalten, und mit so sicherem Muth sich Speise und Trank gefordert habe.

Es war ein wunderbarer Augenblick, sagte Theodoro, und der Zufall fügte es, daß ich gerade den Bruder treffen mußte, den ich nicht erkannte. Auch schien er mir damals

noch besser zu seyn, als er jetzt ist, aber ich traute ihm doch nicht. Hatte man mir doch gesagt, er spiele mit dem Oheim unter einer Decke; darum glaubte ich, er wolle mich auf- fangen, und lief eilends wieder davon. Und gewiß, er wollte es; denn wer den Bruder so behandeln kann, wie er jetzt mich, der hatte auch damals schon den Plan dazu gemacht.

Nein! rief Ottomar mit Eifer aus, o nein! Damals war alles anders, er liebte Dich mit feltner Bruderliebe, und hätte gern dir alles hingegeben, um nur Dich wieder zu besüßen. Aber eine unglückselige Leidenschaft, die ihn bald nach unsrer Ankunft in Madrid ergriff, hat ihn sich selbst entfremdet und uns allen. Ach hättest Du doch damals den wun- derbaren Zufall nicht vorbeigehen lassen, hät- test Du doch damals herzlich und warm Dich in seine Arme geworfen und ausgerufen: Ja ich bin es, der verlorne Theodoro bin ich, nimm mich auf, mein Bruder, und laß mich heiße Thränen weinen in Deinen treuen Armen, und dann ausrufen, still ausrufen von den man- nigfaltigen Bedrängnissen, die ich erlitten

habe. — Er würde Dich mit sprachloser Rührung an sein Herz gedrückt haben, und alles, alles wäre anders.

Ich kann so nicht reden wie Du mir da vorgeschrieben hast, daß ich hätte reden sollen, und weinen, heiß weinen kann ich nun vollends gar nicht. Auch Henrique nicht. Den hat auch noch kein Mensch weinen sehen. Das liegt, setzte er mit Kälte hinzu, das liegt so in unsrer Familie, daß wir nicht weinen können, und deswegen nehmen wir auch alle ein Ende mit Schrecken. Das kann nicht fehlen.

Dies letzte Wort, das so wenig in Theodor's Sprache zu gehören schien, erfaßte den Hörer mit desto größerer Kraft, weil es ihm däuchte, als schalle es wie ein Orakelspruch aus einer dunkeln Tiefe herauf. Er sah vor sich hin und wiederholte: Ein Ende mit Schrecken.

Zwölftes Kapitel.

Ich suchte mir die ungebahntesten Wege, um nach Madrid zurück zu kommen, denn ich fürchtete überall Verfolgung, und wohl hatte ich Ursache, mich verfolgt zu glauben. So lebte ich denn auch einige Zeit in der Hauptstadt sehr verborgen in einem kleinen verfallenen Hause in einem Nebengäßchen. Ich traute Henrico nicht; denn das, was ich unter der Hand von ihm erfuhr, war nichts als Seltsamthrichtes und allerlei Fantasterei, wovor mir ekelte. Als ich noch unentschlossen war, was ich thun sollte, wurde ich von Neuem von einer Schaar verummter Kerle aufgegriffen und bei Nacht in eine noch entlegene Gasse geführt. Ich hatte es besser dort, aber ich war

gefangen. Es war mein Oheim, der das veran-
 staltet hatte; aber der Oheim fiel durch das
 gewaltige Schwerdt des Nessen, ich wurde
 wieder frei, erfuhr jetzt den ganzen Verrath,
 den der Bruder an mir begangen; ich trat als
 lein, aber im Bewußtseyn meines Rechtes auf
 ihn zu, und meine Freiheit war von Neuem
 mir verloren, und von Neuem umgeben mich
 diese starren, hemmenden Mauern.. — O ich
 habe dich nun ganz ausgelernt, du grimmig
 langsam tödtendes, du höhnisch lächelnd kalt
 wüthendes Geschick, mich hast du unter die
 Füße getreten, nicht wie man einen Wurm
 zertritt, rasch und mit einem Male, sondern
 langsam, einzeln, Glied für Glied besonnen
 peinigend. O könnte ich das glühende Gefühl
 meiner Qual in einem einzigen klagenden Laut
 ausschreien, daß die Brust erledigt würde von
 dem namenlosen Jammer, von der ohnmäch-
 tig zürnenden Verzweiflung, daß ich verginge
 an dem einzigen Schreckenslaut, verginge auf
 ewig! Ich fühle die Hölle in meinem Busen
 und ihre Flammen, und habe nicht einmal den
 einzigen Trost, daß ich noch andere mit ver-

derbe, wenn ich mich selbst verderbe. — Mensch, Mensch, Du, der Du meinen Qualen Sprache gegeben hast durch die unselige Kraft des Weins, und durch Deine boshafte Theilnahme; o gieb mir nun auch Kraft, sie zu ertragen!

Sein Gesicht wurde blaß, seine Stirn kalt, und Ottomar vermochte ihn nicht mehr anzusehen, wie seine Lippen so wild und krampfhast zitterten. Aber als er sich wieder zu ihm wandte, fand er ihn übermannt von dem heißen Gefühl, gesunken in Ohnmacht.

In diesem Augenblicke stürzte Rosaura mit einer brennenden Fackel in das Gewölbe. In ihren Gesichtszügen malte sich die lebhafteste Bewegung, und ihr Busen wallte hoch auf, von heftiger Leidenschaft bewegt. „Unbeweglich, rief sie aus, bleibe Enrico bei seinem Entschlusse, aber auch ich bei dem meinigen, daß ich ihn rette, den Mißhandelten.“

Jetzt erblickte sie Theodoro, auf dessen blasse Wange der grelle Schein des Fackellichtes fiel. „Weh mir, was ist geschehen? rief sie aus, ist er todt? — O Theodoro, Theodoro!

Nicht todt, sagte Ottomar leise und tief gerührt; erschöpft von seiner Pein sank er in Ohnmacht. Ach weckt ihn nicht durch diesen Ruf des Schreckens, gönt ihm die Wohlthat, die ihm die Natur gewährt.

Rosaura lehnte rasch die Fackel an die Wand, und kniete nieder vor dem Erschöpften, um ihm Hülfe zu leisten und in das Leben zurück zu rufen. Erwache, Jüngling, sagte sie mit süßer schmeichelnder Stimme, o erwache, du Starker, Kräftigschöner, nicht so früh giebst eine Hoffnung auf, die ein Weib Dir verleihen möchte, die ich Dir gewähre. Schlage diese großen schwarzen Augen auf, die gestern noch so kühn, so männlich groß mich anstrahlten.

Ottomar wurde von einer dunkeln Ahnung ergriffen; aber er faßte sich schnell, um den gegenwärtigen Moment nicht aus den Augen zu verlieren.

bleibe hier, Gräfin, und leistet dem Armen Hülfe, wie Ihr es vermöget. Ich gehe noch einmal zu dem Grafen, und gewiß, ich bringe seine Verzeihung für den Bruder.

Dreizehntes Kapitel.

Henrico überließ sich indeß in den einsam dunkeln Gängen seines Gartens mit immer geringerem Widerstande den Vorstellungen und Gefühlen, die das letzte vorgelesene Gedicht in ihm rege gemacht hatte. Es schien, als wies derhole er sich nur zu oft jene letzten Zeilen:

„Sie sah mich an, und konnte mich verlassen;
Nicht werd' ich länger meine Schmerzen fassen;
Denn kalt von Neuem ist das mäch't'ge Däster.“

um sich recht innig mit einer solchen Empfindung zu befreunden. Aber er fühlte es auch, daß ihn ein solches Schicksal nicht würde treffen können, da sein Leben und seine Liebe zu Rosaloren nur Eins sey, das keine Trennung würde leiden können. Er raffte sich gewaltsam

auf, und wiederholte es sich, was ihm längst klar geworden war, daß das Leben ohne Liebe der Mühe des Athemholens nicht werth sey, die man daran verschwenden, und für ihn, der ja Alles gethan zu haben glaubte, sich diese Liebe zu erringen, für ihn war dieser Zustand ganz undenkbar. In diesem Augenblicke hatte sich ihm Rosaura gendhert. Und er blickte sie mit dem Auge der innigsten Liebe an, und sagte: Ja, Rosaura, ich habe ein heiliges, vollgültiges Vertrauen zu Dir, und gewiß Du verdienst dieses Vertrauen.

Sie ertrug den Blick für den Moment nicht, aber schnell hob sie dann ihr glühendes Auge zu ihm empor, und sagte fast mit Heftigkeit: Enrico, gieb Deinem Bruder die Freiheit, ich bitte, ich fordre sie von Dir.

Der Ton, mit dem sie sprach, traf und verletzete den Grafen. Er schwieg und sah sie staunend an. Sie deutete sein Schweigen falsch, und fuhr fort: Wenn ich Glauben an Dich behalten soll und an Deine Liebe zu mir, so gewährst Du, was ich gefordert habe. Es ist die Bedingung meiner Liebe zu Dir.

Der Graf trat einen Schritt zurück und legte die Hand auf die Stirn und die glühende Wange, damit Kosaura den zühnenden Schmerz nicht sehen sollte, den dieses letztere feindseliges verwundende Wort in ihm hervorrief. Und Kosaura, die schon gesiegt zu haben glaubte, wiederholte das Wort noch einmal mit deutlicher Betonung und ausdrucksvoller Leidenschaft. Da empfand sich Henrique's verletztes Herz, und er sah die Gattin an mit einem starren Blick und sagte: Kosaura, wenn Du gewußt hast, was Du eben sprachst; wenn nicht ein blinder Zufall Dir die Worte lieh, so hast Du mich sehr unglücklich gemacht. Aber ich gewähre Dir Deine Bitte nicht, denn ich darf sie Dir so nicht gewähren.

Er wandte sich von ihr, und sie eilte zürnend in Theodoro's Gefängniß, um sich mit ihm über die Art seiner Rettung zu berathen.

Henrico sah ihr nach, und es war ihm, als habe ein unglückseliger Traum seine Sinne getäuscht, aber dann schien es ihm wieder, als stößt er aus der milden Dämmerung, die so ruhig ihn umwogte, eine Stimme ihm zu:

„Nicht jetzt war's, als du träumtest, früher, früher, als du dich geliebt wähntest, da träumst du einen kindisch thörichten Traum.“

Aber der Gedanke saßte ihn zu hart, und es wurde finster in seiner Seele und still und schauerlich, einsam. Aber nur auf einige Augenblicke, denn länger ertrug seine kräftige Seele diese Stimmung nicht. Zwar fühlte er tief Kossaurens verletzendes Wort, aber er vermochte es nicht, sie als schuldig anzusehen. Darum warf er denn auf sich allein jede Schuld, die hier walten konnte; gewaltsam klagte er sich selbst an, und sprach sie frei und den Bruder, für dessen Freiheit sie bat. Es war etwas Krampfhaftes in diesem Zustande, doch fühlte er sich wenigstens besser, als da jene Stimme sprach, die den schönsten Traum von ihm verschrecken wollte.

Wie, Henrico? sagte er zu sich selbst, ist es hier auch wohl noch männlich, den eignen Willen zu behaupten? Hat der Liebende einen Willen, den die Geliebte nicht theilt? Und darf er ihn haben? Theodoro wollte mein Leben, meine Herrschaft, ich wies ihn zurück

und überwand ihn. Sie bittet für ihn, sie, für die allein ich überwinden mag, und ich sollte mich weigern, ihre Bitte zu gewähren? Es muß etwas Seltsames in der Art gewesen seyn, wie sie hat; ich würde sonst mein Weis gern nicht begreifen. Wohl war es seltsam, wohl, wohl! doch das sey vergessen?

Wie ist mir denn? fühl' ich mich doch fast wie einen Trunkenen, und ist mir's doch wies der, als wollte jedes schöne trunkene Gefühl auf ewig von mir Abschied nehmen, und einer langen eintönig nächtlichen Wein den Platz eintäumen! Nein, das will ich nicht denken, ja, in der That, solchem Gedanken will ich mich männlich widersetzen. Hier darf von Männlichkeit die Rede seyn; nicht da, als ich den starren Willen mir behaupten wollte.

Nach einer Pause fuhr er fort: So sey denn dem Bruder verglichen, er gehe hin in Frieden, er nehme selbst die Grafschaft hin, nach der ich nie getrachtet habe; nur Rosaura bleibe mein, ewig mein und ganz mein. Nicht kümmert mich das Uebrige. Ich entbehre nichts, wenn sie mir angehört, und ich habe dann

nichts zu wünschen von außen her, was nicht schon reiner und besser in mir selbst wäre.

Dem Bruder ist verziehen, rief er dem athemlos heraneilenden Ottomar zu, ich gebe ihm die Freiheit wieder.

Hab' ich Euch doch gesucht, Scannor, wie den Ausgang eines Pentameters, rief Ottomar freudig aus, als er diese Worte gehört hatte, aber das schadet gar nichts; seyd Ihr doch jetzt auch so erfreulich beruhigend wie der Ausgang eines guten Epigramms! Aber ich freue mich lange noch nicht hinlänglich, mein bester, gnädigster Graf, welches aber bloß mein dummer kurzer Athem verschuldet, den ich mir durch die stetige Bearbeitung solcher romanstischen Scenen zugezogen habe, in welchen den Personen der Athem ausgeht. Wirklich ist bloß der Teufel daran Schuld und das Romanschreiben, daß man zuweilen nicht so recht in den Zug der Freude hineinkommen kann, von wegen des einsältigen Körpers, der unterweilen matt wird. Es ist ein Jammer damit, aber meine Freude ist doch gar groß. Laßt mich nur erst ausgeschlafen haben, und Ihr sollt sehen,

daß ich mich auf den dithyrambischsten Jubel verßehe. O liebster, angenehmster Herr, sagt mir, was sag' ich Euch, daß Ihr so lieb seyd und so gut? Wie lob' ich Euch genugsam für Eure Gerechtigkeit zum Verzeihen, für Eure Milde, die über jedes Lod erhoben ist?

Ja, fuhr er fort, indem er gar nicht bemerkte, daß der Graf, in ein schweigendes Nachdenken versenkt, seinen Worten keine Aufmerksamkeit widmete, ja nun soll das liebe Leben wieder angehen, mit dem es heute, gestern und vorgestern ordentlich auf die Reize zu gehen anfang. Nun soll getanzet und gesungen werden, oder beßer, das Leben soll selbst nur Tanz seyn und Gesang. Jeder Beuszer soll in Beschlag genommen werden, und jede Klage dem Fiskus anheimfallen. Sorgen und Lachen sey Tagesordnung und Nachtorbnung und Unordnung; denn ganz regelwäßig braucht es eben nicht dabei zuzugehen. Das pfeht der Freudigkeit nur eine kleine Erklärung zu. O Himmel und Erde, wie wird der Himmel so schön leuchten, und die Erde so freunds-

lich blühen, wenn wieder neu die Freud' und
Leuchtet und der Scherz erblühet!

Still, still, sagte Henrique, der nur die
letzten Worte gehört hatte, reizt nicht durch
ausgelassene Freude den tiefen Ernst, den ras-
chenden der Nemesis, die furchtbar waltet.

Wie, mein Guter, setzte er noch einer
Pause langsam hinzu, wie, wenn es zu spät
wäre?

Zu spät? rief Ottomar und wurde bleich,
das verhöre der Himmel, dem es doch nicht zu
wider seyn kann, wenn man so lustig zu ihm
herausblickt, als ich eben that. Zu spät? —
ach, Senner, warum spricht Ihr das Wort
aus, es ist das böseste von allen bösen Worten!
— Doch wir wollen so rasch eilen, daß wir
seine schlimme Bedeutung unter die Füße
kriegen.

Vierzehntes Kapitel.

Rosaura hatte indeß auf alle mögliche Weise den Jüngling, der durch die heftigsten und widersprechendsten Leidenschaften erschöpft worden war, in's Leben zurück zu rufen gesucht. Sie fühlte sich hingezogen zu dem Armen, dessen kraftvolle, fast kolossale Natur dem widrigen Zufall hatte weichen müssen, sie fühlte ein inniges Mitleiden mit dem Loos des Elenden, der des Lebens schönsten Theil, die Liebe, nie gekannt hatte, weil er sich selbst unerkannt und dunkel und verworren geblieben war. Ja, es war vielleicht mehr als Mitleid, was sie für Theodoro empfand. Sie umfaßte den Ohnmächtigen mit ihren schönen Armen, sein Kopf sank an ihre lebenswarme, schlagende Brust,

und ihr Mund berührte ihm die kalte Stirn und die Augen, die sich gesenkt hatten, weil sie dem Anblick des tiefzerrissenen Lebens, das sich ihnen allein zur Beschauung darbot, nicht mehr ertragen wollten. Und es eröffneten sich ihm die Augen, die von so schönen Lippen waren geküßt worden; aber ein trüber Nebel, die wogende Dämmerung des herannahenden Wahnsinns umgab und hemmte ihren Blick; wohl fehlte ihm die Kraft und das Leben zur That; aber nur um die Kraft zu zerstören und das Leben mit ihr.

O wohl mir, rief Asofua, wohl mir, Du schlägst die Augen wieder auf, mein Jüngling, wohl mir; doch — weh, wie wirst Du Deines Bruders feindseligem Sinne entgegen? Wie werd' ich das Leben Dir bewahren, das nur so eben noch auf immer hin erschloßen schien?

Sie ließ die Arme sinken und schien nachzudenken. Theodoco richtete sich empor, sah sie an mit irrem Blick und ging einige Schritte von ihr. Wo ist mein Richter? rief er aus, wer ist der Elende, der sich anmaßt, Macht zu haben über mich? Wer kann es mir

wehren wollen, den Bruder zu tödten, den ich
hasse mit ganzem Gemüth, mit brennendem,
unpäßlichem, ewigem Haß!

Sein Blick fiel auf die an der Steins-
wand lodernde Fackel, und er sagte, indem er
mit Wohlgefallen darauf hinsah: Ein schönes
Schwert, wie Purpurflammen glänzend, das
möcht ich ihm in die Brust werfen, in die kalte,
eisige Brust, oder auch in die meinige,
wenn's sein muß. Wo ist der Bruder? wo?
— Er wird freilich nicht allein kommen; mir
gegenüber steht er sicher nicht allein. — Wer
bist Du? — Gieb mir Wein, Du freundliche
Gefalt, Wein, daß ich noch einmal
mich betauschen kann, und dann tödte, oder
sterbe.

Sterbe? fuhr er fort, sterbe? Warum
nicht? Ist es doch dann alles aus, alles am
Ende, nichts wird wieder angefangen. Der
Himmel bewahre uns auch vor einem neuen
Anfange — ja wohl!

Ich höre Geräusch, sagte Rosaura fast
zitternd. O das ist nicht einer, das sind Viele,
die sich da nähern! — Nicht ist mehr Raum

zur Flucht; doch ich rette Dich, und mäß' ich auch mit meiner eignen Brust den Stahl auffangen, der für Dich geschliffen ist.

Hinweg von mir, rief Theoboro aus, meine Rettung ist in mir selber.

Triumph! Triumph! rief Ottomar fröhlich noch hinter der Scene, um schon früher die gute Vorsehung der Verzeihung zu verkündigen.

Triumph! rufft Du, Bruder? Du Feiger, der Du nur mit bewaffneten Schaaren mir, dem Unbewaffneten und Einsamen zu nahen wagst! Triumph! — Wehe mir, und wehe Dir!

Jetzt trat Henrico nebst Ottomar und einigen Dienern des Hauses herein, die sich alle herzugedrängt hatten, um Zeugen des fröhlichen Schauspiels von der Ausöhnung der Brüder zu seyn.

Ha seht, rief Theoboro aus, wie sich die fröhliche Lust zu morden in allen ihren Mienen mahlt. Aber ich komme euch zuvor.

Er riß die Fackel von der Wand und schwang sie funkensprühend herum. Du zur

tes Flammenschwerdt, herein in diese Brust, daß ihre Flammen auslöschen in der ewigen Nacht.

Wahnsinnig, während schwang er die Fackel wie einen Dolch gegen sich selbst; aber mit einem anendlich bitterm Schmerz bemerkte er jetzt seinen Irrthum, und daß der Zufall selbst in diesem Augenblick noch Hehn mit ihm treibe. Er warf sie rasch hin, und wenige Momente nachher war seines Lebens wilde Flamme ausgelöscht, wie die hingeschleuderte Fackel, die auf dem feuchten kalten Boden nicht mehr brennen konnte. Ein rascher, wilder Sprung mit dem Kopfe gegen die steinern: Mauer, und die stummen Wände umgaben einen Todten. Gelbzt, gewaltsam gelbzt waren die Wände, die ihn fest hielten, und es war keine Gefangenschaft mehr als für die, die noch lebten.

Fünfzehntes Kapitel.

Ringsumher war alles still worden; nur Kosaura hatte sich mit einem einzigen schnell verhallenden Schrei der schmerzvollen Ueberraschung bei der Leiche des Gefallenen hingestürzt. Henrico schwieg mit erblaßtem Gesicht, und blickte nur starr nach Kosaura hin, die für ihn keinen Blick hatte. Man konnte ihn für kalt ansehen; aber tief in ihm glühte eine einsame wilde Qual, die keine Sprache hatte.

Ottomar raffte sich gewaltsam auf und sagte: Nein, nein, laßt uns nicht glauben, daß das wahr sey, was wir da gesehen haben. Der Himmel wird Euch nicht so tief verwunden, Gennor, daß er Euch den Bruder in

dem Augenblicke sollte nehmen, wo Ihr ihm vergeihen wolltet. Nein, dahin kommt es nicht, dahin nicht. Das ist nur ein Theaterspiel der Phantasie, der übermüthigen, die gern ihr Wissen treibt mit Fackeln und Schwerdtern und Gewölben. Laßt uns nur wagen, dem Zufall in die Augen zu sehen; er kann doch nicht so ganz und gar ungeschlacht und so gräßlich roh seyn, als wir es so eben noch zu fürchten schienen. Ich werde dem armen Bruder Hülfe leisten, Euch beistehen in diesem lieben Geschäfte, gnädige Gräfin.

Er näherte sich dem Todten mit willigem Muth; aber ein einziger genauer Blick nach ihm, zeigte unwidersprechlich, daß hier eine jegliche Hoffnung zu kühn seyn müsse, und er bedeckte seine Augen mit beiden Händen, weil es ihn zu heftig erschreckte, was er hier erblickte.

Und von draußen her vernahm man jetzt wieder die Töne einer fernen Orgel, und eine rauhe monotone Stimme, die Henrico und Ottomar schon einmal gehört hatten, sang dazu wieder das alte häßliche Lied von dem ar-

men Theodoro, von dem man nicht weiß, wo er ist hingekommen, und der sich selbst besträubte, weil er nicht sein zu Haus geblieben war. Aber als die letzten Worte nun auch so langsam und heisser abgesungen wurden:

Trägt kein Mensch nach dir Verlangen,
 Hast kein Kistchen, keinen Freund mehr,
 Keinen Bruder, o, das schmerzt sehr.
 Darum kehre ja nimmer wieder,
 Armer Junge, Theodoro!

Da wurde es dem Ottomar so weh um's Herz, daß er seine Hände ausstreckte nach der Leiche, gleichsam als wolle er recht lebhaft bekräftigen; daß gar wohl noch ein Mensch nach ihm Verlangen trage, ein Freund, der ihn wohl wies der zurückrufen möchte, den armen Theodoro, der nun nie wiederkehren konnte. Dann blickte er wieder Henrique an, der noch immer stumm da stand in einem unbegriffenen, dunkeln Gesähl, und er würde durch das alles so weich, daß er ausrief: O ich wollt' ich läge statt Theodoro's so da; denn wahrlich, er hat das bessere Theil erndt; und hät' er nur nicht so gewaltsam und so sündig verfahren, ich könnt'

ihn neiden, inniglich beneiden. Ach! wenn ich uns so ansehe, und alle, die wir hier so schmerzlich da stehen, so überrascht mich ein so heißes Gefühl des Mitleidens mit dem Menschen, der immer die Hand ausstreckt so sehnsüchtig nach der Freude, und dem sie doch niemals zu Theil wird, der ewig schwankt zwischen Färchten und Hoffen, zwischen Hassen und Lieben, und dem dann der Tod so rasch und höhrend hindüßfährt über das Färchten und Hoffen, über das Hassen und Lieben. Ja, ich bemitleide den Menschen, dem alle seine Hoffnungen, alle seine geträumten Eldorado's und Hesperideninseln so mit einem Male untergehen, tief unterjunken unter die überströmenden Wellen! —

Mich aber, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, mich aber muß ich besonders bedauern, ach! vielleicht anklagen, als sey ich Schuld an dem Tode dieses unglücklichen Jünglings.

Hier erhob sich Rosaura aus ihrer Stellung, in der sie bis dahin unbeweglich verweilt hatte, und, indem sie den Ottomar sanft

und freundlich anblickte, fragte sie: Du Schuld an diesem unseligen Fall? Du, der Einzige, der Mitleid fühlte mit dem Loos des Armen?

Wohl fühlte ich Mitleid, und versuchte auch Manches für ihn; aber ich muß mich dennoch anklagen, denn ich rief Triumph, weil der Graf meinen Bitten schon zuvorgekommen war, dem Bruder vergeben wollte, und ich nun hoffte, es werde alles gut und herrlich werden. Ich rief Triumph! — oh es ist klägliches Uebermuth, wenn der Mensch, dies arme Zwittergeschöpf des Staubes und der Sonne, dieser eingeeengte, fantastische Wurm, dieser halb aufgetrocknete Schmetterling, den feuchter Nebel immerdar umgiebt, wenn er die Flügel so frevelhaft kühn zu regen wagt! O Jammer über den menschlichen Triumph, den jämmerlichen! und ich Thor, der ich diesen elenden Schrei versuchte, der das Schicksal tief beleidigen muß, das uns nur liebt in Demuth und in Trauer. Triumph! — ja, da brach er das stolze Brettergerüst seines Lebens ein, und wir stehen nun da bei den morschen Trümmern!

Therese, die schon eine Weile neben ihm gestanden hatte, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, legte hier die Hand auf seine Schulter, und sagte gerührt, aber ernst: Rede nicht so, Ottomar, ich will nicht haben, daß Du so redest, so lästerlich.

Ottomar sah schweigend in ihre nassen Augen, aber Enrico wiederholte die letzten Worte: Da brach das stolze Brennergerüst, und wir stehen nun da bei den morschen Träumern!

Sechszehntes Kapitel.

Mehrere Wochen gingen still und träge dahin, und es schien Jeder, nach so manchem überstaus demen Schmerz, den größeren noch im Hintergrunde zu ahnen. Ottomar hatte seinen Kummer über die fehlgeschlagene Hoffnung am frühesten überwunden, weil er ihn am ersten in feierlichen Worten auszusagen vermochte. Nicht so Henrique, der nur immer tiefer in sich hinein versank, und dem gutmüthigen Deutschen kein Ohr lieb, wenn er ihn trösten wollte. Ahnete doch Ottomar überhaupt nur wenig von dem, was Henrique's Druß bewegte; aber um so mehr verdroß ihn das, daß er nun sein Tröstungsamt, das er so gern verwaltete, leis

etwas ausüben konnte. — In einer solchen Stimmung schrieb er einst an einen Freund, er wußte selbst nicht an wen; aber er dachte besonders an Antonio, dem freilich kein Brief zugestellt werden konnte, da sein Aufenthalt unbekannt war.

— Wenn Therese nicht hier wäre bei mir und um mich, und in mir, so hätte ich vielleicht bereits das Schicksal des frommen Aeneas, des reichen Tullus und Ancus gehabt, welche sämmtlich, so viel mir bekannt, gestorben sind. Aber die Therese ist die Balsamstaude, an der ich mich erquicke, mein Lebensbrodbaum, mein Teich Siloa, mein Stein der Weisen, den man oft verdammt lange suchen muß, ehe man ihn findet, kurz dasjenige, was man sein Alles nennt, welches nur leider ein gar abgenutzter Ausdruck ist, woran ich indeß keine Schuld habe. Will Therese, so mach ich ihr dreizehn Duzend neue Arten, das alles zu umschreiben. Doch davon willst Du schwerlich etwas wissen, sondern lieber von dem Grafen, von der Gräfin und so weis

ter. Nun gut, es mag seyn, ich will so eines und das andere davon schreiben; nur unterbreich mich nicht, wenn ich auch zuweilen die These mit dazwischen bringe.

Henrico ist ein seltsamer Mann, aus dem kein Mensch klug werden kann. Sein Charakter ist gar nicht zu behandeln, weder im Leben, noch auf dem Papier. Ich kann ihn Dir auch nur in Gleichnissen beschreiben, und ich wollte Dich daher ergebenst bitten, Dir etwa einen graublauen Septemberabend zu denken. Am Himmel jagen sich einige Wolken; aber der Mond steht leidlich klar dazwischen, die Bäume rauschen im Walde, die Blätter säuseln unten am Fuß des Wanderers, und ganz im Hintergrunde tanzen irr' und scheu die Elfen und die Erlen. Nun denke Dir ferner Henrico in graue Seide gekleidet, fast groß, aber beinahe mager, mit blühenden, doch dunkeln Augen, und von der Schulter bis zur Hüfte einen hochrothen Gurt, an dem der Degen hängt, der schon so viel Unheil ausgerichtet hat.

Kannst Du Dich aus dieser Beschreibung vernehmen, so ist es lobenswürdige Penetration, macht es Dich aber nur noch mehr consus über ihn, so geht es Dir wie mir, der ich zuweilen vor ihm stehe wie vor einem angeketeten Buche, dessen bloße Außenseiten ich betrachten darf.

Eben so dunkel ist mir auch seine Liebe für Kosaura; nicht etwa als wenn ich nicht zu lieben verstände — mein Todfeind muß mir dies herrliche Talent einräumen — nur aus der Art, wie er liebt, kann ich sonst Kluger nicht klug werden. Wädhlich, daß diese Gattung selbst nicht eben klug ist. Und doch ist es nur diese Liebe für sie, die ihn an das Leben fesselt, ich würde sagen mit diamantenen Banden, hätten nicht bereits tausend und ein Schriftsteller diesen Ausdruck in Beschlag genommen. Er umfaßt sie mit ganzer ungetheilter Liebe — er setzt nicht bloß die Nebenstunden dazu aus, wie andere treffliche Menschen — er liebt sie den ganzen Tag, des Morgens, des Abends, des Nachmittags um drei und des

Nachts um drei, um vier, halb fünf Uhr, mit einem Worte immer. Er betet sie an; — weißt Du auch was das heißt, mein Junge? Weißt Du es nicht, so habe die Güte mir zu glauben, daß es viel heiße, zu viel! Ach, und sie, die Kosaura meine ich, sie versteht sich gar nicht auf diese Anbetung, sie ist eine liebenswürdige Heidin ohne alle christliche Tiefe des Gemüths. Ihr ist die Liebe nicht wie *eau suave*, ihr ist sie *spiritus odoriferus*, oder Moschus, oder Naphtha, das sie wohl zuweilen auf Zuckerkanne einnehmen mag; doch will sie sich nicht darin baden, wie der Graf allerdings thut. Und seit einiger Zeit, seit Theodoro's Tode, an den ich gar nicht denken kann, ohne Grauen, seitdem fürchte ich, hat sich ihre Liebe ganz, oder doch zum Theil verflüchtigt, eben wie jener Naphtha. Aber die Gleichnisse sind sehr unpassend und halb lustig, während ich ganz traurig werden kann, wenn ich nur daran denke, wie sich das noch werde endigen.

Das muß ich übrigens noch erwähnen, daß mich Kosaura ganz wohl leiden mag,

und daß ich ihr in der That deshalb nicht zu viel thun werde. Ja, gewiß, ich bin ihr eben nicht zuwider, sie unterhält sich gern mit mir, belächelt zart meine oft ungarten Einfälle, und glebt mir ihre Hand, die ich küssen darf.

— So eben bringt mir Therese das Getränk par excellence: Kaffee mit Arrac — Milch trinkt kein romantischer Schriftsteller mehr, höchstens noch ein idyllischer — und indem ich sie zu mir hinüberbeuge, um sie zu küssen, sieht sie während des Belästigers denn die letzten Zeilen meines Schreibens, wo von der Gräfin die Rede ist. Ich denke, sie wird mich schelten oder belachen, oder bewigeln; aber nein, sie thut nichts von dem allen, sondern verhält sich ganz leidend; denn daß sie ein langsames Ach! herausseufzte, ist ihr nicht als Handlung anzurechnen. Ich frage das liebe Kind, warum es also seufzte, aber sie antwortet nur verwirrt, und fängt endlich gar an zu weinen. Nun ist sonst meine Therese keinesweges sehr pos

ros, sie hat vielmehr eine sanfte Gediegenheit, die ich immer ungemein respektire, und wenn sie weint, so mag vielleicht wirklich etwas zu beweinen da seyn. Ich schloß sie daher recht herzlich in meine Arme, und fragte sie, was sie betrübt mache, ob ich etwa etwas Dummes angegeben hätte, ich sey so gleich bereit, es reuig abzubitten. Da wurde sie nur noch mehr gerührt, und streichelte meine uninteressanten Wangen. Laß mich jetzt nichts sagen, antwortete sie, du hast deine Fröhlichkeit wiederbekommen, wie ich aus deinem Briefe sehe, und ich darf sie dir nicht rauben wollen.

Sie sagte das so bestimmt, daß ich nicht weiter fragen mochte. Sie ging bis zur Thüre hin; dort aber kehrte sie wieder um, ging auf mich zu, legte ihre linde Hand auf meine Stirn, und sagte: Willst du auch immer recht gut bleiben, Ottomar, und mir treu?

Vest's Kind? rief ich aus, wie kommst du zu der Frage? oder wie kommt die Frage

zu dir und ohne eine Antwort? Ach du kennst ja mein ganzes Gemüth, wie du das Innere meines Strickbeutels kennst, und du weißt, daß kein Falsch in mir ist. Und nun gar dir treu bleiben? Kann ich denn anders du meine liebe Liebe, du mein Himmelblau und mein Erdengrün, du meine Sonnens du meine Mondblume (in Parenthesen magst du dir merken, daß es eine solche in Japan giebt, die Oshaddi heißt) du mein Eines und mein Alles, du meines Lebens Sonne und meiner Sonne eigentliches Leben, kann ich denn je dir treulos werden, ohne vorher mich selbst ganz aufzugeben? Weißt du es denn so gewiß, daß ich nicht vielleicht schon längst in diesem staußigen wilddummen Leben verkommen, oder zerrissen, oder zersplittert, oder vergangen, oder verflüchtigt, oder versteinert, oder zum Teufel gefahren wäre, wenn ich dich nicht gehabt hätte und deine Liebe? Es hätte sich dergleichen wohl zutragen können, aber du tratest dazwischen und mein wenigstens hundert Ellen tiefes Gemüth hat sich frisch und

rein und hell conservirt. Und ich sollte dir untreu werden? Rede nicht so thöricht, du Vortreffliche. Glaub' ich doch ganz an deine Liebe, bin ich doch fest überzeugt, daß wenn jetzt hier der Böse stände und da der feurige Wagen, auf dem er mich holen wollte, du sprängst, ich weiß es, du sprängst mit mir ein in den Flammenwagen, und leistest mir Gesellschaft da drunten in der Tiefe, wo es an guter Societät und decenter Unterhaltung allerdings mangeln mag.

Therese lächelte durch ihre Thränen mich an, und sagte: Es ist gut, Lieber, ich bin zufrieden. Dann ging sie; aber was wollte sie denn eigentlich sagen mit dem Allen?

Ich weiß es nicht und glaube, sie weiß es selbst so eigentlich auch nicht. Wenn aber doch hier etwas zu weinen wäre — sie weint, wie gesagt, so selten — wenn es wieder neue Leiden und Teufeleien sehen sollte? Wohl!an sie mögen kommen, ich bin gefaßt, ich küsse Theresen, trinke Kaffee und gieße Arrac hinzu.

Sollte auch das Leben — nicht ohne Schauder sprach ich das Wort — sollte es auch einmal ausgebbert seyn, wie eine Märkische Flur im August, sollte es trocken werden, wie Schiffszwieback vom vorigen Jahre; Theresese belebt jene Flur, und das Getränk feuchtet besagten Zwieback nicht übel wieder an. Darum hab' ich Muth für Alles.

Viertes Buch.





Erstes Kapitel.

So weit war Ottomar mit seinem Schreiben gekommen, als er einen Blick durch das Fenster that, und gewahr wurde, daß das Wetter vortrefflich und zum Spazierengehen sehr einladend sey. Er ging daher in den Garten hinunter, der von den Strahlen der Abendsonne geröthet, recht angenehm lau und stille sich herabneigte, wie ein kleines sanftes Thal. Im Ausange einer Kastanienallee begegnete ihm Rosaura, die mit einem Buche in der Hand, in ein reizendes Nachdenken versunken, da saß. Ottomar wollte sich leise vorbeischieben, um sie nicht zu stören, besonders da er dachte, es könne wohl gar — denn die Gnade des Himmels sey oft wunderbar — einer von

seinen eignen Romanen seyn, der die schöne Leserin anziehe. Aber sie hatte ihn bemerkt, und winkte ihm näher zu kommen.

Ich sehe Dich sehr selten, sagte sie nach einer Pause, in der sie ihn nicht ohne Wohlwollen angesehen hatte, und das ist mir nicht lieb.

Ottomar verbogte sich sehr demüthig.

Nicht lieb, fuhr die Gräfin fort, denn Du rührtest und erquicktest mich einst an jenem Tage, wo Theodoro starb, und ich werde Dir Deine liebe Theilnahme nie vergessen.

Einst? sagte Ottomar, es sind kaum vier Wochen verflossen, daß er todt ist.

Wir scheint es lange, recht lange. Genug, Du rührtest mich damals, und ich habe oft an Dich gedacht. Mich dünkt, Du hast Aehnlichkeit mit Theodoro.

Aehnlichkeit? fragte Ottomar frappirt, Ihr scherzt, Gräfin.

Es war ihm gar nicht lieb, daß sein Gesicht Aehnlichkeit haben sollte mit dem des wilden und rohen Selbstmörders, den er wohl bedauern, aber nicht lieben oder schätzen konnte.

„Nun freilich hast Du in Deinen Augen etwas Ausgezeichneteres, freilich ist auch Deine Wange blasser —“

Theodoro hat auch nie etwas für den Druck geliefert. —

„Aber in Deinem Gange, in Deinem Wesen ist Aehnlichkeit. Du bist ein Nordländer, das sieht man auf den ersten Blick; aber ich mag das auch ganz wohl leiden.“

Ottomar wußte nicht, was er zu dieser an sich löblichen Vielseitigkeit des Geschmacks sagen sollte; er nahm daher das Buch wieder auf, was die Gräfin weggelegt hatte, und sagte mit einem etwas dummen Gesichte: Ihr laßt, Sennora —

Die Gräfin schwieg, und Ottomar sah nach dem Titel der Schrift. Es war eine jener Spanischen Novellen, in denen mit der ganzen Fülle des süßesten Wohllauts die reichste und üppigste Ansicht des Lebens angedeutet wird, und Ottomar sprach Manches zum Lobe solcher Werke, in denen alles so hell und licht und warm ist.

Es war ganz lustig, sagte Kosaura leicht hin; aber ich lese überhaupt nicht gern, ich bin vielleicht zu lebhaft, um viel zu sitzen. Und wie man gar ein Buch schreiben kann, so seitenweise, eine nach der andern, das ist entschuldigend weitläufig, und ich begreife nicht, wie man dabei die Geduld nicht verliert.

Die producirende Phantasie, erwiederte Ottomar zierlich, ist allerdings rasch und eilsfertig, aber die formende bedarf des Fleißes, der Ausdauer und der Geduld.

Geh mir damit; ich mag nichts davon hören. Während man das Leben eines Andern schreibt, führt man selbst keines; oder doch nur ein häßliches, das ich nicht möchte leben.

Ottomar widersetzte sich einem solchen, wie es ihm schien, höchst ungenialischen Gesdanken mit manchen Gründen, die sich demselben entgegensetzen lassen, und meinte sogar am Ende mit besonderer Keckheit, nur der führe ein eigenes Leben und sey eines solchen würdig, der auch eines darstellen könne, es sey nun in Worten oder Tönen oder Steinen oder Farben.

Ihr Männer werdet unausstehlich, ers
wiederte Rosaura gelassen, sobald Ihr anfangt
zu demonstrieren. Mir ist das sonst ein
Greuel, aber von Dir laß ich es mir allenfalls
noch gefallen.

Sehr viel Huld, Sennora.

So etwas hab' ich allerdings für Dich,
und da Du denn doch einmal so viel Fleiß und
Ausdauer besitzest — von Geduld soll hier
nicht die Rede seyn — so wünsch' ich Dich
fortan zu meinem Vorleser zu machen. Hast
Du Lust zu diesem Geschäft?

Ottomar küßte ihre Hand und sagte: Ein
schönes köstliches Amt, das ich gar gern übers
nehme. Ja, es ist etwas erfreuliches, zu
schönen Gemüthern vom Schönen reden zu
dürfen, und es mit ansehen zu können, wie
die Dichtungen edler Sänger auf sie wirken.

Geh Du mir mit Deinen schönen Gemü
thern, sie sind bisweilen etwas weitläufig und
können kein Ende finden. Lebe freier, lusti
ger, so wirst Du auch mir lieb werden,

Sie ging, und Ottomar freute sich sehr
über die grazidse Bewegung ihrer Schritte,

Es ist doch eine vortreffliche Sache, sagte er, wenn man vornehm geboren wird, da bringt man gleich den Anstand, die Zierlichkeit, das Pathos des Aeußerlichen mit auf die Welt, während unser eies nur nachmacht, was nicht nachzumachen ist. Wäre mein Vater nur wenigstens Hofrath gewesen, oder Kanzleysekretair, so wäre ich doch in einem Drama von fünf Akten zu gebrauchen; so aber war er nur ein Musiker, der mir nichts hinterließ als Noten und Noth, und Gott weiß, ob es geht, daß ich irgendwo aufstete in einem Buche, das gelesen wird.

Zweites Kapitel.

Aus der Ferne sang eine männliche Stimme,
von den einzelnen Akkorden einer Laute begleitet,
folgendes Lied :

Ich stand allein auf dieser großen Weite
Und suchte still das Räthsel meines Lebens,
Ich fand es nicht, es war die Brust voll Grebens;
Doch niemand stand dem Einsamen zur Seite.
Jetzt neu erschienst Du mir in wildem Streite,
Da war die Brust voll neues schönes Sirebens,
Nicht schien mir mehr mein langer Kampf ver-
gebens;
Ich sah die Hand, die durch das Dunkel leucht,
Doch ach! nicht hoffen darf der stille Arme,
Daß er an Deinem Busen neu erwarme;
Ich fühl' es wohl, ich bin dem Gram nur eigen,

Auch Du verstandest wohl die stillen Thränen,
 Du fühltest wohl mein heilig tiefes Sehnen;
 Doch stehst Du ungerührt in kaltem Schweigen.

Wie? rief Ottomar, ist das nicht Henrique's
 Stimme? Er singt ein Lied, das ich nicht
 kenne; ohne Zweifel hat er es selbst gedichtet.
 Mein Himmel, wie rasch entwickeln sich die
 Talente, wenn man liebt und unglücklich liebt!
 Um uns zu Pforten zu machen, sollten uns
 die Damen hoffnungslos lieben lassen, oder
 uns wenigstens von Zeit zu Zeit durch einige
 wenige Untreue betrüben. Aber sie sind mei-
 stens zu gutmüthig, und lassen sich auf derglei-
 chen nicht eben ein; die Rosaura macht freilich
 eine Ausnahme. — Ob ich ihm antworte, dem
 trauernden Sänger? Ich will's versuchen:

Verzage niemals, Freund, im Sturm des Lebens,
 Im Lauf der Zeit ist auch nicht ein Moment,
 Den Du zur Freie
 Nicht können triff' und mächtig doch erbeben,
 Dem Künstler strebe nach, der jeden Stoff,
 Den widerstrebendsten segat,
 Mit Freiheit überseht,
 Und mit der milden Form der Gabeheit

Und mit des Wohlstands reinem Einklang poart,
 Und sollte Dich sogar die Hoffnung stehn,
 So — heße wenigstens noch auf die Hoffnung.

Ottomar hatte diese Worte in einer Art von Recitativ für sich hingefungen, denn wenn er gleich wünschte, daß sie Henrico hören möge, so wagte er es doch nicht recht, einem regierenden Grafen gute Sentenzen zuzusingen.

Jetzt kam Henrico die kleine Anhöhe herab, und Ottomar erwartete fast ein wohl muthiges Gesicht mit Spuren von Thränen zu erblicken; aber er täuschte sich sehr. Der Graf war wie gewöhnlich äußerlich sehr gelassen und vornehm, er nickte Ottomar mit einem halben Lächeln einen guten Abend zu, und sagte: Ich glaube ihn Dir versprechen zu können, denn Du liebst Musik, und ich habe auf den heutigen Abend ein Concert in diesem Garten veranstalten lassen. Dämmerung, Abendhimmel, stille Thäler und wehende Bäume, das liebt ja jeder Dichter, jeder Mensch, dem noch nicht jedes schönere Gefühl untergegangen ist.

Wie sehr erfreut Ihr mich, antwortete Ottomar, und wie sehr würde es mich erfreuen,

wenn auch Euch der heutige Abend erfreuen könnte.

Du meinst, sagte der Graf, ich könne wohl der Freude bedürfen? Nun, es wird ja alles gut werden.

Er verließ mit diesen Worten, die er langsam und fast gezogen aussprach, den gutmüthigen Willen, dem es allerdings ein hoher Ernst war mit dem Wunsch, daß der Graf heiterer und leichter leben möge.

Ottomar schüttelte den Kopf über das seltsame Wort: daß ja noch alles gut werden könnte, denn es schien ihm hier nicht zu passen. Er ging einige Alleen zurück, und fand Rosaura auf der Rasenbank, wo er sie vorher angetroffen hatte.

Der Graf, sagte sie, hat mich zu einem Concert einladen lassen, und ich habe es nicht abgelehnt wollen, ob es mir gleich nicht recht ist.

Nicht recht? fragte Ottomar verwundert, und wiederholte Henrique's Worte: Dämmerung, Abendhimmel, stille Töne und wehende

Blume, wer sieht das nicht? — Jaß hätte er auch den Nachsatz hinzugesagt.

Ich liebe das alles auch, nur heute bin ich eben nicht dazu gestimmt.

Ottomar, der leicht dreußt wurde, wenn man unaufgefordert mit ihm sprach, ist ganz fest: Die schönen Stimmen unserer Säger und Sängerrinnen werden Euch schon stimmen, Sennora. Der Abend allein ist für die Musik gestimmt, und die Musik für ihn, denn am Morgen und Mittage sind wir meistens sehr verständig, fast bis zur Dummheit verständig, unheimlich wühlend in das äußere Leben hinein, und kurz, so gar sehr geschäftig, daß wir jeden schönen Ton darüber verhdren, der sonst wohl aus unserm Innern hervorduen müßte.

Nun, wir reden ein andert Mal davon; morgen etwa, wo ich Dich zum Göttern erwarte. Da kommt Therese — à propos wie heißt Du denn mit diesem Mädchen?

Schöht vorzüglich, wie stehen beide so gut mit einander, daß wir diesen Standpunkt nie verlieren wollen.

Mich dünkt sie hat verweinte Augen.

Ich werde sie küssen, so verliert sich das.

Ja, sie scheint geweint zu haben. Wie
schreckt seltsam hat doch die Natur mein Ges-
icht gebildet, daß gleich das Naß aus den
Augen fließt! Oho, damit die Männer den
Ersatz davon haben, sich darin spiegeln zu könn-
en mit Ruhe und Gelassenheit. So etwas
kann mich bitter stimmen, wenn ich daran denke.
Aber die Weiber sind selbst Schuld daran,
daß sie sich so weidlich hingehen lassen, so
schwächlich, so ganz hingegen an diese resig-
nirte Peinlichkeit. Das ist nicht mein Cha-
rakter. Etwas Höheres, das glaube mir,
etwas Bedeutenderes kann man aus sich ma-
chen, wenn man nur will. Adieu.

Hm! sagte Ottomar, indem er sie noch
sah, das misst mir denn doch sehr sehr. Der
Augen Naß, der Männer Ersatz, die sich
beispiegeln, das weidliche Hingehenslassen, die
resignirte Resignation, das Höhere, das man
aus sich machen kann: es beßagt mir nicht.
Machen? etwas aus sich machen? Nein,

Senhora, da lob' ich mir denn doch meine
 Therese, wenn sie auch gleich alle Quartal
 einmal weint, die ißt was sie ißt; aber ges
 macht hat sie nichts aus sich selbst; das Ges
 machte hat sie, den Grazien sey Dank, bis
 dato, köhnlich verschmäht.

Drittes Kapitel.

Lierre war noch immer nicht herabgestiegen, sondern stand gekantet da, indem sie bald ihren Blick auf Oromar, bald zur Erde warf, bald gar zum Himmel emporrichtete. Das fiel ihrem Freunde auf, und noch der Gewohnheit mancher Männer, das in's Gesicht zu sehen, was sie hinter dem Rücken sehen, oder wenigstens in Scham sehen mußten, sang auch er jetzt etwas zu schelten an.

Geht mir doch, rief er ihr zu, sage mir doch, Du bleibst seltsame Dame, warum machst Du ein so gar einfaches Gesicht? Warum stichst Du bald die Erde, bald den Himmel, bald mich an? Weißt Du mir dadurch etwas

auf eine bloß jarte Weise zu versprechen geben, daß ich den Himmel und die Erde vereinige in meinem trefflichen Gemüthe? Da ißterst Du mit doch zu viel, und triebest etwas Abgitterei mit mir, wozu Du sonst nicht Anlaß hast. — Wie, Kind, Du weinst? Darf ich sehr nicht scherzen, Gutz?

Jeht nicht, soor Herrst, die man vor ihm stand, und ihn ansah.

So bin ich erst, erwiderte Othmar, darum erde.

Ich höre Deine hohen Meinungen mit Reserven, ich stand hinaus der Lammgott, und ihr sehet mich nicht.

Du unterschätzst das Herden, welches nur erst seit kurzem in Dir entwickelt zu haben scheint.

Noch einmal, sey erst, Othmar.

Ich bin es, aber ich sollte es eigentlich nicht seyn; denn nur als Zwischenstück, oder als Chor stehe ich hier in der Geschichte, und

ich Rechte ohnehin schon längst, daß das seltsame Intermezzo und die humoristischen Chorsgeänge mehr Raum einnehmen und mehr Präsenationen machen als sie sollten. Wir nehmen denn doch nur mittelbaren Antheil an der Handlung, und darum dürfen wir eigentlich nicht so viel zur Sprache kommen. Sehr treffliche Kritik werden das zu rügen sich verpflichtet fühlen. Darum laß uns lieber stiller werden: hinter den Coullissen läßt sich schon öfter ein manlich Wörtchen reden.

Orsino, Du beleidigst mich mit Deinem Schertz.

Es rede dann, liebe Seele.

Rosalind liebt *Orsino* nicht, und sie ist auf dem Wege, ihm gänzlich die Treue zu brechen.

Ihm, dem sie alles dankt?

Sie liebt einen andern.

Wen? Wer ist der Dursche, der es wagt, meinem edeln Grafen in den Weg zu treten? Wen liebt sie?

Dich, sagte Therese leise, Dich Ottomar.

Mich? rief er lachend aus; mich? wies
 herholte er dann ernster; mich? sagte er end-
 lich, blaß werdend und tief getroffen von dem
 Wort. Mich? o mein Gott! Ist es denn
 wahr, Therese? Ach Du weinst, da muß es
 ja wohl wahr seyn. O d. s. leichtem, wankens-
 den Gemüths! Therese, ich könnte Dich nicht
 mehr lieben, wenn ich glauben müßte, Du
 weinstest um mich oder um Dich! um Henrique
 weine! um ihn, der nun wieder einsam da
 steht in seiner ewigen Liebe! einsam, unends-
 lich einsam, glühend, verglühend, still, ganz
 still! —

Das Concert war so eben angegangen,
 einzelne frohliche Töne verkündigten seinen An-
 sang, und eine heitere Stimme sang:

Leben und Liebe, wie bist du schön!
 Liebe und Leben wohl nimmer verwehn;
 Kenge entfliehen und Wenschen vergäh'n,
 Aber die Liebe wird ewig erbluhn.

Ottomar lachte bitter, und sagte: Ueber die
 uralte Idee, an der sich nun die Menschen

schon Jahrtausende gelobt haben, wie Klar
der an den goldnen Flittern, die sie doch nie
in die Hände bekommen! Es ist gar köstlich.
Wenn es mit dem Leben und der Liebe zu
Ende geht, so lassen wir wenigstens noch Lieder
davon singen! — Armer Henrico, wird
Dir dieser Gesang trösten, da der Gesang
Deines Lebens so grell und wild zerrissen
werden soll? Armer Henrico!

Ottomar! rief der Graf von der An-
höhe herab. Komm zu uns herauf, und laß
auch Theresen nicht länger entfernt bleiben!

Ich kann nicht kommen, sagte Theresen
leise, ich habe geweint, und man wird
meine Thränen sehen.

Wir sind sogleich oben! rief Ottomar
dem Grafen zu, und leise sagte er dann
zu Theresen: Du mußt mitgehen. Ich küsse
diese lieben Augen, damit sie wieder klar
werden. So, nun komm. Nicht verlaß-
sen dürfen wir jetzt unsern Henrico, denn
er bedarf des Freundes und der trauen-
Freundin. — Oder, setzte er nach einer

Pause hinzu, indem ein Entschluß in ihm zu erwachen schien, oder wir müßten ihn denn für immer verlassen. Das könnte vielleicht nothwendig werden.

Therese hatte die letzten Worte nicht gehört, und sagte: Ach! wenn sie nur nichts lustiges spielen wollten, das beleidigt mich jetzt ordentlich.

Viertes Kapitel.

Ottomar und Therese wurden von den Anwesenden, insonderheit aber von dem Grafen und der Gräfin auf das Freundlichste begrüßt. Ottomar ging zu Henrique mit einer so zarten Ehen und schonenden Ehrfurcht, daß dieser ihn mit aufmerksamem Blicke ansah, und die Frage that: ob ihm etwas fehle.

Nein, nichts, erwiderte Ottomar. Ach! wenn nur Euch, mein gnädigster Herr, nichts mehr etwas fehlen mag!

Du bist ein guter Mensch, antwortete der Graf fast kalt, und deine Theilnahme an mir hat allerdings etwas Anziehendes für mich, nur laß uns die Müßel nicht stören. — Welajquez sing etwas Fröhliches, Wespiges.

Belasquez, ein frischer, hübscher Knabe,
sang ein Lied nach einer raschen Tanzmusik.

Weg damit, sagte der Graf, mir ist
solche leere Lustigkeit sehr widerlich.

Nun, sagte der Knabe, so will ich etwas
peroriren, die Musik mag zuweilen so verles-
ren dadurch fahren.

Ich liebe, sagte der Graf, die verlorene
Musik eben nicht, doch mag es seyn.

Der Knabe sing an:

Wermuthen und zerissen ist das Leben,
Und steigt mit stetger Ruh auf und herab.
Vergebens ringst Du die Betrachtung ab;
Es tritt Dich an mit stumpem Spott und Hohn,
In feinstich'jem höhnerem Tuschlaute
Und macht Dich kalt durch dürft'ge Wirklichkeit.
Es geht die Zeit so träg an Dir vorüber
Und spieltet ewig nur die traurige
Gedanken wackelnde Melodie
Der menschlichen Beschränktheit.

Der Knabe, der bis dahin sein Gesicht in feiers-
liche Falten gelegt hatte, machte hier einen
lustigen Sprung, und in rascherem Fluge mit
einem fast witzigen Auge fuhr er fort:

Doch klinge um das Leben nur
 So laut Du magst, Du wirfst es doch durchsichten,
 Und gern durchsichten,
 Und wenn die Liebe, der Du Hymnen singst
 Und Stellen —
 Dir noch so oft die ärmste Täuschung giebt,
 Doch wirst Du lieben,
 Und gerne lieben.

Und gerne lieben, wiederholte der Knabe selbst
 sich, machte seine Verkennung gar jählich,
 und ging beklatscht ab.

Der Junge, sagte Ottomar, misfällt mir
 höchlich mit seiner tocken Lustigkeit. Ausdrück
 sein könnte ich sie ihm.

Laß ihn, erwiderte Henrico, er versteht
 die abgerissenen Worte nicht, die er da vor-
 trug. Er weiß es nicht, wie man ein Leben
 ungerne durchleben könne, wie die Liebe oft die
 ärmste Täuschung giebt, und man doch hier
 den muß.

Wehe! sagte Ottomar mit ausbrechendem
 Gefühl, wehe, daß es so ist, und wehe dem
 Armen, der es versteht.

Nicht wohl begreife ich diese trübe Stimmung, erwiderte der Graf, und wenn gleich Manches zu betrauern, tief zu betrauern ist, was ich und Du seit einiger Zeit erlebt haben; jetzt ist's nicht der Moment, jener finsternen Erfahrungen zu gedenken. Klärte ich doch in der That zu der Musik hin, um aus den süßen Wellen, mit denen sie mich umrauscht, Vergessenheit zu schöpfen für so manches Gefühl, das feindlich mir nahen will, ruf ich sie doch recht herzlich an, diese Töne, daß sie mittels Irg einen magischen Kreis um mich schließen, vor dem so manche bittere Erinnerung, die mich sonst beschleicht, so manche finstere Ahnung, die sonst nicht weichen will, verschmachtet zurückfliehen muß. Zur Klarheit nur in Freude und in Schmerz soll uns Musik erheben, denn sie ist die geistigste der Künste, und nichts Irdisches vermag sie zu berühren. Schon als reisender Jüngling bewährte sich mir das. Wenn Unruhe und Kampf in meinem Herzen war, ein unbestimmtes heftiges Sehnen mich ergriffen hatte, da vermochte selbst kein heilig Schauspiel der Natur, wie

wohl bei manchen andern wackern Menschen, mich so tief zu rühren, daß jene irre Heftigkeit von mir gewichen wäre. Kein Sonnenanfgang konnte diesen Sturm in mir besänftigen, daß er sich zur Ruhe lege, kein Ervenhimmel, keine mondliche Nacht legte sich so mild um meine wilde Brust, daß ihre zornigen Schmerzen sich gelöst hätten in sanfte Klarheit. Das konnte nur Weisheit. Sie lehrte mich sogar begreifen, wie die Menschen weinen können, was ich ohne sie gemacht, ja verachtet haben würde, und ich sah es ein, welche eine Wohlthat mir versagt ist, daß mir, wie Du es weißt, die Augen nie mit Thränen sich erfüllen. Ich fühlte es, wie hier ein tief verlegtes Gefühl, dem die ganze herrliche Natur schon zerrissen da steht, und unverständlich und höchst feindselig, wie es sich wiederfinden kann in Thnen und Thränen, wie die ewige Entzweiung, die sonst durch das Leben hingeht, hier wenigstens sich endet, und eine bereinstige ewige Lösung öffnen läßt. Denn in das heilige Land der Geister selbst, dahin gelangen wie doch

nicht; aber die Töne bilden gleichsam einen Triumphwagen, der uns kühn heraufführt auf den hohen Thron, von wo herab der selige Blick sich wagen darf in heilige geheimnißvolle Thäler.

Herrlich, herrlich! sagte Ottomar, der es nicht lassen konnte, eine Rede, die ihn erfreut und gerührt hatte, auch laut zu rühmen. Er meinte nämlich, die Menschen seien aufrichtig und edelhaft genug, um sich nicht unter *con amore* derb in's Gesicht zu tadeln; aber mit dem Loben befaßten sie sich weniger aus Trägheit und Zartheit und Delikatesse. Herrlich, herrlich! rief er daher noch einmal: Wer nicht Muth hat in ihm selbst, wen nicht die Eintracht süßer Töne rührt; zu Voth, Verrath und Raub ist der geneigt, trüg' ist die Regung seines Herzens wie die Nacht, und seine Triebe schwarz wie Erdbuß. Laß keinem folgen. So rede nämlich nicht ich, sondern ein gewisser William Shakspeare, der mitunter kostbare Gedanken mit sich führt.

Hier kam Therese auf ihn zu, und sagte ihm leise: sie fürchte sich ordentlich vor Rosaueru welche mit fast wegwerfendem Blicke nach ihr hinsähe.

Wirk ihn weg den wegwerfenden Blick, sagte Ottomar mit seiner alten Fröhlichkeit, und sey nur ganz gelassen. Dir soll kein Mensch ein Haar krümmen; der Friseur etwa ausgenommen, der ein Recht dazu hat.

Fünftes Kapitel.

Otomar machte sich am andern Morgen Vorsätze wegen seiner vorziligen Trauer über Theresens vielleicht viel zu rasches und unbesonnenes Wort in Hinsicht der Neigung Rossaurens für ihn. Er war bescheiden genug, um zu glauben, daß er denn doch an und für sich weit minder lebenswürdig sey, als der Graf, worin ihm vielleicht nicht Jedermann würde beigestimmt haben. Gestern Abend, so meinte er, sey er nur fantastisch gestimmt gewesen, geneigt zu wunderlichen Ideen, sonst hätte er gewiß Theresen mit ihrer abentheuerlichen Votschaft verlacht. Am Abend glaube man überhaupt leichter an die Liebe eines

Mädchen; des Morgens sey man bescheidner und man traue keiner Dame von Stande dergleichen Liebesstand zu. Das Abenteuerliche komme vielleicht eben vom Abend her.

Er kleidete sich schnell an, um zu Rosaren zu gehen und ihr, wie sie es befohlen, Gedichte von allerlei Art vorzulesen. Im Voraus freute er sich, wie kalt sie ihn empfangen werde, wie sie ganz vornehm da stehen werde, ähnlich dem geglätteten Marmor, oder dem antiken Silberspiegel, der in ihrem Zimmer hing. Ohne Zweifel werde sie rosenroth gekleidet seyn, welches denn ohnehin einen gewaltigen Abstand zu seinem demüthig grauen Frack bilde.

Aber es schien, als sollte unser Freund in diesen so bescheidenen Ansichten Unrecht bekommen; denn in der That, nicht kalt und vornehm war Rosarens Empfang, und das Rosenroth, worin er sie gekleidet fand, wollte die gehoffte Wirkung keinesweges thun. Sie war sehr freundlich und gesprächiger als jemals, und wenn gewissen Gerüchten zu glauben ist, so wurde der bescheidne junge Mann zu ihr auf

das Sofa eingeladen; doch wage ich die Wahrheit dieser Nachricht nicht zu verbürgen. So viel ist indeß gewiß, daß er den Sitz nicht auf dem Sofa nahm, sondern geschwind aus der entferntesten Ecke des Zimmers einen Stuhl holte, mit dem er aber leider unterweges Unheil anrichtete. In der Begeisterung der Eile stieß er nämlich eine Theetasse von der Tischkante glücklich herunter, und als er darüber um Vergebung bitten wollte, war er so sehr aus der Fassung gebracht, daß er zwei Sprachfehler machte, und den Perioden nicht endigte, welches ihm beides noch niemals begegnet war.

Das Gespräch ging sehr hinüber und herüber, von der Prose bald zur Dichtkunst überhüpfend, und es hatte nicht den Anschein, als würde es sobald eine bleibende Stätte finden. Ottomar that endlich die interessante Frage: wie ihr das gestrige Concert gefallen; der Graf habe etwas sehr Wahres und Herzliches über die Musik und ihr Verhältniß zu dem Menschen gesagt.

Er gefällt sich darin, sagte Rosaura leicht hin, manches Ueberspannte ganz gut vorzutragen zu können. Mich zieht das nicht an.

Manches Ueberspannte? sagte Othomar, ich habe nichts von der Art in seiner Rede gefunden.

Nun, so hast Du auch den Schluß nicht gehört, wo er von dem heiligen Lande der Geister sprach, und von einem Triumphwagen, den die Töne bilden, von dem Berge Horeb, wo wir selige Blicke nach geheimnißvollen Geisterthälern thun dürfen. Es hat mir keinesweges behagen wollen, denn es ist doch Schwärmerei und kann zu weit führen.

Wir hat's unendlich gefallen, sagte Othomar lachend, und es ist nicht Schwärmerei, und es ist gar gut, daß es weit führt.

Nein, mein Lieber, es ist nicht gut, wenigstens bei Henrique nicht, der ohnehin schon gar nicht fest steht auf der Erde.

Vielleicht steht er geistig desto fester.

Geh mir mit dem Geistigen; doch das, was sich in Deinem Munde noch recht gut ausnimmt, wird fürchterlich in dem seinigen.

Wir wird oft hang bei ihm, ob er gleich fast nie davon redet.

Wovon redet? ich verstehe Euch nicht.

Nun von Geistern, an die er in der That zu glauben scheint. Du lächelst?

Je nun, wenigstens ist es schwerer, daran zu glauben, als es nicht zu thun. Das Erstere erfordert schon viel Phantasie und Gemäch. Das Leichteste von allem Leichten ist die helle, klare, dünne Aufgeklärtheit. Wollt ihr aber den Grafen von seinem Aberglauben befreien, so darf ich nur aus Deutschland ein paar Duzend solcher trefflicher Aufgeklärter heutzutage verschreiben, und die Geister alle werden, wie erschreckt, vor dem horrenden Scharfsinn davon laufen.

Die Sache ist ernster als Du glaubst. Ich habe es oft genug gehört, daß er Umgang mit Geistern habe, daß Gespenster ihn besuchen, mit denen er weitläufige Unterredungen hält.

Der Glückliche! sagte der seltsame Ottomar, mich besucht kein Geist, kein Gespenst will etwas mit mir zu thun haben, und ich sehne mich doch so herzlich einmal nach ders

gleichen jarter Unterhaltung. Die Gespräche mit den meisten Menschen — die mit Damen gänzlich aufgenommen — habe ich nach gerade satt bekommen, und ich bin gewiß, daß die Gespensterconversation eine Vielseitigkeit hat, die nicht zu verachten seyn kann. — Freilich will man einer gewissen Geistergattung nicht eben Humanität nachrühmen, und es soll ihnen besonders der ganz eigne Thier bewohnen, manchen Hälften eine ungewohnte entgegengesetzte Richtung zu geben, welches allerdings nicht ohne alle Gewaltthatigkeit geschehen mag; indessen hoffe ich . . .

Ich befehle Dir ernsthaft zu seyn, sagte Rosaura, fast ein wenig beleidigt.

Nun dann, so will ich einräumen, daß die Geisterliebhaberei, von der auch ich bereits bei Henrico Spuren getroffen habe, allerdings gefährlich werden könne, wenn sie der allseitig fröhlichen Ansicht des guten, bunten Lebens im Wege steht. Eine bedenkliche Einseitigkeit ist es, das gebe ich zu, und sehr ernsthaft.

Er wollte noch mehr sagen, aber Rosaura unterbrach ihn: Ich sprach vorhin vom Des fehlen, das war etwas übereilt. Nimm es nicht so genau mit dem Worte.

Ottomar wurde roth, Theresens Ahnung kam ihm wieder in das Gedächtniß zurück, und es ward ihm ängstlich zu Ruche.

Sechstes Kapitel.

In diesem Augenblicke, wo Ottomar aus Verlegenheit ein Buch aufgeschlagen hatte, trat Henrico in das Zimmer. Er schien recht heiter zu seyn, sprach mit Kosaren über die gestrige Musik, erkundigte sich, ob ihr der Abendthau und die kühle Lust nicht geschadet habe, und erfreute sich, als er das Gegentheil hörte.

Ich gestehe Dir, meine Kosaura, sagte er dann, ich war fast besorgt drehals. Ich sah Dich blaß und krank im Traume heute Nacht; doch froh erstaunt erblick' ich Dich in blühender Fülle der Gesundheit. Lächle immerhin, es thut auch wohl, besorgt zu seyn für die Geliebte.

Rosaura machte die schätzbare Bemerkung, daß man auf Träume nichts halten müsse, Ottomar mischte sich in das Gespräch, das auch Henrico mit Lebhaftigkeit fortsetzte, bis er endlich durch einen lästigen vornehmen Besuch abgerufen wurde.

Als er hinausgegangen war, sah Rosaura den zurückbleibenden Freund an, und sagte: Nun, hab' ich nicht Recht?

Worin? fragte Ottomar zerstreut.

Sogar an Träume glaubt der Mann, es ist verdrüsslich und fast unerhört. Ich bitte Dich, gestehe es ein, daß er eine lächerliche Rolle gespielt haben würde, wenn hier ein aufgeklärter Mann gestanden wäre; denn Du selbst thust ja Verzicht auf den Namen eines solchen.

Ach ja, das thue ich, denn der Sinn jenes Wortes ist jetzt eben nicht liebenswürdig mehr, und ich möchte dem Grafen nicht so lächerlich lachend gegenüber stehen als ein solcher Mann, von dem Ihr so eben redetet, das stehen würde.

Er schwieg eine Weile und fuhr dann sehr ernst fort: Aber auch ich kenne eine Seite, von der mir diese geheimnißvolle Neigung des Grafen zu Geheimnissen allerdings sehr bedeutend und tragisch erscheint. Wenn er einmal recht unglücklich würde, wenn er das verlöre, was ihm das liebste ist auf der weiten Welt, wenn er dann einsam da stände in dem dürrn Leben, wo nun keine Quelle mehr sprudelt frisch und rein, wenn er die Arme fruchtlos ausstreckte nach einem lieben Wesen, daß ihm mit freundlicher Neigung begegnete, dann — ja dann könnten diese Träume furchtbar werden.

Es giebt Augenblicke im Leben, — fuhr er nach einer neuen Pause fort, während Rosaura rascher als sonst ihren Thee trank, und etwas flüchtig die Bemerkung machte, daß derselbe schwerlich die Karavane gesehen habe, von der er den Namen führe: — Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir, im Gefühl des innigsten Sehns nach selbst das Leblose zu bessern streben, wo wir selbst den erstarrten Baum umarmen möchten, der uns nicht einmal mit rauschenden Blättern unsern Gruß zurückgibt.

kann, wo wir selbst den Stein, der nur im All lebt und kein eignes Leben hat, an unsre Brust drücken möchten, um ihn mit dem Ueberflusse unsrer Liebe zu erwärmen. Hinterher sendet uns denn doch wohl der gütige Himmel ein liebes Mädchen, das wir statt der Bäume und der Steine umarmen dürfen; trennt uns aber dann von Neuem etwas Feindseliges von ihr, oder trennt sich die Geliebte selbst feindselig von uns, dann hat man wohl Beispiele, daß hitzige Menschen den kalten Mund einer Pistole in den Mund genommen haben, um auf diese Weise wenigstens noch feurig zu Grunde zu gehen. Nicht so, Henrico. Für ihn hat dann die Geisterwelt noch Ressourcen, und Geisterliebchaften erschen die, welche die Erde versagte. — O ich könnte hier nicht scherzen, und sollte ich auf immer das Lachen verlieren.

Rosaura wollte das Gespräch abbrechen, und sagte: Lies mir etwas vor.

Siebentes Kapitel.

Ottomar nahm die Schreibtafel, suchte, und fand ein Gedicht des Grafen, das er mit Aufmerksamkeit betrachtete, weil die Vergangenheit ihm zurückkehrte. Dann las er es still und leise, ohne alle Deklamation:

Ein trübes Leben hatte mich umfassen,
Der frischen Jugend Kränze welkten hin,
Die alten Scherze waren all' verschert;
Ja selbst die Schmerzen hatt' ich schon verschmerzt;
Denn dumpf und trübe war's in meiner Seele,
Die sich der stillen Nacht, der einsamen,
In Einsamkeit dahingab.
Da theilte plötzlich sich der Wolken Hülle,
Ein wunderheller Glanz ging an mir hin,
Vor dem die alte Nacht erbebend floh.

Im lauen Netze schwimmt der Mond daher,
 Und in des reinen Stanzes milder Klarheit
 Schwebt sie, die lichte Gestalt, vor meinen Augen,
 Nicht kannt' ich sie, doch ahnet sie mein Herz,
 Und bei des Blickes zauberischer Kraft,
 Der milden Stirne lieblich hellem Leuchten,
 Des hohen Sanges leiserer Bewegung,
 Erführt ich mich mit Jugend neu erfüllt,
 Und von des Himmels sternenhellen Höhen
 Steigt göttlich lähn die Freude mir hernieder,
 Es schlug das Herz in kühnerer Bewegung,
 Die alten Träume kehrten frisch erneut
 Dem stillen Busen mir zurück, und spielten
 Mit garten Tönen um die tiefe Sehnsucht,
 Zwei Stunden — o, nicht damals maas ich sie,
 Die Zeit, die mich der Zeit entrückte —
 Zwei Stunden flogen dahin, wie goldne Pfeile
 Mit Eil' hinrauschen, niemals wiederkehrend.

Das Gedicht hat ja keine Reime? sagte
 Rosaura, und von wem ist es denn verfaßt?

Es ist ein Monolog, und ahnet Ihr nicht,
 wer so reden mußte mit sich selbst? Es ist der
 Graf. Ich fand die Zeilen wenige Tage nach
 dem er Euch zum ersten Mal gesehen, auf

seinem Schreibtisch liegen, mich rührte die innige Wahrheit des Gefühls und ich schrieb mir das Gedicht ab. Laßt uns doch den Schluß vernehmen:

Nach warum flieh' ich, warum durst' ich euch,
Ihr Stunden, nicht beschwören, mir zu sehen?
Warum, ihr Hetzen, eiltet ihr so schnell
So ägypt' schnellen Fluges mir vorüber?
O, anders sind die ernstern Schwestern —
Und du, die ich nicht nennen darf, wo weißt du?
Nirgend such' ich dich überall, und nirgend
Find' ich dich, nach der das Herz im tiefsten
Innern sich sehnet.

Reißt sich nimmer wieder der Wolken Hülle,
Ist der Strahl auf immer hingeschwunden?
Soll ich nimmer wieder schaun des Auges
Mondliche Klarheit, nimmer des süßen Mundes
Süßes Lächeln, nimmer hören der Sprache
Lieblichen Wohlklang?

Siehe, das finstre Leben, das enge, das hohle,
Faßt mich mit kaltem Arm, o rette du mich,
Daß ich an deiner Seite lebe das süße
Leben, und sterb' an deiner Seite den süßen
Tod von der Liebe Metoden umrauscht.

Ottomar hatte geendigt, blickte nach Rosaura hin, und als er nun sie recht aufmerksam betrachtete, die für all' diese höheren Phantasien des Grafen ohne Empfänglichkeit da saß, so überfiel ihn dunkel und schwer der Gedanke, wie so oft das Schicksal Spott und Hohn treibe mit dem Menschen und seinem schönsten Gefühl, und sein Auge wurde feucht, und er sagte langsam und still: Es giebt einen großen, unsäglichen Irrthum, der sich nicht lösen kann; und der Mensch verblutet, wenn er ihn erkennt.

Rosaura stand rasch auf, und sagte: Ich bin nicht Schuld an diesem Irrthum; ich habe Henrico nie geliebt.

Achstes Kapitel.

Von dieser Zeit an betrachtete Ottomar den Grafen als verloren, denn er fühlte nur zu lebhaft, daß Henrico einen Verlust nicht würde ertragen können, den er vielleicht kaum zu begreifen im Stande seyn möchte.

Henrico's Vertrauen zu Rosaloren schien sich nur zu verstärken, und er bat ihr oft im Gedanken jeden Vorwurf ab, mit dem er sie in finsternen Stunden bei sich selbst beleidigt hatte. Er fühlte sich schuldig an Theodoro's Tode, der ihn um ihrerwillen tief schmerzte, und es war sein einziges Bestreben wieder gut machen zu wollen, was ein Tag der Verwirrung und der Feindseligkeit verschuldet hatte. Er erfreute sich über das nähere Verhältniß, das jetzt zwischen ihr und

Ottomar herrschte, denn er hoffte, daß die
 Winter Nacht, und der oft seltsame Humor
 dieses guten Menschen nicht ohne alle Erad-
 zung für sie seyn würde. Zwar traute er sei-
 ner Rosaura ein so reines und tiefes Gefühl,
 eine so geläuterte Reflexion, eine so vollstän-
 dig ausgebildete innere Welt zu, daß er die
 Lektüre der Dichter für sie eben nicht nothwen-
 dig hielt, doch meinte er, werde es sie ers-
 freuen müssen, sich selbst in jenen Werken zu
 begegnen, und ihr eignes Gemüth, von stän-
 dern Poeten vorgeahnet, dargestellt zu finden.
 Ottomar seufzte tief über eine Verblendung
 wie diese, und mit schwerem Herzen las er der
 Gräfin die leicht hingaukelnden Verse spani-
 scher und italienischer Dichter vor. Therese
 behauptete täglich, es sey der Gräfin keines-
 weges um die Poesie zu thun, sondern allein
 um Ottomar, für den sie ihre Neigung gar
 nicht mehr verbergen könne. Dieser mußte
 freilich gestehen, daß sie selten recht aufmerk-
 sam zuhöre, wenn er auch das herrlichste
 Wort ihr vorläse, daß sie nur zuweilen von
 einem auffallenden oder bizarren Gedanken

gefaßt werde, daß oft das Heftige und Leidenschaftliche sie mehr erseue als das Gebildete und Grazie; aber er hoffte noch immer sie von diesem solchen Geschmack zurückzubringen.

Ihre erste bestand darauf, das Rosaura ihn liebe.

Es ist nicht möglich, behauptete er dann, und Du sollst Dich nicht rühmen können, mich zum zweitenmale zu erschrecken. Bedenke nur selbst, eine Gräfin von Alcantara liebe den Ostromar, es klinge ja fast etwas abgeschmackt und komisch und unwahrscheinlich. Bin ich denn so liebenswürdig? Es geht wohl noch so mit, mein liebes Kind; aber glaube mir, es wohnen ganz andre Leute hinter den Bergen, die schauen kein mit Augen prächtig blickend, daß selbst diamantne Mädchenherzen schmelzen müssen, wie vor einem künstlich geschliffenen Brennspiegel. Ich, lieber Gott, ich bin froh daß ich Dich habe; denn eine andere Eroberung mache ich wohl schwerlich. Ich bin etwas anhänglich, sehe noch Wenigern aus, habe kein bürgerliches Amt, stoße Threassen im

Feuer des Gesprächs herunter, schreibe zwar besser Liebesbriefe als Geschäftsbriefe; würde aber doch eine Liebeserklärung schlecht zu Stande bringen, gegen eine Dame von Stande nämlich. Nein, liebe Seele, laß das gut seyn, in mich verliebt sich wohl keine mehr, das hat gute Wege. Dir hat es wahrscheinlich mein guter Geist angethan, der Geist des christlichen Eherzges und der muthigen Frömmlichkeit; wenn aber auch der einmal zum Trüsel geht, bei dem kein Spas zu haben ist, dann steh' ich ganz kahl und hinfällig da. O, weh, ich mag mich nicht so denken, und ich wollt' ich hätte das Wort gar nicht ausgesprochen! Weinen könnte man darüber.

Aber selbst während er noch bemüht war, Theresen zu beruhigen, fühlte er, daß er selbst nicht ganz ruhig war; denn was er auch selbst über seine eigne Unliebendwürdigkeit und Unscheinbarkeit denken und sagen mochte, Rosaura schien darüber anderer Meinung zu seyn. Das verrath ihm so mancher bedeutende Blick, der von einem tief erregten Gefühle zeigte, das verrath ihm so manches einzelne Wort, das

absichtsvoll oder absichtslos hingeworfen wurde. Er ward unruhig, und verbarg es schlecht durch erzwungene Scherze. Und wenn er dann nun den Henrico ansah, der so arglos ihm vertraute und keine Ahnung hatte von dem allen, dann gerieth der arme Jüngling in jenen schmerzlichen Zustand, wo wir bei dem reinsten Gewissen, und bei dem besten Willen zur Freude, doch keinen Muth dazu haben. Doch war er gefaßt auf als led, und glaubte selbst Kraft zum Handeln in sich zu fühlen, welches ihm freilich von jeher schwerer geworden war als das geläufigste Reden.

Eines Tages hatte er eine besonders bedeutungsvolle Unterredung mit Rosaura gehabt. Ihre Blicke, ihre Worte waren so viel sagend gewesen, daß er unbehülflich und furchtsam ward, und sich zulezt, unter dem alltäglichen Vorwande des Kopfschmerz's, von der Lectüre distancirte und auf sein Zimmer eilte.

Am Abend erhielt er folgendes Billet von Rosaura:

„Du verstehst mich nicht. Wage es mich zu verstehen und auf Dein Glück zu hoffen.“

Neuntes Kapitel.

Ottomar fand sich von den mannigfaltigsten und heftigsten Empfindungen ergriffen. Das, was er bald gefürchtet, bald wieder zu fürchten nicht gewagt hatte, war eingetroffen. Die Geduldi liebte ihn und gestand ihm selbst ihre Liebe. Der Kopf glühte ihm heftigst bei dem Gedanken, und das Villet fiel aus seiner Hand. Es ward ihm bange vor sich selbst und seiner Schwachheit, und eilte schnell zu Theresen.

Du hast wahrgesagt, rief er ihr entgegen, wahrgesagt, daß ich hoffen möchte jede Wahrheit, und hoffen auch mich, daß ich mich nicht so fühle als ich mich fühlen sollte.

Therese sah ihn besremdet an, und nahm das Billet, das er ihr zum Lesen hinstellte. Sie las es mehrere Male, und sagte dann still: Nun ist Henrique verloren.

Ist er zu retten, sey er es durch uns. Aber laß mich nur erst mich selbst sammeln, denn es hat mich wunderbar getroffen, ties tiefer als ich ahnete.

Er setzte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, auf das Sofa nieder und dachte nach. Therese ging im Zimmer umher, und verlor gedankenlos ihre Seiderei, die sie vorher in den Rahmen gespannt hatte. Dann ging sie an das Klavier und spielte einen Marsch im Tone einer wehmüthigen Elegie; endigte aber mit so starkem Anschlage, daß eine Saite darüber zerriß und der harmonische Akkord unvollständig wurde.

Nede endlich, Ottomar, sagte sie fast heftig und halb weinend, indem sie sich vor ihm hinsetzte, sage es schnell: Was soll werden?

Gutes, antwortete Ottomar, Gutes. Aber gieß mir doch erst ein Glas guten Wein, damit ich das Gute mit frohlichem Herzen beschleße.

Therese erfüllte sein Begehren, Ottomar trank, und sagte dann: Andershalb Glas Wein mag man allenfalls trinken, wenn etw was Bedeutsames geschehen soll. Und nun hör denn meinen Entschluß: Wir müssen fliehen, von hier weg, nach Deutschland zurück.

Therese fiel ihm um den Hals und sagte: Ach Ottomar, das ist gut und brav und auch wohl schließlich am Ende, aber doch auch traurig und herzbeztörend.

Du schildest du das Leben, Kind, das ist gut und wohl schließlich am Ende, aber auch traurig und herzbeztörend. Doch wir wollen unser Herz frisch erhalten, und es wird ja wohl gehen, denn wir lieben uns hinlänglich, und das ist doch die Hauptsache. Wir müssen uns nun schnell zur Reise schicksen, und zusammenpacken was wir haben. Meine Manuscripte steckt Du wohl mit in den Strickbeutel, es ist auch ein Trauerspiel dabei in raschen Jamben; eben so rasch wollen auch wir gehen, aber das sonderbare Schicksal, das in dem Hause herrscht, möge

und vom Halse weichen. Doch Liebchen, wirß Du auch die Reife aufhalten?

Was wolle ich nicht? Ich bin ja sonst wohl mollenweit hupieren gegangen, wenn wir in ein gutes Beispiel hincinkamen, und ich die Zeit und die Weile nicht bemerkte. — Kann doch auch eigentlich von mir gar nicht hierbei die Rede seyn. Ich thue ja nichts, Du Altes.

Lebe mich nicht, es ist nichts Zerbrechliches was ich thue; denn wenn auch der Weg von hier bis an den Rhein ziemlich weit ist, so müssen wir bedenken, daß die Reischen alle sich gar milde Deine laufen müssen auf dem Wege zur Reife. Das Leben hat zuweilen etwas Außerordentliches, das an den Mai in unserer Dampf heranschlägt. Der soll uns nicht so schnell verblühen. Doch da komme ich schon wieder in die Ernsthaftigkeit hinein, und ich wollte Dich so gern durch einige Späße erheitern.

Seid ernsthaft, lieber Freund, denn ernsthaft ist die Sache. Ach! ich fühle wohl, daß ich allein Schuld bin, daß wir davon gehen müssen. Wenn Du mir nur nicht läßt mich.

Den Schanden verbieth ich Dir ernstlich.
 Dein Liebe allein wünsche ich, nicht Dankbets
 treu; und in unser gutes, reines, stilles Betz
 Almuth soll sich nichts Fremdbotiges mischen.
 Ich wenn ich Dich auch auf diesen Armen
 über die Pyrenäen trüge, über die Seine und
 über den Rhein, doch hättest Du mir nichts zu
 anstehn, wenigstens solltest Du es nicht. Siehe,
 wir sehen einer ganz guten Zukunft entgegen.
 Wir kehren juchet in das liebe Vaterland.
 Da weht freilich nicht die warme süßliche Luft,
 die hier; aber ein Frühling kommt auch dort
 auf, und wenn wir recht fleißig sind, so haben
 wir auch wohl ein freundliches Zimmer und
 ein freundliches Kaminsfeuer für den Winter.
 Zwar werden wir überall ausgelacht werden,
 aber das wird mich eben nicht ergötzen, und
 mit ganz neuem gutem Humor erfüllen. Wir
 wollen von den Menschen meinet nichts ver-
 langen, als daß sie uns nicht unterdrücken,
 nicht auf das Zimmer kommen, und nicht ge-
 niren; von uns selbst wollen wir aber be-
 sonderlich verlangen. Nämlich, daß wir immer
 klar und gut und fröhlich seyn wollen, daß wir

und erheuern wie wir es nur im Stande sind, daß wir recht viel arbeiten, um auch das hässliche Leben mit Leichtigkeit bestehen zu können. Ich werde sehr viel schreiben, und Du schickst dabei, oder machst weibliche Arbeiten und singst dabei Lieder von Goethe, entweder von dem treuen Könige in Lule, oder von dem Jäger, der im Felde schleicht, still und wild mit dem gespannten Feuerrohr, oder, in der Dämmerung, von dem rauschenden und schwelenden Wasser, aus dem das feuchte Weib hervorspringt. O es wird alles gar gut werden, und ich setze mich recht auf die Zukunft.

Ah Ottomar, sagte Therese, wie bist Du doch so gar gut und lieb und herzlich. Ich kann Dich nicht genug dafür lieben.

Wie geht noch so mit, meine Gutheit, und man muß eben kein Aufhebens davon machen.

Aber Henrique? fragte Therese, was wird aus ihm?

Henrique? ja, der wird nun recht einsam sein, oder, — wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, — Rosaura wird vielleicht noch seine Liebe erheuern und erwidern.

Er schwieg eine Pause, und sagte dann mit einem Male komisch und heftig: Wäre nur das Teufelskind, der Antonio, nicht zum Henker gelaufen, da hätte er doch Einen Treuen!

So aber, fuhr er nach einigem Stillschweigen, gerührt und ernsthaft fort: So aber müssen wir ihn dem guten Gotte, da drohen über den blauen Wolken überlassen. Das wollen wir nie vergessen.

Die beiden gutmüthigen Menschen umarmten sich hier still und herzlich und gingen dann aus einander, um die notwendigen Anstalten für ihr Vorhaben zu treffen.

Zehntes Kapitel.

An dem Tage, als sich dieses zutrug, hatte Henrique nach dem Gute eines benachbarten Edelmannes reisen müssen, um eine alte Grenzstreitigkeit, die dem Grafen schon lange verhasst gewesen war, mit einem Male durch eine freundschaftliche Zusammenkunft auszugleichen. Aber die Sache ging nicht so schnell als Henrique sich einbildete, und erst am dritten Morgen konnte er sein munteres Pferd wieder besteigen, um nach der Stadt zurück zu reiten. Es war ihm recht wohl und fröhlich zu Rute und ein frischer Morgenwind spielte um die gehobene Brust. Er dachte an Rosaura und die fröhliche Wiedervereinigung mit ihr nach der kurzen Trennung, und spornete

das stolze Thier, welches ihn trug, um desto früher zu dem Anblicke der Geliebten zu gelangen. So ging denn Hain und Klor und Fluß gar rasch an ihm vorüber, und schon nach Mittag konnte er die Thürme von Madrid mit seinen Augen erreichen. — Da erblickte er plötzlich eine große Gestalt mit einem langen weißen Gesicht, aus dem die irre funkelnden Augen hervorleuchteten. Ein abgetragener Mantel umwickelte sie bis an das spitze Kinn. Hentico erkannte sie schnell. Es war die Wahnsinnige, die ihm einst an jenem Abends spaziergänge so feindlich weissagend entgegen getreten war.

Er hielt sein Pferd an, und fragte sie mit Gutmüthigkeit, wie es ihr gehe. Sie betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann: Ich sah Dich schon einmal, Unglücklicher; warum trittst Du — es ist wohl billig, daß ich mich darüber wundere — warum trittst Du mir abermals in den Weg? Mich hättest Du fast nicht wiedergesehen, denn die dummen Menschen, die da glauben, ich habe den Verstand verloren, sie hatten mich eingesperrt in ein en-

ges Haus, wo manche sonderbare überspannte Menschen wohnen, die man Wahnsinnige nennt. Die glaubten auch wohl etwas Königlichkes an sich zu haben, doch dem ist nicht also; nicht sahen sie, das glaube mir, das glanzersfüllte Haus des Priamus, nicht tranken sie aus des Skamondres Kluthen. Ich bin entvonnarn und nun seht ich Dich von neuem, unsel'ge G'stalt. Warum, rede, warum bist Du noch immer nicht zu Grunde gegangen? ich habe es Dir doch geweissagt.

Hentico wurde auch seht, wie damals, von einer unheimlichen Empfindung ergriffen, aber er sagte sich schnell, und sagte: Deine Weissagung, gute Frau, ist nicht eingetroffen, ich habe das Glück gesehen und halt' es fest.

Der Dämon steht schon hinter Dir, und hält Dich fest. Was sperrst und sträubst Du Dich auch; ist Hektor doch und selbst Achilleus schon gefallen, willst Du allein denn stehen, mein kleiner Knabe? Das ziemt Dir nicht zu wollen. Besinne Dich.

Sie sah ihn noch einmal an, und sagte dann mit einer Art von Rührung: Doch ich

will Dich nicht ansahen, Du bist ein Sohn des Unglücks, des heißen Schmerzes und der kalten Qual, Du ewig sehrend nie Befriedigter, Du ewig liebend nicht Geliebter, wo Du geliebt zu werden hoffen magst. Wär's nicht ein gar zu thörichtes Gefühl um das Nichteisden, Du könntest es in mir erregen. Ganz nahe schon sind Dir die Geister und wollen Dich fassen, fassen mit Macht. Du entfliehst ihnen nicht. Doch wo ist denn das kleine Wesen, das Du sonst bei Dir hattest?

Es ist nicht mehr bei mir, sagte Henrique, ich vermisse es oft, das liebe Kind.

Es wird schon wieder kommen, das ist Dir ewig nah. Du hast es selbst in Dein Geschick verstrickt, Unseliger. Aber ich mag nicht weiter mit Dir reden, mir wird nicht wohl zu Much in Deiner Nähe. Bei Dir könnte man wahnsinnig werden, und das soll ein großes Unglück seyn, sagen die Leute.

Gebietheerisch fuhr sie ihn noch einmal an: Daß Du mir nie wieder in den Weg trittst, das sag' ich Dir!

Doch, fuhr sie nach einer kleinen Pause sanfter fort, das wirst Du auch nicht können; denn schon gezählt sind Deine Stunden, und lange wird es nicht mehr mit Dir dauern.

Sie schlug den Mantel um ihr Gesicht, und stoh dann rasch hinweg.

Henrico sah ihr staunend nach, und verharrte eine Weile gedankenvoll auf der Stelle. Dann gab er seinem Pferde die Sporen, und jagte stürmisch, und von mannigfaltigen Gefühlen bewegt, der stolzen Königsstadt zu.

Eilftes Kapitel.

Aber die böse Empfindung, die der seltsame Auftritt dem Grafen gegeben hatte, verließ ihn nicht, und wie er so schnell dahineilt und der Wind mit den schwankenden Federn auf seinem Hute spielt, so wiederholte er sich die Worte: Der Dämon steht schon hinter dir und hält dich fest, und er erinnerte sich des Gedankens aus dem römischen Dichter, daß die schwarze Sorge hinten aufdringt an des Reiters Nacken, und verständlicher als jemals ward ihm das grelle Bild.

Als er in die Straße kam, an deren Ende sein Haus lag, und es schon Abend geworden war, so fiel es ihm bestreudend auf, daß noch nirgends in keinem Zimmer desselben

Lichter brannten. Mit klopfendem Herzen sprang er jetzt an der Thüre des Hauses vom Pferde herab, gab es einem alten Diener; und ein anderer, der Andalusier, leuchtete ihm mit einem brennenden Lichte vor. Man konnte etwas Schenes und Verlegenes an beiden Dienern bemerken. Henrique fragte nicht, sondern riß dem Andalusier das Licht aus der Hand, und ging schnell die Treppe hinauf zu Ottomars Zimmer. Es war leer. Er öffnete das Nebenzimmer, in dem Therese gewohnt hatte, aber auch hier war Niemand. Man sah Spuren, daß hier Reisigerdich zusammengepackt worden war. Auf dem Tische lag ein versiegelter Brief mit der Aufschrift an den Grafen, aber er konnte ihn jetzt nicht lesen, denn der Gedanke fuhr ihm zu schmerzhaft durch die Seele: Sie haben dich verlassen, die sonst so guten, treuen Menschen!

Dann zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem weißen Zimmer, und hin zu Rosaura. Aber als er an den Vorfaal gelangte, der in das Innere ihrer Wohnung führte, da erfaßte ihn ein so mächtiges Gefühl

der Ahnung, daß er es nicht wagte, die Thüre zu öffnen, sondern still und schen zurück nach Ottomars Stube ging. Hier riß er hastig den zurückgelassenen Brief auf, und las:

„Wir verlassen Sie, Herr Graf, denn mich sowohl als Theresen ziehe jenes schmerzliche Gefühl der Sehnsucht zurück zur Heimath, in das geliebte deutsche Vaterland. Ach! lassen Sie sich diesen Grund genügen, forschen Sie nicht weiter, es ist besser, erfreulicher für Sie, wenn Sie nicht weiter fragen, wenn Sie uns ruhig ziehen lassen, und nur zuweilen in den Stunden der stillen Ruhe an uns denken wollen, gütig und freundlich. Wir — o Sie glauben uns das — wir werden Ihrer ewig gedenken, und Glück und Ruhe für Sie ersuchen. Ja, es wird Ihnen und Rosaloren zu Theil werden, das Glück der Befriedigung, der Einigkeit, des gelassenen Fortgehens im Genuß der Erdenfreuden und der Himmelsahnung. Mehr kann ich nicht sagen.“

Die Stunde der Trennung naht. Ach! es gehe Ihnen recht wohl, recht sehr wohl!

Ottomar und Theresä.“

Die Letztere hatte noch mit Bleifeder das bei geschrieben: Viel kostbare Sachen, die Sie mir einst schenken, hab' ich zurückgelassen, denn Unrecht wär's, nimm' ich sie mit. Nur das eine rothseidne Taschentuch, Sie schenken es mir gleich am ersten Tage, als wir sie sahen, zum Scherze, das hab' ich mitgenommen zum Andenken. Sie erlauben mir es doch? — Und den guten Antonio grüßen Sie doch ja recht herzlich von mir, wenn er zurück kommt. — Und die Verwirrung in diesen Zeilen verzeihen Sie doch auch.

Henrico legte das Billet aus der Hand, und sagte mit tiefer Nüchternheit: Ich werd' euch ewig vermissen, ihr Guten, ach! und es wird mich um so schmerzhafter jeder Gedanke an euch ergreifen, je weniger ich es fassen kann, warum ihr flohet. Ich soll nicht weiter fragen, das Geheimniß nicht enthüllen wollen? — Geheimniß? ich kenne das Wort; noch nie verkündete mir ein Geheimniß etwas Gutes, — Ottomar, du sollst es den, warum verließest du mich? warum

mußtest du fliehen? Ich hasse solche Geheimnisse, du sollst mir Rede stehen. — Doch jetzt zu Rosaura. Vielleicht, daß sie das Räthsel mir enthüllen kann.

Dann ging er schnell den Gang zurück, der zu Rosaura's Wohnung führte. Der Vorsaal und das innere Zimmer waren leer. Rosaura rief Enrico mit leiser Stimme, denn er fühlte die Brust beklemmt, und vermochte keinen lauterer Ton! Rosaura, wo bist du? Er riß das Nebenzimmer auf, aber auch hier war Niemand. Mit einem raschen Blicke durchs flog er den dämmernden Garten, der hier zu seinen Füßen lag; doch es war da alles still, und kein Ton verkündete Rosaura, kein Rauschen des Gewandes. Da schlich den Grafen ein einsam schauerlich dunkles Gefühl, und er warf die Hände kraftvoll vor sich hin, gleichsam als wolle er hinwegstoßen den Schmerz, der schon auf ihn zu eilte. Und von dem nahegelegenen Thurm schlug die Uhr so gelassen und langsam und eisern die Stunde an, als wolle sie sein Weh bezeichnen, und von der Straße her ertönte ein lustiger Ges

sang, in den die rauschendsten Instrumente klinkten, als wollten sie des Schmerzes spotten, laut und wild.

Da raffte er sich gewaltsam auf aus der lähmenden Stimmung, um Kosauern zu suchen, die er noch zu finden wähnte, vielleicht in einer einsamen Laube des Gartens. Aber als er eben das Zimmer verlassen wollte, fiel ihm auf einem kleinen Spiegeltische ein beschriebenes Blatt Papier in die Augen. Rasch streckte er die Hand danach aus, und las die wenigen Worte:

Ottomar ist fort, ich folge ihm; denn nicht mehr weilen kann ich bei Dir, Henrique. Zärne mir nicht, denn ich bin schuldlos an Deinem Irrthum.

Kosaura.

Da verhüllte eine dämmernde Wolke sein Auge, und eine finstre Nacht spannte sich um sein Herz. Und bewußtlos sank er hin an den kalten Marmortisch.

Zwölftes Kapitel.

Als er erwachte, sah er den Andalusier, Gomez, neben sich stehen, der ihm die Stirn mit wohlriechenden und starken Essenzen rieb.

Ich hörte, sagte der Diener, daß der gnädige Herr Graf einen Fall thaten, und sprang zur Hülfe herbei.

Gefallen bin ich, sagte der Graf still, indem er das Papler auf seiner Brust verbarg. Aber jezt kein Wort, keines; denn eilig läuft die Zeit dahin. Drum saddle schnell ein Pferd für mich und Dich. In dieser Stunde noch müssen wir Madrid im Rücken haben. Kein Wort zur Antwort will ich, nur Gehorsam. Eile, fliehe!

Gomez ging schnell hinweg, um die Bes-
 fehle seines Herrn, den er ehrte und fürchtete,
 zu vollziehen.

Henrico streckte die Hände aus gen Him-
 mel, und sagte: Gieb mir Stärke, o mein
 Gott, gieb mir Kraft, vielleicht bedarf ich ih-
 rer nur noch kurze Zeit. Gieb mir den Muth,
 mein Wehe zu begreifen, denn die unbegriffene
 Pein würde mich in die Hand des Wahns
 sinns werfen. Ich fühle einen Anflug wunders-
 barer Gedanken, die nicht Raum haben in ei-
 ner Menschenbrust. Laß mich sie noch abweh-
 ren können, noch, noch; vielleicht werd' ich
 es bald nicht mehr vermögen.

Gomez kehrte zurück, und berichtete, daß
 die Pferde gesattelt und gezäumt da ständen.
 Der Graf eilte schnell hinunter, bestieg das
 Pferd, der Andalusier folgte seinem Beispiel,
 und in wenigen Minuten lag Madrid hinter
 ihnen.

— Ottomar hatte indeß bereits zwei Tage
 vorher mit Theresen den Weg nach Frankreich
 zu, angetreten. Es wurde ihm so wohl und weh,
 als er die Thürme der Stadt hinter sich schwin-

den, und ein weites Land sich vor seinen Augen ausbreiten sah, das er zu durchwandern hatte, und hinter dem fremden Reiche lag wieder ein anderes weitläufiges Land, und erst dann, wenn auch dieses durchzogen, erst dann durften sie die vaterländische Erde wieder schauen und ihr liebes dunkleres Grün. Aber nicht betäubte ihn diese Aussicht einer weitläufigen und theueren Reise, ihm war recht wohl und muthig zu Sinne, denn der Entschluß, den er nicht ganz ohne Kühnheit gewagt, hatte ihm Vertrauen gegeben zu sich selbst. Er rief die Hände in fröhlicher Gelassenheit, lächelte mit einigem Muth in das Leben hinein, das eben nicht wieder zu lächeln schien, und sang, um sich noch höheren zu geben, ein rasches Lied:

Wo du auch hinreißt,
 Glückt'ges Leben:
 Ueber Fluß und Strom,
 Ueber Thal und Berg
 Folg' ich dir willig.
 Geres' du nur rasches fort:
 Heiß ist der Mittag.

Nicht ist der Mensch.
 Gile nur weiter
 Stürmisch und ruhelos!
 In mir ist Frieden,
 In mir ist Ruh.

Aber Therese hatte nicht ganz diese frohliche Zuversicht. Sie betrachtete sich als die Ursache, daß sie die mühselige Reise antreten mußten.

Du wirst nun nicht mehr so bequem leben können, wie bisher, sagte sie, und es betrübe mich schon im Voraus, daß Du hinfort so Manches wirst entbehren müssen, woran Du gewöhnt bist. Ach! das Leben erfordert so viel, und es wird alles so theuer.

Wom Theuren, Theuerste, rede mir nicht, sonst bring' ich Dich in ein rührendes Familienstück, mit dem ich umgehe, und worin die theuere und kostbare Zeit in kostbaren Worten aus einander gesagt werden soll. Fürchte Du Dich vor nichts, als etwa vor der Furcht. Ich werde viel schreiben und viel verdienen. Mein Genius ist noch ein gewandter Bursche, ein frischer und gesunder

Kauz, der soll uns schon Holz zutragen zur Erwärmung des Kamins. Er soll mir die Thalia zuführen, die jetzt ein rundes, fast festes Gesicht bekommen hat, und an einer wohlbesetzten Tafel sitzt, wohin sie denn auch ihre Priester führt. Die Melpomene soll uns mit ihrem Thrämentüchlein die Augen trocknen; denn den Purpurmantel und den Dolch nehm' ich ihr weg, weil sich dergleichen für unsrer zahmen Zeiten nicht mehr schickt. Wie gesagt, habe Du nur Vertrauen zu meinem Genius. Solchen Abgeln — ich meine besagten Genium — muß man sein fleißig die Federn ausrupfen, um die Betten damit auszustopfen. Die Gläser wachsen doch wieder, und müssen ohnehin von Zeit zu Zeit beschnitten werden, sonst wird das gerügt in Blättern, welche man stark liest, eben um der Beschneidung willen. Sollte übrigens der Genius einmal ganz abmagern, und unscheinbar werden — Exempel giebt's — je nun, so bewerb' ich mich aus Desperation gar um irgend eine vornehme Stelle von Bedeutung, um einen Thorschreiberdienst oder so eine Charge, die ihren Mann warm hält, wenn

andere die kalten Passagiere warm werden wollen. Oder ich halte Vorlesung über die Art Vorlesungen zu halten, oder ich schleife Scheeren, oder mache Körbe, oder schneide Federn, um doch von der Feder mit zu leben auf irgend eine Weise. — Doch warum auch alle diese Pläne? Es ist ja gar kein Mangel zu besorgen. Ich bin jetzt nämlich fast über die Gebühr reich, ich glaube, wenn ich meine Kapitale alle zusammenrechne, es kommt für die nächsten drei hundert und fünf undsechzig Tage, auf jeden derselben ein bayer'scher Thaler heraus, und ich bitte Dich, Du wollest meiner in Deinem Gebete gedenken, daß mich der Himmel bewahre vor gottlosem Uebermuth und Stolz auf irdische Güter.

Ah Ottomar, Du rührst mich, ohne mich zu erfreuen. Das Leben ist weit ärger als Du meinst.

Das Leben ist nichts weiter als eben das Leben. Gegen diesen Satz kannst Du wenig Erhebliches aufbringen.

Du machst mich traurig.

Traurig durch mein Vergnügen? Das scheint mir denn doch nicht zweckdienlich.

Ich möchte weinen, aber das siehst Du nicht gern.

Hier ergriff Ottomar ihre Hand, und fühlte nach dem Pulse. Aha, sagte er schnell, nun das freut mich herzlich, Du hast ein kleines Fieber, daher die Nährung, das arge Leben, das Traurigmachen, das Weinen. Ich würde das sonst gar nicht verstanden haben. Nun müssen wir freilich innehalten mit unsrer glorreichen Reise, und dort im Erdbüthen verweilen. Dort sollst Du mir schon wieder gesund werden. Ich gebe Dir nichts als Wein und Kaffee und starke Fleischbrühen, auch poetische.

Therese gestand, daß sie sich allerdings nicht ganz wohl fühle, und nahm den Vorschlag sehr gern an.

Das Einzige, was mich kummert, sagte Ottomar fröhlich, ist die Gräfin. Eine Dame, die sich einmal in mich verliebt hat, die nimmt keine Raison mehr an, sie ist geliesert,

schlechthin verloren. Nun, ich bin schuldlos an meiner unsäglichen Liebendwürdigkeit, die alle Welt bezaubert und entzündet. — Aber ich fürchte gar sehr, die Dame reiset mir nach, und erzählt mir so Eines und das Andere von eisernen Herzen in fühllosen Männerbrüsten, von eisernen Schicksalen, und was des Eisernen mehr ist. Hilf mir bedenken was ich ihr entgegen soll, denn ganz fischstumm und stockdumm kann ich doch der Geliebten nicht gegenüberstehen. Man muß allerdings einige Respektarten in Bereitschaft halten.

Dreizehntes Kapitel.

Im nächsten Städtchen, das kaum fünf bis sechs Meilen von Madrid entfernt lag, machten daher unsre Wanderer Halt. Ottomar pflegte Theresen in ihrer Kränklichkeit ganz nach derselben Methode, die er vorhin an ihr zu üben versprochen hatte. Er benahm sich dabei auf eine so gutmüthige und sorgsame Weise, und reichte ihr besonders die Tasse mit Bouillon und das Glas mit süßem stärkendem Wein so zierlich hin, daß sich Theresen nicht enthalten konnte, ihn laut zu rühmen, und gar einmal die Hand zu küssen, die ihr so angenehme Arznei reichte. Hierüber wurde Ottomar feuerroth, und bat sie, dergleichen nicht wieder zu thun, denn der Mensch sey

denn doch nicht ohne alle menschliche Schwäche; er aber besonders habe dergleichen von jeher in sich verspürt.

In einem ähnlichen Streite wurden sie bald darauf von dem Hausknecht unterbrochen, der ihnen berichtete, es sey so eben eine fremde, dem Anschein nach sehr vornehme Dame, in dem Hause gerade gegenüber abgestiegen. Sie habe sich sehr sorgfältig nach einem Paar Reisenden erkundigt, und dabei Ottomars und Theresens Aeußeres genau beschrieben, worauf man ihr denn berichtet habe, daß sich diese Leute allerdings in der Stadt befänden.

Ottomar, der einmal fröhlich gestimmt war, hüpfte in seinen leichten Reifestiefeln die Treppe auf und nieder, strich sich dann die Augenbraunen, und sagte: O Liebe, o Zorn, o reisende Dame aus Zärtlichkeit, o fliehender Mann aus Furcht und Tugendssamkeit!

Aber Therese brauchte nur den leichtsinnig Lustigen mit einem Male sehr ernsthaft zu stimmen. Er ließ die Hände sinken, hörte sogleich auf zu hüpfen, und sagte: Ja, Du

hast Recht, es ist doch sehr traurig. Ach Henrique, Henrique!

An der Thüre des Hauses entstand ein Geräusch. Man hörte zwei Reiter dahersprengen, denen man öffnete. Ottomar gab nicht Achtung darauf, denn er hatte den letzten Gedanken zu lebhaft aufgefaßt, um für irgend etwas Fremdes noch Interesse genug übrig zu behalten. Aber wie sehr erschrak er, als er bald darauf den Wirth den Namen des Grafen von Alcantara laut aussprechen hörte, dann die Thüre geöffnet wurde und Henrique selbst hereintrat. Ottomar entsehte sich vor dem blassen, entstellten Gesicht des Grafen, und Therese rief laut aus: Ach! nun wird es nimmer gut.

Henrique ging still und langsam auf sie zu, und sagte mit sonderbarer, gelassener Stimme: Ich konnte Euch doch nicht so ziehen lassen, meine Freunde, denn ich bin Euch recht gut. Und nun ist gar noch Rosaura von mir hinweggegangen, die ich doch so sehr geliebt habe, ich kann nicht sagen wie sehr. Da bin ich

Euch denn nachgereis't; denn so ganz allein konnte ich doch nicht bleiben.

Er setzte sich still auf Theresens Sofa nieder, nahm den Hut vom Haupte, dessen lockiges Haar regellos um die Stirne flatterte, und spielte in anscheinender Gedankenlosigkeit mit den Federn, die in stolzer Fülle den Hut zierten.

Tief gerührt näherte sich ihm Ottomar, aber er vermochte es nicht zu reden. Nur die Hand des Grafen faßte er und drückte sie an seinen Mund. O gnädigster Herr, rief er dann endlich aus, jähnen Sie mir nicht. Es war mir schwerdrückende Pflicht, so zu handeln, als ich handelte. Aber gewiß ich bin schuldlos, denn ich liebte Rosaura nie.

Wie redest Du so seltsam! sagte der Graf mit Kälte, ich verstehe Dich nicht.

Da fiel Ottomar, von mannigfaltigem Gefühl überwältigt, zu seinen Füßen hin, und sagte: Unglückseliger Henrico, Du verstehst Dein Schicksal nicht.

Wehe! das ist Rosaura! rief Therese, als die Thür sich von Neuem öffnete, und

eine verschleierte Dame, von zwei Bedienten begleitet, in das Zimmer trat.

Ich bin es, sagte sie, und winkte den Dienern zu gehen, ich bin es, wiederholte sie gelassen, um Euch allen den Traum zu nehmen, worin Ihr versunken seyd. Nicht scheue ich mich, Euch allen klar zu werden. Dich, Henrique hab' ich nie geliebt. Erstürmen wolltest Du, was sich nicht erstürmen läßt, und ich gab dem Momente nach, weil ich wenigstens eine Art von Interesse für Dich fühlte. Aber ich sah Theodoro, der durch Dein Verschulden in den Tod gehen mußte, und nun wandte sich mein ganzes Gemüth von Dir ab. Du, Ottomar, warst der Einzige, der tiefes Mitleid fühlte mit dem Loose des Unglücklichen, und Du warst nun auch der Einzige, zu dem ich mich hingezogen fühlte. Doch Du verdienst meine Neigung nicht, vor der ich erröthen muß, daß ich sie jemals fühlte, denn Du bist schwächlich und schwankend und schwärmerisch hohl, wie das ganze Geschlecht der Männer. Wärst Du nicht wie sie alle, so lägest Du nicht da zu den Füßen des Verstorbenen, in gemeiner Weichs-

lichkeit, so frühtest Du nicht gewöhnlicher Liebe gegen ein alltägliches Geschöpf. Ich verlass' Euch, und wir sehen uns niemals wieder.

Henrico hob sein Gesicht, sah sie an mit dem Blicke einer unsäglichen Verachtung; aber der Haß kam ihm nicht aus dem Gemüth, und er wich bald dem Blicke des unsäglichen Schmerzes. Ottomar hätte gern gesprochen, aber es fehlte ihm an Worten, die sein Gefühl bezeichnen konnten. Er raffte sich empor, und sah durch das Fenster, wie Rosaura den Wagen bestieg, und von den beiden Dienern desgleitet rasch dahinsuhr. Selbst das Rauschen des Wagens weckte den Grafen nicht aus seiner Betäubung; er beharrte in seiner Stellung und in seinem Stillschweigen, und zerknickte langsam die Federn seines Hutes. Ottomar sah ihn, etwas Gefährliches fürchtend, mitleidervoll an, und der Graf erwiderte seinen Blick, und sagte endlich: Weiter, Ottomar, weiter! Wozu dies Stillschweigen? Fahre fort, denn so kann die Geschichte ja doch nicht endigen. So nicht, so ganz ohne alle Beruhigung nicht!

Da weinte Ottomar laut auf; denn das, was er gefürchtet hatte, schien wirklich zu nahen. Und Therese, aller scheuen Rücksichten vergessend, schlang ihren Arm um Henrique's Nacken, und wollte reden und vermochte es nicht.

Vierzehntes Kapitel.

Da lebe ich wieder in Madrid, schrieb Ottom an Antonio, von neuem bin ich wieder dort, wohin ich nie hätte kommen sollen. Aber wie sollte ich Henrique in seinem jetzigen Schmerze allein lassen? Nimmer, nimmer durfte ich das. — Ach! ich schreibe nicht klar und gut, aber das Leben um uns her ist auch zu dunkel und zu verworren. Sahst Du ihn je so wie ich ihn gesehen habe? Still, kalt, aber gespannt, hingegeben an eine dunkle Pein, den Mann, der so hoch, und gelassen und ewig vornehm da stand im gefährlichen Leben?

Er schwang sich sorglos auf das rasche Pferd und jagte reißend vor uns dahin. Ther

rese und ich fuhren in einem Wagen, den aber Henrico nicht mit uns hatte theilen wollen, weil es ihm so eng dünkte, gleich einem Gefängniß. Er scheute das; habe doch auch Theodor in einem solchen Kerker verzwaiseln müssen. Es war ein unferndlicher, nasskalter Tag, der Wind schlug uns mit feuchten Kitzeln, und die dicken trübten Wolken hingen schwer zu uns hernieder. Henrico's Haar flatterte aufgelöst im Winde, aber er schien es nicht zu fühlen, daß um ihn her ein böses Wetter wüthe, denn seine Gedanken waren wohl alle nur auf einen Punkt gerichtet, den nichts von außen her verrücken konnte. Vorweg, der hinter ihm her ritt, hatte sich tief in seinen Mantel gewickelt, schüttelte oftmals gar bedenklich den Kopf über das Wesen seines Herrn und klaute und fluchte laut und einelnig über das frestige Wetter. Ich dachte an den König Lear. Aber dem aab doch der Himmel noch Sprache, er konnte sein Wehe den stürmischen Winden jaraufen, und in die schwarze Nacht den ewigen Schmerz hineinschrelen. Von Henrico vernahm ich nicht ein

Wort, nicht einen Laut, ob er gleich oft neben uns ritt, und, wenn er eine Strecke voran gekommen war, schleunig nach unserm Wagen zurück kehrte, gleichsam als fürchtete er, wir würden ihn noch einmal entlaufen wollen. — O Antonio, heilloser, böser Mensch, warum kehrest Du nicht zurück, daß auch Du um ihn seyst, Du, der Du ihn liebst. Muß ich Dich nicht vielleicht gar Antonia nennen? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß du argen Tadel verdienst, und daß ich dich nicht eben wenig schelten werde, sey ich Dich einmal auf freiem Felde oder in enger Stube wieder. Doch will ich jetzt nur weiter erzählen.

Am Abend, als wir hier wieder angekommen waren, nahm mich Lencico bei der Hand, und führte mich in Rosaura's Wohnung. Hier, sagte er, will ich fortan leben, und ihrer Rückkehr harren. Sorge Du dafür, daß nichts Fremdes, Eidendes jemals in diese Zimmer dringe. Du und Therese, ihr mögt ganz in der Nähe seyn.

Er setzte sich still auf die Ottomane, wo die unjarte Schöne so oft meinem Unterrihter

zugehört und nicht zugehört hatte, nahm gleichsam heimlich, als wenn er sich fürchtete gesehen zu werden, Rosaura's zurückgelassenes Halsstuch vom Tische, legte es sich um die Augen und entschlief. Ich ward sehr erfreut darüber, denn es war der erste Schlaf seit drei Tagen und eben so viel Nächten. Mich dauert von allen Leiden keines so sehr als die Schlaflosigkeit, denn es ist ja wahrlich ein unerhörter Jammer, bei dem oft dürren und höhlängigen Leben nicht einmal den fantastischen Purpur oder Nachtmantel des Schlafes zu haben, um damit die wunden Parthien des Gemüthes zu decken zu können.

Während Henrique schlief, preludirte vor unserm Fenster eine Lunte, und eine ganz artige Stimme (sie klang fast wie die Deismige, Du kleiner Wogabund) sang dazu folgendes Lied:

Was der Taget großer Schmerz
Mir geraubt, dem armen Andern,
Kannst du nicht Nacht abrin
Nichterguten meinem Herzen.

Nach: der letzte Tag verbleibt
 Wie meine tiefen Schmerzen:
 Kann mich gar mit nichts erlösen,
 Was mit mir, o Nacht, währen.

Frieden ist verflüchten mein,
 Weit in fernem Land gezogen:
 Weis nicht, wann Sie wiederkehrt,
 Die mit Aetz sind noth.

Ist die Hoffnung gar erlogen,
 Darf man nimmermehr verlangen,
 Ihrem hohen Will zu gehn,
 Sie mit Liebe zu umfassen.

Nur wenn stille Nacht erscheint,
 Reist Sie in den Träumen wieder,
 Läßt sich freundlich zu mir nieder,
 Was mich nimmermehr verläßt:

Nur ihr steter Wagnis wird
 Eines Trüben über Treue
 Und ich darf Sie nicht umfassen,
 Treue, daß wir uns vereint,

Hier endigte der Sänger oder die Sängerin,
 und ich sah ein Lächeln spielen um den

Stand des Schloßenden, aber mir war das
 Gesänge gar nicht recht, denn es gielte doch immer
 nur neuen Anlaß zu fantastischen Richtungen.
 Und ich wünschte doch recht sehr, es
 endigte sich alles still und gelassen und beruhigend,
 wie auch Henrique selbst davon redete in
 jenem Augenblicke der Verständigung. Denn,
 daß es sich wirklich zum Schluß neigt, das
 sehe ich klar. Die Helden sind fast alle schon
 entwirrt und aufgelöst, die Gestalten sind
 fast alle schon abgetreten, oft recht gewaltsam
 entfernt worden, auch wenn sie in der glänzendsten
 Theaterkleidung geglänzt hatten. Die
 vielen Lichter und Lampen gehen einzeln nach
 einander aus, und ein Instrument wird nach
 dem andern aus dem Orchester weggetragen.
 Die Zuschauer sind vielleicht auch schon größtenteils
 nach Hause gegangen: denn Neues wird
 wohl schwerlich mehr zu sehen sein. Es ist aber
 doch — laß es und nur geschehen — ein sonderbares
 Schauspiel gewesen, so anscheinend verwirrt
 und doch so ruhig, so fantastisch und doch
 so stillisch. Zuweilen schien es wohl grell zu

werden, und die Empfehlung nicht verfehlen
zu wollen, aber bald zog es sich wieder zur
Ehrensache und Selbstdignität zurück. Wäre es
sich doch auch so entzogen!

Gute Nacht, mein Antonie, wo Du
auch bist!

Zunfzehntes Kapitel.

Das Lied, welches ich Dir mitgetheilt habe, — nämlich Ottomars eine Woche später an Antonia, — wird noch oft vor unserm Herdte ge-
sungen, aber Heinrich hat es nur selten, denn er ist krank. Die mörderische Natur ist an der Wurzel ergriffen, und das Feuer der Verzweiflung scheint unaufhaltsam in ihrem Innern zu wüthen. Nach der Art, denn selbe, der rief dem alten Grafen fruchtlos beistehend, schüttelt bedenklich den Kopf, ver-
ordnet Manches gegen den fieberhaften Zu-
stand, unsers Freundes, und klagt bitter über die höchst wunderlichen Tonsachen des Krons-
ten, die es soß immer nur mit der Geißels
welt zu thun haben.

Therese ist meistens zu sehr gerührt, und sie könnte mir zuweilen Unterricht im Weisem geben; aber ich bin darin eben kein gelehrteter Schüler. Wenn der Mensch keine Liebe mehr finden kann, wenn er in dem Evidenzen, was das Leben schmückt, gesunken ist, je nun so ist es ja wohl ziemlich begreiflich, daß er sich dann zur Ruhe legt, um zu sterben. Man geht zu Grunde: das ist ein ganz altes Lied. Ist etwas zu verantworten dabei, so mag es das Schicksal mit sich selbst ausmachen; der Mensch kann eben nicht mehr thun, als, wie gesagt, untergehen. Es ist so die Ordnung.

Und was soll auch der Mensch ohne Liebe? Soll er mit abgematteten, halb zerissenen Fäden noch weiter fortflattern durch das schmutzige, feuchtkalte Novemberviel? Das sey ferne. Soll er, wenn das Leben des Lebens, die Liebe, hinweggenommen ist, mit der bloßen Fortdauer, mit der bloßen mechanischen Fertigkeit Athem zu holen, sich begnügen? Hinweg damit;

ich mag sie nicht, und auch Henrique hat das immer verschmäht.

Hier hat mir wieder die Therese über die Schulter gesehen und mich sehr gescholten, daß ich so lästerlich, wie sie es nennt, geredet habe. Sie meint: das alles, was ich da gesagt, sey wohl wahr, und sie fühle es gewiß auch; aber es müsse entweder gar nicht ausgesagt werden, oder doch anders. Nicht mit diesem kalten Hohn, mit diesem resignirenden Zähneknirschen solle man über das Schicksal der Menschen reden, denn das thue nimmer gut, sondern nur still und gelassen und mit milder Trauer möge man darüber sprechen.

Aber schreibe ich denn das alles? Darf ich so reden, ich, der ich, dem ersten Anschein nach, die Maske der lustigen Person umgehakt habe? Ist es nicht fast, als wäre ich aus dem Charakter herausgefallen. Ich bin mir indeß nichts bewußt, und so ein Sprung aus dem Charakter heraus kann doch nicht außer dem Bewußtseyn vorgehen, und müßte auch wohl mit einiger Strapaze

verknüpfte seyn. Ach! das Schicksal handhabt ernste und lustige Masken, und nur tief im Hintergrunde sieht der Scherz, ganz scheu und demüthig, und hat nicht den Muth, hervorszutreten.

Wirst Du nur hier, Du narriſcher Mensch, über Dich wollen ich ohne allem Zweifel lachen; denn mitunter — nimm mir das nicht übel — mitunter hättest Du doch so gar seltsame, fantastische und alberne Einfälle, daß man wohl darüber lachen mußte. Und dann wieder Deine Schwurth, Deine musikalische Weichheit, Deine mystisch-tolle Verliebtheit! O komm, komm! damit ich mich an Dir labe, und Dich recht herzlich, recht „unaußsprechlich“ ansehe.

Ottomar ahnete nicht, daß der, an den er schrieb, jetzt so nahe bei ihm stand. Antonio war in einen Mantel gehüllt, vor wenigen Minuten in's Zimmer getreten, aber vor Eifer zu schreiben hatte Ottomar seine Ankunft nicht bemerkt. Jetzt sah er auf, und eben der, nach dem er sich so oft gesehnt hatte, eben der, dem er so eben das Wort gegeben, recht herz-

lich über ihn zu lachen, stand hinter seinem Stuhl, und beugte sich jetzt mit dem wohlbesannten schönen, stillen, feinen, blaßgerötheten Gesichte zu ihm hin.

Ach! mein guter, lieber, einziger Knabe, sagte Ottomar, und drückte ihn fest an seine Brust. So bist Du wieder da? endlich wieder da? O nun kann noch Manches gut werden, und nun sollst Du uns auch wahrlich nicht wieder entweichen, Du irrer Stern, Du schwärmendes Kind! — Aber bist Du es denn auch wirklich? Es ist doch unwahrscheinlich und nicht motivirt.

Ich bin es, sagte Antonio, indem er das stille Auge mit wehmüthiger Freundlichkeit auf ihn richtete, aber Du sollst Dich nicht freuen über meine Ankunft, denn unglücklich ist Henrique. — Und krank, das weiß ich erst seit einer Stunde, darum bin ich hier, sonst hätte ich's nimmermehr gewagt.

Ottomar hatte nicht recht zugehört, denn er betrachtete noch zu bewegt den alten Liebling, den er schon halb als verloren angesehen hatte. „O Du gar zu liebes Wesen, sagte er,

wie bist Du so hübsch geworden! Freilich warst Du das schon immer; aber Du hast doch noch Fortschritte gemacht in der Liebenswürdigkeit. Und wie hübsch Dir das schwarzseidne, gefüllte Pagenkleid steht, und die Halokrause, wieder von schwarzem Flor auf dem weißen Halse, und die rothen Puffen auf den Schuhen. Ach, Junge, — aber Du bist wohl keiner? — wie wolle ich mich erst freuen, wenn Henrique nicht krank wäre! Er liegt im Nebenzimmer, darum rede ich nicht mit hinlänglicher Lungensanstrengung, welche ich sonst, Dir zu Liebe, gar nicht scheuen würde. — Doch meine Freude ist sonderbar, ich kann gar nicht lachen über Dich, wie ich Dir doch noch so eben versprochen habe. Du magst es lesen, es steht dort schwarz auf weiß; aber ich kann nicht Wort halten, so gern ich sonst Dich auch wohl durch Lachen irritiren möchte.“

Kein Lächeln, sagte Antonio still, denn Henrique ist unglücklich. Kein Lächeln mehr!

Sechszehntes Kapitel.

Erst nach dem Verlauf von einigen Tagen wagte es Antonio in das Krankenzimmer Henrique's zu treten, und auch erst dann, als der Arzt die bestimmte Versicherung gegeben hatte, der Graf schlafe und werde nicht vor zwei oder drei Stunden erwachen. Welch eine Empfindung ergriff das liebende Wesen, als Theresé, die mitgegangen war, auf das Ruhebett hingelegte, und mit der Stimme des gelassenen Leidens, das sich schon an sich selbst gewöhnt hat, sagte: Siehe da, das ist der Graf, Antonio.

Das Kind sank ihr still um den Hals, und vermochte nicht zu reden. Dann ging Theresé,

und Antonie war allein mit Henrico. Sie beugte sich still über ihn und sagte leise: O, möge eine süße Ruhe Dich umschweben, und der Frieden des Himmels sich um Dein wundet Herz legen. Ihr heitern köhnen Träume, die ihr sonst in seiner Seele wohnten, steigt herauf aus euren dunkeln dufenden Haaren, schwingt euch mit leisem Flügel herab zu dem Geliebten, und bringt ihm zurück die süße Vergangenheit, stellet es wieder her das gesunkene Tempe seines Glücks, und umgebe es mit neuem magischem Zauber. O, könnt' ich doch mit diesem Hauch der Liebe wieder anfassen die schon gesenkte Flamme Deines Lebens, o, wäre mir es doch vergönnt, mich zum Opfer zu geben für Dich!

Sie schwieg, und ihr Blick schweifste scheu in dem dämmernden, grünverhangenen Zimmer umher. Selbst das beuglänzende silberne Crucifix, vor dem Henrico oft betend verweilt hatte, war jetzt mit grauem Flor verhüllt, das mit sein Leuchten nicht Henrico's krankes Auge verleihe. Auf dem Tische, der neben dem Ausbeute des Grafen stand, lag ein beschriebener

Pergamentbogen, und man konnte an den unsichern und ungleichen Schriftzügen bemerken, daß sie der Graf während seiner Krankheit hingeworfen hatte. Antonie nahm das Blatt und las:

Es hob mein Herz die Hoffnung
 Zu lächterer Begierde;
 Ich atmete, freute, glückte,
 Doch war das Auge dunkel
 Und es verschmählte, floß im sich gekrallt,
 Das Aufschau'n der Unmöglichkeit umher,
 Die sich in breiter Trägheit vor ihm hingeg;
 Doch rühn und heiß und laut war das Verlangen,
 Denn dem das Herz sich hob, und trunken schwoll
 Der Wahn mir von höheren Erfüllten,
 Die sehrend strebten nach dem Unbekannten.
 Da ward' es plötzlich stillsam hell vor mir;
 Nicht freundlich mild, so wie die Morgenröthe
 Am frischen Morgen, streift den Tag heraus,
 Es war ein greller Schein, der mich umschwebte:
 So wie des Tages Leuchten durch die Nacht,
 Die schwer und ungern nur vor ihm sich theilt.
 Da sah ich eine stillsame Gestalt
 Von magischer Betrachtung still umgeben,
 Des Auges Blick sprach verlassenes Jenseit.

Die Stirn umflatterte das goldne Haar,
 Das ringsgeschlungen auf die Wangen lag,
 Den Mund umschwebt ein sonderbares Licht,
 Das sah: sich selbst nur zu beschämen schien.
 Es stieg mein Herz in wunderbaren Schlägen,
 Es war als träume mir von schweren Träumen,
 Doch in dem Traum war mächtig heiter Licht,
 Ich hatte mich der festsamen Gewalt,
 Sie hielt mich an mit wunderbarem Licht,
 Ich drehte still die Arme nach ihr um;
 Doch müßsam nur: es war als weigerte sich
 Die Kraft in mir, Gefallen zu umfassen,
 Die des Gefühls Kraft niemals erkannten,
 So drück' ich sie mit Feuer an den Busen,
 Und dem das Feuer schnell, erschreckt, entflieht.

— O, frage nicht, was ich in ihr gesehen,
 Du Ständiger, du darfst sie niemals schauen,
 Es zieht um mich mit gereiftestem Wehen,
 Und keinem Worte kann ich es vertrauen.

Siebenzehntes Kapitel.

Antonie legte das geheimnißvolle Gedicht zurück, und begriff den Zustand nicht, in dem der Graf es könne hingeworfen haben. Aber sie fürchtete in diesem Augenblicke vielleicht mehr für ihn, als sie hätte fürchten dürfen; doch sie wußte es nicht, wie die Beruhigung und der Friede den Männern dann oft am nächsten ist, wenn tiefer Streit und geheimnißreicher Schmerz durch ihre Druß zieht, und in gemessnen Worten sich verkündigt.

Henrico's Schlaf war ruhig und tief, und ein freundlich mildes Lächeln schwebte ihm um den Mund, aber es hätte die beobachtende Freundin bestreuen dürfen, daß der Aethem nur so leise und schwach war. Sie sah ihn an

mit dem Blicke der innigsten und reinsten Liebe; aber in diesem Augenblick hörte sie ihn mit leiser, ganz leiser Stimme den Namen Rosaura aussprechen, und tief und schmerzlich ergriffen wandte sie den Blick.

Ach, sagte sie endlich, ist denn immer nur der Gedanke an sie in Deinem Herzen? Muß denn immer nur die Gestalt der Untreuen um Deine Seele schweben? Hast Du denn gar kein liebendes Gefühl für mich? Hast Du das Wesen denn so ganz vergessen, das einzig nur für Dich zu leben wünschte, das kein Denken hatte, kein Empfinden als nur für Dich? Und soll dies ewige Sehnen in der stillen Brust so ganz dahinschwinden in die weite Leere, unerrödet, ungesunden?

Da hörte sie den Namen Antonie aussprechen, und sie glaubte kaum, daß sie nicht getäuscht worden sey. Aber deutlicher noch hörte sie jetzt ihren Namen nennen, und der Graf schien von einem lebhaften Traum besetzt und dem Erwachen nahe zu seyn. „Meine Antonie, wo bist Du jetzt?“ — Sie hörte das Wort, und hin sank sie vor

dem Lager, und mit heißen Thränen benetzte sie die kalte Hand des Geliebten, und drückte sie an ihre glühenden Lippen.

Wie ist mir? sagte Henrico erwachend, mit leiser, schwacher Stimme, die den nahen Tod verkündigen mußte, stand doch eben Antonie vor mir im Traum, nicht mehr als Knabe, ich erkannte das liebende Mädchen, deren heißes Gefühl ich nimmer verdient habe, — und jetzt, — ich bin wohl noch im schönen Traum, — und jetzt erblick' ich sie vor mir. O rede, Liebe, ob ich's glauben darf.

Ich bin's, Henrico, mein Geliebter; aber schone Deiner, denn dieser Blick, und diese Stimme kündigen den Tod. — Weh mir, daß ich es aussprach, das dunkle Wort!

Sie kündigen den Tod an, sagte Henrico langsam und mit Anstrengung, aber mit einem heitern Lächeln um den Mund, ich fühle tief, daß ich sterben werde, vielleicht in dieser Stunde noch und Du, Du Theure, hast es mir verkündet das schöne Wort, das schönste was dem Menschen je nur zugesprochen werden kann. Denn wohl

erfreulich und erhaben ist das Leben oft; doch glaube mir, der Tod ist herrlicher.

Antonie verbarg ihr Gesicht in dem Haar des Sterbenden.

Aber verdien' ich es denn auch, fuhr Henrique fort, daß der Tod selbst mir so erscheine, als die letzte, schöne, wunderherrliche Veruhigung des großen Trauerspiels; verdien' ich es, ich, auf dessen Seele so Manches lastet, das dem Unschuldigen ewig fern bleibt, ich, den der Vater sterbend vermißte, ich, dem der Oheim weichen mußte, vor dem Pedro, Theodoro dahinsanken? O nein, ich verdiene es nicht, daß Ruhe jetzt in meiner Seele wohnt, denn noch nicht alle sind sie abgelaßt die Vergehen und die Sünden, deren ich mich schuldig machte. Doch wer, wer könnte sich wohl würdig fühlen, wer könnte sagen, daß er es verdiene, daß ihm der Tod so mild, so süß, so herrlich erscheine, als er jetzt mir erscheint?

O so gieb ihn auch mir, rief Antonie aus, so nimm mich mit Dir, mein Geliebter, und

laß mich nicht allein zurück in dem dürftig einsamen, entlaubten Leben.

Der Augenblick, der größte des Lebens, wenn es scheidet, er wird — so ahn' ich — auch Dir bald nahen, und o wie selig wird er Dir erscheinen müssen, Du stilles, reines, liebesvolles Kind! Dir, dem die Erde nichts geben konnte, wird sich der Himmel dann herniederneigen in der trunkensten Freudigkeit, der kein nüchternes Erwachen folgen wird, sondern nur noch seligere Trunkenheit. Darum sey kelter, Du Geliebte, und löse nicht durch bittere Thränen die heilige Feier dieses Augenblicks.

Er schwieg mehrere Minuten, und sagte dann mit leiserer, schwächerer und abgebrochener Stimme: Ich vermiße Ottomar und Therese.

Antonie erhob sich langsam, um sie zu rufen; aber beide traten jetzt schon herein. Sie waren im Nebenzimmer gewesen, hatten die Unterredung mit angehöret, aber nicht früher gewagt sie zu stören.

Henrico reichte ihnen still und freundlich die Hände, die sie sprachlos und nur mit leisen Thränen küßten.

Wie wohl ist mir jetzt, sagte der Graf, da ich auch Euch um mich sehe. Auch Ihr werdet nun mit meiner Antonie für mich besten können.

Erschöpft, und den Tod ganz nahe fühlend, senkte er jetzt den Kopf auf Antoniens Busen. Eine liebliche Dämmerung, sagte er, spielt um meine Seele, bald wird es Nacht werden, und in der Nacht ist Klarheit.

Ottomar kniete vor dem Bette, küßte die Hand des Entschlafenen, und sagte: Sei het, wie ruhig er geworden ist, denn es schlägt kein Herz mehr in seiner Brust.

Aber bald wurde sein Schmerz gelinder, und sanft wiederholte er dann Henrico's Worte: Wohl ist das Leben erfreulich und erhaben; doch der Tod ist herrlicher.

Druckfehler im ersten Theile des Henrico.

- S. 23 B. 7 von unten, statt meinen lies meinem.
— 41 — 3 v. u. B. Elmaroso l. Elmarosa.
— 44 — 7 v. u. B. unheimlichen l. unheimlichem.
— 49 — 3 v. u. B. benehmen l. vernehen.
— 53 — 6 v. u. B. Erptationen l. Captationen.
— 65 — 5 v. u. B. Pygmationsstatur l. Pygmas
tionstatur.
— 100 — 3 v. u. B. ewig l. ewig.
— 110 — 2 v. oben, B. widerwärtigen l. widerwärt
tigem
— 124 — 14 v. o. B. recbirte l. rectirte.
— 127 — 1 v. o. B. Geiß l. Christ.
— 140 — 13 v. o. B. in Pierre l. in Pierre.
— 142 — 14 v. o. B. gesetzten l. gesetzten Manne.
— 152 — 7 v. u. B. elenden l. Elenden.
— 161 — 12 v. u. B. nichtigen l. mächtigen.
— 228 — 8 v. u. B. davor l. dafür.
— 234 — 7 v. u. B. mir l. mich.
— 247 — 3 v. u. B. wilhem l. wilhen.
— 263 — 11 v. u. B. nach l. noch.
— 296 — 2 v. u. ist das Wort nicht wegzustreichen.

Andere minder bedeutende Fehler des Druckes
wird der geneigte Leser leicht entschuldigen und ver
bessern wollen.



Leben und Liebe,

eine Novelle

von

F r a n z H o r n.



Berlin, 1817.

In der Schöppelschen Buchhandlung.

J. F. Schmidt.



Seinen sehr theueren Freundinnen,

der Frau Baronin

Julie von Neutern,

geb. von Schwerzel

und

dem Fräulein

Wilhelmine von Schwerzel

widmet dieses kleine Buch

Berlin,
am 8. Septbr.
1816.

der Verfasser.



Leben und Liebe.

—

Erstes Kapitel.

Es war am dritten Oßertage, wo es zuweilen schon recht lieblich wecht vom nahenden Frühling, als die beiden längst befreundeten Jünglinge, Gerhard und Siegfried, zusammen in das Freie gingen.

Du sollst mir heute beichten, sagt der übermüthige Gerhard, denn daß du mir etwas zu sagen hast, das weiß ich.

Was in mir ist, weißt du, erwiederte Siegfried, denn du bist ja mein Freund.

O ja, daß du ein Taubenhertz hast, und ein Adlerauge voll Thränen, die doch wieder

auch Klammern werden können, daß du mich ausbeteist, wie ich es denn auch meiner unendlichen Jugendhaftigkeit wegen verdiene, daß du das Leben betrachtest wie eine Heilige, der man nur Lilien und Violetten bringen muß, daß du die Wissenschaft ehrst wie einen großen König, und die Kunst wie eine heilige und schöne Königin, daß du vor der Idee des weiblichen Geschlechts, mit tausend Blumenkränzen in der Hand, huldigend dich beugst: alles das weiß ich. Aber ich weiß noch mehr und mögest du auch zum ersten Mal in deinem Leben dein sanftes liebes Gesicht in bösen Zorn gegen mich aufwallen lassen; es muß dennoch zur Sprache kommen: — Du liebst.

Siegfried blickte hocherröthend zu Boden, dann aber hob er das Auge sehr lebhaft und fast flammend auf und sagte: Wie ist es möglich, daß du das Heiligste so hinwerfen

kannst, was ewig nur geahndet, nicht durch
niedrige Worte herabgezogen werden soll.

Zweites Kapitel.

Schilt nur, erwiederte Gerhard, es muß doch
sein, denn ich selbst habe dir zu gestehen, daß
ich liebe, und zwar so, wie ich nur irgend lie-
ben kann. Bei mir ist das Gefühl nicht min-
der heilig; aber ich fühle das Bedürfniß der
Mittheilung. Ich hasse wie du, wenn das
Herrlichste und Schönste, was durch dieses
Lüppelleben geht, von den dicken Zungen ge-
pugter Weibern und Basen zersezt wird, und der
rohe Hinz und die fade Kunzin ihre Meinung
darüber breit aus einanderlegen; aber hier ist
die Rede von einem Freunde, der den bedeutend-
sten Moment des Lebens mit mir theilen soll.

Darum sei nicht gart wie der Teufel, sondern
gucke, daß du nicht

Siegfried fiel ihm um den Hals, und sein
Schweigen war eine so beredte Bejahung.

Ich habe dein Ja, und du hast meines. —
Nun komme der Name.

Ich wollte, sie hieße Angelika, oder Lilien-
engel, oder auch „kleiner Satan,“ aber sie heißt
gutmüthig gewöhnlich, — — —

Sprich ihn noch nicht aus, sagte Siegfried,
das Wort entscheidet alles.

Es entscheide alles, ich spreche es aus, sie
heißt Mathilde Werner. — —

Gerhard sah bei diesem Wort dem Freund
ins Auge und rief dann mit Heftigkeit: Wch
uns, ich lese in deinem Blick, wir lieben Eine.

Drittes Kapitel.

Woh uns! tief Engfried; doch dann setzte er mit Thränen in die Augen und indem er ihn umarmte, hinzu: Wir wollen uns dennoch ewig lieben.

Berhard bogen fast den Kopf zurück, und ließ sich nur umarmen, ohne wieder zu umarmen. Er stampfte auf den Boden, als sollte von dort her das Mittel kommen, diesen Streich zu schlichten; er suchte fast irrlernend, und vermählte die Minute in den vollendendsten Werken. Indessen wenn sich gewisse Männer nur erst eine geraume Weile ungehädig gestellt haben, wodurch sie gleichsam den Zoll an die Göttin der Unart abtragen, so sind sie hinner her so ziemlich erträglich. So auch jetzt Bernhard, nachdem eine halbe Stunde der Verweilzeit vorüber war.

Die Hauptfrage, sagte er, ist jetzt, was wir nun thun sollen. Das Besondere wäre wohl, wenn wir uns sogleich zwei scharf geschliffene Degen bringen ließen und uns damit nach den ganz ungemein liebenden Herzen zielten. Es würde mir ein Leichtes sein, dich zu erschlagen, da ich bekanntlich viel besser siehe als du, allein ich glaube nicht, daß ich große Freude davon haben würde mich in deinem thörichten, aber gutmüthigen Blute etwas zu baden. Ich könnte dir auch den „Zast versuchte ten Salienkraut“ in die Ohren gießen, allein diese That des zusammengeschlagenen Lumpenkönigs im Harnet scheint mir eben nicht nachahmungswürdig, und darum will ich es lieber lassen. Ich könnte Rathuden einen Liebestrank eingeben für mich, und einen Hasenstank für dich: doch sind mir die dazu nöthigen Kräuter leider nicht genugsam bekannt. Ich könnte ferner die schöne und fromme Rathilde, wenn

ſie eben mit dem Gefangbuche aus der Kirche
kommt, genialisch überfallen und entführen. Oder
ich könnte dich bei ihr entſichtlich verſäumdern
und anſchwärzen, ja ich brauchte nur zu ſagen,
du glaubſteſt nicht ſonderlich an den lieben
Gott. Schade nur, daß ſaß alles dieſes eini-
germaßen ſchlecht wäre, und meine Tugend
darunter leiden würde, die doch nun einmal
köplich grünen und blühen ſoll. — Darum
geht leider das alles niſt.

Viertes Kapitel. /

Ich liebe Sie mehr als mein Leben, sagte Siegfried; aber ich liebe auch dich mit reinem Herzen.

Ich liebe Sie mehr als meinen Tod, erwiderte Gertrud, aber ich liebe auch dich, jedoch mit bösem Herzen.

Dann aber wurde er eine Minute lang nachdenklich und sagte: Sie allein kann entscheiden, weil Sie allerdings die Hauptsache ist, außerdem aber ihr Vater, den das unmäßen tugendhafte Kind leider viel mehr, als sich selbst zu liebem schenkt. In ihm wollen wir sofort gehen, denn, den bewährtesten Schriftstellern zu Folge, ja nach Aussage der ganzen allgemeinen Wissenschaft, Sie sei nun von Hübnert, Müller oder Becker bezeichnet, hat das Zaudern noch nie geholfen.

Sie ward weigerte sich anfangs den Gang
 zu thun, denn sein Herz schlug noch zu mäch-
 tig, und seine Augen waren noch voll Thränen.
 Auch liebte er nicht, das Schicksal zu beistim-
 men, ja er war fast zu hart, um das heilige
 Wort Liebe gern aus zu sprechen. Dennoch
 mußte er sich in den Willen des lieben übermü-
 thigen Freundes schicken, da allerdings kein an-
 deres Mittel zu finden war, und was heute
 nicht geschehen wäre, doch ein andermal eben so
 hätte geschehen müssen. Er gehand unterwegs,
 er kenne den Allen gar nicht, habe sich auch
 nie um ihn bekümmert, da seine ganze Seele
 nur mit dem Tode Verholdens beschäftigt ge-
 wesen sei.

Zünftes Kapitel.

Nun sich abermals meine gräßlich über-
 schmeichelte Jugend, erwachte Berthard, denn
 ich konnte doch nun lägen, und dir ein falsches
 Bild von ihm geben, du kennst dem falschen
 Bild folgen, und so, dem Allen missfallend, in
 dein Verderben hincinsinken. Da aber nun
 einmal die Ehrlichkeit meine Falschheit ist, so
 will ich dir sagen, was ich weiß. Werner hat
 ehehin manche Ehrenstellen bekleidet, und zwar
 mit Ruhm, ist aber dann der Sache überdrüs-
 sig geworden, und lebt nun für sich und seine
 Tochter, reich, ruhig, thätig, fröhlich, mäßig.
 Er hat einen Hund wie ein Pferd; stellt sich
 aber gar nicht apart dabei an, er thut viel Cha-
 ritz; scheint aber gar nicht, ist sehr fromm; aber
 sehr geistig, sehr erudiert; neigt aber gern.
 Zu einem Worte, er ist ein seltsamer Mensch

erschaffter Kunst und diese seltsame Raubzüge dem Mann noch viel zu schaffen machen.

Sie waren bei diesen Worten vor dem hässlichen Hause des Herrn Werner angelangt, und Gerhard wurde doch ein wenig bleich, als er die Klingel anzog. Giesfried sagte stumm: Die Gott will. — Ein Bedienter öffnete und führte sie in einen Wartesaal, mit dem Bemerkten, er wolle den Herrn rufen, der im Wartesaal sei.

Sechstes Kapitel.

Gerhard bemerkte, der Bedienter sehe kauer aus, was bei einem Bedienten seinen der Fall sei, und dem Herrn Ehre mache. Dieser kam jetzt mit ruhigem Schritte die Allee herauf, streifte powollen mit den Fingern über Reiche hin und drückte mitunter sein Gesicht in einen

vollen Reisenknecht, den er in der Hand hielt. Endlich trat er mit erpöster Freundlichkeit in das Zimmer und betrachtete schweigend, und eine Frage erwartend, die beiden Jünglinge. Siegfried kniete hochroth auf den Boden, und Gerhild verzogte eine Reize, die dem Alten entfallen war. Endlich, nach einer fast minutenlangen Pause, fragte Werner freundlich: Was sehen Sie zu mir? und was wünschen Sie?

Da ward Gerharden die Zunge wieder gelöst, und er sagte laut: O schönste aller Fragen: Was wünschen Sie? Ich könnte tausend Schönes darauf antworten, denn ich wünsche allerdings ein Tausendschön, ja etwas, was noch tausendmal so schön ist, als Tausendschön: ich wünsche mir Ihre liebe, schöne, edle Tochter zur Gattin.

Der Alte sah ihn vom Haupte bis zu den Füßen mähend an, schwieg eine Weile, sagte dann mit mäßiger Freundlichkeit: Hm hm! und

wandte sich endlich an Siegfried: Und Sie,
mein Lieber?

Siebentes Kapitel.

Ich sehe, erwiderte dieser nach einer
Pause, beichämt vor Ihnen, würdiger Mann,
und wage kaum das Wort auszusprechen, das
mein Freund eben aussprach. Ich möchte Ihre
Hände fassen und drücken, ich möchte Sie an
meine Brust schließen dürfen und sagen: O sein
Sie mein Vater; ich verdiene Ihre Tochter
nicht, — aber wer verdient denn auch die Herr-
liche? — doch bin ich ein guter und fleißiger
Mensch, und will nun immer besser und tüch-
tiger und sanfter werden.

Der Alte sah den Jüngling freundlich an,
und sagte viermal Hm, welches Gerhard als

etwas für sich Günstiges aufnahm, da er früherhin dieses nicht sehr erfreuliche Halbwort nur zweimal ausgesprochen hatte. Dann näherten sich ihm die Jünglinge, und ein jeder faßte seine Hand. —

Ich lasse euch, ihr lieben Leute, meine Hand recht gern, sagte Werner, denn Ihr seht beide ganz erdentlich und tüchtig aus; obwohl recht verschieden. Auch seid Ihr mir beide nicht ganz unbekannt, und was ich von Euch weiß, ist Gutes, darum ist denn auch euer Antrag ehrenwerth, und wir wollen nun gemeinschaftlich sehen, was zu thun ist.

Achstes Kapitel.

Berhard, bei dem auf die kurze Bedingung schnell die alte Lustigkeit zu folgen pflegte, sagte jetzt: Werden Sie uns aber nicht für ein paar junge Philister halten, daß wir so auf der geraden Heerstraße des Lebens, im wohl abgehärpten Sonntagsrocke zu Ihnen kommen, und unsern Spruch anbringen?

Der Alte sah ihn mit überlegenem Lächeln an, und erwiderte: Ein Theil der Philisterhaftigkeit besteht meines Bedünkens darin, sich vor dem Schein derselben zu fürchten, und stets mit der Nichtphilisterhaftigkeit sich zu brüsten. Darum, mein lieber junger Mann, das Wort gerieth dir nicht sonderlich.

Berhard erdbeite, setzte aber dann doch ganz kühn hinzu: Beim ersten Besuche müssen einige Unscholtsenheiten passieren: das ist in der Ord-

nung, und ich würde mich schämen, wenn ich eine Ausnahme davon machte.

Man setzte sich jetzt zusammen, und der Alte fragte, ob bereits einer der Jünglinge mit Rathilden näher bekannt geworden sei, aber es fand sich, daß dies nicht der Fall war. Sie hatten sie alle Sonntage in der Kirche gesehen; ja Gerhard versicherte, daß er einß, als er sein Gesangbuch vergessen, in das ihrige mit hineingeschoben, und einiges Gute aus dem ihrigen geschöpft habe; viel mehr aber aus ihren Augen, die, wie er mit fast unartigem Spott hinzusetzte, geistreicher seien, als das ganze neue Gesangbuch. Außerdem hatten sie die Jungfrau einmal in Gesellschaften gesehen, wo indeß nur sparsame Worte zu wechseln waren, besonders da sie sich überhaupt nur mit den Frauen beschäftigte habe; was freilich im Allgemeinen loblich sei.

Neuntes Kapitel.

Der Alte folgerte aus dem allen mit Recht, daß seine Tochter sich noch ganz frei fühle und von nichts wisse.

Gerhard machte dagegen einige heitere Einwendungen; doch Werner sagte: Es ist unter so vielen Abgeschmacktheiten, die die neuere Zeit hervorgebracht hat, eine der ärgsten, daß die Liebe durch die Augen komme. Wie? das Höchste und Herrlichste, was das Leben hat, sollte durch irgend etwas Einzelnes gegeben werden können? Wenn sich nicht zwei vollständige Gemüther vollständig anschauend begegnen, so ist die Liebe bei den Jünglingen und Mädchen nur kindischer Tand, und eine Puppe oder ein Federball wäre ihnen heilsamer. Ist es aber bei den ächten Menschen etwas Vollständiges, dann.... doch ich mag nicht loben, was über alles Lob hinaus ist.

Zehntes Kapitel.

In diesem Augenblicke trat Kathilde wirklich in den Gartensaal und brachte den Kaffee. Gerhard hätte für sein Leben gern gesehen, wenn sie, bei seinem Anblick, den schönen Trank nebst den Tassen hätte zur Erde geworfen; allein dies geschah nicht nur nicht, sondern sie war sogar so unbefangen, daß sie, trotz der Last, die ihre beiden Hände trugen, noch eine zierliche Verbeugung machen konnte, welches allerdings mit Schwierigkeiten verbunden sein mag. Als sie aber den Kaffee niedergelegt hatte, und beide Jünglinge ins Auge faßte, da schien es doch, als überfliege sie eine schnelle Röthe, und als der Vater sagte: „Setz dich ein wenig zu uns, mein liebes Kind,“ da dauerte es fast eine halbe Minute, ehe sie gehorchte.

Werner nahm jetzt ihre beiden Hände und legte sie auf einander, und fragte fetsam: Sollst du gar nicht wissen, was ich dich fragen will? — Sie erwiederte Nein, der Vater küßte ihre Stirn, und sagte: So frag ich dich auch nicht; aber erzählen muß ich dir etwas, das dir eine ängstliche Minute, ja sogar einen ängstlichen obwohl nicht unangenehmen Tag machen wird. Doch habe ich meine Gründe, daß wir jetzt alle dein liebes Gesicht nicht sehen wollen, weshalb ich es hier mit diesem doppelten schwarzen Schleier verhülle. — Er that es, und das gute arme Kind hielt still wie ein Lamm.

Elftes Kapitel.

Sieh nur, fuhr er fort, du bist jetzt acht-
zehn Jahre, und eine recht brave und hässliche
Jungfrau, was hab denn auch nichts in der
Welt natürlicher ist, als daß brave und hässliche
junge Männer um dich werden. Solcher haben
sich denn nun heute auch gleich zwei mit einem
Male gefunden, die du jetzt zum Glück nicht
sehen kennst, doch eben gesehen hast. Diese
zwei sind Freunde, und so liebe christliche Leute,
daß sie geradehin zu mir gekommen sind, um
dich anzuhalten, obwohl einer von ihnen seine
eigne Tugend halb und halb bereut, und eini-
gen Verschmack von Philisterhaftigkeit dabei
findet. Indessen hat er nur mit der Zunge ge-
sündigt; im Herzen ist er gut genug. — Nun
habe ich einige Fragen an dich, die du bloß
durch Kopfnicken oder Kopfschütteln zu be-

antworten brauchst.... Liebst du bereits einen dieser Jünglinge?

Nach einer langen Pause schüttelte sie ein einziges Mal das schöne Haupt; doch so leise, daß man es fast für ein halbes Nicken hätte halten können.

Hältst du es für eine Möglichkeit, je einen von ihnen zu lieben?

Sie nickte weder, noch schüttelte sie, und der Vater sagte lächelnd: Auch das ist eine Antwort und zwar die rechte, da von einer solchen Möglichkeit die Rede ist. — Wir wollen also die Sache gelassen behandeln und nach und nach zu erforchen suchen, wer von diesen beiden Jünglingen dich am meisten liebt. Den — das hoffe ich — wirst auch du wieder lieben, weil dein Herz jetzt noch frei ist. Wir binden uns deshalb an gar nichts; wehren aber den Jünglingen durchaus nicht, uns freundlich zu besuchen, und ich stelle auch sonst noch aller-

hand mit ihnen an. Nach Jahr und Tag sage ich dir dann wohl: der liebt dich am meisten, und es ist gut, wenn du dann Ja sagst; doch steht dir auch dann das Nein noch immer frei. — Wenn du nun meinst, daß ich recht habe, und daß ich auch sonst ein ganz guter Vater bin, so nicke, und der Rückzug ist dir freundlich gesinnt.

Sie nickte nicht, aber sie küßte den freundlichen Alten durch den doppelten Schleier hindurch und dann wurde aus dem Rückzuge ein rascher und grazioser Rückflug.

Zwölftes Kapitel.

Der vortrefliche Kaffee mußte von dem Alten ganz allein genossen werden. Denn beide Jünglinge waren jetzt nicht im Stande sich auf irdischen Genuß einzulassen. Gerhard pries mit einer fast eudiosen Wortfülle die Liebenswürdigkeit und Grazie der schönen Rathilde, und wie berecht und geistreich ihr Schweigen gewesen sei, worüber der Alte einige gutmüthige halb ironische, halb rechthgebende Aeußerungen nicht unterdrücken konnte.

Wie ist alles an ihr so still und harmonisch, sagte Gerhard, wie erscheint sie so mild und doch so kraftreich, so gelassen und doch so tief! Auf ihrem Munde läßt sich der Ernst und der Scherz, und in ihrem Auge strahlt die Anmuth und der Friede, und doch bei aller Hehheit wie der eine solche unschuldig ruhige Bürgerlichkeit,

so etwas mittelalterlich, süddeutsch, Reichsstädtisches, so etwas Nürnbergsch Albrecht Dürer'sches

Hier lachte der Alte sehr freundlich und sagte dann neckend: Freilich, freilich, alle Tugenden, die nur in irgend einem Lexicon zu finden sind, die hat sie ohne allen Zweifel, und es wäre auch sehr schlimm, wenn du, ihr Liebhaber, ihr irgend eine absprechen wollest. Zum Glück kann auch der Mensch sämtliche Tugenden des Himmels und der Erde besitzen; und, selbst bei dem besten Willen zur vollendeten Nachlässigkeit, doch nur die Hälfte der Tugenden, da sich dieselben Gottlob unter einander widersprechen. — — Und du schweigst ganz Siegfried?

Dreizehntes Kapitel.

Siegfried blickte ihn mit milder Freundlichkeit an, und in sein Auge trat eine Thräne. Der Alte klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: Du scheinst mir ein ganz guter Jüngling; doch auch das Sprechen, ja sogar das Plaudern habe ich mitunter ganz gern.

Da wurde Gerhard völlig mathwillig und sagte: O Himmel und Erde! nenn' ich die Hölle mit? Rein, die nicht; also bloß: O Himmel! warum haben Sie nicht zwei Töchter, damit Sie gleich zwei vortreffliche Schwiegeröhne in einem Zuge hñchen könnten! —

Aber der Alte sah ihn nur ein einzigesmal sehr ernst an, gleichsam als wolle er sagen: Ich mag wohl scherzen, und Scherze leiden, aber du darfst auch nicht einen halben Zoll über die rechte Linie gehen. Gerhard verstand ihn sogleich, verbeugte sich so bescheiden als

möglich, und sagte dann: Ihre eigne Rede war vorhin: „Und ich stelle auch sonst noch allershand mit ihnen, nämlich mit uns, an,“ wohlan beginnen Sie das Anstellen.

Der Alte trank gelassen die vor ihm stehende Tasse aus, ging dann einigemal im Zimmer auf und ab und sagte: Ihr seid ja beide gute Kunstleute, ihr zeichnet, ihr mahlt, ihr dichtet, ihr muscirt. Zuerst sollt ihr also meine Tochter mahlen.

Und das, erwiderte Gerhard befremdet, und das nennen Sie etwas mit uns anstellen? das ist ja das höchste Vergnügen.

Wann sagt ich denn, daß ich euch betrüben und ärgern wolle?

Bierzehntes Kapitel.

Da konnte sich Gerhard nicht länger halten, er hüpfte um den Alten herum, umarmte ihn zu wiederholten Malen und sagte: Sie sind der prächtigste aller prächtigen Menschen und haben bloß das einzige Laster, zu gut zu sein für diese Welt. Ich dachte, Ihr erbes Begehren an uns würde wenigstens sein, sechs Monate lang keinen Wein zu trinken, oder auf den Knien von Madrid bis Lissabon zu rutschen oder dem Großvezir des Pasha von Tunis erst einige derbe Wahrheiten in den Bart zu sagen und dann noch siebenzehnhundert Haare aus demselben zu raufen. Aber von dem allen ist nichts zur Sprache gekommen, sondern etwas gar Herrliches, um das ich nicht einmal zu bitten gewagt haben würde.

Der Alte nahm den Scherz gütig auf, und

die Jünglinge schieden endlich beide heiter von ihm.

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn sich ein Mädchen erst an den Gedanken gewöhnt hat, daß es von einem oder mehreren Jünglingen geliebt wird, so erscheint es eben so behaglich und heiter, als es früherhin bei einem halben Glauben oder Zweifel, besremdet oder trübe erscheinen kann. Was Kathiden betrifft, so war sie eine so gesunde, heitere und tiefe Seele, daß sie sich früher und später behaglich benahm, denn sie hatte das unendliche Glück einen edlen gebildeten und behaglichen Vater zu besitzen, in dessen Liebe ihr ganzes Wesen reifte. Sie gehörte nicht zu denen Mädchen, in deren Herzen jede Thräne zu einem See wird, der oft die Niederungen übers

schwimmt; wohl aber zu den seltenen, in deren seltenen Thränen der Mond und alle Gestirne sich klar abspiegeln. Diese Seltenen vorsehen gern zu lächeln, aber recht gebildet. Dennoch, so sehr wir auch diese loben, so sind sie doch verloren, wie alle, wenn sie nicht lieben, es sei nun die Idee selbst, oder den Bräutigam, oder den Freund, der die Idee darstellt. Mathilde ahndete das wohl, aber sie erwartete die Liebe mit religiöser Heiterkeit, ohne sie mit unpoetischer Ueberpoesie beschleunigen zu wollen.

Die Jünglinge sitzen jetzt wirklich an zu mahlen: am ersten Tage Gerhard, am zweiten Siegfried, und so wechselnd. Gerhard pries ihre ruhig freundliche Stellung, ohne die niemand zu mahlen sei, und ohne die doch tausend gemahlt würden. Fast alle Menschen nehmen, wenn sie dem Zeichner sitzen, eine gespannte aparte Miene an, wie ein Mensch, der einem Minister vorgestellt wird oder einem Her-

zuge. Eine fatale, gemacht, vornehme, nach un-
endlicher Klugheit strebende, gezwängte, und
fast möcht' ich sagen, gebissene Biene; Sie
selbst, liebe Theure, lassen sich blos gehen in
Ihrer Schönheit, und so ist's eben recht.

Sechszehntes Kapitel.

Am Abend sagte Mathilde zu ihrem Vater,
Gerhard sei ein recht angenehmer, und wie es
scheine auch recht geistreicher Mensch; doch spre-
che er etwas zu viel.

Siegfried bedurfte fast einer halben Stun-
de, ehe er nur den Pinsel ansetzte, denn er
sah den Gedanken zu lähn, die zu mahlen,
welche er liebte. Auch war in seinem Auge et-
was so Träumerisches und Trunkenes, daß es
den

den Anschein hatte, das Gemälde könne ihm nicht gelingen.

Kathilde selbst wurde ängstlich dabei und sagte am Abend zu ihrem Vater: Das ist gewiß ein ausgezeichnet guter Mensch und er hat auch ohne Zweifel viel Verstand und Herz; aber er spricht gar zu wenig und sollte vielleicht auch stolzer gegen mich sein. Glauben Sie mir, daß ich das sehr gern habe.

Der Jüngling, erwiederte der Vater lächelnd, soll nur gegen Jünglinge stolz sein, selten nur gegen einen Mann, fast nie gegen einen Greis; und gegen ein Mädchen vollends gar nicht.

Das hatte Kathilde nur zu hören gewünscht und sie küßte dafür dem lieben Alten mit doppelter Zärtlichkeit die Hand.

Siebzehntes Kapitel.

So vergingen mehrere Wochen, und die Jünglinge mahlten mit großer Anstrengung. Am Abend kamen sie dann gewöhnlich zusammen und erzählten sich, welche herrliche Stunden sie bei dem Geschäfte verlebte. Wenn sie schieden, sagte gewöhnlich Siegfried mit einem innigen Händedrucke: „Laß uns ja nur immer rechte Freunde bleiben, Freunde durchaus,“ und Gerhard erwiderte lustig: Ei das will ich meinen, wie ich Weniges meine, oder: Ich hoffe du wirst mein Wohlwollen dir stets zu erhalten wissen, gutes Kind.

Endlich waren beide Gemälde vollendet. — Gerhards Bild zeigte die angenehmste Aehnlichkeit mit dem Original, und bewies ein Talent, das man in dieser Ausbildung früher an ihm



noch nicht gekannt hatte. Nicht ganz ohne Selbstzufriedenheit, die ihm indessen nicht übel stand, da er sie gewöhnlich selbst zu verflären pflegte, überreichte er jetzt das Bild. Der Alte sah es lange an und sagte dann: Vortrefflich! — recht ausgezeichnet gut. Du hast wahres Kunsttalent, und ich bin mit dem Worte sehr sparsam, weshalb du dir auch Etwiges darauf zu gute thun kannst.

Er richtete noch einen Blick auf das Gemälde, und sagte: Gut. Aber es war eigen, wie trocken er das Lob aussprach, so daß auch Gerhard sich nicht recht freuen konnte, denn es war ihm fast, als sollte auf das „Gut“ folgen: „doch weniger gut, wäre — besser.“

Achtzehntes Kapitel.

Jetzt mußte auch Siegfried sein Gemählde darreichen, und er that es mit hochrothen Wangen, wie ein Künstler und wie ein Liebender. Der Alte nahm es in beide Hände, und nachdem er es etwa eine Minute lang betrachtet hatte, lachte er laut auf, und sagte im Lachen: Verzeihe daß ich lache; aber ich habe eine Minute lang vergeblich dagegen gekämpft. Du könntest mir eben so gut sagen, du haßest die Königin Saba, oder Maria Stuart, oder Luthers Räte mahlen wollen als meine Tochter, denn dein Bild hat mit allen diesen vierein gleich wenig Aehnlichkeit. Was du wirklich zu Stande gebracht haßt, ist eine sehr gut gedachte und auch theilweise recht schön ausgeführte klare, herrliche fromme Jungfrau. — Du bist gänzlich besetzt, mein liebster Jüngling,

denn von Mathilden hast du weiter nichts getroffen, als — die Haare, das Kleid und etwa den Augenaufschlag, wie sie ihn in ihren besten Stunden, alle acht Wochen etwa, oder zu Weihnachten und am Charfreitage wirklich hat.

Der arme Siegfried blickte traurig und bescheiden vor sich hin, denn er hatte nie vermocht, seine eignen Leistungen in der Kunst, zu vertheidigen. Dennoch fühlte er sich gar nicht gekränkt, denn der Alte sprach seinen Tadel mit so großer Güte und lächelnder Väterlichkeit aus, daß Gerhard zu sich selbst sagte: Ich wollte, ich hätte seinen Tadel, und er mein Lob.

Neunzehntes Kapitel.

Ich bin besetzt, sagte Siegfried; und das ist recht schmerzlich, aber es ist mein Freund, der mich besetzt hat und das ist wieder gar tröstlich.

Er drückte dabei Gerharden mit Innigkeit an seine Brust und sein großes stilles Auge füllte sich mit Thränen. Der Alte war fast sichtbar gerührt, und sagte feurig: Das ist.... — Dann aber blos freundlich lächelnd, das ist — nicht schlecht.

Gerhard fühlte sich in dem Augenblick fast unbeholfen; dann aber umarmte auch er mit Feuer den lieben Freund und sagte: Ja ja ja es ist was daran, daß du mein Freund bist.

Ein heiterer Abend, an dem auch die noch unbefangene Rathilde gegenwärtig war, folgte auf den schönen Augenblick. Als aber die Tocht-

ter sich späterhin entfernt hatte, sagte der Alte:
„Das Zweite, was ich von euch verlange, ist
fast noch leichter als das Erste, ja ich hoffe,
daß ihr es beide schon gethan habt; doch muß
ich sogleich und mit verdoppeltem Accent hinzu-
setzen, daß alles, was ihr in dieser Hinsicht
auf eure eigene Hand gethan, hier nicht gilt: —
Ihr sollt *Nathilden* besingen; und zwar entwe-
der in *Hexametern* und *Pentametern* oder in ge-
reimten *Alexandrinern*; jedes andere Vergewalt
verbitte ich.“ — Gerhard sah den Alten an,
wie etwa jemand, der, schon fröhlich, noch dar-
zu um Gotteswillen gebeten wird, doch ein we-
nig fröhlich zu sein. Dann sagte er: Ich will
ein Gedicht machen, zu dem *Apollo* selbst sagen
soll: *C'est divin*, und die *Musen*: *Superbe!* —
O Himmel! der ganze *Olymp* soll eine lobende
Recension darüber anfertigen.

Zwanzigstes Kapitel.

Als aber Gerhard nun wirklich an das Geschäfte ging, da fand er bald, wie schwer es sei, auf Befehl zu singen und am schwersten das was dem Herzen das Theuerste ist. Wie gern hätte er die Gedichte, welche er ungeheissen an Mathilden gerichtet, und in denen seine ganze Seele wohnte und sprach, Wernern als neue Ergüsse untergeschoben; allein sie waren alle in andern Versmaßen. Und wäre auch das nicht gewesen, so hätte ihn doch die Redlichkeit gehindert, das alte, mit Freiheit Erzeugte für das auf Commando Hervorgebrachte auszugeben. Er sann und sann, schrieb und strich aus, sang und stampfte mit dem Fuße, wüthete gegen den Barbier, der ihn unterbrach, und empfing die Wäscherin mit ehrenrührigen — griechischen Versen, und überzeugte sich endlich, daß fünf

Stunden vergeblich hingegangen waren. Fünf edle Stunden, die nichts erzeugt hatten, als durchstrichene kaltefeurige Halbheiten.

Ein Spaziergang gab ihm endlich die alte Laune wieder, doch konnte er diese zu diesem Gedichte selbst nicht gebrauchen, da er nicht wagte, die Geliebte mit Humor zu nehmen. Endlich schlug er einen Mittelweg ein, er las schnell einige Scenen aus guten altdeutschen Trauerspielen, in denen die Alexandriner vielleicht am besten behandelt werden, und da ihm die eigentliche Melodie bekannt geworden war, nahm er seine eigenen früheren Gedichte zur Hand, riß die besten Gedanken heraus und sperrte sie gleichsam in den vergoldeten Käfig jenes etwas langweilig scheinenden Versmaasses ein.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Am Abend ging er triumphirend zu dem Aisen, wo auch Siegfried sich einstellte. Werner las das Gedicht, und sagte dann: Ohne Fehler, ohne Mängel, ohne Auswüchse; böse Jungen würden freilich noch hinzusetzen: ohne Schönheit. Du bist ein recht gewandter Mann, so gewandt, daß sich selbst die Poesie, wenigstens die negative zu dir wenden muß, wenn du sie nur haben willst.

Siegfried, der sonst als Dichter bereits hofseitliche Achtung genoss, hatte dies mal noch acht Stunden langer Pein nur vier Zeilen zu Stande gebracht, in denen nichts weiter zu lesen war, als die nicht sehr neue Bemerkung, daß die Schönheit etwas Unausprechliches und dem Dichter nicht zu gebieten sei, auf eine bewundernde Weise sein Heiliges hinzugeben. Daß

er aber Mathilden gränzenlos liebe, sagte wenigstens der letzte Vers sehr genau, aber fast streng und zornig.

Als Werner die vier Zeilen ansah, sagte er, noch ohne sie gelesen zu haben: Das kann verzeßlich sein, denn ich erinnere mich, daß einst ein Englischer Dichter durch eine einzige Zeile alle seine Nebenbuhler besiegte, die in unendlichen Versen das liebliche Wunder auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa besungen hatten.*)

*) Für diejenigen Leser, die jene eine Zeile nicht kennen, und doch vorläufig kennen lernen möchten, siehe sie hier:

Vidit et reuertit unde pudica Deum,

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Dann las er, und sagte: Das ist kein Gedicht, sondern dies ein zürnender Ausspruch, daß es kein Gedicht sei. Du bist, mein lieber Jüngling, mit mir sehr unzufriedengewesen, oder vielmehr mit meinem Auftrag; aber die Unzufriedenheit macht keine Verse, wenigstens keine gute. Du bist abermals gänzlich besiegt worden, und ich fürchte, du wirst mir zürnen.

Ich fühlte, daß ich auch diesmal verloren habe, erwiderte Siegfried, und es schmerzt mich tief, daß ich Ihnen so wenig Freude machen kann; aber es ist ja mein Freund der Sie Ihnen macht, und der mich besiegt: so tröste ich mich und will mich ewig trösten. — Ach ich war ja auch von jeher unbeholfen, und mir ist wenig geglückt; aber ich bin doch recht hauer und will es sein.

Er sagte das letzte mit gesenkten Augen, in denen Thränen standen, doch als er sie emporsah, waren sie wieder klar und hell.

Berner sagte: Ich habe vielleicht Muth und Du vielleicht Recht. Besiegt bist du freilich zum zweitenmal, aber . . . er bekämpfte seine eigene Nahrung . . . böse bin ich Dir deshalb eben nicht.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Berhard fragte endlich: Was nun? welche heilsamen Arbeit sollen wir nun vollbringen?

Der Alte erwiderte:

Es ist morgen ein Schreiben-Lieser, woran Ihr ohne Zweifel, auch ohne meinen Wunsch, Theil genommen haben würdet; jetzt aber müßte ich es auch, und daß Ihr mit einander

weiseist. Nur müßt ihr mir versprechen, Mathilden die mit mir ganz in der Nähe sein wird, unmittelbar vor dem Schuß erst recht genau anzusehen.

Gerhard fand die Sache diesmal wirklich ein wenig verhänglich und bedenklich, dennoch war er am andern Tage besonnen und heiter. Mathilde saß neben dem Vater und blidte ihn, als er sie grüßte, mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit an. Als er anlegte, süßte er wirklich ein leichtes Zittern; aber er raffte sich schnell zusammen. — Ich will, sagte er zu sich selbst, ich will durchaus jetzt an etwas anderes Denken, z. B. an Honnibal der über die Alpen geht, oder an etwas Langweiliges z. B. an den österrischen Thron bei Madame Gerste, oder an die Predigt des aufgeliärten Königs.

So denkend schloß er, und lauter Beifall begrüßte den Schützen, der nur wenige Zoll

vom Mittelpunkte ab, in das Schwarze getroffen.

Jetzt folgte Siegfried, der nicht minder besonnen und kraftvoll erschien. Doch als er sich vor Karthilden vorbeugte, und diese ihn mit einer Mischung von Wehmuth und Freundschaft anblickte, da durchdrang ihn saß jener Schmerz der Liebe, den das Wort nicht wohl ausdrückt. — Ach! und der Schuß ging weit vom Ziel in den Hügel, in den die Scheibe befestigt war. Alles Blut schoss in seine Wangen und in die feindlichen Augen, und mit seltsamem Zorn umherblickend rief er aus: „Wer laßt ich verlieren!“

Es war niemandem eingefallen zu lachen, denn der heutige Tag hatte schon ähnlicher Heßlichkeiten gar manche gesehen, auch war man dem braven und bescheidenen Jünglinge viel zu gut, als daß man das kleine Versehen so unfreundlich hätte bestrafen sollen. So glaubte

man denn ihn nicht verstanden zu haben, und beruhigte sich dabei, wobei sich die Menschen überhaupt oft zu beruhigen pflegen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Werner sprach diesmal das „beſtege“ über Siegfried mit ganz beſonderer Ehenung aus, und auch Gerhard tröſtete ſeinen Freund mit den freundlichſten Worten, denen auch nicht der letzte Eherz beigemiſcht war. Siegfried rang mit ein Mann gegen die Thronen, die ihm in das Auge zu treten drohten, und es gelang ihm auch äußerlich ſehr wohl da zu ſehen. „Ich habe kein Glück,“ ſagte er müde, und doch ſoll man ja ſelbſt unglücklich-heißen ein Glück nennen gegen ganz-nicht-heißen. „Ich bin nicht unglücklich.“

Fri-

Freilich, erwiderte der Alte, ist das Glück selbst launenhaft wie ein Glücksfisch; doch ist es glücklicherweise vom dem edlen Fischglück zu unterscheiden.

Berhard lächelte über die seltsamen Anschauungen, die ihm kaum erträglich dünken, doch Werner erwiderte ruhig: Du hast es nicht ganz verstanden, da lachst du Glückselig.

Es giebt eine eigene Verlogenheit, wenn unter glückseligen und glücklichen Menschen, die sich auf den Straf, den Schmerz und die Noth wohl verstehen, plötzlich für eine Wunde alles still wird; aber es können solche Augenblicke nicht umgangen werden, denn sie sind nun einmal in einer Welt, wie diese ist, notwendig. Denn der in sich klare Mensch ist so glücklich, daß wir fast sagen möchten, er sei zu glücklich, und das Glückselig, auch ohne alle Friedfertigkeit, darf ihm vielleicht schon um deswillen vergol-

dem Gedenke, die ihn an die irdische Begränzung
haus der Menschen erinnern, nicht erlassen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Endlich sagte Werner: Lasset uns nicht zu ernsthaft sein, denn etwas neues Ernsthaftes habe ich euch jetzt zu gebieten. Ihr sollt — ich darf in dieser Beziehung auch zu euch ihr freien Menschen, sagen: ihr sollt jetzt acht Wochen lang meine Tochter gar nicht sehen, und ich wünsche deshalb, denn hier hört das Wollen auf, daß Ihr selbst nicht einmal vor meinem Hause vorbei gehet, während dieser ganzen Zeit.

Ist Wochen? rief Gerhard fast zürnend aus. Dieser, alter Herr zum erstenmale finde

ich, daß Sie, bei aller Jugendlichkeit, dennoch alt sind.

Acht Wochen? rief auch Siegfried in großer Bewegung, habe ich wirklich recht gehört und ist das reiner Ernst, und sollen wirklich acht Wochen aus unserm Leben gestrichen werden?

Es ist allerdings mein complet ernsthafter Ernst, erwiderte der Alte, indem er den Jünglingen die Hand drückte, und ich muß sogar von Euch verlangen, daß Ihr mir zutraut, es es sei von mir recht wohl überlegt worden.

Acht Wochen? rief Gerhard noch einmal, wie es schien, um sich über den blassen Klang der Worte noch mehr zu ärgern, wissen Sie auch, daß eine Woche aus sieben Tagen und ein Tag aus vier und zwanzig Stunden besteht, und daß eine einzige Minute hinreichend ist um ganz und gar des Teufels zu werden? wissen Sie auch, was es heißt, wenn so ein dickdün-
nig leer-dummer Tag, so ein langweilig trocke-

ner Hanswurst von Tag, einem des Morgens früh beim Erwachen, die Hand giebt, und sagt: Komm, mein guter Junge, ich will dir zeigen, was es heißt, wenn ich keine Lust habe Dich zu ergözen, — wissen Sie: was es heißt, wenn man am Abend eines solchen Tages ver trocknem Jammer kaum mehr seufzen kann, und wenn man ohne Lust zu reden, blos denkt: O Tag, du haß mir keinen guten Morgen und keinen guten Abend; ja nicht einmal eine gesegnete Mahlzeit gewünscht, Gottlob daß ich dich glücklich unter die Füße gebracht habe.

Sechß und zwanzigstes Kapitel.

Und wenn du auch, erwiederte Werner, alle Farben Höllenbreugheit ausbrauchtest, um mir den Jammer, jener bevorstehenden acht Wochen zu schildern: mein Entschluß steht doch fest. Zum Glück ist mir für Dich auch gar nichts sehr bang, da du schon jetzt die seltsamste Veredelsamkeit besitzest, um mir jene Zeit zu schildern. Fast nie aber wird eine Zeit so gut oder so schlimm als man sie sich vorher denkt. — Soll ich euch aber ehrlich rathen, so meine ich, daß ihr überhaupt wohl thätet, wenn ihr diese 8 Tage kräftig hinbringen wolltet, und nicht etwa aus eurem Leben fantastisch ausschiet.

Der alte Werner hatte allerdings geirrt, wenn er glaubte, daß, wer im Stande sei eine böse Zeit zu schildern, das Schlimme derselben

weniger empfinden werde; denn jeder, dem einiger Humor gegeben, liebt, sich selbst und sein Geschick zu betrachten; und er ist darum nicht weniger — Adler, wenn er sich als solchen; und nicht weniger — Eule, wenn er sich als solche zu schildern im Stande ist. Man darf sogar sagen, daß Werhard durch jene Schilderung die Stacheln der bevorstehenden Tage nur geschärft habe, und er gelangte bereits mit halb der Erschöpfung an den ersten in der Reihe derselben. Er war unmuthig über den Allen, der seine Liebe saß für eine — Klicke anzusehen schien, die sich im Honig des Anschauens und Genusses badend, ertränken werde. Er ging den ganzen Tag von einem Freunde und einer Freundin zur andern, da er aber stets saß lauter Außerordentliches und Piquantes erwartete, so fand er sich oft betrogen und nicht selten gelangweilt.

Er versuchte einige — süßste Art von Trauerspielen, die er in seinem Geiste mit sich herum-

zung, denn zu einem ersten und zweiten Aufzuge fehlte ihm Ruhe und Besonnenheit; aber auch die sanftem Akte gerietten schlecht, da man den Schmerz nicht darstellen kann, wenn man sich selbst schmerzlich erfasst fühlt. Er ritt einige Pferde krank in seiner krankten Ungeduld, und würde sich selbst auf mehreren Fällen die Schwindsucht erspart haben, wenn nicht seine saß unerlöschliche Gesundheit einem solchen Unglück gewehrt hätte. Gewöhnlich ging er dann am Abend oder auch spät noch in der Nacht zu Siegfried, der ihn mit ewig freundlicher Milde und sanfter Ermahnung zur Geduld empfing.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

„Das weiß der Teufel, und das weiß der Kukul, rief er dann fast grimmig aus, wie du es anfängst, ruhig zu sein, da du doch wirklich liebst.“ — Ohne aber die Antwort zu erwarten, fiel ihm schon das Lächerliche seiner Worte auf, und er sagte: Es ist nicht seltsam, daß wir dem Teufel so manche Wissenschaft zuschreiben, da er allerdings Zeit genug haben mag, etwas Beträchtliches zu lernen und Erfahrungen aller Art zu sammeln; wie wir aber darauf kommen, daß ein so kleines und frivoles Thier, wie der Kukul, alles wissen und zu den schärfsten Kenntnissen gelangt sein soll, das fällt denn doch in das Unbegreifliche.

Siegfried freute sich immer, selbst über die wunderlichsten Eherze seines Freundes, denn er

sah sie nur als den umgekehrten Ernst an, und glaubte deshalb, daß sie auch nothwendig beruhigend sein müßten. Indessen muß der Verfasser dieser Erzählung denn doch mit der Bemerkung dazwischen treten, daß eigentlich nur der ächte Humor, als ein Theil der Besinnung, wahrhaft beruhigend ist, während der einzelne Scherz nur augenblickliche Beschwichtigung gewährt.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Gerhard war in jener Periode des Lebens, wo sich der überkräftige Jüngling mitunter durch seine Ueberkraft quält, wo er bei der aufgehenden Sonne sagt: Sie ist schön, aber die untergehende ist doch besser. Wenn er dann die untergehende ansieht, so sagt er: Sie ist allerdings schöner, aber am allerschönsten wäre es doch, wenn die Sonne zugleich auf und auch unterginge, damit man alles Herrliche beisammen hätte.

Er möchte zu gleicher Zeit dichten, philosophiren, küssen, Schlafträn gewinnen, in den Himmel sehen, und doch wieder die heiße Wangen in den thauigen Erdenblumen kühlen. Er hält nicht, wie Titus, den Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan, sondern jede Stunde, in welcher er nicht wenigstens sieben Hei-

denkhaften, sieben große Worte, und sieben herrliche Scherze zu Tage gefördert und vollbracht hat. Kommt nun einem solchen Jüngling ein Befehl entgegen, wie der des alten Werner war, so wird er nicht selten fast das schlimmste was der Mensch werden kann — verdrießlich. Wir nennen diesen Zustand fast den schlimmsten, weil beinahe alle Unarten und Untugenden in der Verdroßtheit des Lebens begangen werden; nie in klarer Freude, nie in klarem Schmerz.

Ganz anders hielt sich Siegfried. In seiner ruhigen Kraft suchte er stets das Leben, so felsam es auch mitunter scheinen konnte, in seiner Klarheit und Bedenklichkeit aufzufassen, und so war ihm denn auch der Mitleid, in Beziehung auf Rathilden, als das reine — Schicksal erschienen. Die acht Wochen Entbehrung dünkten ihm mit Wehe ein reines Leiden, doch weil sie ihm ein reines waren, ließen sie sich

auch ertragen. — Sie zu besiegen, gab es, das fühlte er klar, nur folgende Mittel: Umgang mit der Natur, Genuß der Freundschaft, Geduld und Arbeit.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Gottlob! sagte endlich Gerhard, morgens um drei Uhr, am ersten Tage der neunten Woche, Gottlob, selbst die dümmste Zeit kann doch am Ende nicht anders thun als — fortgehen, und 'es ist auch wirklich eine herrliche Sache, daß sie, bei dem besten Willen zu verharren, doch nicht gänzlich obstinat sich verhärten kann, obwohl sie bleiern genug ist. Jetzt wollen wir aber auch sogleich die erste scherzhafte Rache an dem lieben bösen Alten nehmen, und ihn um seinen Morgenschlaf bringen. — Dazu war aber

Siegfried nicht zu bewegen, der, nur Lügen gegen Jünglinge, sich stets zart gegen Alte betrug, auch wenn sie noch wie Werner in dem Mittelzustand der Jüngziger schwebten.

Gerharden gelang die kleine Rache wirklich, aber er fand doch bald, daß er besser gesihan hätte, wenn er sie erlassen, denn auch die heitersten Menschen wollen nicht gern aus den behaglichen — Morgenträumen geweckt werden. Werner zeigte sich durchaus nicht verdrießlich; wohl aber mit einem gewissen ironischen Lächeln, das Gerhard gar wohl kannte, da er sich selbst nicht selten darauf ertappte. Als endlich am späteren Morgen auch Siegfried erschien, da klingelte der Alte, und erzählte dann der freundlichen Mathilde mit ähnlichen Worten wie wir oben erzählt haben, die Art, wie beide Jünglinge die Zeit der Entbehrung bestanden hatten.

Gerhard, sagte er, ist ohne Zweifel ein

sehr poetischer junger Mann gewesen, und hat, als solcher, die Zeit fast zerquetscht und zerrieben. Siegfried aber ist ein entschiedener Prosaisk. Er hat ordentlich ... gearbeitet während dessen. Er hat Schillers Thesaurus und Schottels Sprachkunst studiert, und es ist möglich, daß wir von ihm noch ein treffliches Handlexicon für die alteutsche Sprache erhalten; in Nebenstunden hat er sogar die Inhaltsverzeichnisse sämtlicher Literaturzeitungen nachgesehen, und aufgeschrieben, was sie für Werke vergessen haben. — Was soll man nun von einem solchen Jüngling sagen, der so wenig die Lyrik und Romantik der Liebe versteht? —

Dreißigstes Kapitel.

Es giebt manche sehr gebildete Mädchen die sich auf alles Gute, nur nicht auf die männliche Ironie, selbst nicht auf die offenste, verstehen; so wie im Gegentheil manche andere, die sich zu gut darauf zu verstehen glauben, und eben deshalb nicht minder irren. Mathilde wußte freilich durch tausend Beispiele, daß ihr Vater auch wohl zu scherzen pflege; und dennoch konnte sie nie über das Herz bringen, in irgend einem Falle mit Bestimmtheit zu sagen: „Jetzt scherzt der Vater;“ außer wenn dieser ausdrücklich sagte: „Ich scherze jetzt ungemein.“

Etwas Aehnliches trug sich auch jetzt mit ihr zu. Sie fühlte recht wohl, daß Siegfried sich während der langen Abwesenheit besser benommen habe als Gerhard, aber sie meinte doch, der Vater gebe diesem wenigstens zur Hälfte recht, und

ein kleiner Eitelkeits-Kobold, der auch wohl das Herz manches gar guten Menschen zumweilen durchflattert, flüßerte ihr zu, Siegfried sei denn doch auch gar zu — vernünftig, bei welcher Aeußerung der Kobold gewiß entschiedenes Unrecht hatte. Als sie aber in Siegfrieds liebdes Gesicht mit erhöhter Aufmerksamkeit hineinsah, sagte sie zu sich selbst, und faß so, daß man es hören konnte: Es war gewiß ein recht dummer Gedanke den ich eben hatte, doch ist er dafür auch desto schneller fortgegangen.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Gerhard war keinen Augenblick in Zweifel gewesen über die eigentliche Meinung des alten Werner, und da er sich wirklich überwunden sah, so rief er aus, indem er Siegfrieden umarmte: „Du hast geübt, lieber Studer, ich räume es ein; aber ich kann nicht so verständig sein wie du.“ — An dem letzten Zusage hatte ohne Zweifel schon wieder seine Eitelkeit schuld, und er hoffte vielleicht doch durch diesen Zusage — zu siegen.

Dann fragte er schnell: „Welch' eine neue Prüfung nun?

Werner erwiderte: Von mir selbst keine mehr; das Leben selbst wird wohl meine Stelle vertreten. Ich habe lange genug das Schicksal gemacht, was der Mensch eigentlich vielleicht nie machen sollte. Lebt nun ganz auf eure eigs

ne Hand und Weise, wie es euch gefällt, wobei freilich der am besten leben würde, der aus seinem Leben das Shakspearsche Lustspiel gleichen Namens machen könnte. — Es wird sich schon alles fügen, wie es sich fügen soll.

Die Freiheit behagte den Jünglingen, doch fühlte Siegfried immer mehr und mehr, daß die Liebe ein Schmerz sei, der nur um des willen ein seliger Schmerz ist, weil er der höchste und tiefste ist.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Eines Tages sahen unsere Freunde in Berners Hause einen fremden Gast, der beiden auf die entschiedenste Weise mißfiel. Er war von zierlichem Aussehen, und wußte sich recht wohl darzustellen, litt aber innerlich an einer gewissen geistigen Halbheit, oder, wenn man lieber will, Doppeltheit, indem er das Widerstrebendste von allem Widerstrebenden: die Deutscherheit mit dem Franzosenthum zu vereinigen suchte. Natürlich mußte so Verkehrtes, ja in sich Unmögliches ganz mißlingen, und die Deutscherheit ward zu einer bloß auswendig gelernten Phrase, während das Franzosenthum in steter goldner Fragenhaftigkeit prangte. Er gehörte zu den Menschen, die, in steter Bemühung unterhaltend und ergötzlich zu sein, gewissermaßen das ganze Wörterbuch, von A, Al, Ab,

bis Zuthphen durchnehmen; aber in so eusephlicher Eil, daß man weder über A, Nat noch Zuthphen das Erspieckliche absprechen kann.

Im Auge des sanften Siegfried brannte heute eine eigene Flamme, denn ihn jammerte zürnend die geistige Zersahrenheit und Verschwommenheit dieses Menschen, und ihm war die Erinnerung widerlich, daß er ihn bereits am funfzig Orten für geistreich hatte erklären hören müssen. Auch empörte ihn die sichtliche Bewerbung des Fremden um Rathildens Gunst, und es beruhigte ihn nicht, daß diese sehr kalt erschien, denn er wollte daß durchaus nichts Unheimliches in ihre reine Nähe sich drängen sollte: was sich doch jetzt nicht abwehren ließ.

Gerhard bemerkte sehr wohl, was in seines Freundes Seele vorging, und sagte, ihm das Glas füllend, leise: Ich rathe dir heute den schwarzen Männern in der Zauberflöte nachzugehen, welche eine Flamme auf dem Helme

tragen, und deshalb sich wohl in Acht nehmen müssen, durch keine zu rasche Bewegung irgend etwas von besagter Flamme auf andere oder auf sich selbst herab zu schütten. Was mich betrifft, so bin ich dabei wie ein Fisch im Wasser, und den Herrn ein wenig mit satyrischem Salzwasser zu besprühen ist wohl weder in göttlichen, noch menschlichen Gesetzen verboten.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Das ist es nun freilich nicht; dennoch verleiht den guten Menschen Reiz der Gedanke, zur persönlichen Satire seine Zuflucht genommen zu haben, so innige Freude er auch haben mag und soll an fröhlicher Ironie und reinem Welt-Humor. Indessen hätte sich selbst der fast ein

wenig leichtgesinnte Gerhard das spätere Mitleid über den Fremden, den wir Raoul nennen wollen, erlassen können, da dieser keineswegs von seiner Satire sich getroffen fühlte. Es giebt Männer, deren Eitelkeit zu einer so kolossalen Höhe, und bei aller Kolossalität doch so zierlich glatten Gediegenheit gekommen ist, daß sie, aalartig, nicht bloß andern, sondern sogar sich selbst entschlüpfen, und gar nicht träumen, als könnten sie jemals lächerlich werden.

Raoul hatte sich wohl ergötzt, und sagte am Abend zu sich selbst: Die jungen Leute sind halbweg erträglich, denn meine höhere Bildung zwingt mich zur Milde. Das Mädchen ist sogar hübsch, und, wenn auch ein wenig einfältig, was schadet es? Ich gebe ihr ab von meines Geistes Ueberfluß und hauche die Pngmationsstatue mit Leben an. Ich will sie zur Frau nehmen, und die Gute wird sich selig fühlen.

Wirklich hielt er am andern Tage um Raschildens Hand an, ward aber von dem alten Werner, der bereits seiner Tochter Abneigung kannte, belehrt, daß seine Wünsche nicht erfüllt werden könnten. Sogenannter Siege stets gewohnt, mußte Raoul sich erst das Wort des Alten mehreremals wiederholen lassen, ehe er es auch nur historisch zu fassen vermochte. Er war indessen auch dann nicht im Stande, irgend ein anderes Gesicht aufzutreiben, als ein solches, das selbst seine Freunde für einigermaßen dumm erklärt haben würden, und verdrießlich, verlegt, gekränkt und fast wortlos ging er nach Hause.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Nur edle Wunden deckt die Zeit mit ihrem kühlenden Schleier zu; die Wunden der Eitelkeit bluten lange nach, und schmerzen gewöhnlich am andern Morgen tiefer als am Abend vorher. In einer solchen Stimmung traf bald darauf Raoul mit unsern beiden jungen Freunden an einer öffentlichen Wirthstafel zusammen, und neu erzürnt durch den Anblick derselben, die er mit Recht für seine Nebenbuhler hielt, versank er in die allertiefste Gemeinheit, die nur möglich ist, er spöttelte über den Charakter des guten unbeschoenen Mädchens.

In den Augen der beiden Jünglinge blühten die Flammen eines edlen Zornes; ja in Siegfrieds Seele, eben weil sie so sanft war, regte sich der Gedanke, dieser Mensch sei eigentlich nicht einmal des Zornes werth, und er sagte

in dem Ton, wie man etwa eine unbedeutende Zeitungsnachricht liest: „Sie sind ein durchaus elender Mensch,“ und es kam ihm dabei vor, als sei er noch sehr höflich gewesen.

Was mich betrifft, sagte Gerhard, so unterschreibe ich zwar ganz den passenden Ausdruck meines lieben Freundes; allein ich billige nicht, daß er ihn gar nicht mit einigen Blumen umhüllt hat. Wie die Natur sich in der Mannigfaltigkeit gleichsam spielend ergötzt, indem sie nicht blos Löwen, Leoparden und Kasse erschafft, sondern auch Kröten, Schmutzläser und Wanzen, so muß sie, um nicht inconsequent zu sein, auch im Reiche der denkenden Wesen etwas Aehnliches erschaffen. Wenn es mich nun stets erfreut hat, diesem Gange der Natur nachzuforschen, so muß ich Ihnen Dank sagen, daß Sie mich aufs neue von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt haben.

Fünf und dreißigstes Stück.

Raoul sah beide Jünglinge mit wüthenden Augen an, sagte sich aber bald, da das was er sagen konnte, keine Zeugen ertrug. Dann zog er seine Schreibtafel hervor, schrieb einige Worte, und indem er die Brieftasche an Siegfried reichte, sprach er: „Lesen Sie doch dieses Gedicht, das auf nichts Anspruch macht, als auf Wahrheit, und zeigen Sie es dann Ihrem Freunde, der es freilich nicht ausführlich genug finden wird, da er selbst nur die asiatische Beredsamkeit zu lieben scheint.“

Siegfried nahm das Blatt und las: „Morgen um neun Uhr früh im Waldthale.“ — Siegfried sagte: „Gottlob,“ und Gerhard: „Obwohl ich den Verfasser nicht eben liebe, obwohl man vielleicht sogar sagen dürfte, ich könne

denselben nicht wohl aussehen, so billige ich doch gänzlich diesen Herzenserguß.

Die Freunde gingen mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit am Abend spazieren, als plötzlich Gerhard, von einem raschen Gedanken erschreckt, ausrief: „Aber mein Gott, liebster Siegfried, Du kannst ja nicht fechten. O Du der alles kann, warum hast Du das zu lernen versäumt? — „Gerhard sah ihn lange an, und es überraschte ihn fast bis zur Sprachlosigkeit, wie der sonst so fröhliche Freund mit einem Male so verwandelt war, und immer blässer wurde um seinetwillen. —

Es giebt Menschen von so sanfter und milder Natur, die ewig gewohnt sind, nur Liebe zu geben, ohne je ein sichtbares Empfangen derselben auch nur zu erwarten. Empfangen sie aber dann einmal ein solches Zeichen wirklich, so ist ihre Freude desto tiefer und reiner. Fast in allen Verhältnissen der Freunde,

schaft ist Aristokratie; ach, und leider nicht immer eine stülische! — Wenigstens ist oft ein Erster und ein Zweiter unter den Freunden vorhanden, selten zwei die ganz Eins und gleich sind. Lasset uns aber diesen Gedanken auch nicht zu trübe nehmen, denn wenn der Erste nur ein rechter Mensch ist, so wird er doch dem Zweiten zumweiten sagen: Es ist wohl nur ein Irrthum, daß ich der Erste sein soll, und der eine Moment, in dem ich Dir das sage, ist besser, als die tausend andern, wo ich mir schweigend den Vorzug gefallen lasse.

Endlich erniederte Siegfried: Ist es denn wirklich wahr, Du Gutar, und hast Du mich so lieb? Das ist ja gar herrlich. — Dann umarmte er ihn mit dem Genuß, den eine auch äußerlich und durch entscheidende Worte gesicherte Freundschaft gewährt, und sagte: Auf das Andere was Du besorgst, und mir vorwirfst,

kann ich jetzt gar nicht antworten. Das wird werden, wie Gott es fügt.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Lasset mich rasch hinübergehen über den Zweikampf, den Siegfried am andern Tage mit Raoul bestand. Mit edler Ruhe hatte der uns erfahrene Jüngling sich dem Gegner gegenüber gestellt, der in allen Künsten neuerer Fechtsart wohl erfahren und gewandt erschien. Siegfried hatte kaum bemerkt, als die erste Wunde in dem linken Oberarm das heiße, reine Blut ihm strömen machte; ja es befehl ihn dabei, wie reinen Jünglingen wohl zu geschehen pflegt, eine gewisse überjetige Trunkenheit, daß es doch für eine gute Meinung hinsichtliche. Raoul näherte sich ihm höflich, und bat aufzuhören,

da er ja Genugthuung habe; aber Siegfried verlangte schweigend, fortzufahren, bis endlich eine zweite tiefere Wunde in den rechten Arm die Führung der Waffe ihm unmöglich machte.

Nach einer kurzen Ohnmacht erwachend, fand er sich in Berhards Armen. Dieser, der ihm, durch ein erhöhtes Gefühl erregt, den ersten Rang zuerkannt, hatte jetzt den heißen Mund auf die tiefere Wunde gelegt und sagte endlich in Liebe und Zorn: Du sollst nicht sterben, unterprühe Dich nicht zu sterben, ich will es nicht haben, ich bedarf Deiner, und das habe ich auch Gottlob nie verhehlt. Sonst aber bin ich oft gar nicht gut gegen Dich gewesen, und ich war hochmüthig und quälte Dich, und Du liehest es Dir in Liebe gefallen: jetzt aber will ich es Dir sagen und dem Feinde dert, und aller Welt, und es soll gelten für immer, daß Du besser bist als ich, weit, weit besser, aber ich will auch anders werden und

und Du selbst noch eine Art von Freude an mir haben. Durch nur diesmal nicht, jetzt verliert ich die Lust mich zu befehen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Wie bist Du seltsam, erwiderete Siegfried mit mildem Lächeln, du warst ja immer lieb und gut.

Des Trufes Elffohn war ich mitunter, fuhr Gerhard fort, das kannst Du mir glauben; jetzt aber will ich den Erzengel Michael nachahmen, und das Schwert nehmen.

Seid verhöhet, mein werthgeschätzter Herr, so wendete er sich an Kocul, der nicht ohne (wenn wir so sagen dürfen) geschichtliches Interesse der Scene zusehen, — seid verhö-

Herr, auch bei Euch wird sich bald ein purpurer Wundenmund öffnen. Daß mein lieber Siegfried, der sonst Frieden und Sieg im Schwärm trägt, jetzt am Boden liegt, das war allerdings vorher zu sehen, denn er hat den schlimmen Fehler, zu vorzüglich zu sein, und gegen Euch viel zu großes Recht zu haben. Wer aber zu sehr Recht hat, bekommt fast immer Unrecht, darüber leß nur in euren Nebenstunden die Weltgeschichte nach. Ich aber sehe Gottlieb, mit einigen tüchtigen Untogenden, Uvarien, Wunderlichkeiten und Ähnlichen in diesem Augenblicke höchst erpichtlichen Sachen Euch gegenüber, und deshalb kann es mir nicht fehlen.

Das letzte Wort dieser nicht ganz zu billigen Rede traf allerdings ein, und in wenigen Minuten lag Raoul verwundet am Boden. Da rief Gerhard: Jetzt schnell hinweg! Wenn es auch erfreulich ist, gerechte Strafe zu nehmen,

men,

men, so soll man doch nie den Verstorbenen ansehen, denn auch der blöde Muthwill könnte ihn verlesen. Das aber sei fern. — Wie wohl thut dem zu Muth sein mag, der nicht geprüft, sondern der sich gerächt hat, das weiß lediglich der Kufel; um des Teufels zu geschweigen.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Wir alle, geliebter Leser, haben entweder den Augenblick schon erfahren, oder werden ihn noch erfahren, in dem wir, wie durch eine unsichtbare Gewalt gehoben, plötzlich mündig werden. Wohl können wir Männer über einen solchen Augenblick, wo wir es geworden sind, manches vertragen, welches der Knabe

lung werth wäre; aber eine noch soß erfreulichere Betrachtung zieht uns an: wie nämlich tiefer Augenblick sich in der Seele des reinen Mädchenfindes bildet, wenn sie zur Jungfrau reift. Es ist, als verwandle sich die dufelige Morgenröthe in eine strahlende Morgensonne oder als öffne sich plötzlich das leichte Morgen-
gewölke vor dem anmuthigen Thal, in das hinein zu sehen kein leichter Nebel mehr hindert. Da redet mit einem male jede tiefere Stimme in der Brust, das Herz hört seine eigenen Schläge und versteht sie, und das Geheimniß des Lebens stellt sich in seiner ganzen freundlichen Bedeutung dar.

Nicht ist es soß immer die Liebe, die das Mädchen zur Jungfrau reift, aber — o müßet ihr doch alle, die ihr diese ansehnlichen Worte lest, mit mir einig sein über die Bedeutung der Liebe, — es ist nicht immer die Liebe für einen Jüngling. Denn wir

manchem edlen Mädchen wird das Klosterberg
 versagt, an dem sie mit freudigem Stolze ruhen
 darf: und sollen wir nicht jede innig und freu-
 dig loben, die jedes andere Herz, das ihrer nicht
 ganz würdig ist, muthig verschmähet? Ob
 ist es die heilige Liebe für die Mutter, das Ein-
 streichen in die heilige Welt einer reinen und
 ewigen Freundschaft, das Entzündetwer-
 den durch eine göttliche Idee, die täglich das
 Leben vollendend edelt, und dem Gemüthe sei-
 lige Klarheit und Frieden giebt. Ist es so, —
 und ich möchte Blumen nehmen aus der Wern-
 er, um so sagen, daß es so sei, — so laßt
 uns auch nicht mehr mit ephorischem Kienid oder
 gar vornehmem Bedauern auf die edeln Jung-
 frauen hinsehen, die in herrlicher Jungfräulich-
 keit, rein wie der Schnee auf dem sonnenbelen-
 ztem Gebirge, sanft hinwandeln, durch Mau-
 er: und Geiswälderliche vollständige, Freund-

cheft, und die veraltende religiöfe Ideen be-
ruhigt, gefräßigt, und betrübt.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Woh! aber freilich und doppelt wohl dem
Mädchen, dem der Himmel den wichtigſten
Moment des Lebens in der eunuchigen Liebe
für einen Jüngling gewährt. Nachtheile hatte
ſich bisher in ſolcher Unſelbſtſtändigkeit für nichts
weniger gehalten, als für ein Kind, das in den
engen Grenzen des Gehorſams weſtgenommene
Geſetze zu befolgen hat. Nun aber hatten zwei
mächtige Jünglinge ſie ſchon längſt als eine freie
Jungfrau betrachtet; nur daß ſie ſich noch im-
mer nicht an den ſolzen Schranken, wahrhaft
geliebt zu werden, hatte gewöhnen können.

Doch sagt erst die Wahrheit dieser Liebe, wie etwas heilig und Angesehnes vor ihr Auge, es war um ihretwillen und im Kampfe für ihre Ehre etwas Blut getrunken, und Blut ist für die Frauen etwas viel Bedeutenderes und Heiligeres als für die weissen Männer. Sie begreift an-
 lange die Begebenheit kaum, als man sie ihr erzählt; ja es war ihr, als lese sie in einem geheimhaften und obenstehenden Buche, dann schmeckt sie auf sich selbst, als sei sie die schuldige Ursache so trüber Ereignisse.

Dann aber fand sie die ganze Erzählung sehr mehr als wunderbar, und sie sagte zu sich selbst: Es ist ja gar nicht möglich, und wie kann man denn für ein so unbedeutendes Kind, wie ich bin, so handeln? Aber indem sie das Wort „unbedeutendes Kind“ aussprach, hörte sie wieder, das sei nun nicht mehr alle; dann erinnerte sie, und das Kind mit dem Namen

dem wurde zu einem schmerzlichen Gefühl, und sie tadelte sich, daß, wenn sie an Siegfried dachte: sich in jenes Gefühl sogar etwas Süßes mische. Dann träumte sie sinnig vor sich hin: doch in diesen Träumen war Wahrheit, in welcher sie lebte.

Endlich am Abend erschien sie ruhig vor dem Vater und sagte gelassen: Ich bin nun ganz einzig mit mir, theurer Vater, und Gott hat sehr deutlich zu mir gesprochen. — Der alte Werner hatte bisher seine Tochter mit Recht nur für ein Kind angesehen, und in der freundlichen Beschaulichkeit seines Lebens war ihm dieser Gedanke völlig zu einer lieben Gewohnheit geworden. Dennoch — wir sagen es ihm zu seiner Ehre nach — hatte es nur des Beobachtens am heutigen Tage und jetzt eines einzigen Blickes in das Auge seiner Tochter bedurft, um ihm zu zeigen, daß Mathilde nun wirklich mündig geworden war.

Gebildete Menschen, die sich an reinen
Scherzen erfreuen (und der behagliche Alte hat-
te mit seinem Kinde fast immer nur geistert)
können eben deshalb am leichtesten zum Ernste
übergehen, und so erwiderte er denn: Du
weißt, mein Kind, daß ich des Menschen Frei-
heit nie beschränke; wie könnte ich meiner lie-
ben Tochter Freiheit je beschränken auch nur
wollen?

Vierzigstes Kapitel.

„Und nun?“ fuhr er nach einer Pause fort, in dem Ton, mit dem man anzudeuten pflegt, daß der Andere seine Rede fortsetzen und das Beste was in ihm ist, heraus sagen möge. Aber sie erwiderte nur: „Ich sagte bereits alles,“ was freilich sich nicht also verhielt. Doch war es recht, denn über den Geliebten soll die Geliebte nicht zu viel reden, sondern nur ihn — lieben. Der Alte war derselben Ansicht und lächelte jetzt über sein eigenes „und nun,“ mit dem er einen Namen hatte hervorlocken wollen.

Sie hat ganz Recht, sagte er zu sich selbst. Ueber seine Thränen, seine Gebete und seine Liebe muß der Mensch nicht viel reden. Siehe es doch sogar, und leider nicht wenige zu zarte Naturen, deren Heiligstes sich saß erkälten

kann, wenn es ausgesprochen wird, und denen die Sprache ist wie der Winter, in den der Schmetterling nicht hineinflattern kann. Hier aber ist Gottlob von keiner Ueberzart heit die Rede.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Ganz anders hatte bisher unser armer Siegfried gelebt. Ihm war anfangs wohl gewesen in den Schmerzen der Wunde und des Fiebers, das in den nächsten Tagen folgte. Es giebt Stimmungen, in denen sich der Mensch der Krankheit freut, wie eines göttlichen Geschenkes.

Als aber durch die kräftige Jünglingsnatur die Wunde heilte, und das Fieber vorüberging, da stand unser Freund allein mit dem

Gefühl des großen Schmerzes: besiegt zu sein in edler Sache. Gerhard hatte ihn täglich besucht, mild, heiter, gesprächig, wenig, doch von jener Erweichung an dem Tage der Entscheidung war nicht mehr die Rede. Ja wir müssen leider gestehn, es dünkte ihn zuweilen, als müßte er sich seiner Erweichung schämen, denn gar viele Menschen, die sonst sich loblich auszeichnen, erröthen fast vor ihren höchsten Augenblicken, gleichsam als könne diese vielleicht etwas rohe Erde das Schönste nicht ertragen.

Noch öfter und inniger erschien der alte Werner an des Jünglings Krankenbett, und dieser Mann der das Leben kannte, bedurfte hier seiner Kenntniß nicht, um den Jüngling jetzt mit ganz besonders zarter Achtung zu behandeln, denn das lehrte ihn schon das reine Herz. Es war keine Spur mehr von dem alten, fast überbehaglichen Herabziehen, und der

ehemaligen scherzenden Oberherrschaft, ja ihm traten einst die Thränen in die Augen, als er fröhlich und leicht geschichtlich erweisen wollte, daß der Besiegte oft größer sei als der Sieger.

Dennoch ist das Gefühl des Besiegteins bei einem Jünglinge nicht weg zu scherzen, nicht weg zu reden, nicht weg zu trösten, und plötzlich reiste ein großer Gedanke in unserm Freunde, den er auszuführen entschlossen war. Schon war ihm in der Krankheit dieser Entschluß gekommen; doch eben weil er ihn in der Krankheit gefaßt, wollte er erst auf die Gesundheit warten, um seiner und des Entschlusses gewiß zu sein.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Auf wohlgeartete Naturen hat indeß die Krankheit keine andre Wirkung, als sie noch mehr zu klutern. Ihnen ist die Krankheit eine ernst verschleierte Gestalt, die nur in den Vorhof der Seele dringen darf; nicht in das Heiligste des Gemüths selbst. Was ihnen klar geworden ist auf dem Schmerzenslager, das bleibt fest stehen auch in der Hülle der Gesundheit.

Sie war mein Einziges, mein Alles, sagte Eiegfried zu sich selbst, sie war der Puls meines Lebens, der Lohn jeder Arbeit, die Erfüllung jedes Traums; aber ich muß sie opfern. Habe ich geopfert, dann ist mein Leben nur ein langsamer Gang durch eine starre lang hingestreckte Wüste, aber ich muß es wagen, und dennoch leben. Hat nicht der Himmel schon deutlich gesprochen, soll ich noch länger käm-

pfen mit dem Freunde, der mich in jedem Kampfe besiegt?

Ihm hat die Natur alles verliehen, was ein edles Mädchen glücklich machen kann, er ist fröhlich und gewandt, verständig und gemäß; voll, ausgerüstet mit dichterischen Anlagen, und dennoch das Leben beherrschend. Ihm hat Gott gewährt was er nur wenigen verleiht, die Tiefe zu vereinigen mit der Vielseitigkeit und Weite, das Leben zu durchschauen und doch mit Freundlichkeit zu behandeln. Wo er erscheint ist er der Sieger, und das ist es, dessen die Frauen bedürfen. Möge er handeln oder ruhen, möge er ernst sein oder scherzen, möge er die Flügel regen im weitem Kreise, oder in enger Begrenzung, möge er sie senken und am Strahl der Sonne sich ergözen lassen, alles steht ihm wohl.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Wie ganz anders ich! fuhr er noch einer Pause fort. Bin ich nicht besetzt worden in jedem Streit, wenn ich etwa einen einzigen annehme, wo der zu freundliche Alte für mich entschied. Fehlt es mir nicht an allem, was den Frauen zusagt, und soll ich in diesem Gefühl noch weiter kämpfen?

Kämpfen? o ich würde auch das Härteste nicht scheuen, um sie zu erringen, aber ist hier nicht der Kampf ein Vergehen an der Liebe? Darf der, der seinen irdischen Unwerth und seine Schwäche selbst erkennt, noch fortfahren zu ringen? ist die Liebe etwas anders als erhöhte Tugend und geläuterte Kraft? ist sie nur raubende Eitelkeit, die nichts will, als sich selbst glanzreich, und sich selbst geltend machen? und soll ich mir erlauben nur dann gut zu sein,

wenn ich es bei dem Aussein bequem und glücklich habe?

Klopfe du nur immer schmerzlich, du armes Herz, und klage Du nur immerhin daß Du nun nicht mehr weißt, warum Du klopstest. Ich bin mehr als Du in Deinem Schmerz, ich weiß wie ich handeln, und warum ich so handeln muß. — Hat nicht Rathilde mich bedauert? hat sie mich nicht vielleicht sogar beweint? und kann sie den sie bedauerte, den sie beweinte . . . lieben? Ich muß mich entschließen unglücklich zu sein, wenn ich mich achten will; und so will ich denn unglücklich sein.

Vier und vierzigstes Kapitel.

In diesem Gefühl, das wir nicht belächeln werden, weil auch die Uebertreibungen einer reinen Jünglingsnatur noch immer hochachtungswürdig erscheinen, ging er zu dem alten Werner. Dieser nahm ihn mit besonderer Freude auf, da er heute zum erstenmal ihn wieder gesehen erblickte.

Siegfried theilte ihm seinen Entschluß der Entsagung mit, und fügte jeden Grund hinzu, den sein wackeres Gemüth ihm eingab. Werner hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an, und gedrückte während dessen manche seiner Lieblingsstellen, bis er endlich durch die seltsame Frage: „Hab ich auch Recht gehört?“ den Jüngling nöthigte, seinen schweren Spruch von neuem vorzutragen.

Endlich sagte er: Mein guter Jüngling,
ich

ich weiß zwar wohl, daß Du nicht zu jenen gehörst, die heute wollen, was sie morgen nicht wollen; dennoch wünsche ich, daß Du am heutigen Abend, zu dem ich Dich einlade, wiederholen mögest, was Du jetzt gesagt. Der Vormittag ist in dieser Welt wie sie nun einmal ist, nicht wohl gemacht für zarte Gefühle, und Mädchen und Frauen, Männer und Jünglinge haben dann gewöhnlich zu viel zu schaffen, und es will fast selbst mich bedünken, als sei der sanfte ruhige Abend mehr geeignet für solche Erklärungen, die für Zeit und Ewigkeit dauern. So komme denn, bitte ich freundlich, am Abend wieder, und du hast bis dahin Zeit zu bedenken und zu widerrufen, oder auch ganz zu ignoriren alles was du gesagt.

Ich komme, erwiderte Siegfried; aber gewiß Sie trauen mir keinen Wankelmuth zu. Ich habe ja klar gefühlt, was ich muß.

Werner begleitete den Jüngling hinaus;

doch als sie an der letzten Zimmerschüre standen, da umfaßte er ihn mit beiden Armen und sagte: Du willst mein Schwiegersohn nicht sein, so sei mein Freund, und du darfst mir glauben daß ich weiß, was das Wort bedeutet.

Da ruhte der Jüngling einige Augenblicke still und bescheiden an des bewährten Mannes Brust, und ging dann ohne Worte hinaus.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Der Abend kam, mit ihm der gesellige Thee und das gesellige Licht, von dem Gerhard zu behaupten pflegte, daß sich ohne dasselbe gar nichts Entscheidendes absprechen lasse. Beide Jünglinge raunten über Mathildens Anblick, den sie seit jenem Duell nicht genossen hatten, denn auch Gerhard durfte sie während Sieg-

friede Krankheit nicht sehen. Die Jünglinge staunten, denn sie sahen die Jungfrau, zu der das Mädchenkind erwachsen war. Es war ein süßes Erstaunen, denn sie hatten Beide geahndet, daß diese Verwandlung werden müsse, und der wahre Liebhaber sieht in dem Mädchen alles werdende schon als vorhanden. Mathilde sagte zu Siegfried: Sie waren gewiß recht geduldig in Ihrer Krankheit, denn nur wer gesund zu sein verdient, versteht krank zu sein.

Siegfried erwiderte mit Ruhe, er sei bei weitem noch nicht mit sich zufrieden gewesen. Er war heute ganz ohne jene Verlegenheit, die der kräftige und stieliche Jüngling sonst wohl gegen ein geliebtes Mädchen zu haben pflegt. Hat der Mann nur einmal einen festen Entschluß gewonnen, so verschwinden selbst solche Hindernisse, die sich auch wohl in das freie Leben des Tugendhaften drängen. Seine Seele bewegte mit erhöhter Kraft die reinen Flügel,

und während er mit Mathilden ruhig sprach, lächelte er oft mit unendlicher Liebe seinen Freund an.

Berhard dagegen war heute fast unbeholfen verlegen, ohne recht zu wissen weshalb. Er ahndete, als solle heute von etwas Höherem die Rede sein, als das Element war, in dem er sich gewöhnlich zu bewegen pflegte, obwohl auch jenes Lebensciement ein ziemlich gutes genannt zu werden verdient.

Sechß und vierzigstes Kapitel.

Endlich begann Werner: Ihr wißt, lieben Freunde, wie unser ganzes Verhältniß begann. Ihr liebt meine gute Mathilde, und ganz aus unerfreulich neumodigem Styl herausgehend, wandret ihr euch damit redlich an mich. Ich erwiederte, das Maas Eurer Liebe solle entscheiden, denn allerdings muß einem Vater gar viel darauf ankommen, wer seine Tochter am meisten liebt. Da gab ich euch, fast wie ein fröhlicher Sarastro denn der zu ernsthafte Ißtopriester kann etwas langweilig scheinen, — manche wunderliche Prüfungen auf, in denen unser lieber Siegfried fast immer besiegt wurde.

Endlich überahm das Schicksal selbst meine Rolle, und warf uns einen unerfreulichen dritten Mann entgegen, der durchaus nur mit dem

Degen abzutreiben war. Beide Jünglinge ergriffen dann auch das tödliche Gewehr; aber Siegfried ward zweimal verwundet. Der Gedanke ist ihm unendlich, und mit Recht, denn entsetzlich ist es allerdings, nicht besser sechten zu können, als dieser Raoul, der sonst vielleicht nichts weiter kann. Freilich ist unser aller Liebling, Mercutio, in Romeo und Julie, durch den fatalen Lybalt, einen Kerl, der blos nach dem Rechenbuche socht, verwundet, ja dergestalt verletzt worden, daß „obwohl die Wunde nicht so tief war wie ein Biehbrunnen, und nicht so breit wie eine Kirchthüre,“ die liebe scherzende Seele doch kaum fand zu entfliehen.

Zwar ist mir ferner von glaubwürdigen Männern erzählt worden, daß auch wirkliche Geschichtspersonen, z. B. Hector, Hannibal, Marcus Brutus u. s. w. mitunter geschlagen worden sind; man könnte ferner mit einigem Schein des Rechtes anführen, daß nur der Will:

le, nicht der Ausgang den Menschen able; allein das alles mindert, so scheint es, die Größlichkeit der Sache dennoch nicht.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Hier untertrach Siegfried den Vater und sagte: Mögen Sie immerhin wohlwollend mein Mißgeschick in scherzende Worte hüllen: dennoch bleibt das schmerzliche Gefühl lebhaft und fest in in mir. Hat nicht der Himmel deutlich gesprochen? Hat er mir nicht gezeigt, daß mein faß nur innerliches Leben den von außen eindringenden feindlichen Elementen nicht genügend zu widerstehen vermag? Hat mich nicht Washilde bedauert, ja vielleicht beweint? und soll sie etwa den Bedauerten lieben und dem Besweinten die Hand reichen? Ich kann meinem

Herzen nicht gebieten, aufzuhören zu schlagen, für die, die ihm Leben gab; aber ich kann mir selbst gebieten um die nicht zu werben, deren ich mich nicht ganz werth finde. Ich höre auf, mit meinem Freunde zu ringen, und in unendlicher Liebe für Mathilden bringe ich mein eigenes Gemüth selbst zum Opfer und blicke zufrieden auf den Freund der ihrer würdiger ist als ich.

Seine Augen füllten sich mit Thränen, aber eine stolze Freude leuchtete doch aus ihnen hervor, und er sagte mit erhobener Stimme: O haltet mich nicht für schwach, und denkt auch nicht als sei es nur eine gewisse zarte Wehmuth, die aus mir spricht. Ich bin ja vollendet gesund und ich möchte gern auch recht sehr klar sein. Glück und Ruhe kann dem Menschen genommen werden; aber Klarheit soll ihm nie genommen werden dürfen und er soll die bloße Möglich-

keit daß das je geschehen könne, nie zugeben wollen.
Und bin ich denn nun unglücklich? Kann ich es
sein im Besitz einer edlen Freundin und eines
so lieben Freundes, dessen Herz sich mir immer
zuneigte? — O ich bin ja gewiß glücklich.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Da trat Mathilde mit stolzem und doch
schwebendem Schritt zu ihm hin und sagte:
„Du entsagst mir, aber ich entsage Dir nicht,
und ich bin mehr als Deine Freundin. O es
muß wohl ein sehr mächtiger Geist sein, der
mich ergreift, daß ich so Unerhörtes rede, es
muß ein freundlich gewaltiger Gott sein, der
mein Herz so entscheidend gelenkt hat.

Und warum mußten Sie mir zuvorkommen?
sagte Gerhard, indem er mit nassen Augen lä:

hülle, und seine beiden Arme um die Liebenden schlang. Soll ich denn niemals den Vortrefflichen machen können? und warum ist es mir denn gar verwehrt worden, eher noch als Raschilde zu sagen, daß Siegfried gesiegt hat?

Aber es ist mir doch nicht verwehrt, und ich habe dafür gesorgt, daß mir dieser Triumph nicht entgehe. Dieser alte freundliche Herr hat nämlich seit einigen Stunden von mir einen Brief empfangen, der jetzt vorzulesen ist, was nicht lange aufhalten soll.

Werner bestätigte das, und zog aus seiner Schreibtisch eine versiegelte Brief, dessen Aufschrift die Worte beigefügt waren, „zu öffnen um neun Uhr Abends, wenn die Menschen gewöhnlich am besten zu sein pflegen, oder um Mitternacht, oder wenn ich es sonst haben will.“

Neun und vierzigstes Kapitel.

Da Gerhard nun es jetzt wirklich haben wollte, so öffnete Werner den Brief und las: Sehr lieber und verehrter alter Herr, der aber gottlob auch jung ist. Ich bat um die Hand Ihrer Tochter, die zum Glück keine griechische Schönheit ist, sondern eine Deutsche, und deren Gemüth man, ohne erhebliche Einwürfe besürchten zu müssen, gut und lieb nennen darf. Es fand sich aber ein Nebenbuhler, der leider mein liebster Freund ist, wir gingen den Wettkampf ein, und ich siegte immer, aber so oft ich siegte, wurde mir immer ganz angst und bange, ja unheimlich zu Muthe, und so oft mir ein Lorbeerkranz aufgesetzt wurde, flocht ich selber Nesseln und Haidekraut hinein.

Endlich ging mir ein Wondliche der Wahrheit auf, ich meine nämlich in diesem Augen-

blicke, und ich halte diesen Augenblick sogleich bei den Haaren fest, damit mir der Teufel nicht andere mittelmäßige und eigennützige Augenblicke dazwischen schiebe und sage: „Diese sogenannten eigennützigen Augenblicke sind allein vernünftig, und du bist ein übertriebener Hans, dessen Tugend toll geworden ist.“ — Wie gesagt, ich benutze den guten Augenblick, und sage hiedurch klar, daß Siegfried nicht bloß besser ist als ich, sondern auch Rathiden mehr liebe. Was das Besserein betrifft, so hat er sich von jeher das unschuldige Vergnügen gemacht, ununterbrochen tugendhaft und zart zu sein, während ich neben seiner Schneeweißheit mitunter etwas in das Aschfarbige schillerte, wenn ich mich auch nachher Gerstob, recolligirte.

Das Mehrlieben wird mir unendlich sauer bloß einzuräumen, und nun verlangt der gute Engel des Augenblicks sogar, daß ich es gründ-

lich darthue und beweise. Fatalismus allein kann mir einigermaßen helfen. Siegfried kann selbst die Möglichkeit nicht möglich finden, und die Denkbareit nicht denken, daß ein anderes Mädchen jemals Sig und Stimme in seinem Herzen haben könne. Ich muß doch die Denkbareit bei mir zugeben, obwohl ich jetzt noch gehörig anbere und liebe; doch jenes Zugeben entscheidet leider. Es wird aber alles gut werden mit mir.

So sei den sehr glücklich, mein lieber alter Siegfried, du friedlich Siegender, und siegend Friedlicher, und habe mich stets ungemein lieb.

Gerhard.

Fünfzigstes Kapitel.

So war denn alles gelöst, wie es gelöst werden sollte. Und als endlich der Mond aufging, und in das freundliche Gartenzimmer hineingleuchte, da sagte Werner: Wir sind sehr glücklich, denn Liebe und Freundschaft sind mit uns, und in uns. Das sind Worte, die vielleicht nicht selten nur leichtlin ausgesprochen werden; wir aber wollen sie immer mit inniger Andacht und Heiterkeit aussprechen.

PS A 2

